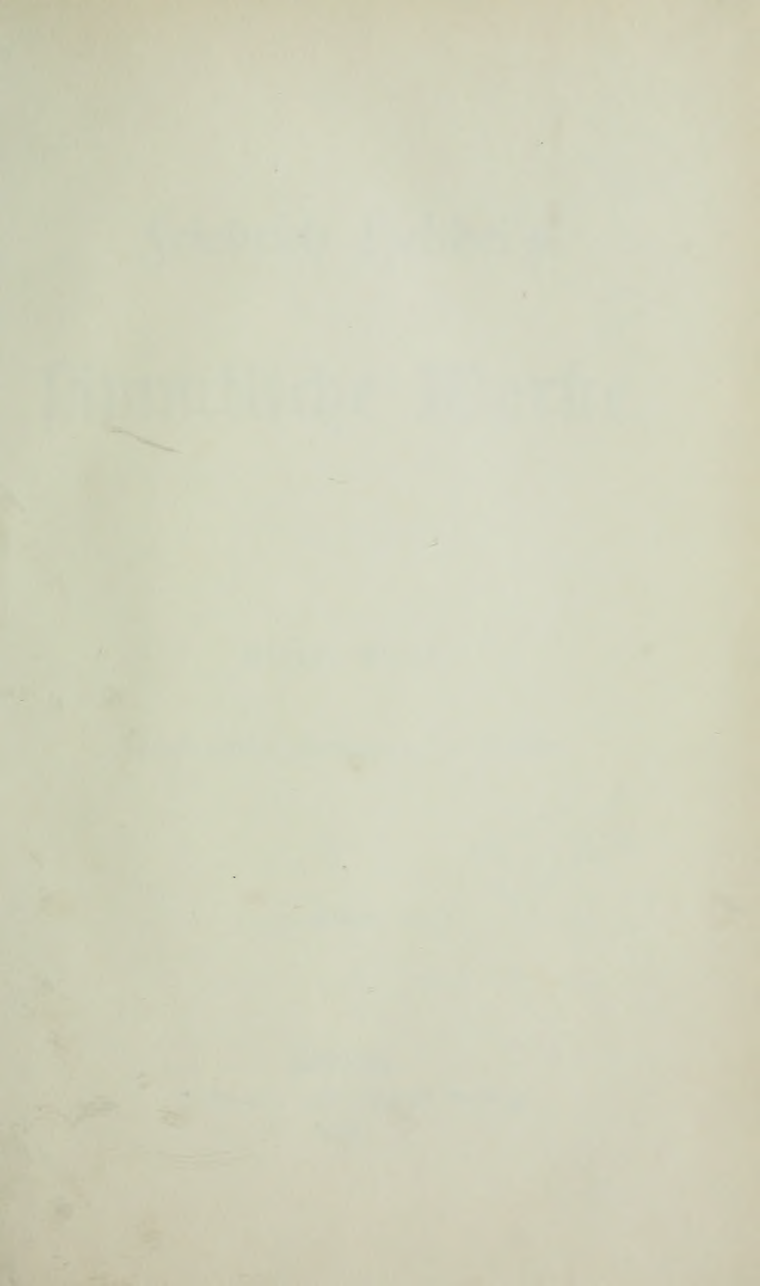

3 1761 08155602 9









Friedrich Hebbel's

sämmtliche Werke.

Elfter Band.

Charakteristiken. (Fortsetzung.) — Kritiken.

Hamburg.
Hoffmann und Campe Verlag.
1891.

Inhalt.

Charakteristiken.

(Fortsetzung.)



Shakespeare und seine Zeitgenossen.

Shakespeare's Zeitgenossen in Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt.

I.

Erster Band: John Webster. Berlin 1858. Verlag von R. Decker.

Die Shakespeare-Literatur häuft sich auf bedrohliche Weise in Deutschland und mahnt mit jedem Jahre stärker an das schneidende Distichon der Xenien, das durch die Auslegerschaar, die einst hinter dem großen Königsberger Philosophen einherzog, wie hungrige Raben hinter dem Pflüger, in's Leben gerufen wurde und das mit dem unartigen Pentameter schloß: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Es dürfte eben so belehrend als ergötzlich sein, auf die vielen Stadien, welche diese Literatur bereits durchlaufen hat, einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Welch ein Abstand zwischen dem durch Goethe's Recension in den „Frankfurter Anzeigen" unsterblich gewordenen Reconvalescenten, der ein Shakespear'sches Drama bearbeitete, d. h. auf den Kopf stellte und verstümmelte, um die Zeit, die zwischen dem Wegsetzen der letzten Medicinflasche und der Wiederaufnahme der Acten verstrich, doch nicht ganz ohne nützliche Beschäftigung hingehen zu lassen, und einem Enthusiasten von heute! Wurde der Dichter ehemals betrachtet und behandelt, wie im Mittelalter ein altrömischer Bau, das Kolosseum z. B., aus dem Fürsten und Bettler ihren Bedarf an Materialien holten und aus dem selbst Michel Angelo die Steine zum Palaît Bramante brechen ließ, so erweist man ihm jetzt fast mehr Ehrfurcht, wie einem gothischen Dom, und sucht selbst in den Spinnengeweben, welche die Fenster verdunkeln, ja in den Spatzen- und Schwalbennestern der Gesimse Sinn und Bedeutung. Wie schüchtern führt Wieland ihn ein; wie vorsichtig verwahrt sich der feine Mann, der wohlgerathene Zögling der Franzosen, der sein ganzes Leben lang den Griechen zu opfern glaubte und doch jedes seiner Gebete

nach Paris richtete anstatt nach Athen, in seinen breiten Glossen gegen den Verdacht, als ob er die Derbheiten und Excentricitäten des fremdartigen Gastes billige oder gar theile; wie oft schießt er ihm aus seiner unerschöpflichen Kasse, die später auch dem Lucian und dem Horaz zu Gute kam, etwas gemeinen Menschenverstand vor und setzt einen Orakelspruch dadurch zur Bauernregel herab. War Wieland's Auffassung aber blos eine enge und beschränkte und konnte sie bei dem allgemeinen Stand der ästhetischen Bildung und bei der Größe der Aufgabe auch füglich keine andere sein, so war die der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger, Wagner u. s. w., die sich ihr entgegenstellten und sie verhöhnten und verspotteten, geradezu eine verkehrte und stand nicht allein mit Shakespeare, sondern mit der Kunst selbst in Widerspruch, indem sie, keineswegs zufrieden, der deutschen Muse den beklemmenden Schnürleib abzuziehen, ihr gern auch noch den Brustkasten zerschlagen hätten, um ihr einen freien und vollen Herzschlag zu verschaffen. Nur Lessing war es gegeben, hier, wie überall, keinen Schritt über die Linie hinaus zu gehen und keinen hinter ihr zurück zu bleiben; wären die goldenen Worte, die er bei Gelegenheit des Weiße'schen Richard aussprach, beherzigt worden, so würde unser dramatisches Raritäten-Kabinet um Vieles ärmer, unser Theater aber vielleicht um einige brauchbare Stücke zweiten oder dritten Ranges reicher sein. „Shakespeare — sagt er — will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist, er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektirt, aber er borge Nichts daraus." Seine unmittelbaren Zeitgenossen hörten nicht auf ihn und verpufften ihre Kräfte, doch Schiller und Goethe gingen, nachdem der erste Jugendrausch verflogen war, auf seinen gesunden Gesichtspunkt ein und gaben uns ein nationales Drama, indem sie sich im Einzelnen von Shakespare so fern hielten als möglich, ihn im Ganzen aber nie aus den Augen verloren. Das war die rechte Mitte, die eingehalten werden muß, wenn der Segen sich nicht in Fluch verwandeln soll. Die romantische Schule zerstach den Damm aber bald wieder, den unsre beiden größten Dichter im Bunde mit unserem ersten Kritiker weise und besonnen aufgeführt hatten, und seitdem haben wir die Ueberschwemmung. A. W. Schlegel's Vorlesungen, in Wien gehalten, machten Epoche und das mit Recht, obgleich man nicht die letzten

Gründe der Dinge bei ihm suchen darf, hinsichtlich deren man sich schon mit ungleich größerem Glück an seinen Bruder wendet. Solger's ausführliche Beurtheilung dieser Vorlesungen ist in Bezug auf das Verständniß Shakespeare's ein wahrer Canon und wurde weit öfter benützt, als citirt. Tieck's oft versprochenes großes Werk ist nicht fertig geworden, nicht einmal fragmentarisch, wie es scheint, und das ist trotz seiner etwas aparten Ansichten über den Charakter der Lady Macbeth und über den berühmten Monolog des Hamlet zu bedauern, denn vor allen Früheren und Späteren war er geeignet, das Capillar-System der Shakespeareschen Organismen zu entwickeln, und dadurch allein wird die Einsicht in die Thätigkeit des Dichters lebendig. Doch hat er durch einzelne Abhandlungen viel gethan und noch mehr vielleicht durch seine Lese-Abende. Die Romantiker hatten noch zu kämpfen, aber sie gingen als Sieger aus der Schlacht hervor und das so vollständig, daß sie ihr eigenes Werk nicht wieder zu zerstören vermochten, was ein Theil von ihnen ein Decennium nachher durch Einführung des Calderon alles Ernstes versuchte. Nun folgten, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Franz Horn, Ulrici, Rötscher, Vischer, Gervinus u. s. w. und auch die Uebersetzungen drängten und verdrängten einander in stürmischer Hast, mit einer Licenz beginnend, die den halben Dichter von vornherein aufgab, und sich zu einer Aengstlichkeit steigernd, die lieber den Genius der eigenen Muttersprache verläugnet, als auf irgend ein Adjectiv Verzicht leistet. Eben so erging es auf der Bühne. Hamlet und Lear wurden von Schröder zu Familienstücken zugeschnitten und fanden auch in dieser Gestalt nur als Paradepferd des Virtuosen Eingang. Schiller und Goethe bemühten sich, das für unser reflectirendes Publikum zu üppige Detail dieser Weltbilder zum Vortheil des Ganzen auf ein faßliches Maß zurückzuführen, und ein so seltsamer Mißgriff Goethe's Romeo und Julie auch sein mag: Schillers Macbeth ist ein Meisterstück des Deutschen Geistes. Die Romantiker, die ihren Shakespeare lasen, wie die Juden den Talmud, verlangten sogar das altenglische Theater-Gerüst zurück und hätten mit dem nämlichen Recht auf Talgkerzen bestehen können. Jetzt wird der Dichter überall so unverkürzt gegeben, als die localen Verhältnisse es nur irgend gestatten. So hat er sich denn vollständig durchgesetzt und ohne Zweifel wird ganz Europa im Jahre 1864 sein dreihundertjähriges Jubiläum feiern, die germanischen Völker

aus Liebe und Begeisterung, die romanischen aus Respect. Als eine Art Bärenhäuter trat er in eine Gesellschaft ein, die an das Geschaukel des französischen Alexandriners so gewöhnt war, wie an die grünen Taxuswände von Versailles, und die sich verwunderte, daß er überhaupt nur gehen und stehen konnte. Der Studentenjubel, der durch die Fenster hereindrang und die Ohren betäubte, war mehr geeignet, ihm zu schaden, als ihm zu nützen, und nur die unveränderliche Theilnahme des kühlen Lessing, so wie das ernste Studium des reifenden Goethe schützte ihn vor dem Schicksal, mit rasch veraltendem Modetand in die Rumpelkammer zurückgeworfen zu werden, in der er bereits zwei englische Revolutionen verschlafen hatte. Jetzt gibt es bei uns nicht leicht einen Professor der Philosophie, der ihm nicht ein ganzes oder ein halbes Buch widmet, und wenn ein ermüdeter Historiker sich von Geschichte und Politik einmal erholen will, so schreibt er einen vierbändigen Commentar über ihn.

Wir Deutsche haben nun alle Ursache, uns mit Shakespeare gründlich zu beschäftigen, ja stolz auf ihn zu sein, denn ohne Frage ist er weitmehr aus den germanischen Elementen der englischen Misch-Nation hervorgegangen, als aus den romanischen, und so lehrt er uns unter Anderm auch, was aus uns werden kann, wenn zu dem Vielen, was wir besitzen, nur ein Weniges von dem, was uns mangelt, hinzukommt. Nichtsdestoweniger schrieb schon Goethe seinen bekannten Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende!“ und wahrlich nicht ohne Grund. Seitdem hat sich die Lage der Dinge aber so verändert, daß fast Jedermann, der ein paar neue Bemerkungen über den Dichter zu machen hat, sich berechtigt glaubt, gleich ein dickes Buch über ihn zu bringen, und wenn ich eine Opposition, die „von dem Londoner Theater-Direktor und seinem unordentlichen und wüsten Scenenbau“ zu sprechen anfängt, auch eben nicht billige, so kann ich sie doch vollkommen begreifen und möchte sie, wenn ich das „Kriegsrecht“ mit seinen Consequenzen in Erwägung ziehe, nicht einmal allzu hart schelten. Jedenfalls wird es Zeit, die Shakespeare-Literatur streng zu überwachen, damit sich auf der einen Seite das absolut Werthlose, wozu ich z. B. die Vehsesche Expektoration*)

---

*) Gemeint ist das jetzt nur noch selten genannte oder gelesene Buch: Shakespeare als Politiker, Psycholog und Dichter. Von Karl Vehse. (1851)
D. H.

rechnen muß, nicht ungebührlich anhäufe und auf der andern wirkliche Kern-Werke, wie die von Ulrici und Gervinus, nicht durch Luxus-Arbeiten, die ohne sie gar nicht möglich gewesen wären, überwuchert und in den Hintergrnnd gedrängt werden.

Ueber das Buch, das mir zu diesen Betrachtungen den Anlaß gibt und dem wir uns jetzt näher zuwenden wollen, muß ich, da es auf fünf Bände berechnet ist, mein Endurtheil natürlich aufsparen. Der Herausgeber will, nach der Vorrede, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakespeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der altenglischen Bühne liefern. Er glaubt, daß seine Vorgänger Tieck, Baudissin u. s. w. gerade die werthvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben. Er meint endlich, daß junge Dramatiker von diesen Zeitgenossen Shakespeare's vielleicht mehr lernen dürften, wie von ihm selbst, denn, „indem wir sähen, was sie von ihm gelernt hätten, würden wir zugleich wahrnehmen, was wir selbst von ihm lernen könnten, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die so viele Neuere charakterisire.“ Die Wahrheit seiner ersten Behauptung hat er nun durch den Inhalt der folgenden Bände darzuthun und es ist billig, den Beweis abzuwarten, so auffallend es auch ist, daß ein Kenner des Gegenstandes, wie Tieck, gerade das Beste übersehen haben soll. Was jedoch die zweite betrifft, so ist nach meiner Ueberzeugung in Lessing, um geradezu den Antipoden zu citiren, noch mehr von Shakespeare zu finden, wie in seinen Zeitgenossen, von dem nämlich, was Shakespeare zum Shakespeare macht, von dem riesigen, Alles umfassenden Verstand, von der festen, nie zitternden Hand, mit der er die Weltrichter-Wage hält, und von der unbestechlichen Strenge, womit er die menschlichen Loose vertheilt. Unter allen seinen Zeitgenossen aber steht John Webster, den uns der Herausgeber in sonderbarer Wahl zuerst vorführt, in diesem Hauptpunkt wohl am allerweitesten von ihm ab. Gehen wir näher auf ihn ein.

Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß ein dramatischer Dichter, der im Bau und im Organismus seiner Stücke schwach ist, überhaupt nicht stark sein kann; ein Mensch ohne rothe Wangen ist noch immer ein Mensch, aber die rothen Wangen können nicht selbstständig in der Luft herum fliegen. Wenn er jedoch zu glauben scheint, daß den Plänen John Webster's nichts weiter, als Ver-

worrenheit (im Ganzen) und Ueberladung (im Einzelnen) vorzuwerfen sei, so muß ich ihm auf's Entschiedenste widersprechen; seine Dramen gehören, mit kaum einer Ausnahme, unbedingt zu den „monstres détestables“, welche Friedrich dem Zweiten die Englische Bühne so verhaßt machten. Der Kunst-Verstand, der bei Shakespeare das Größte und das Kleinste zusammenknüpft und vom Centrum aus selbst die Fliege beherrscht, die am äußersten Rande der Peripherie zu Boden fällt, ist gänzlich abwesend; man könnte aus den regellos in der Luft verflatternden Blumen des Feuerwerkers eher einen Kranz winden, als dies rohe Gewühl von Charakteren und Situationen, die innerlich nichts mit einander zu thun haben, auf eine lebendige Einheit zurückführen. Diese Stücke sind wirklich so beschaffen, wie die Shakespeareschen unseren Vorfahren erscheinen mußten, als sie von dem blind laufenden Genie faselten, das allenfalls die Thür des Hauses verfehlen dürfe, weil sich vor dem anrennenden Kopf auch gleich in der Mauer ein bequemer Eingang zu öffnen pflege. Hier brüstet die „Ursprünglichkeit“, die dem Kausal-Gesetz so ängstlich aus dem Wege geht, wie das Lamm dem Wolf, sich im vollsten Glanz und bringt es denn auch zu einer geistigen Schöpfung von so viel Bestand und Gehalt, wie eine physische haben würde, welche, um das Unsinnige und Unmögliche einmal als denkbar zu nehmen, Nichts von der Gravitation wissen wollte. Es wird nützlich sein, dies im Einzelnen an der „Herzogin von Amalfi“, die uns als das eigenthümlichste Werk des Dichters vorgeführt wird, gründlich nachzuweisen.

Die Handlung besteht darin, daß die Herzogin, eine schöne, junge und edle Witwe, sich gegen den Willen ihrer Brüder heimlich und unter ihrem Stand wieder verheirathet und daß diese sie und ihren Gemahl dafür tödten. Der Einsichtige ersieht schon hieraus, daß sich statt der tragischen Sphäre die konventionelle vor ihm aufthut, denn dadurch, daß sich eine Herzogin zum zweiten Mal vermählt, wird kein ewiges Gebot verletzt, sondern höchstens ein Familien-Traktat und dadurch, daß sie unter ihren Stand hinabsteigt, erbittert sie nicht die sittlichen Mächte, sondern bloß ihre vornehmen Verwandten. Eine fürstliche Heirath kann allerdings das Motiv zu einer Tragödie abgeben und Shakespeare hat es im König Johann gezeigt, aber dann muß eben, wie es im König Johann geschieht, ein Staat die Ehe schließen oder bekämpfen, aber unsere Herzogin tritt als reine Privatperson

auf und hat mit den Schicksalen der Völker nichts zu schaffen, nicht einmal ihr Sohn aus erster Ehe wird, obwohl genannt, als wirkliches und wirksames Hinderniß eingeführt. Wir erfahren daher gleich an der Schwelle, daß wir auf das wesentlichste alles dessen, was uns zur Tragödie hinzieht, Verzicht leisten müssen, denn wer fühlte sich da befriedigt, wo der Mensch nicht geopfert, sondern blos geschlachtet wird und wer hätte einen Kriminalfall nicht lieber aus der ersten, als aus der zweiten Hand? Aber auch in dieser untergeordneten Sphäre, die das Vortreffliche ausschließt, ist das Tüchtige noch möglich: lernen wir hier nicht mehr, wie der Mensch zu Gott und Welt steht, so lernen wir doch vielleicht noch, wie er sich unter gegebenen Bedingungen zu seines Gleichen verhält, und auch das verlohnt sich zuweilen der Mühe.

Prüfen wir, wie das Stück sich zu dieser bescheidenen Forderung stellt, und vergegenwärtigen wir uns, daß hier an die Stelle des eigentlichen dramatischen Interesses das psychologische tritt, daß wir also in demselben Maße, als wir der Fabel ihren Gehalt erlassen, auf der vollen Zahlungsfähigkeit der Charaktere bestehen müssen. Ohne Zweifel denkt der Leser, der sich die grause Handlung des Schwester- und Schwagermordes im Voraus erklären will, sich die Brüder unwillkürlich als stolze Patrizier, die in Römischer Strenge an ihr erlauchtes Blut Alles setzen zu müssen glauben, oder auch als habgierige Feudalherren, die das Familiengut, die Basis ihrer Macht und ihrer Stellung, durch jedes Mittel, das äußerste nicht ausgeschlossen, zusammenzuhalten suchen. Wie wird er sich verwundern, wenn er vernimmt, daß die Brüder der Herzogin von Amalfi Keins von Beiden sind, daß sie viel mehr Aehnlichkeit mit den verächtlichen Essig-Aalen und Gallerten der Menschheit haben, die sich von Minute zu Minute auflösen und verwandeln, als mit jenen elementarischen Naturen, in denen sich die eine oder die andere Leidenschaft dämonisch verkörpert, weil der sittliche Kreislauf in ihnen gewissermaßen stockt, und die uns mit dem gemeinen Ziel, das sie verfolgen, durch die edle Energie der Kräfte, die sie dabei entwickeln, halb und halb aussöhnen.

Ich will jetzt einfach erzählen. Antonio Bologna, der Intendant und spätere Gemahl der Herzogin, kommt aus Frankreich zurück und trifft seinen Freund Delio, dem er über die französischen Zustände Bericht abzustatten anfängt. Er wird aber gleich unterbrochen, denn der Kardinal, einer der blutigen

Brüder, tritt mit Bosola auf und wird von diesem, der eines in seinem Dienst und Auftrag vollbrachten Mordes wegen sieben Jahre lang auf der Galeere gesessen haben will, um Belohnung und Entschädigung angesprochen. Der Kardinal will nichts von ihm wissen und geht wieder ab. Dies Erscheinen und Wiederverschwinden der Personen, nachdem sie kaum den Mund aufgethan haben, erinnert an die chinesischen Schattenspiele, in denen die Gestalten nur so durch einander fliegen, und ist charakteristisch, nicht allein für dies Stück, sondern für die ganze Schule; es wurde auch auf's Treueste von unserem Lenz nachgeahmt, der die Scene einmal von Lille nach Straßburg versetzt, um eine Nebenfigur ein Oh! ausstoßen zu lassen und sie dann sogleich nach Lille zurückverlegt. Bosola wüthet und ergießt sich gegen Antonio und Delio in einem gezwungenen Humor, der mit dem Shakespeareschen, dem er offenbar nachstrebt, so viel Verwandtschaft hat, wie ein in Schweinsleder gebundenes Vademecum, das ein officieller Spaßmacher abliest, mit einem unmittelbar aus der Seele fließenden Gespräch, wie es etwa Jean Paul oder Cervantes persönlich führen mochten. Der Herzog Ferdinand, der zweite Bruder, erscheint mit Gefolge, jedoch nicht um die Handlung in Gang zu bringen, denn es werden nur nichtssagende Reden gewechselt, sondern um dem Antonio Gelegenheit zu geben, Delio's Neugier zu befriedigen und ihm den ganzen Hof zu schildern. Das geschieht denn auch und ungefähr in der Art, wie der Besitzer einer Menagerie von den Eigenschaften der wilden Thiere Rechenschaft giebt, die in das Gitter ihrer Käfige beißen. Alles ist registermäßig, es zeigt sich keine Spur von jener großen Kunst, die selbst dann, wenn sie ausschließlich des Publikums wegen spricht, nur der eben auf der Bühne anwesenden Personen wegen zu sprechen scheint. Mittlerweile tritt der Kardinal wieder auf in Begleitung seiner Schwester, der Herzogin, und seiner heimlichen Maitresse Julia, der Gemahlin des Hofherrn Castruccio; Antonio nimmt den Anlaß wahr, seinem Freunde auch das Bild der Herzogin zu zeichnen und verräth durch die glühenden Farben, die er wählt, die stille Leidenschaft seines Herzens. Dies ist ein feiner Zug von echt dramatischer Bedeutung, gegen den das Frühere aber freilich nur um so hölzerner absticht. Der Herzog empfiehlt seiner Schwester den Bosola als Stallmeister; sie acceptirt ihn unbedingt, obgleich sie weiß, daß er von der Galeere kommt, weil die Empfehlung des Bruders diesen

Umstand bei ihr aufwiegt. Ein so rührendes Vertrauen, das nachher so ganz zu ihrem Verderben ausschlägt, würde tragisch sein, wenn es nach Allem dem, was sie über ihren Bruder schon weiß und wissen muß, nur natürlich wäre; jetzt verfehlt es die Wirkung. Der Kardinal entfernt sich wieder mit der Herzogin, und der Herzog theilt Bosola seine Ernennung mit, sagt ihm aber zugleich, daß er seine neue Gebieterin auf Schritt und Tritt überwachen und den Spion blos mit dem Stallmeister decken soll; Bosola gibt wieder etwas aus dem verschluckten Vademecum von sich, ist aber im Uebrigen zu den geheimen Dienstleistungen bereit. Diese Scene zeigt uns endlich, worum es sich handelt: die begehrungswerthe junge Wittwe soll nicht wieder freien und sie steht im Verdacht, daß sie daran denkt. Der Kardinal kehrt mit der Herzogin zurück und die Brüder nehmen von der Schwester Abschied; sie ermahnen sie zur Enthaltsamkeit, werfen ihr ihre „Prachtgelage und ihr Maskenwesen" vor, spotten über die guten Vorsätze der Frauen, die den „Mann schon kennen" und ergehen sich zuletzt sogar in dunklen Drohungen mit Blut und Dolch. Die Reden von fleckenreicher Leber und Lampreten ohne Knochen, die hier fallen, gäben Gelegenheit zu einer sehr nöthigen Excursion über den unschuldigen Cynismus, der sich dem Dichter geradezu in den Weg stellt, und über den absichtlich bei den Haaren herbeigezogenen, auf die ich jedoch dießmal verzichten muß; im Ganzen sind sie ebenso unsinnig als widerlich, denn wer davon überzeugt ist, daß es keine weibliche Tugend gibt, der soll sich auch die Predigt ersparen. Die Herzogin verspricht, keinen zweiten Mann zu nehmen; ihre Brüder sind aber kaum fort, als sie ihrer Kammerfrau Cariola auch schon erklärt, ihre ganze königliche Sippschaft werde sie von dem beschlossenen gefährlichen Schritt nicht abhalten, und ihrem Intendanten Antonio eine Hand anträgt, die er, wie heiß er sie auch ersehnt haben mag, doch nicht ohne Zögern und nur mit leisem Schauer erfaßt. Diese Scene, die letzte des ersten Actes, in der Mann und Weib die Rollen tauschen, ist ebenso zart ausgeführt, als kühn gedacht; sie ist aber auch die einzige im ganzen Stück, die von echter dramatischer Kraft zeugt, und gleicht einer Rakete, die durch ihre bunten Flammensterne zwar nicht das verregnete Feuerwerk, das im Papier stecken bleibt, aber doch die Ehre des Pulvers rettet.

Im zweiten Act haben wir zunächst wieder eine volle Ladung von Bosola's Humor auszuhalten, in der diesmal Seneca stark

vorschmeckt, dann theilt Antonio dem Delio zu dessen größtem Erstaunen seine heimliche Vermählung mit. Die Herzogin tritt auf, fragt ihren Gemahl in Bosola's Gegenwart, ob sie nicht dick werde, klagt über kurzen Athem und bestellt sich eine Sänfte. Bosola hat schon vorher in einem Monolog Betrachtungen über den Zustand seiner Gebieterin angestellt, deren Naturalismus einem Accoucheur alle Ehre machen würde; sein Argwohn wächst, und um völlig in's Reine zu kommen, bietet er ihr rasch ein Paar Aprikosen an, welche er als die ersten des Jahres empfiehlt. Sie greift gierig zu und verschlingt sie auf der Stelle, obgleich er dringend räth, sie zu schälen, da sie „im Pferdemist" gezeitigt seien. Nun weiß er genug und gleich darauf fühlt sie sich von Wehen ergriffen und wird von ihren Damen abgeführt. Antonio verliert den Kopf, Delio räth ihm aber, rasch auszusprengen, daß sie sich durch Bosola's Aprikosen vergiftet glaube, und die Hebamme zu rufen. Diese ist nämlich längst vorbereitet, und dieser Umstand berechtigt uns zu der Frage, die wir sonst unbedingt den Verehrern von Boz überlassen würden, wie es möglich war, daß die Schwangere noch im neunten Monat die Unvorsichtigkeit begehen konnte, sich aus dem Zimmer zu trauen, denn wer den plumpen Gesetzen eines unberechtigten Realismus in einem Punkte Rede steht, der darf sie in keinem anderen vernachlässigen. Antonio befolgt den Rath, er geht sogar noch weiter, er läßt alle Pforten verschließen und befiehlt allen Dienern, ihre Zimmer zu hüten, weil die Herzogin sich nicht blos nach dem Genuß der Aprikosen sterbenskrank fühle, sondern weil ihr noch obendrein kostbare Juwelen gestohlen seien. Bosola, zuerst selbst erschreckt, weiß bald, was er von diesen Maßregeln zu halten hat, er schleicht daher, weit entfernt, sich einzusperren und zu Bett zu gehen, im Schloß horchend und lauernd mit einer Blend-Laterne umher und stößt in demselben Augenblick auf Antonio, als dieser seinem neugeborenen Söhnlein gerade das Horoskop gestellt hatte. Es gibt eine Anfangs verlegene, dann heftige Scene zwischen Beiden: Bosola wird unverschämt, Antonio wüthend, der Letztere spricht die Anschuldigung des Giftmordes offen aus und geht mit Drohungen ab, verliert dabei aber das Papier mit dem Horoskop und gibt dem Spion, dem ohnehin kein Schrei der Wöchnerin entgangen ist, dadurch das Siegel der Bestätigung in die Hand. Daß Briefschaften, die im Drama am unrechten Ort verloren gehen und von dem unrechten Mann gefunden den, ebenso wer

hoch im Preise stehen, wie Monologe, die ein Engel hält und die ein Teufel aufschnappt, brauche ich dem Leser nicht erst in's Gedächtniß zu rufen. Bosola, der in Antonio jedoch nur noch den Kuppler und keineswegs den Begünstigten selbst erblickt, schickt die Neuigkeit sogleich durch Castruccio nach Rom, wo die Brüder sich befinden; auch Delio eilt in Antonio's Auftrag dahin, man weiß nicht warum und erfährt es auch im ganzen Stücke nicht, denn er treibt blos Privatissima, indem er dem Kardinal seine Maitresse abspenstig zu machen sucht. Die Brüder fluchen grimmig und die heillosesten Tiraden des Titus Andronicus werden wo möglich noch übertroffen, aber ihre Wuth will nicht viel heißen, denn sie lassen der Schwester, die sie sich in der Phantasie mit „Barkenführern, Holzknechten und Kohlenträgern" zusammen denken, während sie ihren „Bastard in Wasser kochen und seinem Vater die Brühe zu trinken geben", noch Zeit, den Antonio mit zwei neuen Sprößlingen zu erfreuen, wie wir gleich zu Anfang des dritten Aktes erfahren. Das gänzlich Unmotivirte und Unwahre liegt zu Tage; so phantasirt kein Herzog und kein Kardinal über seine Schwester und solch ein Aufschub verträgt sich mit keiner elementarischen Natur, oder würde ein Othello uns nicht anwidern, der die neun Monate der Physiologie abwartete, um erst zu sehen, ob sein Erbe schwarz, weiß oder gesprenkelt zur Welt käme, und liegt die einzige Rechtfertigung des Affekts nicht in seiner Unwiderstehlichkeit? Nebenbei ist noch zu bemerken, daß die Scene, worin der Kardinal die ihm nachgelaufene Julia empfängt, und worin später der in sie verliebte Delio um ihre Gunst wirbt, zu dem Scheußlichsten gerechnet werden muß, was sich je an's Licht getraute, und zwar aus ästhetischen, nicht aber etwa aus moralischen Gründen; wer sich den Unterschied zwischen dem Genius, der Alles adelt, und dem nachahmenden Talent, das Alles befleckt, gründlich klar machen will, der vergleiche hier Shakespeare's Behandlung so extremer Materien mit Webster's Manier.

Zwei Jahre oder wenigstens anderthalb sind verstrichen, und endlich scheint es Ernst zu werden. Der Herzog ist zurückgekehrt und zeigt sich, wie Antonio dem gleichfalls wieder eingetroffenen Delio sagt, „in seiner Weise höchst gefährlich"; Delio fragt nämlich, im Einklang mit allem Uebrigen, ganz naiv nach Dingen, über die er billigerweise selbst am besten Auskunft geben sollte. Der Bruder spielt bei Tage gegen die Schwester den Vertrauensvollen,

der großmüthig jede Rechtfertigung hinsichtlich der umlaufenden schlimmen Gerüchte ablehnt; bei Nacht tritt er aber in ihrem Schlafgemach mit einem Dolch vor sie hin. Diese Scene wimmelt nun förmlich von Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten, wie ein Sumpf von Fröschen. Ermöglicht wird sie zunächst durch einen Nachschlüssel, ein Motiv, das mit verlorengehenden Briefschaften und erhorchten Monologen auf gleicher Höhe steht und sich bei keinem dramatischen Dichter findet, der auch nur halbwegs auf Anstand hält. Ist doch nicht Alles blos deßhalb erlaubt, weil Aristoteles es nicht ausdrücklich verboten hat; manche Sünde belegte er nur darum nicht mit dem Bann, weil er sie, wie die Römer den Vatermord, für unmöglich hielt. Es ist weiter absolut nicht abzusehen, warum die Scene nicht auch bei Sonnenschein vor sich gehen konnte, in dem Moment z. B., wo der Herzog seiner Schwester einen Gemahl vorschlägt und wo sie diesen abweist, wenn anders der Mond und die Gespensterstunde nicht des größeren Effects wegen herbeigezogen werden. Auch das Erlauschen einiger nicht für den ungebetenen Gast gesprochener Redensarten spielt seine Rolle und bis zu dem Grade, daß er, wenn er nur eine halbe Sekunde früher eingetreten wäre, das ganze Geheimniß, den Namen mit eingeschlossen, erschnappt haben würde. Aber das Alles sind Kleinigkeiten, obgleich an sich schwer genug wiegend, gegen den Inhalt selbst. Man erwartet eine blutige That. Kein Gedanke! Oder doch ein ernstes Verhör. Eben so wenig! Der Herzog ergeht sich in Variationen über den Ausspruch des Brutus hinsichtlich der Tugend; er verwünscht den Verführer seiner Schwester, versichert ihr, daß er blos gekommen sei, ihn zu entdecken, daß er jetzt aber nicht um Alles in der Welt sein Antlitz schauen möge, weil das sie Beide in's Verderben stürzen würde und gibt ihm, überzeugt, unmittelbar von ihm gehört zu werden und fast besorgt über ihn zu stolpern, den guten Rath, sich auch ferner sorgfältig zu verbergen: er überreicht seiner Schwester den mitgebrachten Dolch und entfernt sich mit dem Gelöbniß, sie niemals wieder sehen zu wollen. Handelt so die Leidenschaft? Gewiß nicht. Oder der Verstand? Noch weniger. Da bleibt denn zur Erklärung nichts übrig, als die Tollheit, und zwar, wohl zu merken, die künstlerisch nicht intentionirte, die so unerwartet und so unberechtigt eintritt, wie ein Dieb in der Nacht. So geht's fort. Die Herzogin zittert, wo wir lachen, sie hält für nöthig, daß Antonio, den noch

gar kein Verdacht trifft und den sie, wie wir gleich sehen werden, später erst selbst verräth, die Flucht ergreife, und statt ihn einfach als ihren Diener fortzuschicken, beschuldigt sie ihn, mit ihm selbst wegen der „magnanima menzogna“ natürlich im Einverständniß, des schmählichsten Geldbetrugs und jagt ihn davon.*) Bosola hält ihm eine Lobrede und in Folge deren platzt sie gegen den ehemaligen Galeerensträfling mit ihrem Geheimniß heraus, von dem er bis dahin so wenig eine Ahnung hatte, daß er den Herzog ausdrücklich auf die Sterne, in denen Alles geschrieben stehe, verwies. Er wünscht Glück zu einem so edlen Gatten, macht sich aber gleich nach Rom mit der Entdeckung oder vielmehr Neuigkeit auf, während sie mit ihren Schätzen nach Ancona eilt, um sich dort wieder mit Antonio zu vereinigen. Die Brüder wüthen abermals, obgleich sie, die schon auf Barkenführer, Holzknechte und Kohlenträger gefaßt waren, nach gemeiner Logik in einem Edelmann, wie Antonio doch ist, einigen Trost erblicken müßten, und der Kardinal fliegt nach Ancona und verbannt seine Schwester, nebst Gemahl und Kinder. Bosola stellt sich bei seiner Gebieterin wieder ein und zwar mit einem Brief des Herzogs, worin dieser sie bittet, ihm Antonio zu senden, weil er dessen Kopf brauche: sie wittert Unheil und dringt in Antonio, mit dem ältesten Knaben nach Mailand zu gehen, um nicht alle Reste ihres gemeinschaftlichen Glücks auf ein einziges Schiff zu setzen. Er befolgt den Rath und ist kaum fort, als Bosola abermals erscheint, jetzt mit Bewaffneten, und sie gefangen nimmt, um sie in ihren Palast zurückzuführen. Dabei verhöhnt er sie, schmäht ihre Kinder und schimpft auf ihren Gatten, ein Zug, den ich den Leser bitte, sich zu merken. Beim Beginn des vierten Actes schleicht der Herzog abermals um die Schwester, die er nie wieder zu sehen gelobte, auf bedrohliche Weise herum. Er läßt ihr sagen, ihn reue sein Vorsatz, da er ihn aber halten müßte, so bäte er sie, ihn bei Nacht und in völliger Finsterniß zu empfangen. Trotz Allem, was sie bereits erfahren hat und obgleich Bosola es ist, der die Botschaft ausrichtet, geht sie darauf ein. Sie hat auch Recht, ihr geschieht auch wieder kein Leides, er läßt ihr nach einigen Stachelreden über ihre „Brut“ bloß eine Todtenhand zurück, die er ihr zur Versöhnung reicht,

---

*) „magnanima menzogna“: Worte der Herzogin in Webster's Stück, übrigens ein Citat aus Tasso. D. H.

als ob es die seinige wäre, und Bosola zeigt ihr „hinter einer Lichtwand, künstlich dargestellt“, nämlich in Wachs bossirt, auf seinen Befehl bei greller Beleuchtung Antonio und seine Kinder (er nahm nur eins mit, wie wir uns erinnern) als Leichen.

Es wäre Thorheit, wenn wir noch nach dem dramatischen oder psychologischen Grund dieser tragikomischen Posse fragen wollten, aber verwundern dürfen wir uns vielleicht, daß die Herzogin nicht allein nicht fragt, woher die Leichen so plötzlich kommen, was sie billig müßte, da sie die Lebenden so weit von sich entfernt wußte, sondern daß sie sich nicht einmal auf die theuren Ueberreste stürzt, um den letzten bittern Abschied zu nehmen und dadurch den Betrug entdeckt. Sie verflucht blos Himmel und Erde. Bosola wird es zu arg, er redet dem Herzog in's Gewissen, aber dieser ist kein Freund von Komödien, die nur einen Akt haben, er läßt daher noch einen zweiten folgen, indem er der Verzweifelnden eine Bande Tollhäusler zuschickt, die um sie her tanzen und lärmen müssen. Diese Tollhäusler, an sich betrachtet, denn als Glied in der Kette verdienen sie natürlich nicht die Erwähnung, gäben Gelegenheit zu einer Exkursion über den poetischen Wahnsinn, die ich aber wie die frühere über den Cynismus, unbenutzt lassen muß; sie sind in jenem tiefsinnigen Styl ausgeführt, wornach ein Verrückter dargestellt ist, sobald ein Mensch das Pferd für den Bürgermeister hält, oder zum Ofen guten Tag sagt. Unmittelbar nach den Tollhäuslern erscheint der noch zuvor so mitleidige Bosola als alter Mann verkleidet und setzt, von der Herzogin unerkannt, die Marter fort, er quält sie eine gute Weile durch seinen Humor, den wir schon hinreichend kennen, und ruft dann den Henker mit seinen Knechten herbei, die sie sammt ihrer Kammerfrau und ihren Kindern (jetzt sind sie wieder bei der Mutter) erdrosseln. Der Herzog tritt auf und Bosola fordert seinen Lohn für den eben geleisteten Dienst, erhält aber die schnöde Antwort, daß er zufrieden sein solle, wenn man ihm den Mord nur verzeihe. Er ist seinerseits wenig geneigt, auf diese Anschauung der Dinge einzugehen, und es gibt eine heftige Scene zwischen ihnen, die seltsam genug damit endigt, daß Bosola von der tiefsten Reue ergriffen wird, der Herzog aber in wirklichen Wahnsinn verfällt. Der Herzog geht mit dem Ausruf ab: „ich will den Dachs im Abendlichte jagen!“ und Bosola theilt der Sterbenden, die sich noch einmal

regt, wahrscheinlich zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Zerknirschung mit, daß Antonio noch lebe und daß der Papst Alles beigelegt habe; Beide sind in ihrem ganzen Thun und Gehaben nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß ihnen jede Viertelstunde ein neuer Kopf wächst. Im fünften Akt erscheint Antonio wieder mit seinem Vertrauten Delio. Er weiß so wenig von dem Schicksal der Seinigen, daß von einer Aussöhnung mit den Brüdern die Rede ist, und er entschließt sich, als Delio die Ehrlichkeit der letzteren bezweifelt, in der nächsten Nacht „Alles zu wagen" und den Kardinal, zu dem er sich heimlichen Zutritt verschaffen könne, zu schrecken, wie der Herzog einst die Herzogin, um auf diese Weise wo möglich „das Gift aus seiner Brust zu ziehen". Delio stimmt bei und verspricht seinen Beistand, anstatt dem Fieberkranken das Unsinnige eines solchen Schrittes deutlich zu machen und ihn zurückzuhalten. Der Herzog tritt als Toller auf, vom Kardinal, Bosola und einigen Personen, die der letzte Akt dem Drama erst bescheert, geleitet und begleitet; er spielt seine neue Rolle ganz wie die alte, mit dem einzigen Unterschied, daß er nicht mehr in der Welt, sondern nur noch im Kopf Häcksel schneidet und es also nicht mehr zu zusammhangslosen Thaten, sondern nur noch zu ungereimten Vorstellungen bringt. Bosola, bei dem die Reue intermittirt, was Niemand wundern kann, da die Gewissensbisse ihm nach seinem eigenen Geständniß erst gekommen sind, als die Hoffnung auf Gewinn verschwunden war, macht sich an den Kardinal. Dieser hat keine Lust, seinen Antheil an dem Geschehenen, der uns übrigens auch völlig unbekannt geblieben ist, einzugestehen und empfängt ihn mit der Frage, wie seine Schwester sich befinde, er beauftragt ihn jedoch in demselben Odemzug, Antonio auszuspüren und zu tödten. Bosola sagt zu, diesmal aber gleich in der Absicht, ihn hinter's Licht zu führen. Julia, die Maitresse, tritt auf, nachdem der Kardinal sich entfernte, und macht Bosola eine Liebeserklärung; sie war vorher schon da, um ihren Patron zum Abendessen zu bitten, und rief aus, als sie den Stallmeister erblickte: „Was der Kerl für eine prächtige Gestalt hat!" Diese Scene dürfte in der Literatur der Welt ohne Beispiel sein und erlaubt kein Citat, auch ist sie durchaus nicht dem Jahrhundert, sondern absolut dem verwilderten Gemüth des Dichters anzurechnen; man halte die verschrieenste von Shakespeare dagegen und überzeuge sich, daß die reine Muse in bedenklichen Situationen den geradesten

Ausdruck nur darum wählt, weil sie in ihrer keuschen Unschuld seine häßlichen Nebenbeziehungen gar nicht kennt und nicht kennen darf, während die trunkene Mänade ausschließlich wegen dieser nach ihm greift. Bosola spielt nicht den Joseph, aber auch nicht den Romeo; er ist bereit zu Allem, aber Julia soll den Kardinal erst aushorchen, warum er „so seltsam melancholisch sei", und sie erbietet sich, es auf der Stelle zu thun und versteckt ihn in ihr Kabinet. Der Kardinal erscheint und sie versucht ihre Künste. Er warnt sie, in seine Geheimnisse einzudringen, denn es sei gefährlich, sie zu kennen, endlich vertraut er ihr, daß er seine Schwester und ihre Kinder habe ermorden lassen, und als sie im Gedanken an den geheimen Zuhörer Bosola, der freilich nichts Neues erfährt und dessen ganzes Manöver man überhaupt nicht begreift, ausruft: „Ihr seid verloren, Herr!" muß sie ihm Verschwiegenheit schwören und zum Siegel ein Buch küssen. Das Buch ist vergiftet und sie stirbt; er wollte sie los sein und Bosola, der während dessen hervortritt, empfängt unter den lockendsten Versprechungen von Vortheilen und Ehren den Auftrag, um Mitternacht wieder zu kommen und die Leiche fortzuschaffen, erhält auch zu diesem Zweck den Hauptschlüssel des Palastes. Hier kommt das Stück wirklicher Mauer im Landschaftsgemälde, das Tieck einmal so störte, wieder zum Vorschein und ich muß aus demselben Grunde, wie oben bei Gelegenheit der Hebamme, fragen: kann es in einem Hause, wo die vergifteten Bücher herumliegen, wie anderswo die Eßbestecke, an Mitteln fehlen, Leichen zu beseitigen? Wo der Mord so leicht ist, darf das Begräbniß keine Schwierigkeiten verursachen und umgekehrt; wo man durch ein Buch tödtet, darf es eher an der nöthigsten Bequemlichkeit, als an Fallthüren und unterirdischen Gewölben mangeln. Die verhängnißvolle Nacht bricht ein und wir stoßen zunächst auf Antonio, der sich mit Delio zum Kardinal begiebt. Delio führt ihn erst an einen in der Nähe des Palastes liegenden Platz, um ihn mit einem Echo bekannt zu machen, das dort seinen Sitz hat und das sich auch gleich legitimirt, indem es, während die Freunde ein trauriges Zwiegespräch mit einander führen, alle Stichwörter auffängt und wiederholt. Das macht auf Antonio einen so tiefen Eindruck, daß er einen Geist zu sehen und zu hören glaubt, und dies würde in seiner Gemüthsstimmung auch eben so natürlich, als phantastisch schön sein, wenn er von dem Echo nichts wüßte und nur zufällig in den Bereich desselben gerathen

wäre. Jetzt vermehrt es bloß die Summe der uns zugemutheten Unbegreiflichkeiten und beweist, was aus dem vortrefflichsten Zug wird, wenn er in die unrechte Hand fällt: sie bringt ihn an wie der Wilde den Ring, in der Nase nämlich.

Treten wir in den Palast!

Der Kardinal verbietet allen seinen Dienern, sich in der Nacht um ihn oder seinen Bruder, den Tollen, zu bekümmern; sie sollen nicht einmal kommen, wenn sie ihn um Hilfe schreien hörten, denn das werde er nur thun, um sie auf die Probe zu stellen; und als sie ihm endlich geloben, ihm selbst dann nicht beizuspringen, wenn es ihm wirklich an die Kehle ginge, erkennt er es mit Dank an. Das Alles geschieht, um Bosola Gelegenheit zu geben, den Leichnam der Julia fortzuschaffen; gleich darauf soll dieser aber durch seine eigne Hand fallen, und da er doch auch nicht bei Glockenklang und Chorgesang feierlich bestattet werden kann, wenn er an kaltem Eisen stirbt, so ist dieselbe Schwierigkeit auf der Stelle wieder da. Er spricht seinen Vorsatz in einem Monolog aus, von dem Bosola nach der von uns schon nach Verdienst gewürdigten und belobten Oeconomie des Stücks gerade so viel hört, als er braucht; dann geht er ab. Antonio kommt, von einem Diener hereingeführt; er hofft den Kardinal (diesen Kardinal, von dem er zwar noch nicht so viel weiß wie wir, aber doch mehr als genug, um ihn kennen zu können) beim Gebet zu treffen und dann seine Verzeihung zu erlangen. Bosola sticht ihn nieder, weil er ihn, wie es scheint, denn man wird nicht klug daraus, für den Kardinal hält und geht nun um so grimmiger auf diesen selbst los, als er seines Irrthums inne wird. Der Kardinal schreit in seiner Bedrängniß nach der Wache, seine Leute erscheinen auch, aber im Einklang mit dem von ihnen gegebenen Versprechen einzig und allein, um ihm durch das Gitter der Thür ein Kompliment über seine ausbündige Meisterschaft in der Verstellung zu machen und sein vortreffliches Spiel zu bewundern. Während Beide mit einander ringen, kommt auch der Tolle hinzu; er glaubt im Gefecht zu sein, und da er, seltsam genug, bewaffnet ist, so haut er mit darein und bringt Bosola einen tödtlichen Hieb bei. Bosola, der dem Kardinal bereits den nöthigen Dolchstoß versetzt hat, ersticht nun unter Zusammenraffung der letzten Kräfte auch noch den Herzog und alle Drei sterben zugleich. Jetzt stürzt die Dienerschaft des Kardinals, der doch zuletzt etwas unheimlich zu Muthe wird, mit Tumult

herbei, und Delio tritt zum Schluß mit dem übrig gebliebenen Sohn Antonio's und der Herzogin auf und erklärt, diesen in die Rechte der Todten einsetzen zu wollen. Das erinnert stark an den Ausgang des Hamlet, macht aber freilich, aus guten Gründen, nicht denselben erhebenden und versöhnenden Eindruck.

Dies ist der Inhalt des Stückes. Ich habe ihn aktenmäßig treu wiedergegeben, obgleich die Spinnerin, die aus den zerflatternden Sommerfäden des Herbstes dauerhaftes Garn liefern sollte, bei ihrer Aufgabe nicht übler daran wäre, wie ich bei der meinigen. Ich habe den Dichter nicht nach der bequemen Methode des Tages, durch Verrückung der Instanzen, durch hinterlistige Unterschiebung der realistischen oder der idealistischen am unrechten Ort, vexirt, sondern ihn jedesmal nach der beurtheilt, unter die er sich selbst gestellt hatte. Nun ziehe der Leser das Resultat und frage sich, ob sich im Ganzen oder Einzelnen, die wenigen von mir selbst hervorgehobenen Scenen und Züge ausgenommen, auch nur eine Spur von Kunstverstand zeigt und ob ich berechtigt war, dieses „eigenthümlichste Werk John Webster's" als ein rohes Gewühl von Charakteren und Situationen zu bezeichnen und in diesen Charakteren selbst, statt lebendiger Menschen, nur ein trauriges Analogon von Essig-Aalen und Gallerten zu erblicken, die willkürlich und gesetzlos durch einander kugeln und schnalzen. Nicht besser steht es mit der „Vittoria Accorombona", deren nähere Analyse ich mir gewiß ersparen darf. Ehebruch, Vergiftung, Mord in allen Gestalten und Abstufungen bilden die Handlung, die Charaktere sind wie in der Herzogin von Amalfi; die Heldin des Stückes, Vittoria, weiß zum Schluß, im Moment des Unterganges, nichts als ihr heißes Blut für sich anzuführen, und an einem sittlichen Kern gebricht es ganz und gar. Das ist aber nicht etwa künstlerische Intention, welche die Fäulniß und vollkommene Zerfressenheit eines bestimmten historischen Zustandes veranschaulichen will, wozu die Aufgabe hier im Stoff sogar vorlag, sondern absolute Rohheit, denn wäre das Gegentheil der Fall, so dürfte neben dem kranken alten Geschlecht, das in wilder Raserei sich selbst zerstört, das gesunde neue nicht fehlen, das an seine Stelle treten und die entweihte Erde wieder heiligen soll. Wenn John Ford dem Leser der Herzogin von Amalfi zurief:

„Krönt ihn als Dichter, dem in Griechenland
Und Rom kein größerer Rival erstand!"

und wenn ein Unbekannter bei Gelegenheit der Vittoria den Dichter selbst ansang:

„Nicht Schwung und Pathos des Euripides,
Noch tragische Gewalt des Sophokles
Sei fort und fort gepriesen und bewundert
Von uns. Fragt Ihr warum? Weil dem Jahrhundert
In Dir ein neuer Dichterfürst erscheint,
Der jener Beiden Werth in sich vereint!"

so beweis't das blos, was wir auch sonst wissen und was keinen Vernünftigen befremdet, daß Shakespeare's Zeitgenossen kein Maß für den Genius hatten, der in ihrer Mitte wandelte, nicht aber daß John Webster auch nur eine Faser von ihm besaß; John selbst kannte den unermeßlichen Abstand, der ihn und seine Genossen von dem „Mitstrebenden" trennte, eben so wenig, wie der mehr als komische Schluß zur Vittoria auf's Ergötzlichste beweis't. „Ich habe — läßt er sich hier gnädig vernehmen — immer eine wahre Freude darin gefunden, meine gute Meinung von den würdigen Arbeiten Anderer zu nähren und zu befestigen. Dieß gilt besonders von dem vollen und hohen Styl des Meister Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meister Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgend welche Hintansetzung auszudrücken) von der eben so glücklichen, wie fruchtbringenden Thätigkeit der Meister Shakespeare, Dekker und Heywood." Wer denkt hiebei nicht an Macbeths Wort: „Wie Pudel, Windspiel u. s. w. alle Hunde heißen!" Ungleich höher als die Herzogin von Amalfi und die Vittoria Accorombona ist „Appius und Virginia" zu stellen, und wenn ich Ulrici's Ableitung der größeren Gediegenheit dieses Stückes aus der schon durch die Geschichte bis in's Einzelste vorgezeichneten Organisirung des Stoffes auch nicht unbedingt zurückweisen darf, so will ich doch zu Gunsten und Ehren des Dichters an Lessing's vortreffliche Entwicklung der Corneilleschen Rodogune erinnern, aus welcher mit Evidenz hervorgeht, daß die Geschichte nur dem wirklichen Poeten, nicht aber dem bloß witzigen Kopf vordichten kann, da Jener allerdings schon im Stengelglase die Welt erblickt, dieser aber in der Welt selbst nur ein Stengelglas, das er mit seinen eigenen Einfällen vollstopfen soll. Dieses Stück

hätte vor Allem übertragen werden müssen, und ich möchte den Herausgeber, der sich ja überhaupt an die chronologische Ordnung nicht bindet, noch jetzt dazu auffordern; es würde in Deutschland wegen seiner Verwandtschaft mit der Emilia Galotti doppelt interessiren und ohne Zweifel die fruchtbarsten Vergleichungen hervorrufen. Den Unterschied, den er in seiner Einleitung zwischen der reinsten und eigenthümlichsten Schöpfung des Dichters machen will, kann ich kaum verstehen und noch weniger einräumen. Krankhafte Auswüchse gehören so wenig zur Eigenthümlichkeit eines Geistes, als Blattern zum Gesicht; man muß den Menschen malen, wenn er sie noch nicht hat oder wenn er sie wieder los ist.

So viel über John Webster und den ersten Band dieses Werkes, auf das ich beim zweiten zurückkommen werde; die Ausführlichkeit meiner Anzeige wird dem aufrichtig geschätzten Herausgeber meine Theilnahme verbürgen. Jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen. Ich sagte oben, es finde sich mehr in Lessing vom Shakespeare, als in allen seinen Zeitgenossen, und ich wünschte, daß man sich allmählig von dieser unbestreitbaren Wahrheit überzeugte. Dann würde man aufhören, in Einzelheiten zu suchen, was nur im Ganzen liegen kann und nicht mehr von Shakespeareschen Scenen und Shakespeareschen Schönheiten reden, wenn man nicht überhaupt ein Shakespearesches Drama vor sich hat. Die Größe des Shakespeareschen Dramas wurzelt aber im Bau und der Bau wieder in den Motiven, denn ein Drama ohne stichhaltige Motive ist ein Palast aus Luftsteinen von Münchhausen's Fabrik, und gerade in den Motiven ist Lessing ein Meister. Er hält nichts für schön, was nicht zugleich nothwendig ist, und nichts für nothwendig, was nicht rein und ungezwungen aus der Natur des Menschen und der Dinge hervorgeht, und ganz so steht es mit Shakespeare, denn auch dieser bereitet Alles aufs Sorgfältigste vor und erhebt noch vom kleinsten Zug das letzte Procent, nur daß sich die künstlerische Oeconomie bei ihm unter dem unendlich viel üppigeren Detail viel tiefer verbirgt, wie man ja auch die tragenden Aeste und Zweige an der in Laub und Blüthen eingehüllten Banane Ostindiens nicht so leicht entdeckt, wie an der nackten deutschen Fichte. Das verdanken beide aber dem großen Werkmeister der menschlichen Fakultäten, dem in unseren Tagen so hart geschmähten und doch, wie es scheint, nirgends im Uebermaß vorhandenen Verstand, denn wie jene

böse Fee, die man nicht zur Taufe eingeladen hatte, nur an die Wiege des Prinzen zu treten brauchte, um die ihm von ihren guten Schwestern verliehenen Gaben zu verderben, so braucht der Verstand nur auszubleiben, um alle Götter-Geschenke in ihr Gegentheil zu verkehren. Shakespeare's Zeitgenossen und diejenigen seiner Nachfolger, auf die er noch einwirkte, standen gerade so zu ihm, wie Goethe's Zeitgenossen und Schüler zu diesem, und wer die Marlowe, Green, Webster und so weiter bewundern zu dürfen oder zu müssen glaubt, der wird auch den Lenz, Klinger, Wagner u. s. w., die um nichts hinter den Engländern zurück stehen, oder doch nur so weit, als der Deutsche aus nationalen Gründen immer zu kurz kommt, sein Rauchopfer nicht versagen können. Dieß weiter auszuführen, verbietet der Raum. Die Gelegenheit wird sich später ergeben, einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen. Was in England von Shakespeare wieder lebendig geworden ist, das ist in Walter Scott hervorgetreten, und es ist kaum merkwürdiger, daß Shakespeare durch Beaumont und Fletcher verdunkelt werden konnte, als daß Scott dem Bulwer, Cooper und Boz weichen mußte, denn er verband mit dem bewunderungswürdigsten Instinkt für die Grundbedingungen aller historischen Zustände den feinsten psychologischen Blick für jede individuelle Eigenthümlichkeit und das klarste Verständniß für den Uebergangsmoment, worin die allgemeinen und die besonderen Triebfedern zusammenfallen, und der Vereinigung dieser drei Eigenschaften verdankte Prospero's Zauberstab seine Allmacht und Unwiderstehlichkeit. Die Nachtgeister dagegen, die in den übrigen Tragikern ihr unheimliches Wesen trieben, nicht weil sie über der Welt standen, wie sie sich einbildeten, sondern weil sie für die Harmonie der Welt blind waren, haben in Lord Byron ihre glänzendste und allerdings unsterbliche Auferstehung gefeiert und in ihm, nachdem sie vereinzelt und ohne sonderlichen Erfolg schon in Young, Gray u. s. w. vorgespukt hatten, einen Meister des Fluchens erzeugt, wie selbst die Juden, die nach Hegel von jeher groß in dieser Kunst gewesen sind, und von denen er, so viel wenigstens bekannt wurde, nicht abstammt, keinen ähnlichen aufzeigen können.

———

II.

Zweiter Band: John Ford. Dritter Band: John Lilly, Robert Green und Christoph Marlowe. Berlin, Decker 1860.

Ich habe den ersten Band dieses Werkes, John Webster enthaltend, ausführlich beurtheilt und würde auf dasselbe, obgleich ich es versprach, ohne einen besonderen Grund schwerlich zurückgekommen sein, wenigstens nicht vor seinem völligen Abschluß, denn was ich augenblicklich dachte, als ich die pomphafte Vorrede las, ist bis jetzt buchstäblich eingetroffen. Allein der Herausgeber hat für gut befunden, meine Beurtheilung in der Einleitung zu seinem zweiten Bande, nicht etwa, wie es angemessen und statthaft gewesen wäre, zu widerlegen, sondern sie, was allerdings leichter war, durch plumpe Sophismen, ja durch offenbare Unrichtigkeiten und grobe Unwahrheiten zu verdrehen und zu verleumden; und dies nöthigt mich, für mein Wort einzustehen und es mit Beweisen zu unterstützen, die ich ihm sonst erspart haben würde. Ich mußte seine Doktrin, wonach auf einmal von Shakespeare's Zeitgenossen mehr zu lernen sein sollte, wie von Shakespeare selbst, zwar bestreiten und seinen übrigen Behauptungen bis zur Verificirung durch die That den bescheidenen Zweifel, den die Pietät für seine Vorgänger mir einflößte, entgegenstellen. Aber ich begnügte mich, aus Achtung vor seinem respektablen Uebersetzer-Talent, zur Erhärtung meiner Behauptungen den von ihm angepriesenen Dichter einer gewissenhaften Sektion zu unterziehen, anstatt seine eigenen Sätze, so sehr sie auch dazu herausforderten, der Analyse zu unterwerfen oder gar seine wunderliche Reproduktions-Methode zu prüfen. Wenn ich das jetzt nachhole, so bin ich durch die Nothwehr dazu gezwungen.

Herr Professor Bodenstedt läßt mich vor seinem Leserkreise, der die „Wiener Zeitung“ gewiß nicht zur Vergleichung bei der Hand hatte, reden, wie es ihm gefällt, ganz in der Manier des seligen Johann Melchior Goeze, der die wörtlichen Anführungen auch nicht liebte und Lessing gern so lange zusammenzog, bis Sinn und Verstand erstickt waren. Ich will ihn buchstäblich citiren, bitte mir aber im wieder vorkommenden Falle das Gleiche von ihm aus, wenn er das Recht auf Antwort und alles, was sich daran knüpft, nicht verlieren will.

„Zum Schlusse“ — heißt es in der Eingangs erwähnten Einleitung — „noch ein Wort zur Verständigung. Ich hatte

geglaubt, mich über den Zweck dieses Unternehmens in der Vorrede zum ersten Band deutlich genug ausgedrückt zu haben. In diesem guten Glauben bestärkten mich die freundlichen, ganz in meine Intentionen eingehenden Urtheile der geachtetsten deutschen und englischen Blätter. Da erschien plötzlich im Abendblatte der „Wiener Zeitung" über mein Buch eine Reihe langer Aufsätze so wunderlichen Inhalts, daß ich nicht das geringste Gewicht darauf gelegt haben würde, wenn nicht Friedrich Hebbel als Verfasser darüber und darunter gestanden hätte. Der Name machte mich stutzig und bewog mich, die mir ins Haus geschickten Nummern noch einmal zu lesen und sie einigen Freunden vom Fach mitzutheilen, welche über den Inhalt, der eine vollständig verkehrte Auffassung meiner Intentionen enthielt, ebenso erstaunt waren wie ich. Herr Hebbel geht nämlich in jenen Aufsätzen von der Ansicht aus, ich stelle die von mir in der Uebersetzung oder im Auszug mitgetheilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophokles, Shakespeare oder Schiller und wolle sie in diesem Sinne als Musterdramen bei uns einbürgern, zum Verderben des guten Geschmacks und der dramatischen Kunst. Unter dem Eindruck dieser irrigen Vorstellung zieht er dann gegen den armen Webster zu Felde, und sein Eifer reißt ihn so weit fort, zu behaupten, die Kenntniß Shakespeare's mache das Studium seiner Vorläufer und Zeitgenossen vollkommen überflüssig, da er sie alle und in jedem Punkte überrage. Um sich von ihnen einen Begriff zu machen, sei es ganz genügend, zu lesen, was Tieck und Ulrici über sie geschrieben 2c. 2c. Wenn nun ein so talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter wie Herr Hebbel mein Unternehmen so völlig mißverstehen und in Bezug auf die altenglische Bühne zu so irrigen Auffassungen gelangen konnte, muß ich nicht fürchten, bei gewöhnlichen Lesern noch größeren Mißverständnissen zu begegnen? Nur um diesen vorzubeugen, bin ich hier noch einmal auf die Sache zurückgekommen. Was würde man von einem Kenner der Sculptur sagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollständig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Alterthums den seinigen nicht gleichkämen, so sei es auch völlig überflüssig oder gar schädlich, sie zu studiren und sich den Geschmack daran zu verderben? Wer von der Erhabenheit, der Harmonie und dem lebendigen Hauch hellenischer Kunst einen Begriff haben wolle, der brauche nur bei Winkelmann darüber

nachzulesen; die Betrachtung der Kunstwerke selbst sei vom Uebel ꝛc. Oder was würde man von einem Kenner der Malerei sagen, welcher mit wichtiger Miene einige althergebrachte Phrasen zum Ruhme Rafaels wiederholte, um zu beweisen, daß in Rafael die Kunst ihren Höhepunkt erreicht habe, und daß es deßhalb völlig unnütz sei, sich um seine Vorläufer und Zeitgenossen, von Cimabue und Giotto bis auf Michel Angelo und Leonardo da Vinci, zu bekümmern? Man wird mir zugeben, daß, was von der einen Kunst gilt, auch von der anderen gelten muß. Wenn es daher zur richtigen Würdigung Rafaels nöthig ist, nicht bloß seine eigenen Werke zu kennen, sondern auch diejenigen seiner Zeitgenossen, Vorläufer und Nachfolger, weil man nur so ermessen kann, was ihm überliefert wurde und was ihm eigenthümlich ist, was er mit anderen gemein hat und was ihn von allen unterscheidet, so ist es aus ganz gleichen Gründen nicht minder nöthig, beim Studium Shakespeare's auf seine Vorläufer und Zeitgenossen gebührende Rücksicht zu nehmen."

Soweit der Herr Professor, und wenn von all dem Wahnwitz, den er hier vorträgt, auch nur ein Jota auf meine Rechnung käme, so verdiente ich, trotzdem, daß ich nach seiner Versicherung ein „talentvoller Dichter" bin, dem Büttel der Literatur überantwortet und mit Hohn vom Markt gepeitscht zu werden. Dann wäre er auch zu dem „fürnehmen" Ton, den er anschlägt, vollkommen berechtigt, während dieser dem Verfasser des „Demetrius" und der „Brautfahrt des Königs Autharis" in Sachen des Dramas sonst um nichts besser anstehen dürfte, wie dem edlen Don Ranudo de Colibrados, dem Besitzer der beiden zerbrochenen Stühle, die ihm der erste bürgerliche Gläubiger zu Schanden saß, der seinige.*) Dann wäre es ganz in der Ordnung, daß er der Lesewelt in plastischer Ausführlichkeit den allmäligen Uebergang von seinem bloßen Durchfliegen der „Wiener Zeitung" (wo? im Kasino? hier fehlt's an Klarheit) bis zum wirklichen Lesen im Hause so gewissenhaft schildert, wie Cäsar den Römern sein welthistorisches Ueberschreiten des Rubicon. Dann hätte er sogar mit Ruhe noch weiter gehen und sein Gesicht mit dem gewiß malerisch interessanten Kampf zwischen der trotzig ablehnenden Stirnrunzel und dem humanen Lächeln, das in der wichtigen Angelegenheit

---

*) Don Ranudo de Colibrados: Hauptfigur in der gleichnamigen Holbergischen Komödie. D. H.

endlich den Sieg davongetragen haben muß, als Beigabe photographiren lassen können, denn es ist keine Kleinigkeit, einem Narren zu antworten, und der Vernünftige kann nur aus einem Uebermaß von Menschenliebe, das er auch dem mitleidigsten Herzen nicht ohne ein Pump- und Druckwerk abdringt und das nur langsam, wie die großen Wasser von Versailles, ins Steigen und Fließen kommt, seine Würde soweit bei Seite setzen. Aber leider ist dieser Narr, der nicht einmal die vier Species der Aesthetik kennt, ein bloßes Phantasiestück des Herrn Professors in Don Quixotes freiester Manier, und ich fürchte, er wird die Verschwendung der schöpferischen Kraft, aus der derselbe hervorgegangen ist, schmerzlich spüren, wenn er seine neueste Tragödie „für die nächste Preisbewerbung“ in Angriff nimmt. Denn ich habe das, was er mir in den Mund legt, so wenig gesagt, daß er selbst von alledem, was er mich leugnen und bestreiten läßt, nicht das Geringste gesagt hat, so daß ich es beim besten Willen und der größten Versuchung des Teufels gar nicht sagen konnte, da mir von seiner Seite dazu kein Anlaß dargeboten war und nur Meister Philadelphia, wenn ihm der kleine Schmeichler Lichtenberg anders nicht zu viel Ehre erwies, die Kunst verstand, seinen Knäuel in die Luft zu werfen und daran in die Höhe zu klettern. Das ist so unerhört und unglaublich, daß ich ihn durchaus wieder selbst reden lassen muß, wenn ich nicht den Verdacht erregen will, ob ihm nicht vielleicht von mir noch übler mitgespielt wurde, wie mir von ihm. Die Vorrede lautet im wesentlichen, wie folgt:

„Ich biete hier den Kennern und Liebhabern dramatischer Poesie den ersten Band eines größeren Werkes, welches bestimmt ist, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakespeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der altenglischen Bühne zu liefern.“ Nun kommt der Prospektus. „Diejenigen Stücke, in welchen die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter sich am schärfsten ausprägt, sind in vollständigen Uebersetzungen mitgetheilt; von den übrigen werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung mehr oder minder umfangreiche Auszüge gegeben. Dabei wurde überall auf den Plan und die scenische Gliederung Rücksicht genommen und in den meisten Fällen das ganze Scenar angeführt, denn ein dramatischer Dichter ist zunächst und hauptsächlich nach dem Bau, nach dem Organismus seiner Stücke zu be-

urtheilen; zeigt er sich darin schwach, so ist er überhaupt nicht stark als dramatischer Dichter.“ Nun ein Kompliment, ein übrigens wohlverdientes, für A. F. v. Schack, das ich bereitwillig unterschreibe. „Mit Ausnahme des Marlow’schen Faust, der in einem Werk wie das vorliegende nicht wohl fehlen durfte, ist von allen hier mitgetheilten Stücken früher keines in deutscher Uebersetzung erschienen, und ein eigenes Geschick hat gewollt, daß meine Vorgänger Tieck, Graf Baudissin, Kannegießer, v. Bülow u. a., deren Leistungen ich im Schlußbande nach Verdienst würdigen werde, mit wenigen Ausnahmen gerade die werthvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben, so daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, in diesen neuesten Beiträgen aus den Fundgruben altenglischer Bühnendichtung das Beste zu bieten, was sie neben Shakespeare aufzuweisen hat.“ Nun eine Tirade zu Ehren Shakespeare’s, aus der ich später Nutzen ziehen werde. „Allein, wie hoch er auch alle Vorgänger und Zeitgenossen überragt, so läßt sich doch nachweisen, daß jene auf ihn von nicht unerheblichem Einfluß gewesen, wie er denn seinerseits auf diese den mächtigsten Einfluß geübt. Indem wir sehen, was sie von ihm gelernt haben, werden wir zugleich wahrnehmen, was wir selbst von ihm lernen können, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die so viele Stücke der Neuzeit kennzeichnet.“ Nun das bekannte Wort Lessing’s über den Gebrauch, der von Shakespeare zu machen sei. „Vielleicht werden junge Dramatiker finden, daß sie in mancher Beziehung von den Zeitgenossen Shakespeare’s mehr lernen können, als von ihm selbst, denn die Inspirationen des Genies lassen sich nicht nachahmen, nur bewundern, während es von großem Nutzen ist, zu beobachten, durch welche Mittel und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen erzeugen, die denen des Genies fast gleich kommen, sie nach dem Urtheil der Menge wohl gar übertreffen.“ Nun die Bemerkung, daß Shakespeare in England nie vergessen war, daß ihn aber einige seiner Zeitgenossen zeitweise verdunkelt haben und daß man deshalb nicht schlecht über den Geschmack des damaligen Publikums urtheilen darf. „Denn das völlige Verständniß eines so riesigen Geistes ist eben nicht Jedermanns Sache und das Urtheil der Menschen über ihre lebenden Größen nie ein unbefangenes. Dazu kommt, daß unter den Zeitgenossen Shakespeare’s wirklich schöpferische Geister sich befinden, welche neben dem größten Dichter aller Zeiten noch immer auf den

Namen großer Dichter Anspruch machen dürfen und deren Schöpfungen zu studiren nicht nur eine Quelle hohen Genusses, sondern auch zur richtigen Würdigung des Dichterkönigs selbst unentbehrlich ist." Nun Phrasen über die poetische Sonne Englands, die ihre Morgen= und ihre Abenddämmerung gehabt habe, und dann dieselben in neuer Drappirung noch einmal. „Ein breiter Strom dramatischer Poesie floß vor Shakespeare durch Altengland, ein Strom, aus welchem er, wie seine Zeitgenossen, ein Jeglicher nach seiner Natur, geschöpft hat." Zum Schluß Ergänzung des Prospects.

Jetzt vergleiche man. Die Vorrede zum 1. Bande spricht nur von den Zeitgenossen des Shakespeare, das ganze Buch nach Titel, Prospekt und Inhalt ist ausschließlich diesen gewidmet, die Vorgänger werden kaum im untergeordnetsten historischen Sinn ganz nebenher erwähnt, kein Stück wird von ihnen übersetzt oder charakterisirt, keine Zeile citirt. Die Einleitung zum zweiten dagegen läßt durch eine Tapeten = Thür, die früher gar nicht sichtbar war, die Vorgänger mit ein, stellt sie fast in den Vordergrund und dehnt mein über die Zeitgenossen abgegebenes Urtheil nicht allein auf diese, deren ich mit keinem Worte gedachte oder nach dem Sinn meiner Rede und dem Stand der Aufgabe auch nur gedenken konnte, mit aus, sondern schiebt mir, mit einer so krassen Verdrehung noch nicht zufrieden, Albernheiten unter, die geradezu (ich könnte mich hier manches Ausdrucks bedienen und will den mildesten wählen) aus der Luft gegriffen sind. Dieses Manöver war nun allerdings nöthig genug, wenn ich mit den Narren in ein und dasselbe Tollhaus gesperrt werden sollte, die behaupten, daß man sich um gar keinen Maler und Bildhauer zu bekümmern brauche, als um Raphael und Phidias und um gar keinen Kunstrichter, als um Winkelmann. Ich weiß nicht, ob es solche Narren gibt und bezweifle es stark, wahrscheinlich existiren auch sie nur in der camera obscura des Herrn Professors, und er vergleicht ein Ding, das nicht vorhanden ist, zur Verdeutlichung mit einem anderen Ding, das gleichfalls nicht vorhanden ist. Jedenfalls aber lasse ich mich nicht in's Tollhaus von einem Manne sperren, der die verrückten Streiche für mich erfindet, so unbequem ich ihm auch sein mag, wenn ich auf freiem Fuße bleibe. Ich kann meine Kritik hier natürlich nicht einschalten, sie ist den Lesern der Zeitung bekannt und sie wird dem größeren Publikum durch

die Sammlung meiner vermischten Schriften bekannt werden. Aber ich fordere den Herrn Professor alles Ernstes auf, die mir angeschuldigten Tollheiten in dieser Kritik entweder gründlich nachzuweisen, oder in seiner nächsten Vorrede ehrlich und unumwunden zu erklären, daß sie sich nicht darin finden. Damit ihm das nicht zu schwer falle, will ich ihm einen Ausspruch Lessing's in's Gedächtniß rufen, der ihm zeigen wird, wenn es ihm noch unbekannt sein sollte, was in solchen Fällen zuweilen auf dem Spiele steht. Er heißt: „Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besseres Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem anderen fähig; kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten." Freilich enthält dieser Ausspruch eine kleine Hinterthür, auf die ich den Herrn Professor selbst aufmerksam machen will; er trifft nur diejenigen Verdreher, die es wider besseres Wissen und Gewissen sind. Nun habe ich zwar der Vorgänger des Shakespeare mit keiner Silbe gedacht und kann also schon deßhalb nicht gesagt haben, daß die Kenntniß Shakespeare's das Studium derselben vollkommen überflüssig mache; ich habe weiter nicht gesagt oder auch nur angedeutet, daß der Herr Professor die von ihm mitgeteilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophocles, Shakespeare und Schiller stelle und sie als Musterdramen einbürgern wolle; ich habe noch weniger und am allerwenigsten gesagt, daß es genügend sei, Tieck und Ulrici über sie nachzulesen, um sie kennen zu lernen, denn das hieße im buchstäblichsten Sinn den Liebhaber von wilden Bienen statt auf die Maiwiese auf Raff's Naturgeschichte verweisen, die bekanntlich keinen Honig gibt. Diese Absurditäten kann der Herr Professor aus meinen Worten nicht herausklauben, und wenn ihm die ganze ars Lolliana zu Gebote stünde: ich habe blos die Zeitgenossen beurtheilt, ich habe dargethan, daß sie von Shakespeare nicht gelernt haben, was er sie gelernt haben läßt, und ich habe in Bezug auf die grenzenlos anwachsende Shakespeare-Literatur eine Warnung, die Goethe schon vor vierzig Jahren nothwendig fand, wiederholt und eingeschärft, ohne dem Unternehmen des Herrn Professors dadurch in den Weg zu

treten. Damit scheint sich nun einige Kenntniß der altenglischen Bühne und des Dramas überhaupt ganz wohl zu vertragen, eine Kenntniß übrigens, die man auch mit Fug und Recht von Jemand verlangen kann, der den Gegenstand ein volles Viertel-Jahrhundert studirt, und dem Herrn Professor bleibt nichts als die geforderte Erklärung übrig, wenn er sich den furchtbaren Consequenzen des Lessing'schen Ausspruchs, soweit sie ihn treffen, entziehen will, denn nicht bloß die Verdrehung, auch die Unrichtigkeit und die Unwahrheit sind evident. Aber vielleicht (hier kommt die Hinterthür) läßt er mich zwischen den Vorgängern Shakespeare's und seinen Zeitgenossen nur darum nicht unterscheiden, weil er selbst nicht so scharf unterscheidet, und hat also wenigstens im Hauptpunkt nicht wider besseres Wissen und Gewissen geredet. Für diesen Fall, der bei seinen dramatischen Principien nicht einmal ganz unwahrscheinlich ist und der seine Lage moralisch um eben so viel verbessert, als er sie ästhetisch verschlimmert, will ich ihm den Unterschied deutlich machen. Wenn ich die komischen Apostrophirungen liebte, wie der Herr Professor, so würde ich fragen: muß ich den Ur- und Erzvater Adam seiner Barfüßigkeit wegen verachten, weil ich von seinem Enkel verlange, daß er Stiefel anziehe? Könnte ich Eva's Feigenblatt, wenn es mir in irgend einer Kunstkammer vorkäme, nicht mit Ehrfurcht betrachten, weil ich ihrer jüngsten Tochter die Schürze nicht erlasse? Doch, damit geriethe ich in den Ton hinein, in dem der Herr Professor mir die Polterpredigt über Raphael und Phidias hielt, und ich will mich nicht rächen. Also im Ernst. Es ist nicht bloß die Pietät, die den Menschen bei allem Uranfänglichen mit Rührung verweilen läßt, nicht das wunderliche, subjektive Gefühl, das sich wohl gar an der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit selbst entzündet, sondern es ist die innere Bedeutung und der hohe Werth der Objekte. Das gilt von der Sphäre der Kunst fast noch mehr wie von jeder anderen. Als Thespis seinen Karren aufschlug, da regte sich der dramatische Geist im griechischen Volke und vielleicht in der Menschheit zum ersten Mal, denn über die Sakontala, das hohe Lied Salomonis u. s. w. werden abweichende Ansichten erlaubt sein. Er regte sich zwar nur noch so dumpf und lange nicht so geschickt, wie der architektonische Instinkt in Bibern, Ameisen und Bienen, er rang noch nicht ums Kunstwerk, sondern um die Kunstgesetze, aber er erkämpfte mit jedem Schritt eine der Grund-

bedingungen, von denen die spätere Ausübung des Kunstvermögens, selbst durch das größte Individuum, so sicher abhing, wie das Denken auch des tiefsinnigsten Philosophen von dem Vorhandensein der Sprache und der Ausbildung ihrer Formen. Jedoch, wohl verstanden, auch nur so und durchaus nicht anders, und wer sich einen Universal-Dichter, wie z. B. Shakespeare, mit der Schöpferkraft für alles, nur nicht für den Blankvers, vorstellen kann, der klebt an leeren Aeußerlichkeiten und hat von der Natur des Processes auch nicht die leiseste Ahnung. Von diesem Punkte aus ist auch, um es gleich im Vorübergehen zu bemerken die wichtige und so selten auch nur richtig gefaßte Naivetäts-Frage zu erledigen, an die so Vieles und namentlich die letzte Entscheidung in dem zwischen Philologen und Aesthetikern schwebenden Streit über den Ursprung der Ilias und der Nibelungen geknüpft ist. Man sieht also, wenn man auf die Uranfänge zurückblickt, nicht ein einzelnes Kunstwerk, man sieht die Kunst selbst entstehen, und dieses Schauspiel, an dem alle Völker der Erde, früher oder später aus dem Stumpfsinne erwachend, nach Art und Eigenthümlichkeit mehr oder weniger lebendig sich betheiligen, ist unendlich viel großartiger, als wenn wir Sophocles und Shakespeare zugleich um den Kranz ringen sehen könnten. Darum funkelt jeder Radnagel am Thespis-Karren bis auf den gegenwärtigen Tag, darum kriechen wir den unscheinbarsten Spuren der Mysterien und Moralitäten im Staube der Bibliotheken nach, darum sind dem Engländer seine Interludes von Heywood u. s. w., dem Deutschen seine Fastenspiele von Hans Rosenblut und Hans Sachs so heilig. Auch noch die späteren eigentlichen Vorgänger des Genius participiren an dieser Pietät, aber freilich nur in dem Grade, als sie der großen naiven Periode noch näher oder ferner stehen, denn diese beschränkt sich, wie bei der Sprache und ganz nach Analogie derselben, auf die Erzeugung der Formen, die aber natürlich nicht nackt, sondern nur in den ersten schwachen Ansätzen zu Halb- und Scheinorganismen hervortreten können, wie denn ja auch die Sprache selbst auf keiner ihrer Stufen ohne Inhalt ist; hiebei ist der Volksgeist unzersplittert, und ohne daß das Mein und Dein sich unterscheiden ließe, wie ein aus Millionen Köpfen zusammengeflossenes ungeheures Gehirn thätig, was man aber jenseits dieser Grenze Naivetät nennt, ist zwar im Grunde nichts anderes, im Gegentheil ganz das nämliche, aber auf das streng

abgesteckte individuelle Gebiet mit seinen specifischen Gesetzen verlegt und bildet dort (siehe meine Abhandlung über Kraft und Erkenntniß in Rötscher's Jahrbüchern, oder demnächst in meinen vermischten Schriften)*) nicht etwa eine zufällige Nebeneigenschaft des Dichters und Künstlers, sondern die innerste Wurzel seines Wesens. So verhalten sich die Vorgänger zum Genius überhaupt und also auch zum Shakespeare; man kann sie sich, wenn man ein Bild aus der Chemie gestatten will, wie eine Reihe von Retorten vorstellen, in denen die Natur kocht und mischt, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Aber was resultirt daraus für die Zeitgenossen? Hat ein Bienen-, Ameisen- und Biberbau auch noch Werth, wenn schon der gothische Dom in seiner ganzen Herrlichkeit dasteht? Darf wohl gar ein Storchnest als zweiter Thurm darauf gesetzt werden? Die Lächerlichkeit springt von selbst in die Augen; es leuchtet ein, daß das Verhältniß sich geradezu umkehrt. Allerdings erhielt Shakespeare sein großes dramatisches Erbtheil, die Formen, zum Theil von denjenigen seiner Zeitgenossen überliefert, die ihm um wenige Jahre voraus waren, wie von Marlowe und Green, auch bediente er sich im Anfang sehr stark ihrer Theatersprache. Aber in der Hauptsache empfing er doch nur von ihnen, was sie selbst von den Vorgängern empfangen hatten, und je weiter er sich entwickelte, um so mehr machte er sich von allem, was ihnen individuell eigenthümlich ist, wieder frei. Wenn er auch noch später etwas von ihnen entlehnt oder zu entlehnen scheint, so wird er ihnen gerade so viel Dank schuldig, wie Christus dem Brunnen, aus dem er Wasser holte, um es in Wein zu verwandeln; er nimmt ihnen einfach den Thon aus der Hand, mit dem sie nichts anzufangen wissen, und der Thon gehört so lange der Welt, als ihm der Genius seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Der Herr Professor meint freilich, der Jude Barabas (im Juden von Malta) erinnere an den Juden Shylock und der Marlow'sche Vers:

„Doch halt! Was für ein Stern scheint dort im Osten,
Wenn Abigail, der Leitstern meines Lebens!"

müsse jedem die berühmte Stelle aus Romeo und Julia:

„Doch still, was für ein Licht scheint dort durch's Fenster?
Es ist der Ost und Julia ist die Sonne!"

---

*) In Bd. 10 dieser Ausgabe. D. H.

in's Gedächtniß rufen. Auch hat er im Sinne des Lessingschen Patriarchen recht, denn „Jud ist Jud", aber gewiß in keinem anderen, und was die inkriminirten Verse anlangt, so könnten „Ach und Oh", die ja wohl auch bei beiden vorkommen, eben so gut für Marlow'sches Privateigenthum erklärt werden. Wer solche Posten mit ansetzt, der kann die Rechnung allerdings in die Höhe treiben, wer aber das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht, dem beweisen sie bloß, daß Shakespeare, wie alle wahrhaft tiefen Geister, in Komma und Punkt und in Dingen, die kaum über die Umgangsphrasen hinausgehen, nicht originell sein wollte. Doch, ich lasse mich weiter ein, als ich nöthig habe; wo in aller Welt, außer in dem Kopf des Herrn Professors, wäre es mir denn begegnet, dem Genius seine Fundamentaleigenschaft abzusprechen? Es ist ja gerade sein Privilegium, daß er nichts umsonst berührt, daß er von Allem lernt. Man soll nur gehörig Buchführen und den Anregungen, die er empfängt, die Producte, die er dafür liefert, gegenüberstellen; dann wird man ein unendlich Kleines auf der einen Seite, ein unendlich Großes auf der anderen erblicken und sich nicht mehr mit einem geistreichen älteren Schriftsteller unserer Literatur*) bei der Lektüre des Horaz nach seinem Umgang mit Augustus und Mäcenas sehnen, um die schuldige Reverenz zwischen dem Dichter und seinen erlauchten Zechgenossen zu theilen, denn man wird erkennen, daß es sich hier nicht um die methodische Einkleidung eines erborgten Gehalts in Reim und Rhythmus handelt, sondern um denselben Proceß, der das rohe Element in Pflanzen, Blumen und Thiere umschafft. Was z. B. Shakespeare und seine sog. Quellen anlangt, so wird doch ohne Zweifel jedem ästhetisch Gebildeten, wenn er an das Verhältniß denkt, die Mühle einfallen, von welcher der Sohn des Lügners in dem Goldonischen Lustspiel erzählt; Hörner, Hufe und Klauen werden hineingeworfen und Hirsche, Rehe und Pferde springen davon. Hier wäre in Bezug auf alte und neue Fragen sehr viel zu sagen, aber ich komme des Weges wohl noch einmal mit dem Herrn Professor, da er, wenn er auf meine Entwickelungen auch wieder nicht das „geringste Gewicht" legen sollte, doch hoffentlich nicht auch Lessing alle Höflichkeit verweigern wird, und ich darf

*) Gemeint ist Lichtenberg. Der Leser vergleiche die ausführlichere Entwickelung in Hebbel's Tagebüchern, Bd. 2, S. 51—52. D. H.

mir das Weitere bis dahin ersparen. Denn ich habe in meiner Kritik nur untersucht und nur zu untersuchen gehabt, wie viel Shakespeare's Zeitgenossen von ihm gelernt haben: nicht aber, wie weit er ihnen verschuldet ist. Zu dieser Untersuchung war ich, wie jeder, der in Sachen des Dramas mitzureden hat, durch den Herrn Professor selbst gezwungen; er wollte ja die jungen Dramatiker zu den Zeitgenossen in die Schule schicken, anstatt zu dem Altmeister selbst, dem Schiller und Goethe ihre Erziehung verdanken, und ein Lehrerwechsel von solcher Bedeutung ist keine Kleinigkeit. Ich hielt mich bei meiner Untersuchung streng an die Richtschnur, die er selbst mir in die Hand gab; er behauptete, dießmal im schönsten Einklang mit Aristoteles, daß bei dramatischen Werken der Organismus die Hauptsache sei, und ich zerlegte den Organismus. Ich führte die Untersuchung um keinen Schritt weiter, als es nöthig war; ich brach sie bei einem höchst interessanten Punkt ab: weil ich bewiesen hatte oder doch bewiesen zu haben glaubte, was zu beweisen stand. Worüber hat der Herr Professor sich also zu beschweren? Er findet meine Abhandlung lang. Das muß ich einräumen, eine gründliche Sektion nimmt Zeit weg, wie Tieck, Börne u. s. w. zeigen, und mit dem Schlächterbeil, dessen er sich in seinen sogenannten Reproduktionen bedient, wird man rascher fertig, als mit dem Messer, zerstört aber auch die Gefäße, die man bloslegen soll. Er nennt sie wunderlich. Das wird sie sein, wenn er ihr Resultat widerlegen kann. Er erlaubt sich sogar, zwar nicht in direkter Anwendung auf mich, aber doch in sehr zweideutigem Ton, von „althergebrachten Phrasen, die mit wichtiger Miene wiederholt würden!“ zu sprechen. Kennt er solche Phrasen? Ich will ihm der Vergleichung wegen eine hersetzen; sie ist Selbst-Erzeugniß, aber nicht das meinige, sondern das seinige. „Shakespeare“ — lautet die oben ausgelassene Stelle in seiner Vorrede zum ersten Bande — „ist in keinem Stück von seinen Vorgängern und Zeitgenossen erreicht. Kein anderer Dichter kommt ihm gleich an sittlicher Hoheit, Kraft der Charakteristik, Reichthum der Gedanken, Umfang und Klarheit des Blicks, der im Besonderen zugleich das Allgemeine und Ewige sieht.“ Bis hieher klingelt sie nicht einmal, sondern schnarrt bloß im langweiligen Nasenton ab, was tausendmal gesagt ist und nicht ein einziges Mal hätte gesagt werden sollen. Aber nun wird die Glocke angehängt. „Man könnte von ihm behaupten“ — geht es fort — „um die Macht seines Genius zu veran-

schaulichen, daß, wenn seine Helden weiter nichts gethan hätten, als das aus ihrem eigenen Geist geschöpft, was er sie sagen läßt, dieß allein genügen würde, sie groß zu machen." Alle Wetter! Macbeth und Richard wären dann eines natürlichen Todes gestorben, das ist gewiß, und Desdemona hätte ihren Mohren vielleicht gar überlebt. Im Ernst, mit wichtigerer Miene ist eine Verkehrtheit handgreiflicherer Art wohl noch nie vorgetragen worden. Die dramatischen Reden haben nur so weit Werth, als sie das nothwendige Produkt, die klingenden Seelen der Organismen sind, und der größte Tiefsinn wird dramatisch zur größten Abgeschmacktheit, wenn er für sich allein etwas gelten will. Thäten es die Worte ohne die bedingende Wurzel im Gehirn und im Herzen, so brauchte man einen Bauer blos Kant's Kritik der reinen Vernunft memoriren zu lassen und hätte einen Philosophen geschaffen. Das ist eine Phrase, und wenn der Herr Professor mir in meiner Kritik eine ähnliche aufzeigen kann, so will ich zur Strafe statt der zehn Gebote, die man den Kindern aufgibt, wenn sie etwas verbrachen, den „Demetrius" und die „Brautfahrt des Königs Autharis" auswendig lernen. Wir haben darin aber offenbar auch schon ein Prachtstück seiner Theorie vor uns, eben der Theorie, die ich aus Schonung stillschweigend passiren ließ. Wickeln wir den Knäuel denn gleich vollständig ab. Der Herr Professor weiß sehr wohl, warum er die jungen Dramatiker an die Zeitgenossen Shakespeare's und nicht an ihn selbst adressirt; man lernt nach seiner Versicherung nur vom Talent, nicht vom Genie. Das ist nun wieder neu, und so neu, daß einem die Augen übergehn könnten. Aber das Umgekehrte ist leider wahr. Das Genie spricht das allgemeine Gesetz aus, denn es repräsentirt die Gattung; das Talent nur ein besonderes, denn es repräsentirt blos ein Individuum. Dem Genie kann man nun freilich das Genie nicht abgucken, so wenig wie der Schönheit die Schönheit, aber wahrlich auch nicht dem Talent das Talent, denn von der Inspiration leben sie alle beide, und es handelt sich nur darum, ob ihnen im erhöhten Zustande das Ganze der Welt phosphorescirt oder nur ein Theil. Doch die ganze Wissenschaft der Kunst ist aus den Schöpfungen des Genies abstrahirt, und was sich aus denen des Talents ableiten läßt, verhält sich dagegen, wie zur allgemeinen Gesundheitsregel die diätetische Vorschrift im einzelnen Fall, oder um ein nahe liegendes und entscheidendes Beispiel zu wählen, wie zu der Aesthetik von

Solger die von Jean Paul, die man mit vollkommenem Recht eine Sammlung von Recepten zur Abfassung Jean Paul'scher Romane genannt hat. Darum erklärte Lessing, wie der Herr Professor selbst anführt, den Shakespeare, nicht den Marlowe oder den Webster für die camera obscura des Dramatikers, und er wird es bleiben, vorausgesetzt, daß man auf Kunstwerke und nicht auf Kunststücke ausgeht.

Endlich muß ich mich aber auch noch gegen den albernen Schluß verwahren, als ob ich den Zeitgenossen dadurch alles Verdienst und alle Bedeutung abgesprochen hätte, weil ich bewies, daß sie von Shakespeare nicht so viel gelernt haben, um ihn vertreten zu können. Ob man die Dichter, wie der Herr Verfasser thut, in große und größte eintheilen darf, wie die königl. preußischen Geheimräthe in nominelle und wirkliche, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum, denn ich fühle mich nicht versucht, literarische Würden, Titel und Orden zu verleihen. Aber ich verglich Shakespeare's Zeitgenossen mit Lenz und Klinger, ich ließ sie gipfeln in Byron; brauche ich mehr zu sagen? Vielleicht sollte ich auch noch ausdrücklich versichern, daß ich der Shakespeare-Literatur nicht abhold bin, weil ich der Plusmacherei entgegentrete. Ich will statt dessen die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen der schätzbarsten Beiträge hinlenken, womit sie seit langer Zeit bereichert worden ist. Es sind das die tiefsinnigen und höchsteigenthümlichen Untersuchungen Storffrich's über den Hamlet.*)

III.

Ich habe nachgewiesen, daß ich Shakespeare nicht darum die Eltern absprach, weil ich behauptete und nach Kräften darzuthun suchte, daß er keine Brüder oder auch nur Halbbrüder habe, die ihm in „Gang, Gesicht und Geberde“ ähnlich seien. Ich habe gleichfalls nachgewiesen, daß ich mich keines anderen Maßstabes bediente, als dessen, den der Herausgeber selbst neben sein Werk für alle seine Beurtheiler hingelegt hat. Ich gehe daher ruhig weiter und knüpfe, als ob inzwischen gar nichts vorgefallen

*) Die Schrift ist betitelt: Psychologische Aufschlüsse über Shakespeare's Hamlet. Von D. B. Storffrich. Hebbel widmete ihr eine eigene Besprechung. (Literaturbriefe, XX, Bd. 12 dieser Ausgabe.) D. H.

wäre, an meinen ersten Artikel wieder an. Delius, der gewissenhafte und geistreiche Editor eines englischen Shakespeare in Deutschland, war Tycho Mommsen für die Kritik seines großartigen, auf dem umfassendsten Quellenstudium beruhenden und nicht auf feuilletonartige Verwerthung unverdauter Lesefrüchte berechneten Unternehmens sehr dankbar, wiewohl sie sich von einem Rauchopfer merklich unterschied. Er zog, als sie ihm vor die Augen kam, keine Jupitermiene, er schüttelte nicht die ambrosischen Locken oder das Surrogat, was der Friseur zu liefern pflegt, wenn sie fehlen, er sagte nicht zu seinem Gegner: Du bist ein schlechter Fechter, aber ein guter Tänzer, und gab ihm, statt den Degen mit ihm zu kreuzen, von hinten, wie ein russischer Großfürst, einen Schlag mit der Scheide auf den Rücken. Er las sie und widerlegte sie, wo er konnte, erkannte sie dankbar an und richtete sich nach ihr, wo er mußte. Mir ist es nicht so gut geworden, obgleich die Berichtigung ästhetischer Grundbegriffe ebenso hoch anzuschlagen sein dürfte, als die Herstellung zweifelhafter Lese-Arten, aber ich habe die erfreulichsten Beweise in Händen, daß das Publicum eine Selbstenthaltsamkeit vollkommen zu würdigen versteht, die alles, was sie seit Decennien über den „Homer des Dramas“ auf dem Herzen hat, in der bescheidenen Form einer Recension vorbringt, ohne eine Reihe von überflüssigen Bänden, die sich ja unendlich liecht aufschwellen lassen, wenn man nur stopfen mag, damit zu würzen. Ich darf mir also schmeicheln, nicht überall in den Wind zu reden.

Der zweite Band beschäftigt sich mit John Ford, der dritte bringt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. Zunächst muß ich mich nun der Dichter gegen den Herausgeber annehmen. Was ich über seine Reproductions-Methode denke, ist dem Leser schon bekannt, und so hart der Ausdruck auch klingt, den ich in Folge des von ihm gegen mich angeschlagenen Tons wählen mußte, so wahr ist es und so klar wird es sich im weiteren Verlauf zeigen, daß er sich der Axt anstatt des Messers bedient. Sein schönes Uebersetzertalent hat er auch hier bewährt; er ist im besten Sinne des Wortes ein Mann mit sieben Zungen, der seine Vorgänger, selbst Tieck nicht immer ausgeschlossen, in den meisten Fällen übertrifft. Aber wie kann man glauben, die Einsicht in ein Drama dadurch zu vermitteln, daß man das Scenarium mittheilt! Das ist dem Journalisten, der über die Erstlings-Vorstellung eines Stückes zu berichten hat und auf den

der Druckerjunge schon am Ausgang des Theaters mit Ungeduld wartet, ohne Widerrede gestattet; er thut genug, wenn er Kopf-, Brust- und Bauchhöhle mit dem ersten besten Instrument öffnet und eine flüchtige Ansicht über den Befund abgibt. Aber der Kritiker oder gar der Historiker, und es handelt sich ja um eine „Geschichte der altenglischen Bühne", muß sich etwas mehr in Kosten setzen.

Es gibt eine alt-talmudische Sage, wornach der Magikus jeden beliebigen Menschen erschlagen und zu Stücken zerhacken darf, wenn er die Theile nachher nur gleich in einen Topf thut und diesen für eine bestimmte Zeit, ohne sich auch nur um eine Secunde zu verzählen, an's Feuer schiebt, denn der Mensch springt nach Ablauf der geheimnißvollen Frist frisch und gesund wieder aus dem Topf hervor, und in einer Gestalt, die seinem innersten Wesen aufs treueste entspricht, und oft ganz anders wie die frühere. Er kann dabei gewinnen, denn er kann mit einem Buckel hineingehen und ohne Buckel wieder herauskommen, wenn die Natur ihm den lächerlichen Appendix ohne Grund angehängt hat; er kann dabei auch verlieren, denn wenn er voll von Tücken und Ränken steckt, kann ihm anstatt des verscherzten graden Rückens der krumme des Gezeichneten aufgeladen werden, den der Volksmund so unhöflich kommentirt. Immer aber hat die Welt einen Vortheil davon, denn sie weiß fortan, wofür sie ihn halten und was sie von ihm erwarten muß. Diesem Magikus nun soll der Kunstrichter gleichen; er darf nur tödten, um wieder zu beleben. Ihm fällt es nicht zur Last, wenn die Metamorphose zum Schaden des Dichters ausschlägt; er kann nicht dafür, wenn der tragische Held sich in einen Affen verwandelt und der Bajazzo in einen Leichenbitter. Immer jedoch muß er sich dem Kunstwerk gegenüber, selbst wenn es schwach und mißlungen wäre, als Künstler erweisen, der mit der einen Hand zwar auftrennt, aber mit der andern den rohen Stoff auch gleich wieder verwebt. Welche Meisterstücke hat Lessing geliefert, als er Corneille und Voltaire zergliederte; wo gibt es komische Novellen, die sich mit Tieck's Analysen des Oehlenschlägerschen Correggio und des Houwaldschen Leuchtthurms vergleichen ließen, und welchen Genuß gewährt, um doch auch aus dem positiven Gebiet etwas anzuführen, eine Rötscherische Abhandlung über ein Shakespearesches Werk! Wer das aber nicht vermag, der soll ganz davon bleiben, denn das Dekomponiren beruht auf denselben Gesetzen wie das

Komponiren, wenn das eine auch ein bewußter Act des Verstandes ist, das andere ein unbewußter der Phantasie, und es ist gar kein Wunder, daß gerade Goethe, der große Dichter, nicht aber irgend ein Philosoph, durch seine Entwicklung des Hamlet für die ganze Shakespeare-Kritik epochemachend wurde. Dagegen halte man nun das Verfahren des Herausgebers! Er zerstückelt die Organismen freilich wie der Talmud'sche Magikus und noch ärger: nicht bloß die Acte, auch die einzelnen Scenen werden auseinandergerissen, so daß es kaum in der Fleischbank grauslicher hergehen kann, aber wo ist der Topf und wo das Feuer? Allerdings ist es eine schwere Arbeit, ein Drama wochenlang in allen seinen Teilen zu durchdenken, die Atmosphäre, in der es sich bewegt, abzugrenzen, die Instanz, unter die es seiner Natur nach fällt, zu ermitteln, damit nicht plumper Realismus gesucht werde, wo das ideale oder gar das phantastische Moment vorherrscht und umgekehrt, die so unendlich wichtigen unausgesprochenen Motive, die unmittelbar aus den Charakteren resultiren, wie die ausgesprochenen aus ihren Interessen, bis zur Wurzel aufzugraben, und alle diese mühsam gewonnenen Elemente auf den Mittelpunkt, auf den der Dichter sie bezogen wissen will, zurückzuführen, sei dieses nun eine gemeine Stecknadel, die er willkürlich dafür erklärt hat, um seine verworrenen Fäden nur überall befestigen zu können, oder sei es in Wahrheit einer der ewigen Pole, um die sich das menschliche Handeln und Leiden in bestimmten Kreisen wirklich dreht. Ein Scenarium dagegen ist leicht zusammengeschrieben, es verhält sich aber auch zur eigentlichen Aufgabe wie das Häckselschneiden zum Garbenbinden, und gibt ein Bild vom Gedicht, wie der fliegende Häckerling vom Aehrenfeld. Durch den Herausgeber lernt man die altenglischen Dichter also nur so weit kennen, als er ganze Stücke von ihnen übersetzt; seine Reproductionen stehen nicht viel höher, wie die weitgestrickten Programme zu Balleten und Pantomimen, die auch ziemlich getreu angeben, welche Person eben auftritt und wozu sie kommt, und sich im übrigen wenig darum kümmern, ob der Ring zusammengeht oder nicht. Man vergleiche mit den Mustern von Lessing, Tieck, Rötscher, Börne u. a.

Der zweite Band bringt vollständig die „Hexe von Edmonton", an der Rowley und Dekker mitgearbeitet haben; dagegen wird „Perkin Warbek", aus dem nur Fragmente mitgeteilt werden, für das beste Werk von Ford erklärt. Warum

wurde denn gerade dieser verstümmelt, um jener, die dem Dichter nicht einmal ganz angehört, Platz zu machen? Man sollte doch denken, daß das Beste den Vorrang verdiene. Ich stelle mit den Engländern das „Gebrochene Herz“ über beide, denn die Hexe von Edmonton ist zu bunt zusammengewürfelt, obgleich der Charakter der Susanna, des himmlisch milden Weibes mit ihrer stillen Resignation in voller Jugendblüthe, hohen Preises würdig ist, und Perkin Warbek war über Ford, wie unter Schiller; der Eine konnte das Thema nicht bewältigen und der Andere ließ es, nachdem er Jahre lang damit gespielt hatte, wieder fallen, um es gegen das verwandte, aber unendlich viel tiefere des Demetrius zu vertauschen. Von Shakespeare hat der Dichter freilich nicht mehr gelernt, wie Webster, nämlich gar nichts; auch er legt alles Gewicht auf's Detail, und davon macht das „Gebrochene Herz“ natürlich keine Ausnahme, denn kein Kind kann seinen Vater verleugnen. Aber das Stück ist, trotz seiner Seltsamkeiten und Unmöglichkeiten, trotz der lächerlichen Verkleidung des Orgilus, die an die ähnliche des Schillerschen Hermann in den Räubern erinnert, und trotz des geheimnißvollen Stuhls, der die Niedersitzenden fesselt und wehrlos macht, reich an erschütternden Situationen, und es genügt namentlich dem dramatischen Gesetze der Steigerung bis zum Schluß in einem an Shakespeares Zeitgenossen ganz ungewöhnlichen Grade, auch ist es verhältnißmäßig sittlich rein und die vielbewunderte unheimliche Tanzscene der Kalantha, deren starrer Trotz sich später so schön im Tode löst, verdient im vollem Maße ihren Ruhm. Wie der Herausgeber es liefert, kann es freilich keinen Eindruck machen; seine Methode ist geradezu paralysirend. „Ithocles zeigt sich dem Armostes ganz umgewandelt. Er weicht neugierigen Fragen aus, bekennt aber reuig, dem Orgilus und besonders seiner eignen Schwester Penthea großes Unrecht zugefügt zu haben. (Zu ihm kommen Kalantha, geführt von Nearchus, Amelus, Christalla, Philema.) Nearchus bittet Kalantha, ihm ihren Ring zu schenken als Zeichen ihrer Gunst. Sie sträubt sich dagegen unter allerlei Ausflüchten, und wie er ihr den Ring vom Finger abstreifen will, wirft sie das Kleinod vor Ithocles Füße, der es schnell aufnimmt. Ithocles will ihr knieend den Ring wieder überreichen, allein sie sagt freundlich, da er ihn gefunden habe, möge er ihn auch behalten. Er sei des Fundes werth. Nearchus macht Einwendungen, aber sie läßt sich dadurch nicht irren. (Nearchus,

Kalantha, Christalla und Philema ab.) Ithocles zwingt den Amelus, ebenfalls das Gemach zu verlassen.“ So beginnt, um doch eine Probe zu geben, der vierte Act; darauf kommt der Dichter zu Wort, um gleich wieder durch ein eben so nüchternes, aller charakterisirenden Züge, ja sogar aller spiegelnden Adjektive entbehrendes Referat unterbrochen zu werden. Erst ein Stück Programm, dann einige Takte wirklicher Musik, dann die Fortsetzung des Programms; denkt euch gefällig hier die Geige und dort die Flöte hinzu! Es ist um das „Gebrochene Herz“ besonders Schade, da John Ford sich in diesem Drama von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt, ich muß daher auf die alte Uebersetzung verweisen.

Was der Band noch sonst enthält, zeugt wie bei Webster von einer inneren Verwilderung und einem Mangel an sittlichem Regime, welche man nicht auf eine Zeit schieben zu suchen muß, die doch auch den Shakespeare und neben ihm den Baco hervorbrachte, oder gar auf das „naive Publikum,“ das uns weiter unten bei Gelegenheit Marlowe's noch näher beschäftigen wird. So z. B. behandelt das Stück, das der Herausgeber unter dem Titel: „Giovanni und Arabella“ mittheilt, die gräuelvolle von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende Geschichte, die schon im Hause Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes, spielt. Auch Calderon, der streng orthodoxe Katholik, ist nicht spröde daran vorbeigegangen, als er sie auf seinem Wege fand, aber wie hat er sich damit abgefunden!*) Amnon verfolgt seine Schwester Thamar, wie Giovanni die Arabella, bis sie ihm erliegt; dann aber verwandelt sich seine glühende Liebe in einen noch glühenderen Haß, seine unwiderstehliche Begier in den heftigsten Abscheu, und dadurch sind wir mit einem Ruck in eine psychologische Region versetzt, die der physiologischen der Kalk-Verschlinger und Raupen-Esser genau entspricht und die nur noch das Gefühl des von Staunen und Grauen gedämpften Widerwillens, nicht aber das der Empörung in uns aufkommen läßt. Giovanni und Arabella dagegen durchschwelgen ihre Sünde, so lange der Widerstand der Welt es nur irgend gestattet, und nicht wie edle Verbrecher, die nun einmal in Folge eines furchtbaren Verhängnisses nicht anders können, die aber selbst im Rausch die Schauer des Todes und das Entsetzen vor sich selbst nicht loswerden, sondern wie

*) Das Drama Calderon's ist betitelt: „Die Locken Absalons.“ D. H.

kluge Menschen, die über alle Vorurtheile hinaus sind, die sich (man sehe die scheußliche zweite Scene des dritten Actes) in ekelhaften Späßen und Zweideutigkeiten gefallen und die nicht aus einem endlich ausbrechenden sittlichen Zwiespalt in der eignen Brust, sondern an den äußeren Folgen einer entdeckten Schwangerschaft zu Grunde gehen. Der Kontrast kann nicht größer sein und ist typisch; Calderon berührt das unreine Element nur widerstrebend mit den äußersten Fingerspitzen, weil sein Zweck ihn dazu nöthigt, und wäscht sich dann über den ganzen Leib, Ford wühlt sich mit Behagen hinein, so weit er kann, und legt sich schlafen. Ich gehe nicht tiefer ein und lasse sogar die Katastrophe, die darin besteht, daß Giovanni Arabella ersticht, um den bestellten Mördern zuvorzukommen und ihr dann, ohne wahnsinnig geworden zu sein, das Herz aus dem Leibe schneidet und es auf einem Dolch vor sich herträgt, stillschweigend passiren, bin aber jederzeit erbötig, die Section nachzuliefern, wenn es verlangt werden sollte. Trauerspiele, wie dieses Fordsche, oder wie Websters Herzogin von Amalfi, verhalten sich zum Shakespeare und zum Schönen überhaupt wie der neue Pitaval zum neuen Testament und zur Tugendlehre.

Der dritte Band gibt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. An Lilly und seinen Hofkomödien gehen wir vorüber: er hat eine genügende Entschuldigung dafür, daß er von Shakespeare nichts gelernt hat, denn er hat ihn nicht gekannt, da er einer seiner Vorgänger war, obgleich er hier plötzlich wie ein Gespenst unter den Zeitgenossen erscheint. Zur Ehre des Herausgebers nur die Bemerkung, daß er Lilly's Stücke besser und zusammenhängender erzählt, wie die frühern; bei ihrer großen Dürftigkeit war es freilich auch leichter. Robert Greene wird in seinen beiden vorzüglichsten Arbeiten, im „Pater Baco" und im „Flurschützen von Wakefield" vorgeführt; beide sind aber auch längst in Deutschland eingebürgert. Bei dem Pater Baco begegnet dem Herausgeber eine Unbegreiflichkeit sondergleichen. Die fabelhafte Sage von dem ehernen Kopf des gelehrten alten Mönchs, der für alle Zeiten zum ersten und letzten Male zu sprechen anfängt, ohne daß Einer auf ihn achtet und ihm Fragen vorlegt, gehört zu den wunderbarsten und tiefsinnigsten Erfindungen der menschlichen Phantasie. Sie bildet den Mittelpunkt des Drama's, ist zwar ganz roh und unverarbeitet hineingestellt, wirkt aber dennoch wie eines der geflügelten Rosse von Ninive im assyrischen

Museum zu Paris, die nicht mehr an die Hand des Bildners mahnen, sondern unmittelbar wie das erste Glied einer ganz neuen Schöpfungskette aus dem Kern des Erdballes emporgestiegen scheinen. Darüber sagt der Herausgeber: „Zwischen diese spannend angelegten und reizend durchgeführten Liebesgeschichten (wie sie tausend Mal vorkommen, erlaube ich mir hinzuzufügen) spielen nun allerlei wunderbare Zauberkünste hindurch, wie das so im Geschmacke der Zeit lag.“ Das klingt doch nicht viel anders für einen Aesthetiker, als wenn ein Anthropolog den Menschen als ein Wesen schilderte, das aus Hut, Rock und Beinkleid und nebenbei aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammengesetzt sei. Was sonst noch von Greene mitgetheilt wird, ist unbedeutend, also überflüssig. Der „rasende Roland“ giebt jedoch der modernen Schauspielkunst ein Räthsel auf, was ich ihr nicht unterschlagen will, weil sich hier oder dort vielleicht ein leidenschaftlicher Regisseur mit Vergnügen an der Lösung versucht. Der Held reißt nämlich einem Diener im Wahnsinn eines seiner Beine aus, und es fragt sich, wie das auf der „realen“ Bühne zu machen wäre. Vom „Spiegel für London und England“ bemerkt der Herausgeber selbst, daß dieß Drama nichts als ein moralisirendes Tendenzstück sei, eine Kapuziner-Predigt mit vertheilten Rollen. Warum bringt er es denn? Greene gehört doch wahrlich nicht zu den Dichtern, die verdienen, daß man sie durch alle ihre Entwickelungsstufen geleitet und begleitet.

Anders, ganz anders steht es mit Christoph Marlowe, und nicht bloß deswegen, weil er ein stumpfer Kegel ist, dem bei seinem frühen Tode die Spitze fehlt. Marlowe kommt zwar nicht Shakespeare, denn mit dem ist er nur scheinbar verwandt, wohl aber Byron, den ich in meinem ersten Artikel als den letzten und mächtigsten Ausläufer dieser ganzen dunklen Reihe von dämonischen Nachgeistern bezeichnet und charakterisirt habe, bei weitem am nächsten, und hat nicht blos gedichtet, sondern leider auch, so gut die Verhältnisse es gestatten wollten, gerast und gelebt wie er. Mit Marlowe treten wir, was wenigstens sein Hauptwerk anlangt, in eine ästhetisch reinere Sphäre ein, in diejenige, wo die Einzelschönheit, die drastische Situation, der geniale Zug, nicht mehr ihrer selbst wegen gebracht und wo die funkelnde Perle in künstlerischer Weisheit ruhig mit der grauen Erbse vertauscht wird, wenn jene stören könnte und diese genügt.

Die sittlichen Schwaden dagegen wollen noch nicht sinken, und da wir das bei einem so bedeutenden, fest in sich selbst gegründeten Geist nicht auf äußere Einflüsse zurückführen dürfen, so sei eine allgemeine Bemerkung über den Gegenstand erlaubt, wenn sie auch, wie ich dem Herausgeber bereitwillig einräume, über das gewöhnliche Geschäft des literarischen Marktrufers ein wenig hinausgeht, was ihn vielleicht verdrießt. Man hat die Ausschweifungen der späteren Lustspieldichter, der Wycherley, Congreve, Farquhar u. s. w. immer ausschließlich auf Rechnung der Restauration und Karl's des Zweiten gesetzt. Mir scheint, mit Unrecht; sie strömten größtentheils aus derselben Ader, die sich schon sehr reichlich, wenn auch in anderer Form, bei Ford, Webster, Marlowe u. s. w. ergoß, und die in neuester Zeit wieder auch Shelley's Cenci, dieses merkwürdigste dramatische Product des modernen England, mit Blut und Koth versehen hat. Ich möchte die ganze Erscheinung, der wir wohl nicht blos in der Literatur begegnen, aus dem heuchlerischen Puritanismus mit seiner strengen Sonntagsfeier und seinen zügellosen sechs blauen Montagen erklären, aus diesem plumpen Mischmasch von Jerusalem und Babylon, worin die Nation sich gefällt, und sie die zweite englische Krankheit nennen; sie erinnert an die maßlosen Unfläthereien jener Wahnsinnigen, die trotz ihrer verdorbenen Phantasie prüde und überzüchtig thaten, so lange sie bei Vernunft waren, und hat den nämlichen Grund.

Von Marlowe bringt der Herausgeber den Tamerlan, den Juden von Malta und Eduard den Zweiten, sammt einigen ganz untergeordneten Piecen, im Auszuge, den Doctor Faust vollständig; der Jude von Malta, Eduard der Zweite und Doctor Faust sind längst durch gute Uebersetzungen in Deutschland bekannt. Von dem Juden von Malta meint der Herausgeber, er sei in seiner ersten Hälfte ein wahres Meisterstück; ich lasse das, wenigstens einstweilen, dahin gestellt und will nur in Erinnerung bringen, daß nicht bloß das bekannte Shakespeare'sche Werk den Titel: „Ende gut, Alles gut“ an der Stirn trägt, sondern, daß er wie ein Motto auf jedes Drama paßt und jedes richtet. Eduard den Zweiten rechnet er im Widerspruch mit den entscheidendsten Stimmen der englischen und der deutschen Kritik zu Marlowe's schwächeren Stücken: mit demselben Recht, womit auch Goethe's „Iphigenia“ und Schiller's „Wallenstein“ bei ihrem ersten Erscheinen von den Verehrern des „Götz“ und

der „Räuber“ so genannt wurden, denn in der Läuterung der Producte erblicken die Meisten Ermattung des Talents. Er ist weitaus sein bestes und der einzige entscheidende Beweis seiner Entwicklungsfähigkeit; den Herausgeber hat bei diesem Urtheil wahrscheinlich seine feine Unterscheidung zwischen der „eigenthümlichsten und der reinsten“ Schöpfung eines Dichters bestimmt, die ihn auch bewog, Webster's „Herzogin von Amalfi“ der „Virginia“ vorzuziehen, und der ich in meinem ersten Artikel schon flüchtig meine Reverenz gemacht habe. Den „Doctor Faust“ stellt er, wie zu erwarten war, an die Spitze aller Marloweschen Dramen, kann aber auf einen „ausführlichen Vergleich“ mit dem Goetheschen nicht eingehen. Ich fühle mich zur Ausführlichkeit auch nicht versucht, obwohl ich mich dem Vergleich nicht ganz entziehen darf, da es noch immer Leute gibt, die Goethe's Gedicht bald an das bunte Marlowesche Theaterstück, bald sogar an Calderon's hohlen wunderthätigen Magus anknüpfen möchten, statt ihn aus Shakespeare's „Hamlet“ abzuleiten. In diesem wurzelt er allerdings, die Grundstimmung ist die nämliche, wenn sie auch bei „Hamlet“ aus dem Schauder vor der Schlechtigkeit der Welt entspringt und bei Faust aus der Angst vor ihrer Nichtigkeit, und selbst die liebreizende Ophelia, über deren Virginität wohl noch mancher possirliche Kampf unter Commentatoren und Kritikern entbrennen wird, ist wenigstens geistig einmal in die Wochen gekommen und kann das deutsche Gretchen nicht als Tochter verleugnen. Was Goethe dagegen mit Marlowe zu schaffen haben sollte, ist schwer zu sagen. Der Engländer Lewes charakterisirt das Marlowesche Drama sehr hart. „Doctor Faustus — sagt er — hat viele glänzende Stellen, doch im Ganzen ist es ein ermüdendes, sehr gewöhnliches und schlecht angelegtes Stück. Die niedrigste Possenreißerei ohne jeden Witz nimmt einen großen Theil der Scenen ein und die ernsten Partien ermangeln der dramatischen Entwickelung. Kein Charakter ist gut gezeichnet u. s. w.“ Ganz möchte ich mich ihm nicht anschließen, aber im Hauptpunkt hat er recht. Marlowe hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Problem, was zu lösen war, und deßhalb, nicht aber etwa, weil sein Publikum „andere Forderungen an ihn stellte und sich für psychologische Vorgänge und Wandlungen nicht interessirte“, kam er nicht weiter. Der Herausgeber bemerkt, der englische Faust werde im Gegensatz zu dem deutschen weniger aus Durst nach höherer Erkenntniß, als aus

Begierde nach Macht zu dem Bündniß mit der Hölle getrieben. Das ist sehr richtig, aber darin liegt's auch eben, daß der tiefsinnige Mythos sich in ein ordinäres Hexenmeister-Abenteuer umsetzt. Vom Teufel darf der Mensch nur das annehmen, was allein durch den Teufel zu erlangen ist; zu Herrschaft und Gewalt, zu Geld und Besitz führen viele Wege, zur Erkenntniß des Guten und Bösen nur der eine, den die Schlange zeigt. Wer diesen einschlägt und unerschrocken bis zu Ende wandelt, der erreicht sein Ziel und wird auch wieder frei von ihr, denn er findet das Mittel in sich selbst, ihr den Kopf zu zertreten, wer sich aber für Dinge verkauft, die er durch eigene Kraft erringen oder die der Zufall ihm bringen kann, dem wird mit Recht der Hals umgedreht und er ist zeitlich und ewiglich verloren, wenigstens ästhetisch. Darum hat Faust bei Goethe die Welt hinter sich, als er den Pact mit Mephistopheles schließt, und ruft aus:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, Du bist zu schön,
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!"

bei Marlowe aber hat er sie vor sich und sagt:

„— Schaff' mir ein Mädchen,
Die schönste Jungfrau in den deutschen Landen,
Denn ich bin von höchst üppiger Natur."

Ganz, wie zum Mythos selbst, verhält er sich auch zu den einzelnen genialen Zügen, die ihm aufblitzen. So ist es gewiß eigenthümlich gedacht, daß dem Faust in seinem geritzten Arm das Blut stockt (gefriert, wie er sich ausdrückt), als er unterzeichnen soll, so daß er nicht kann. Aber Mephistopheles weiß auf der Stelle Rath, er holt ein Feuerbecken und bringt den störrigen rothen Saft dadurch wieder zum Fließen. Wenn es so materiell hergehen sollte, wäre ein Pokal mit spanischem Wein, wie er in den altenglischen Stücken eine so große Rolle spielt, oder ein stolzes Weib mit Feuerkohlen unter den Augenwimpern immer noch vorzuziehen gewesen. Man sieht, ein „ausführlicher Vergleich" zwischen Marlowe und Göthe wäre eine Art von Blasphemie gegen den letzteren. Goethe hat allerdings auf Manches zu hören und zu achten, namentlich auf den Einwand

Franz von Baaders, daß das Böse noch viel tiefer gefaßt werden könne, als in seinem Mephistopheles geschieht, obgleich ich mit aller Ehrfurcht vor dem großen Denker glaube, daß diese Tiefe, die ihm an sich unbedingt eingeräumt werden muß, einen höheren Gegensatz als Faust verlangt und ästhetisch nur Christus gegenüber in der Versuchungs-Parabel zur Geltung kommen kann. Aber um Marlowe braucht er sich ebenso wenig zu bekümmern, wie um Calderon.

Ungern verzichte ich auf die Zergliederung Eduards des Zweiten, aber der Raum ist beschränkt und ich habe noch manches zu sagen. Dem Urtheil des Herausgebers über Tamerlan den Großen stimme ich im Wesentlichen bei; es ist für einen Jüngling eine höchst merkwürdige Komposition. Wollte er nur nicht die Fehler des Gedichts und die Schwächen des Dichters auf das sogenannte naive Publikum des Jahrhunderts schieben! Aber das ist ein Cardinalpunkt, bei dem ich leider wieder verweilen muß. Wie denkt er sich denn dies „naive" Publikum? Die Königin Elisabeth und ihr Nachfolger Jakob gingen in's Theater; sollte also nicht ein guter Bruchtheil des „gebildeten" mit darunter gewesen sein? Und wie stellt er sich das „gebildete" der späteren Zeiten, die unsrige nicht ausgeschlossen, vor? Sollte sich nicht immer ein guter Bruchtheil des naiven mit darunter befunden haben, oder befinden? Ich dächte doch. Blieb daher dem Dichter etwas anderes übrig, als entweder beide Gattungen von Publicum im Auge zu behalten und Abend für Abend dem ewig wechselnden plus und minus gegenüber Mathematik zu treiben, oder sich um gar keine zu bekümmern und ruhig der inneren Stimme zu folgen? Wahrscheinlich hat er das letztere gewählt, denn es gehört nicht viel dazu, um sich davon zu überzeugen, daß das dramatische Kunstwerk unter allen Umständen das Schicksal eines türkischen Selam theilt: Tausende erfreuen sich an der Farbe und dem Geruch der Blumen, Hunderte bewundern den Strauß, und Einer enträthselt den Sinn, für diesen Einen ist er aber auch eben gewunden! Ich habe vor vielen Jahren einmal einen Muster-Repräsentanten des naiven Publicums kennen gelernt, einen so vollwichtigen, daß ihn die Londoner Bärenhetzen nicht besser hätten erziehen können. Ein reisender Ungar setzte sich eines Abends in einer römischen Osteria zu mir und einigen befreundeten Künstlern und that nach den paar Wechselreden, womit eine Wirthshaus-Bekanntschaft angeknüpft wird, ohne

weiteren Uebergang und ohne zu ahnen, daß sich „ein talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter“ in der Gesellschaft befinde, gegen uns zu unserm größten Erstaunen den Ausspruch, daß er die „Theaterstückschreiber“ für die niederträchtigsten aller Menschen halte. Als wir ihn, nachdem wir von der ersten Ueberraschung zurückgekommen waren, mit aller Höflichkeit um seine Gründe baten, erzählte er uns mit Entrüstung den Inhalt des Königs Lear, den er in Wien gesehen hatte, ohne sich den Titel zu merken und den Verfasser zu kennen, und schloß in wahrer Berserkerwuth mit der Betheuerung, so nichtswürdige Frauenzimmer, wie diese Töchter des alten braven Mannes, gebe es nicht, der schlechte Kerl habe sie der Menschheit auf den Hals gelogen und er sehne sich darnach, ihn zu treffen und ihn tüchtig dafür durchzuwalken. Wir erblickten in dieser Scene einen der höchsten Triumphe des Dichterkönigs, und wahrscheinlich würde er selbst manchen zu seiner Verherrlichung geschriebenen vielbändigen Commentar dafür hingeben. Der Natursohn war offenbar getroffen, stark getroffen, stärker vielleicht als alle Gebildeten, die mit weißen Handschuhen und Lorgnetten um ihn her saßen, zusammengenommen. Aber er hielt den elektrischen Schlag für einen Stockstreich und hätte sich an dem Blitz gern durch eine Ohrfeige gerächt, und so wird das Verhältniß wohl ewig gewesen sein und wohl ewig bleiben.

Nun, zum Abschluß, noch eine Frage an den Herausgeber! Glaubt er, daß Shakespeare eben diesen König Lear anders, etwa in der Manier, die der Schauspieler Schröder bei der ersten Inscenirung auf der deutschen Bühne nöthig fand, ausgeführt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß das ganze nächste Decennium, ja Säculum hindurch im Theater auf tausend „Naive“, von der Art meines Ungarn, immer nur „Ein Gebildeter“, wie der Lord Southhampton käme? Ja? Da kennt er die Autonomie des schöpferischen Gedankens und die tyrannische Gewalt, die ihm über den eigenen Erzeuger ohne Rücksicht auf dessen Wohl und Wehe verliehen ist, sehr schlecht und verwechselt den Creationsact mit der Uhrmacherkunst; nicht einmal der Witz läßt sich ersticken. Nein? Dann zerfällt sein ganzes Raisonnement in Nichts. Er wird sich aber wohl zum Nein entschließen müssen, denn die Naivetät der Dichter soll doch gewiß nicht durch die Naivetät des Publikums aufgehoben werden, und man kann doch nicht so naiv sein, daß man kaum weiß, worin man sich von der sprechenden Eselin Bileams unter-

scheidet*), und zugleich so reflectirend und calculirend, daß man seine Athemzüge nach dem Perpendikel der Stadtuhr abmißt und dem Herrn Nachbar, sammt der Frau Nachbarin, die Direction seines innersten Denkens und Empfindens überträgt, um nur ja ihr hohes Wohlgefallen nicht zu verfehlen.

Ich habe noch Vieles auf dem Herzen und leiste namentlich sehr ungern auf die Charakteristik des einzigen Zeitgenossen Shakespeares Verzicht, der wirklich etwas von ihm gelernt hat und dessen der Herausgeber bis jetzt mit keiner Sylbe gedenkt. Aber ich breche ab, um meine Leser nicht zu ermüden und erspare mir das, so wie alles Uebrige, auf den vierten Artikel, zu dem der vierte Band mir hoffentlich bald die Gelegenheit bieten wird. Nur eine vorläufige Bemerkung muß ich mir noch gestatten.

In dem Programm dieses Werkes wurden lauter neue Stücke versprochen, und zwar solche, welche die von Tieck, Baudissin, Kannegießer, Bülow rc. rc. längst mitgetheilten an Vortrefflichkeit und Werth „mit wenigen Ausnahmen" weit überwiegen sollten, so daß man unwillkürlich an die Diamantenhöhle der Tausend und Einen Nacht mit ihrem „Sesam, öffne Dich" erinnert wurde, an der die Weisen des Morgenlandes ahnungslos vorüberzogen, und die Einer, der kein Weiser war, plötzlich durch einen Zufall entdeckte. Die vorliegenden drei Bände enthalten aber bereits sechs, wenn nicht sieben (über die Hexe von Edmonton bin ich im Zweifel) von jenen alten, nicht blos dem Kenner, sondern jedem Gebildeten aus dem Publicum hinreichend bekannten Stücken, und sie werden der Mehrzahl nach vom Herausgeber selbst ausdrücklich als die vorzüglichsten hervorgehoben. Durch diese Thatsache dürfte mein im ersten Artikel auf die allerbescheidenste Weise vorgebrachter Zweifel, ob einem Manne, wie Tieck, denn wirklich das Beste entgangen sein könne, doch wohl einigen Grund erhalten! Ich darf den von der nüchternen Realistenschule des Tages so hart geschmähten großen Dichter doch nennen und als Autorität citiren? Auch von Shakespeare hieß es in England einmal, daß „jeder Affe sich besser auf die Natur verstehe und jeder Pavian mehr Geschmack besitze, wie er, und daß in dem Wiehern eines Pferdes mehr Verstand, in dem

*) Der Leser vergleiche das Epigramm: Das Idol der Ursprünglichen. Bd. 8, S. 60. D. H.

Murren eines Kettenhundes mehr lebendiger Ausdruck und Menschlichkeit zu finden sei, als in seinem tragischen Pathos."*)

Feuchtersleben.

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben's sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medicinischen. Herausgegeben von Friedrich Hebbel.

7 Bände. Wien 1853. Carl Gerold und Sohn.

„Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Rein-Menschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt!" So äußert sich Feuchtersleben in den Reflexionen, und wenn diese Bemerkung irgend bestritten werden könnte, so brauchte man sich nur auf ihn selbst zu berufen und ihre Wahrheit wäre erwiesen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Mensch, und wer sich sein Wesen klar machen will, der muß ihn aus diesem Gesichtspunkt betrachten. In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält sich des Individualisirens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt, und muß es auch thun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darstellen, der Andere im energischen Handeln aufgeht. Ja zuweilen nöthigen ihre Zwecke ihr Erscheinungen ab, von denen man sagen möchte, daß sie, insoferne der Begriff des Individuums auf der harmonischen Verbindung aller Gesammtkräfte der menschlichen Natur zu einer neuen Form der Existenz beruht, gar keine Individuen sind, sondern, wie z. B. unser Zeitgenosse, der Rechenkünstler Zacharias Dase, schroffe Manifestationen der einen oder der andern in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, der den

*) So lautet die unvergeßliche Kritik des Thomas Rymer. (1693). D. H.

Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß nothwendig auf's Empfangen und Wiederspiegeln beschränkt sein und jener Krystallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf und gibt es treu zurück, fügt ihr aber Nichts hinzu als die Verklärung. Ein Mensch und ein Begriff können sich nie vollständig decken; es wird daher Niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben passen soll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in seiner Psychiatrie, deren wissenschaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlassen muß, um viel oder wenig überschreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen: im Ganzen und Großen paßt sie gewiß.

(Hebbel stellt nun aus den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Feuchtersleben's sein Bild musivisch zusammen und schließt die Skizze mit einer Charakteristik des Schriftstellers, wie er sich ihm als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philosoph darstellt!)

Der Dichter hat sich nur im Lyrischen versucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Confessionen einfassen, sind dem Tieck'schen Phantasus so ängstlich nachgebildet und dabei so völlig farblos geblieben, daß sie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können. Aber auch auf den Lyriker läßt sich das Wort:

„Diese Stunde thut mir kund:
Alles muß Dir heut gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund,
Und ich kann nur eben singen."

womit ein ausgesprochenes Talent unseres Vaterlandes den schöpferischen Moment des Gemüths eben so schön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie sie uns jetzt gesammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, so findet man freilich Alles beisammen, was man sonst beisammen zu finden pflegt: von der Ballade an bis zum Epigramm herunter ist jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitschichtiges Fragment lenkt sogar in's Drama ein. Aber diese äußere Mannigfaltigkeit ist keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern und

bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an sich reichlich genug zuströmende Gefühls- und Gedanken-Element geht nicht von selbst in diesen Formen auf, es wird mehr nur versuchsweise in sie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnißvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erst seines verborgensten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe fast immer mit Glück gewählt sind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und selbst die Epigramme sind in der Regel nur zusammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Gestalt vor sich sähe. Nichtsdestoweniger wird im Einzelnen, besonders wo es sich um Natur-Eindrücke handelt, die Grenze des Poetischen zuweilen gestreift oder gar überschritten, wie ich denn unsere Anthologisten auf die Stücke: Höllthal, Ergebnisse, einige Sonette, ein Spaziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellerophon, vorzugsweise aber auf die Distichen und Resultate aufmerksam machen zu dürfen glaube. Im Ganzen aber sind die Gedichte nur als ethische Denk- und Merkzeichen eines rastlos fortstrebenden Geistes schätzbar und gleichen den Baumeinschnitten, womit ein Wanderer, der sich durch einen dunklen, vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen sucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetischen Production gelangte, so lag es nicht, wie er in seiner Lebensskizze ausspricht, an der Wahl seines Berufes, an äußeren Ereignissen oder gar an dem Widerspruch der herrschenden Geschmacksrichtung zu seiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünstigt die Entwickelung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereignisse, seien sie auch noch so schmerzlich, verwandeln sich dem Auserwählten von selbst in Poesie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geschmacksrichtung nichts taugt, so ist es die nächste Aufgabe des Talents, sie umzustimmen, und es beweis't seine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dieß gelingt. Der Grund ist hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu suchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was schwanger ist, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit steht.

Viel höher, wie der Dichter, ist schon der Kritiker zu stellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erst zu seiner besten Geltung, indem die Kraft, die für das selbstständige schöpferische Bilden nicht ausreicht, das Reproductionsvermögen natürlich

steigert und ergänzt und daneben nicht selten in reinster Eigenthümlichkeit hervortritt. Doch zeigt sich auch hier eine Schranke, auf die hingewiesen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerspruch unaufgelöst bleiben soll. Der Begriff der **Form** wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigstens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden sich allerlei Aussprüche, welche dieser Behauptung schroff entgegenzustehen scheinen, z. B. Seite 252 (Band VI) in der Biographie Friedrich Schlegel's. Aber ich verweise auf die Randglossen zu Eckermanns Gesprächen mit Goethe in den „Beiträgen zur Literatur" und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchstbedeutenden Wortes des deutschen Dichterfürsten abgelegte nackte Bekenntniß. „Sie haben Recht — äußert Goethe gegen seinen Zuhörer — es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." Und Feuchtersleben kommentirt: „Woran ich sehr zweifle. Sache bleicht Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts." Diese Stelle überwiegt aus psychologischen Gründen alle übrigen und sie selbst ist gewiß keiner Doppeldeutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor sich, den Mann, der ihm über Alles ging, und Goethe sprach über ein Mysterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art voraussetzt, besser kennen mußte, wie irgend Einer; dennoch opponirt er seinem Herrn und Meister und dieß bis zu einem Grade, daß er ihm in's Gesicht ganz entschieden das Gegentheil behauptet. Der Zug gereicht ihm ethisch zur Ehre, denn er beweis't, daß er seine Selbstständigkeit auch in der größten Versuchung nicht aufgab, er ist aber eben darum nur um so entscheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinste Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt, und daß eben deshalb die eine mit der andern nie vertauscht werden kann. Hieraus geht nun von selbst hervor, daß seine Urtheile überall mit Vorsicht

aufzunehmen sind, wo die Form entscheidet, also im ganzen ästhetischen Gebiet. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, wird man sich Alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächst erklärlich finden, daß er in Goethe selbst zwischen der Jugend- oder vielmehr Mannes- und der Alters-Periode nicht unterschied, oder doch, wenn er es that, eher zum Vortheil als zum Nachtheil der letzteren: er ging ja nicht auf den spezifisch-dichterischen, sondern nur auf den intellektuellen, allgemein menschlichen Gehalt aus, und dieser fiel ihm aus den weitgestrickten allegorischen Netzen der frostigen Altersproductionen ganz von selbst in die Hände, während er den Jugendwerken so mühsam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Wasser, die einfachen Elemente, dem organisirten Menschenleibe. Man wird sich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe auch Wieland und Herder aller Zukunft vindiciren zu dürfen glaubte, ohne sich an das Verdikt zu kehren, das schon die letzten Zeitgenossen dieser um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, zum Theil Goethe selbst mit eingeschlossen, über sie aussprachen; auf seinem Standpunkt standen sie ja nur dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Faust zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Gesetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen auf's Treffendste ausspricht und es gleich darauf durch Erscheinungen zu erläutern sucht, z. B. durch Johann Mayrhofer, die dazu wenig tauglich scheinen, so wie, daß er Autoren, die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen mit einander theilen, wie den gar nicht genug zu schätzenden, von strotzender Lebensfülle überströmenden Walter Scott und den schattenhaften Salvandy, nah zusammenrückt. Man kann daher von Feuchtersleben sagen, was noch von manchem andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits gestempeltes Objekt vor sich, das nicht erst in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, so wird er ihm jedes Mal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anstellen, die oft zu den wichtigsten Aufschlüssen führen; soll er aber selbst über die Existenzfrage entscheiden, so ist er nicht gegen Irrthümer geschützt. Doch fehlen natürlich auch hier die Abstufungen und Uebergänge nicht.

So ist sein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter, wo es sich um die bildende Kunst handelt, als im rein poetischen Kreise; seine Reproduktionen von Gemälden und Bildwerken ge-

hören theilweise zum Besten, was wir besitzen, und seine praktischen Vorschläge sind so wohl erwogen und bezeichnen die zwischen einem stumpfen Realismus und einem ungebändigten Idealismus zu haltende Mittellinie so haarscharf, daß ich sie für maßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es ihm in dieser Beziehung nicht wenig zur Ehre, eines der eigenthümlichsten und markigsten Talente, welche seit lange aus Oesterreich, ja aus Deutschland hervorgingen, gleich in seinen ersten Versuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den jetzt allgemein gewürdigten Historienmaler Rahl, den Schöpfer der großartigen Christenverfolgung und der noch großartigeren, wegen Mangels eines deutschen Pantheons wahrscheinlich unausgeführt bleibenden Cimbernschlacht, über den auch der strenge Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendste Urtheil fällte. Noch reiner wird sein Blick, wenn er literatur= und kunst=historische Zustände aus der Vogel=Perspective beleuchtet und charakterisirt, wie dies in den Beiträgen mehrmals geschieht: hier, wo das Detail von selbst zurücktritt und es nur auf die scharfe Zeichnung der Umrisse ankommt, liefert er oft das wahrhaft Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung ist, daß alles Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Thuns, des nach Innen oder nach Außen gewandten, sein soll und dieser Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünschen, denn die Verderbniß, über die man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß so Wenige sie erkennen wollen. Auffallen kann die konsequente Herbheit, mit der er sich, im Drama wie in der Lyrik und im Roman einen willkürlichen Grenzstein setzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn sogar verführt, ihre mitunter unleugbarere Ungeheuerlichkeit nicht selten durch eine noch unleugbare Trivialität balanciren zu wollen. Aber das hat einfach darin seinen Grund, daß er sie nicht kannte, daß er sie, zuerst durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeschreckt, dann durch seine anderweitige vielfache Thätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was sie bewegt und treibt, fehlte es ihm so wenig wie an treuer Hingabe; das beweisen seine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über diese Literatur hier um so eher am Ort sein, als einige bittere Aussprüche über ein paar Hauptrepräsentanten derselben

mitgetheilt werden mußten, die ein Gegengewicht erheischen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Ueberlegung zwischen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunkt, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urtheil möglich ist. Wenn man einmal vergleichen will, so vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopstock's und Lessing's, denn es handelt sich jetzt, wie damals, um die Bewältigung ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Thurm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst sich um diese Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakespeare's Ausspruch über das Drama im Hamlet, der durch die ganze, überall auf „den Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit“ ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der mache sich den von mir hervorgehobenen Unterschied recht deutlich und frage sich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches schon gelang, als darüber, daß so Vieles mißlang. Fast jedes der hervorragenderen Talente, die zu ihr gehören, hat es, nach längerem oder kürzerem Läuterungsprozeß, zu einer wirklichen und nicht selten zu einer bleibenden Leistung gebracht.

In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die disparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen. Freiligrath malte Wüstenbilder, die frisch und energisch genug sind, um ihm für sein unreifes und ideenloses „Glaubensbekenntniß“ selbst dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteste seiner Gedichte: „Der Blumen Rache“ nicht geschrieben hätte. Und Dingelstedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er in seinem „Nachtwächter“ die dürre Prosa der einst so stark grassirenden politischen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poesie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß

er keine Epigramme zuspitzte und keine rhetorische Pointen ausschliff, sondern mit jener Kraft, die später in dem erschütternden „Nachtstück“ und im ersten Act seines „Barneveldt“ noch siegreicher hervortrat, dramatisch in die Zustände hineingriff und das Allgemeine durch das Besondere, kernhaft in sich Zusammengeschlossene, anschaulich zu machen verstand. Im Drama lieferte Immermann sein „Trauerspiel in Tirol,“ Gutzkow sein „Urbild des Tartuffe“ und Laube seine „Karlsschüler“; Stücke, von denen das erste, trotz der verunglückten sentimentalen Brandstifterin, so urdeutsch ist, das zweite der mehr und mehr zusammenschrumpfenden Komödie eine so weite Perspective eröffnet, und das dritte unser kränkelndes Künstlerdrama so glücklich ins gesunde kultur-historische auflöst, daß jedes in seiner Art doch wohl Achtung gebietend dasteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingestellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen sind. Der „Münchhausen,“ ungenießbar, schemen- und schattenhaft, mitunter läppisch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der westphälischen Hofschulzen-Wirthschaft und ihrer Dorfpoesie, einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geschleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerika's, nicht den Namen des Entdeckers, sondern den des ersten Ansiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Untersuchung, wie Immermann sich gegen seine Vorgänger, Pestalozzi, Jungstilling und den vor Allen respectablen Ulrich Hegner verhält, und wie seine Nachfolger, die in der Regel freilich, mit fast alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur seinen Urwald ausholzen, zu ihm stehen, ist interessant, und werde auf einen anderen Ort verspart. „Die Ritter vom Geist,“ äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen innern Selbstständigkeit und bethätigen Gutzkow's bewundernswürdigen Instinkt für das geheime Walten und Weben der zukunft-schwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Production nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in buntester und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammengehen zu zu sehen. Ich habe hier kein Literaturgemälde zu geben, sondern nur den Beweis zu liefern, daß auch die letzte Bewegung auf

diesem Gebiete, so wild und ungebändigt sie anhob, nicht ohne Resultat geblieben ist, und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben persönlich angriff (z. B. in den Gedichten, Bd. II. Seite 213), in reichlichem Maß das Ihrige dazu beitrugen. Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Proceß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Krystallkugel in den nordischen Gärten zurückkommen: Feuchtersleben hielt sich an das, was theils mit ihm selbst jung gewesen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war und stellte, indem er dieses mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Vandalen-Kritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt. Uebrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerirung der deutschen Literatur von Oesterreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und daß selbst die hier so häufige Racenkreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagschale wirft, leuchtet von selbst ein. Aber es hat sich bei dem Ernst und der mehr und mehr auf's Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielversprechender Talente angekündigt, die hauptsächlich deswegen große Hoffnungen in mir erregen, weil sie schon in ihren ersten Proben, seien diese nun lyrischer, dramatischer oder novellistischer Art, ganz frei von dem bisherigen überflüssigen Bilderluxus erscheinen, der so oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erstickte. Wer weiß, wie bald diese über Deutschland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchsten steht der Populär-Philosoph. Dieser legte auch gleich in der so früh erschienenen Diätetik der Seele sein Meisterstück ab. Es ist nicht, wie der Verfasser bescheiden meint, ein Zufall, daß dieses Buch, welches schon zehn Auflagen erlebte, so allgemeinen Beifall fand; es ist die nothwendige Folge seiner Vortrefflichkeit. Nirgends ist der Weg, den der Mensch durch's Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, so sicher und zugleich so gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die so mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um sich Ansehen zu verschaffen, deutet der freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein

ausgestreckter Finger genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen Schwindel hervorrufen, an den sich so oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüstert und das Gemüth mit hoffnungsloser Verzweiflung erfüllt; er will nur jenen heilsamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Brust höchstens noch das Athmen ein wenig erschwert. Das gelingt ihm auch jedes Mal und kaum ist die Gefahr überstanden, so pflückt er rasch die erste Blume, die sich seinem Blick bietet, um uns durch die Farben, in denen sie glüht, und den Duft, der ihr geheimnißvoll entströmt, an all das Schöne, das sich zwischen Himmel und Erde findet und wegen dessen es sich der Selbsterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele ist kein moralisches Rezeptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und dies oder das in ihm herstellen, sie behält fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne siegreichen Widerstand leisten kann. Das ist, wie weich und geschmeidig es auch ausgedrückt sein mag, wahrhaft antik gedacht, und in einer Eisenquelle dieser Art wird die sieche Menschheit sich baden müssen, wenn sie es dereinst wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Neben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anstand nehme, dem Vorzüglichsten beizuzählen, welches aus der österreichischen Literatur jemals in die deutsche überging, ragen vor Allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publicationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen beschäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten, und die es ebensowenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm

nieder. Ebenso ist es Feuchtersleben ergangen, und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im Allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.

Friedrich Gentz.

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829.

Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1857.

Ich bin kein Freund des literarischen Reliquientrödels unserer Tage und öffne eine Correspondenz unserer Heroen und Halbheroen fast nie ohne Beklommenheit. Stößt man doch nur zu oft, wenn man die fromme Gold- und Perlenstickerei der Einleitung hinter sich hat, auf das traurige Analogon des zweifelhaften morschen Knochens, den selbst die Andacht nur mit Schaudern verehrt, und ist das Umschlagen einer Glorification in ihr klägliches Gegentheil doch ein zu fatales Schauspiel, wo es wirkliche Verdienste gilt! Ich nahm deshalb auch das Buch, an das ich dießmal einige Betrachtungen knüpfen will, nicht ohne alle Besorgniß in die Hand, aber ich merkte schon beim flüchtigen Durchblättern, daß kein Grund dazu vorhanden sei, und ich überzeugte mich bei ernsterer Beschäftigung mit demselben sehr bald, daß es der gebildeten Welt eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung eröffnet. Goethe sagt irgendwo, er halte ein Drama in Briefen für möglich; ob er Recht hat, oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls ist das Drama bis jetzt nicht geschrieben. Daß aber jeder wirklich lebendige Briefwechsel eine Art Duodram sein muß, steht fest, denn woher käme ihm der eigenthümliche Reiz, der für die durch die Grenzen des Briefs gebotene flüchtige Behandlung der Menschen und der Dinge allein entschädigen kann, wenn nicht aus dem gemeinsamen Ringen verwandter Geister um die höchsten Resultate des inneren Lebens, und ist ein solches

Ringen nicht immer ein Gedankentrauerspiel, mit der vollen Qual der Unauflösbarkeit des letzten, aus den Individuen selbst hervorgehenden Widerspruchs? Dramatisch ist nun der Briefwechsel zwischen Gentz und Müller durch und durch; er beruht auf dem Gegensatz zweier Naturen, die viel zu viel mit einander gemein hatten, um sich jemals aufgeben zu können, und die doch wieder zu verschieden waren, um ganz ineinander aufzugehen, und wenn das Verhältniß auch keine so reife und volle Frucht abwirft, wie das zwischen Schiller und Goethe, in welchem die beiden Hälften der Menschheit gewissermaßen nach hartem Kampf zur ursprünglichen Einheit zusammengingen, so wiegt das Product, und bestände es auch nur in der moralischen Rehabilitirung eines verschrieenen Charakters, doch immer noch schwer genug. In diesem dramatischen Kern ist nach meiner Meinung aber auch die eigentliche Bedeutung des Buches zu suchen. Daß sich ein reicher Schatz von Urtheilen und Aussprüchen gemeingültiger Art den psychologisch interessanten hinzugesellt, wird darum nicht verkannt, und daß der Geschichtschreiber eben so wenig leer ausgeht, versteht sich von selbst.

Wer Friedrich v. Gentz und Adam Müller nur vom Hörensagen oder aus politischen Partei-Manifesten kennt, wird spöttisch ausrufen: was konnte den immer fertigen Protocollführer aller Congresse und den Staatstheosophen, der sein Lebenlang über einer Constitution für Wolkenkuckusheim brütete, wohl zusammenknüpfen, als das äußere Bedürfniß; der eine brauchte von Zeit zu Zeit einen Propheten, und der andere hatte Geld nöthig! Ist es doch von Gentz bekannt genug, daß er sich selbst in behaglicher Schamlosigkeit für blasirt erklärte, ja daß er nach eigener Versicherung eine satanische Freude über das Mißlingen alles Großen und Edlen empfand und sich zuletzt nur noch für die frische Butter seines Frühstücks begeisterte. Und daß Müller nur ein Träumer oder ein Heuchler sein konnte, steht doch gewiß fest; ist er doch als Protestant geboren und als Katholik gestorben! Freilich! auch der Briefwechsel ist nicht arm an ähnlichen naiven Bekenntnissen, um sie einstweilen so zu nennen. Gentz ersucht Müller einmal um ein englisches Werk über die Finanzen, aber er verbittet sich die Zusendung, wenn von Mißbräuchen der Finanzverwaltung darin die Rede sei, denn er liebe diese Mißbräuche. Ein andermal erschrickt er ordentlich, daß es so göttliche und rührende Dinge in ihm geben sollte, als Müller ent=

deckt hat, und da er, wie man gelegentlich erfährt, an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubt, so liegt manchem Leser das Warum gewiß nahe genug. Müller dagegen schwärmt eine Zeitlang bis zum Uebermaß für das protestantische England; er möchte in der englischen Miliz gegen die Landung (Bonaparte's und seiner Franzosen) dienen, und meint, daß er nur auf dieser herrlichen Insel einen Boden für alle seine Hoffnungen finden könne. Zwei Jahre darauf hat er schon nicht ohne Geräusch convertirt und erklärt in selbsttrunkener Rückschau den Uebertritt für den glücklichsten Schritt seines Lebens. Alle beide gebärden sich kindisch, wo es sich um das Wetter handelt. Ein starkes Gewitter, ein heftiger Regen, der einige Tage anhält, erfüllt sie mit Entsetzen, ein Erdbeben ruft alles Ernstes Gedanken an den jüngsten Tag hervor. Ein Zimmer, worin man den Sturm nicht hört, wird wie eine besondere Gnade Gottes gepriesen, und Doppelfenster mit verschließbaren Läden sind die erste Bedingung jeder Schlafkammer. Dabei werden Mars und Venus als äußerst zweideutige Wächter am Himmel hart gescholten, und sogar der Vollmond wird verdächtig genannt.

Zwar gastirt in diesem nämlichen Briefwechsel auch unser deutscher Tacitus, Johannes v. Müller, und versichert mit Emphase, er werde „vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kleinheit schuf", nie die Kniee beugen; er habe auf alle Fälle gedacht und für andere Sitze von Cultur — Amerika, Südrußland und Mittelasien sind gemeint — Pläne entworfen. Wenige Jahre verstreichen, und Napoleon, jener verächtliche Abgott, lächelt den Grimm des Gelehrten in einer Viertelstunde so gründlich weg, daß dieser, noch bevor er die Antichambre wieder hinter sich hat, ein fast göttliches Recht des Eroberers entdeckt, zum Abschied in Berlin eine Rede auf Friedrich den Großen hält, worin er kaum Anstand nimmt, dessen Vorliebe für die Franzosen und das Franzosenthum offen für den höchsten Vorzug des deutschen Königs, für eine Art Inspiration der Zukunft zu erklären, und dann, noch rauchend von seinen früheren Catilinarien, in's Königreich Westfalen abreist, um sich mit französischen Orden behängen zu lassen. Als Friedrich v. Gentz den preußischen Staatsdienst verließ, war es der preußischen Monarchie sehr gleichgültig, ob sie einen kleinen Beamten mehr oder weniger zählte, denn sie stand scheinbar noch auf ehernen Füßen und glaubte an sich selbst, wie das alte Rom. Als Johannes

v. Müller seine Professur aufgab, lag das Reich in Trümmern, und alle seine Hoffnungen ruhten auf der Beharrlichkeit der Einzelnen, auf der gegenseitigen Anziehungskraft der Atome. Gentz ging aus einem deutschen Staat in den anderen über, Johannes v. Müller warf sich geradezu dem Erzfeind in die Arme, und dennoch hat man auf den einen nicht Schmach genug häufen zu können geglaubt, während der zweite entschuldigt, wohl gar beklagt und bedauert wird. Eine eigenthümliche Erscheinung! Woher rührt sie? Auf das Sendschreiben des jugendlichen Gentz an den König von Preußen bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung wird man sie doch nicht zurückführen wollen, denn wenn man diesem auch, alle Mittelstufen überspringend, den ganzen Oesterreichischen Beobachter entgegensetzen wollte, so wäre die Kluft noch immer nicht so groß, wie zwischen Johannes v. Müller's Philippika und seiner Vergötterung Napoleons. Auch die Verdienste um die Literatur wird man schwerlich bei Johannes v. Müller im Gegensatz zu Gentz so durchaus überwiegend finden, daß dem einen alles, dem anderen nichts verziehen werden dürfte. Am allerwenigsten aber wird der deutsche Patriot Ursache dazu haben, denn es ist nicht ohne guten Grund behauptet worden, daß erst Johannes v. Müller durch seine Geschichte der Eidgenossenschaft die Schweiz geistig vom deutschen Reich getrennt hat. Woher also der Groll, der unerbittliche Haß gegen den einen und die Milde gegen den andern?

Gentz hatte für immer gewählt, und wenn er auch nach und nach — was keiner zu vertuschen suchen muß — durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, vom General zum bloßen Soldaten herabsank, er war und blieb ein Mann der Ueberzeugung. Einer seiner ersten Vertheidiger meint freilich: er sei allerdings aus dem einen Heerlager in das andere übergegangen, aber er habe fürstliche Bedingungen gestellt und bewilligt erhalten. Das könnte ihm in meinen Augen wenig helfen, denn Fiesco's glänzender Sophismus über das Abnehmen der Schande mit dem Wachsen des Preises ist vortrefflich im Drama, taugt aber ganz und gar nichts auf dem Markt des Lebens. Glücklicherweise bedarf er einer Vertheidigung nicht, die aus dem Champagnerkeller ihre besten Gründe schöpft, und wenn sie früher, trotz des allbekannten herrlichen Briefs, worin er Johannes v. Müller für seinen schnöden Abfall züchtigte, vielleicht noch statthaft scheinen mochte: der Briefwechsel, welcher uns hier beschäftigt, läßt keinen

Zweifel über die Beschaffenheit seiner Gesinnungen mehr übrig. Ein Hund findet den Weg, den er einmal gemacht hat, immer wieder zurück, und eine Ueberläufernatur kann nie um die Brücke verlegen sein; wäre Gentz eine solche gewesen, was hätten ihn gesprengte Coalitionen, verlorne Schlachten, gestürzte Throne und zerrissene Reiche gekümmert! Als Wetterhahn hätte er ganz gemüthlich bei Zeiten den einen Thurm mit dem andern vertauscht, und sich eine Talleyrand'sche Reputation erworben, denn er wäre sicher der Feinste gewesen. Man lese aber die Briefe 36 und 42 nach den ungeheuren Schlägen von Ulm und Austerlitz und frage sich, ob der erbärmliche Kummer eines Egoisten um eine bedrohte Pension, oder der heilige Schmerz eines Mannes, der die Welt zusammenbrechen sieht, sie eingegeben hat. „Wir sind geschlagen," schreibt er im November 1805, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert; diesmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum erstenmal, so in einer öffentlichen Sache persönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen, Bonaparte uns nach Astrachan treiben u. s. f., ein größerer Schmerz, als ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Sieg hing — nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dieß leider ist das höchste; dagegen sind alle sogenannten positiven Uebel nur wahre Lumperei." Und Müller antwortet: „Wo richten sich denn Ihre Hoffnungen hin, und welche innere Quellen hat diese Reihe von Unglücksfällen wieder in Ihnen eröffnet! Es sind die ersten Ihres Lebens, die ersten Ihnen angemessenen; denn über Wandel und Mißgeschick des Privatlebens sind Sie doch gewiß weit erhaben, nur der Gram ganzer Völker kann Sie ergreifen. Ihre Briefe und die durchpassirenden Fremden bezeugen es, daß man Ihre Abreise, Ihren Schmerz habe sehen müssen, um den großen tragischen Moment in seinem ganzen Umfang zu erkennen." Niemand wird läugnen können, daß dieß die Sprache des Herzens ist, und der Befangenste wird einräumen müssen, daß der ganze Briefwechsel den gleichen Geist der Wahrheit athmet. Er macht den Eindruck eines Zwiegesprächs, das, ohne Hinterhalt und Rücksichtsnahme, unter vier Augen geführt wird: man kann die Resultate bedingt oder unbedingt verwerfen,

aber man muß den Ernst und die Redlichkeit der Untersuchung anerkennen.

Gilt es nun noch den Briefwechsel, dessen dramatisch psychologische Bedeutung hiermit dargethan scheint, näher zu charakterisiren, so ist sein Eigenthümliches darin zu suchen, daß sich Realismus und Idealismus hier gegenüberstehen, wie nirgends sonst. Mit dem Unterschied jedoch, daß der Realismus, den Gentz vertritt, sich seiner Ergänzungsfähigkeit und Bedürftigkeit immer bewußt bleibt, während der Idealismus, der in Adam Müller excellirt, die ganze Klimax der Abstraction erst hinter sich haben muß, bevor er sich zu einem Compromiß entschließen kann, dann aber die Consequenzmacherei nach der praktischen Seite hin wo möglich noch weiter treibt, als vorher nach der andern, und seinem neuen Bundesgenossen nicht allein mehr schadet als nützt, sondern ihn sogar nicht selten durch seine principiellen Uebertreibungen und seine phantastischen Vorschläge erschreckt und entsetzt. Wenn Gentz an die Rahel schrieb, er empfinde eine satanische Freude über den Untergang alles Großen und Edlen und dabei die prächtige Butter seines Frühstücks herausstrich, so ist das ein Ausdruck derselben Stimmung, in welcher Swift ausrief: vive la bagatelle! und nur derjenige wird sich dabei aufhalten, welcher allenfalls auch den Hamlet wegen der Sünden, deren er sich gegen Ophelia anklagt, vor Gericht ziehen möchte. Wenn Müller's Enthusiasmus für England sich aber in den grimmigsten Haß umsetzt und wenn er stolz darauf ist, die Folter an der Tafel des Prinzen von Hessen vertheidigt zu haben, so hat das mehr zu bedeuten. Ueberhaupt ist das Verhältniß der beiden Männer zu einander höchst merkwürdig: Gentz, der bei weitem Ueberlegene, glaubt zu empfangen, und Müller empfängt; Gentz überträgt seinen Respect für das Element, worin Müller waltet, auf die Person, und Müller streicht ihn ruhig ein. „Mir kann — schreibt Gentz, Brief 14 — von allen jetzt lebenden Menschen keiner so zusagen wie Sie. Denn die wenigen Reinen, welche ich außer Ihnen noch finde, sind mir nicht genialisch genug, und die übrigen Genialischen sind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in sich, und in Ihnen wohnt nun überdieß diese ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasirtheit allein im Stande ist, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen. Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas

Gutes zu wirken, mit einander leben müssen. Sie allein sind bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen, und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll.“ Dieses Wort gereicht Gentz zur Ehre; trotz seiner „faulen Morgengedanken“ vergaß er es keinen Moment, daß man die Sterne im Auge behalten muß, wenn man sich nur auf der Erde gehörig orientiren will, und begleitete Wissenschaft und Kunst bis zur letzten frischen Blüthe der Poesie herab, obgleich ihm seine Arbeiten und Geschäfte oft kaum vier Stunden zur Nachtruhe übrig ließen. Dieß Selbstporträt von Gentz vervollständigt Müller, Brief 408, und verdient um so eher unbedingten Glauben, als er für den Arzt schreibt, der consultirt werden soll. „Das ganz Charakteristische — heißt es hier — mußte herausgehoben werden: bei der höchsten geistigen Reizbarkeit eine sonderbare Gleichgültigkeit gegen alle physischen Gewohnheitsreize, die wohl nur in einem ungewöhnlichen Vorherrschen der Seelenkraft ihren Grund hat. Eigentliche Leidenschaften, ausgenommen etwa für den Ruhm oder gegen das im gewöhnlichen Sinne des Worts Gemeine, hatten Sie meines Wissens seit dreißig Jahren nie.“ In gleichem Sinn und Ton, wie oben, äußert Gentz sich noch oft über Müller; so empfiehlt er ihn z. B. der Staël-Holstein als den ersten Kopf Deutschlands; das hält ihn jedoch nicht ab, ihm gelegentlich, und je später um so herber, die Wahrheit zu sagen, sich mit bitterem Hohn darüber auszulassen, daß nach Müllers Lehre der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten und die Verbesserung der Gesellschaft einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß der Menschwerdung Gottes abhänge, und ihn zuletzt offen und derb aufzufordern, nicht mehr Allotria zu treiben, sondern zuzugreifen, wo Arbeit sei. Müller dagegen, obgleich er am Ende nothgedrungen aus seiner Montgolfiere auf die Erde herabsteigt und sich in den Kampf begiebt, kann sich durchaus nicht entschließen, sich der Mittel zu bedienen, die allein zu helfen vermögen. Er ficht zwar nicht gegen Windmühlen, sondern gegen wirkliche Riesen, da sie ihm gar zu deutlich mit Fingern gezeigt werden, aber er verschmäht das Schwert, vermuthlich weil es auch der Troßknecht schwingt, und macht lieber magnetische Striche; und wie er es früher gemein fand, sich ein Erdbeben mit der Geologie durch Steinkohlenflötze zu erklären, so steht er dem

Fürsten Metternich jetzt, zu dessen nicht geringem Aerger, in der großen Krisis mit einem droit chrétien bei, das er im Gegensatz zum droit des gens apart für ihn erfindet, und schleudert theologische Abhandlungen in einer „Concordia", die Niemand lies't. Er träumt so schön von der heiligen Allianz, daß Gentz es für nothwendig hält, ihn unsanft zu wecken; er schwärmt so kindlich für das Princip der Legitimität, daß Gentz ihn an das Höhere, wodurch es selbst auf seinem Standpunkte wieder bedingt und aufgehoben wird, aufmerksam machen muß; er ist ein solcher Antirevolutionär, daß er Gentz durch seine ungesunde Hitze ein außerordentlich wichtiges politisches Ultimatum entlockt, welches um so eher hier stehen mag, als es bis zur Evidenz beweis't, wie wenig dieser Mann über die Aufgabe des Tags, mochte er sie nun richtig auffassen oder nicht, die Aufgabe des Jahrhunderts vergaß.

„Ein Schriftsteller — schreibt Gentz Brief 156 — den Sie nicht verläugnen werden, Schlosser, sagt: „„Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz eben so ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung erfordert."" Dieß ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen, und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht — ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung aussprechen kann, den ich aber factisch und historisch deduciren zu können glaube. Wenn ich nun in dieser Stimmung lese, was Sie schreiben, wie wäre es bei aller meiner Liebe zu Ihnen, und bei aller meiner Freude an Ihrem Geist, möglich,

daß ich mit Ihren Lehren harmonirte? Ich habe in dem revolutionären Gang der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von Frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, eben so einseitig, anmaßend und schneidend die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit mit bitterm Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung und Lehnsverfassung und Dienstverfassung und Geldverfassung und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurückfordern: wie sollte ich meinen eigenen Ideen solche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen?"

Wer wird nicht einstimmen müssen, besonders wenn er erwägt, daß das Traditionelle, das Resultat vergangener und vergessener Urzustände, auch einmal rationell gewesen ist? Müller läßt sich jedoch nicht abschrecken; unbekümmert um die Ermahnung des Freundes, daß die innern Krankheiten nicht von heute auf morgen tödten würden und daß man vor allen Dingen leben, sich also der äußern Feinde entledigen müsse, fährt er fort, seine Theologie zu treiben und sich zu einem umgekehrten Jacobiner auszubilden. Subjectiv gereicht diese Consequenz ihm nur zur Ehre und ist ein Beweis mehr für die Wahrheit des Verhältnisses und die Zuverlässigkeit der Correspondenz; aber im Allgemeinen kommt nichts dabei heraus.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen übrigens die Briefe in Anspruch, die zwischen ihm und Gentz über das große religiöse Problem gewechselt werden: Müller's Forderungen sind die gewöhnlichen und bedürfen keiner Charakteristik; aber die Art, wie Gentz sie zurückweis't, ohne ihnen in ihrer zarten Natur zu nahe zu treten, ist ein Muster der gediegensten Menschenbildung, und der Brief 154 mit seiner wunderbaren Mischung von Simplicität des Ausdrucks und Tiefsinn der Ideenentwickelung scheint mir ein unübertrefflicher Canon der Vernunft. Später läßt er sich freilich durch den Sand'schen Mord einschüchtern, und zu dem Ausruf bewegen: „Sie haben vollkommen Recht, alles ist verloren, wenn nicht Religion, pas seulement comme *foi*, mais comme *loi*, wieder hergestellt wird!" Das ist allerdings, das rein äußere Motiv gebührend in's Auge gefaßt, eine traurige Sonnenfinsterniß, und eine um so traurigere, als sie die unheilvollen Carlsbader Beschlüsse im unmittelbaren Gefolge

hat, diesen bereits von der Geschichte verurtheilten Versuch, den deutschen Geist in Belagerungszustand zu versetzen, statt dem erhaltenden und dem schöpferisch vorwärts strebenden Princip, die im Staat zu einander stehen, wie Mann und Weib im Hause, freien Spielraum für einen unblutigen Kampf zu gewähren. Aber das ursprüngliche Licht wird nur vorübergehend davon verdunkelt.

Ich darf nicht weiter in's Detail eingehen, so verlockend es auch ist. Mir gefällt Lessing nirgends besser als in seinen Rettungen; der Schweiß, den er vergießt, während er Gräber von Disteln und Dornen säubert, steht ihm am schönsten. Dasselbe Gefühl, das ihn trieb, selbst gegen einen Luther für einen Lemnius aufzutreten, hat mir dießmal die Hand geführt; mein Zweck ist erreicht, wenn ich durch meine Beleuchtung des neuen Actenstücks bei dem Freund der Wahrheit einige Zweifel erregt habe, ob der Prozeß gegen unser vielleicht größtes politisches Talent wirklich unparteiisch entschieden sei. Ein Berufenerer nehme die Revision selbst auf; hat Deutschland einen Macaulay, einen Publicisten, der sich auf mehr versteht, als auf's Fluchen und Segnen, hier kann er sich zeigen.

Ein Selbst-Portrait von Carl Gutzkow.

Für den psychologischen Criminalisten ist bekanntlich die Form eines Bekenntnisses in den meisten Fällen weit wichtiger, als die Materie. Das Verbrechen ist bei dem ungeheuren Apparat, welcher der Justiz im modernen Staate zu Gebote steht, in der Regel leicht herausgebracht, und mit Ausnahme sehr weniger Länder reicht der vollständig gegliederte Indicienbeweis auch ohne das ausdrückliche Geständniß des Inculpaten zur Verurtheilung hin. Aber wenn es sich nicht blos darum handelt, das Verhältniß einer That zum Gesetz zu ermitteln, sondern wenn das viel wichtigere Verhältniß des Menschen zu seiner eigenen That festgestellt werden soll, so braucht man ihn selbst, das Wort seines Mundes, den Blick seines Auges, das Mienenspiel seines Gesichts. Dann ist es, wenn die Legislatur es anders nicht aus zu weit getriebener Humanität in sein eignes Belieben gesetzt

hat, ob er gehängt werden will oder nicht, vollkommen gleich=gültig', ob er leugnet oder bekennt, denn der Mensch kann leugnen wie Desdemona und bekennen wie Jago. Man will eben nur den stillen Grund der Seele erforschen, der Alles bindet und bedingt, und es gibt Momente der Leidenschaft und der Aufregung, in welchen dieser, wie der Meeresboden bei Erd=erschütterungen, mit einer gewissen Naivetät ganz nackt und un=verhüllt hervortritt. Auf solche Momente ist der juristische Psycholog besonders gespannt, denn sie bieten auch für das ver=schlungenste Räthsel den Schlüssel dar, und nicht selten spricht er los, wo das Gesetz verdammt, und umgekehrt, sobald er ihn hat.

Einer ähnlichen Erscheinung begegnet man zuweilen bei Künstlern und Schriftstellern, ähnlich natürlich nur im psycholo=gischen, nicht etwa auch, wenn es erst bemerkt zu werden braucht, im moralischen Sinne. Jahre lang beschäftigt man sich mit dem Einen oder dem Anderen und wird nicht mit ihm fertig. Plötzlich nimmt er selbst sein Eingeweide in die Hand, und nun begreift man, warum er so schlecht oder so gut verdaut. Davon hat Carl Gutzkow kürzlich in seiner Besprechung der von dem Prinz=Regenten von Preußen zur Ermunterung des deutschen Dramas errichteten Schillerstiftung ein schlagendes Beispiel gegeben. Wem wäre dieser vielseitige und unermüdliche Autor, von Sympathie und Antipathie ganz abgesehen, nicht in psycholo=gischer Beziehung höchst merkwürdig gewesen? Wen hätten seine Romane und Schauspiele, wie seine Abhandlungen und Kritiken nicht oft in Erstaunen gesetzt, wenn auch nicht immer in dem Sinne, den er selbst beabsichtigt haben mochte? Von der „Wally" an, in welcher der schönste Zug eines altdeutschen Gedichts durch die Uebertragung in den modernen Salon zum scheußlichsten Raffinement degradirt wird, bis zu den „Rittern vom Geist", in denen ein fallender Schrank die endliche Entscheidung herbeiführt: wie oft muß man den Kopf schütteln, ehe man einmal zum Nicken kommt! Wer fühlt sich nicht durch dramatische Ideen, wie die des „weißen Blatts" oder des „dreizehnten November" in die Region entrückt, wo der Mensch anfängt, sich für ein Gerstenkorn zu halten und die Henne ängstlicher zu fliehen, wie den Tiger? Und wem sind Urtheile, in denen sich der schärfste Blick für das Einzelne nicht selten mit der absolutesten Blindheit für das Ganze verbindet,

nicht peinlicher, wie das Gewäsch der stumpfesten Trivialität? Dazwischen dann die höchst vortrefflichen Daguerreotypen in den „Rittern vom Geist“ und „das Urbild des Tartuffe“, ein satyrisches Lustspiel, das in seiner Art vollendet genannt werden kann, so wie manche von dem richtigsten Instinkt zeugende Charakteristik gesellschaftlicher Zustände in den „Zeitgenossen“ u. s. w. Man erzählt von einem Proteus, der verdammt sein soll, sich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwischendurch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menschengestalt auf der Bühne erscheinen und ein vernünftiges Wort sprechen darf. Auf drei Metamorphosen eine Menschwerdung, aber eine bucklichte, auf drei bucklichte eine regelmäßige, aber eine schwächliche, auf drei schwächliche eine normale. An diesen Proteus fühlt man sich zuweilen durch unseren Autor erinnert. Wer hatte das Geheimniß seiner Natur? Niemand als er selbst, und er hat es jetzt verrathen. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organisation, in der das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten ist, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt Alles; wir aber haben es jetzt nachzuweisen, und zwar aus dem eigenen Bekenntniß.

Der Prinz-Regent von Preußen hat einen Preis von tausend Thalern ausgesetzt, der zu Ehren Schiller's alle drei Jahre für das innerhalb dieser Frist erschienene beste Drama durch ein aus neun Notabilitäten gebildetes Gericht zuerkannt und dem eine Medaille hinzugefügt werden soll. Nach unserer Meinung hat die Literatur alle Ursache, sich dazu Glück zu wünschen, denn es ist das erste Mal, daß der Staat, der sie früher, wie einige unvergeßliche Bundesbeschlüsse beweisen, nicht blos schutzlos, sondern auch rechtlos ließ, indem er gar kein geistiges Eigenthum anerkannte und nur hie und da für Bücher, Musikalien und Bilder ein dürftiges Privilegium ertheilte, ihr gegenüber feierlich eine Verpflichtung übernimmt. Es ist ganz gleichgültig, ob der Staat für diesen hochwichtigen Act augenblicklich die beste Form gefunden hat oder nicht; genug, man hat es nicht mit einem jener unproductiven Einfälle zu thun, aus denen die bisherigen Theater-Preisausschreibungen hervorgingen und denen noch ganz zuletzt in Oesterreich die Rückerstreckung des Tantièmensegens auf die älteren Landeskinder poetischen Schlags entsprang, sondern es handelt sich um eine Institution für alle Zeiten, die sich trotz aller möglichen Mißgriffe auf dem Wege der Erfahrung, wie alles

Menschliche, nach und nach entwickeln kann und wird. Der Künstler, der Dichter, existirt jetzt für den Staat, wie der Soldat und der Beamte, er existirt auch dann, wenn er nicht Vorleser bei Hofe ist, und das hat Schiller ihm erkämpft, derselbe Schiller, wohl gemerkt, dessen Tell, wie verlautet, von einem Vorgänger des Prinz-Regenten aus dem Theaterrepertoire der Metropole eigenhändig gestrichen wurde, und das einer Stelle wegen, die bedeutend zu der unwiderstehlichen Volkserhebung mit beigetragen haben dürfte, welcher er selbst Thron und Krone verdankte. Kein Unbefangener wird leugnen, daß dieß im Ganzen und Allgemeinen ein großer Fortschritt ist, so viel er auch im Einzelnen gegen die Zusammmensetzung des Preisgerichts und gegen die Statuten desselben einzuwenden haben mag; Carl Gutzkow glaubt dagegen, die deutsche Literatur müsse gegen diese Institution den allerentschiedensten Protest einlegen, denn ihr innerstes Wesen sei die Ungerechtigkeit und ihre unausbleibliche Folge die gänzliche Ueberlieferung der deutschen Bühne an Uebersetzer und Lohnarbeiter, ja, sie führe geradewegs nach Rußland! Bei einer so schreienden Meinungsverschiedenheit wird der Leser auf die Gründe begierig sein, die uns und dem Prinz-Regenten — denn dieser wird förmlich apostrophirt und um Zurücknahme seiner Entschließung angegangen — entgegengesetzt werden. Sie sind alle aus einem der Logik und dem gemeinen Manne ziemlich unzugänglichen Gebiet, nämlich aus „dem stillen Walten der Dichterseele“ hergenommen, werden aber zu unserem Glück durch Zeugencitationen historisch illustrirt und dadurch dem ordinären Tageslichte, in dem wir uns bewegen, etwas näher gebracht. Was ist denn nun für dieß „stille Walten“ von einer so wohlgemeinten Maßregel Gefährliches zu besorgen? Die „Dichterseele,“ die im Namen aller anderen das Wort ergriffen hat, erwartet das Aeußerste, denn sie spricht geradezu von einem Damoklesschwert, das über ihr aufgehängt sei, und dieser Ausdruck beweis't, daß „wir in höchsten Nöthen sein“. Woher kommt aber diesem Schwert seine bedrohliche Schärfe und sein tödtliches Blinken? Daher, daß nur einer gekrönt werden, d. h. den Preis und die Medaille erhalten kann, und daß das letzte Decennium allein uns Deutsche mit mehr Dramatikern beschenkt hat, als die Literaturen aller gebildeten Völker Europa's zusammen besitzen, selbst wenn wir, wie hier beim Ablesen der Regimentsliste geschieht, die Birch-Pfeiffer, die fruchtbare Mutter und Großmutter so vieler gelehrigen Kinder

und Enkel, undankbarerweise nicht mitzählen, als ob sie bereits zu den Classikern eingegangen wäre, statt noch rüstig mitzuringen. Wie? — wird der Leser ausrufen — das ist ja auch das Schicksal der meisten Prinzen, nur Einer wird König, und doch erschießen die Uebrigen sich nicht oder gehen auch nur als Anachoreten in die Wüste, obgleich sie keineswegs, wie die Sonnensöhne Apoll's, alle drei Jahre auf einen Thronwechsel rechnen dürfen! Wir ließen „die Dichterseele" nicht ausreden. Das Krönen selbst würde so entsetzliche Folgen nicht haben, wenn man sich nur von der Concurrenz ausschließen könnte, aber daß man concurriren muß, d. h. daß nicht bloß die heimlich und anonym einlaufenden und manuscriptlichen Geburten, sondern auch die im Druck und auf der Bühne erscheinenden legitimen Sprößlinge Berücksichtigung finden sollen und sogar ausschließlich und allein, das muß Schriftsteller von Ehrgefühl bewegen, dem Theater den Rücken zuzuwenden. Man sollte allerdings glauben, gerade diese Bestimmung, welche den Spruch des Preisgerichts doch großentheils von der öffentlichen Meinung abhängig macht, sei ganz vortrefflich; doch dabei dürfen wir nicht verweilen, wir haben es nur mit dem Fluch, der in der Concurrenz liegen soll, zu thun. Dieser Fluch ist nun ein allgemeiner und wird dadurch fast so erträglich, wie der Tod, gegen den Niemand die Waffen erhebt, weil ihm Niemand entgehen kann: wir concurriren im Garten als Kinder, wenn wir spielen, und im Ballsaal als Männer, wenn wir freien, und wer am besten gefällt, der trägt als Flachsköpfchen die beste und saftigste Birne und als Tituskopf die reichste Braut davon. Aber vielleicht ist nur die „Dichterseele" gegen den Fluch der Concurrenz so überaus empfindlich und sie lernt ihn, was den auffallenden Mangel an Abhärtung denn vollkommen erklären würde, erst durch den Prinz-Regenten kennen, sie war ihm bis dahin, wie die unter eine Glasglocke gestellte Mimosa der rauhen Luft, völlig entzogen und begegnet ihm zum ersten Male in der neuen Arena, wo der Tausend-Thaler-Preis so schrecklich blinkt und so verlockend winkt. Das verhält sich jedoch gerade umgekehrt. Der Dichter concurrirt, wenn er Stücke drucken läßt und wenn er Stücke spielen läßt; er concurrirt, wenn er einen Almanach mit einer Ballade bevölkert und wenn er eine Zeitung mit einer Novelle versorgt, und nach dem Maßstab, den die Concurrenz an die Hand gibt, wird ihm der Ehrenpreis durch das lesende oder schauende Publikum, der metallene

durch den Theaterdirektor oder den Verleger verabreicht. Die Concurrenz als solche kann es also wieder nicht sein, was die dramatische Literatur mit dem Untergange bedroht, und eben so wenig die Unmöglichkeit, sich von ihr auszuschließen, denn an Beides ist die Dichterseele trotz ihres stillen Waltens gewöhnt, und Beidem kann sie sich nur entziehen, wenn sie nicht blos dem Theater, sondern auch der Presse den Rücken zukehrt und ihre Werke ganz für sich behält, entweder in einem feuerfesten Schranke oder, noch besser, im eignen Kopf, den kein Dietrich öffnet und den selbst die Axt nur zu spalten, nicht aber auch auszurauben vermag. Das thut sie jedoch nicht: die Dichter bringen ihre Produkte zu Markte, so wie sie fertig sind, ohne sich darum zu kümmern, wer gerade Marktvorgt ist und ob er die Kresse oder die grüne Petersilie portegirt, und wenn Uhland seit seinem „Ludwig der Baier" schweigt, so haben die Erfolge des jungen Deutschlands gewiß so wenig Antheil daran, als der Umstand, daß der König von Preußen ein Schiff auf den Namen der Birch=Pfeiffer'schen „Grille" getauft hat. Es bleibt daher nur noch das Preisgericht übrig, denn dieß ist allerdings neu, und schüchterne Gemüther können es sich als eine einstweilen noch unbekannte und unbestimmbare Größe so furchtbar vorstellen, wie sie wollen. Aber unsere „Dichterseele" stellt es sich eben nicht furchtbar vor; sie weiß zum Voraus, daß es sich nur um „eine akademische Censur" handelt, um eine „Rüge" von incompetenter Hand, die man sich so unverständig denken darf, wie man mag, um einen Fußtritt von Caligula's Roß, der wehe thun, aber doch die Ehre nicht verletzen kann, und dennoch soll die gewiegteste Celebrität (als Beispiel wird ausdrücklich der ehrwürdige Uhland citirt) durch ein solches Preisgericht urplötzlich ihren bewährten Ruf verlieren können. Eine vollkommenere Zwickmühle kann doch gewiß nicht gebaut werden; der höllische Drache wird nur heraufbeschworen, um ihm alle Zähne auszuziehen, und dann wird ein Zeter=Mordio erhoben und vor seinem Biß gewarnt. Der Leser sieht das Raisonnement zerfällt in sich selbst, sobald man es auch nur mit dem kleinen Finger berührt, und nichts bleibt übrig als ein unauflösbarer Widerspruch. Wir könnten also ruhig unseren Schluß ziehen und die Feder niederlegen, aber wir haben es hier mit dem capriciösesten und verschrieensten noli me tangere von der Welt, nämlich mit der Dichterseele, zu thun, und diese könnte uns mitten in unserem kleinen Triumph garstig stören.

„Was kümmert mich“ — könnte sie rufen — „dein Satz des zureichenden Grundes? Mein stilles Walten besteht eben darin, daß ich nichts von ihm weiß, und damit erkläre dir's, daß mich die vielen Auflagen werthloser Bücher und die vielen Aufführungen schlechter Stücke nicht geniren, wohl aber das Urtheil eines Preisgerichts, das ich selbst verachte!“ Das klingt nun freilich verwunderlich, aber wir erinnern uns all der seltsamen Gerüchte von heiligem und unheiligem Wahnsinn, die seit den Tagen des Plato über Dichter im Schwange sind, und lauschen andächtig weiter. Nun vernehmen wir denn von unserer „Dichterseele“, daß sie mit Freuden auf der Stirn jedes Talents den Kranz erblicken und einem neuen Messias seinen Sieg mit innigstem Herzen gönnen, daß sie aber keine Herabsetzung der eigenen Thätigkeit dulden und daß sie diese Herabsetzung in der Berliner Krönung finden würde. Das ist auffallend und so auffallend, daß uns zum erstenmal ein Zweifel beschleicht, ob sie auch wohl berufen ist, im Namen aller ihrer Schwestern zu sprechen. Wie? Die Sternenkrone tritt sie willig ab und die goldpapierne will sie festhalten, weil diese den „Bühnenlenkern und Darstellern“ vielleicht selbst dann imponirt, wenn acht Akademiker sie winden und der Geheimrath Rötscher sie bindet, während jene blos in die Nachwelt hinein funkelt und blitzt? Es handelt sich für sie also nur um das Zeichen, nicht um die Sache, nur um das äußere Sichdurchsetzen, nicht um die innere Berechtigung? Da müssen wir doch um das Mandat bitten und untersuchen, ob sie wirklich im Namen der ganzen Literatur ihren Protest erhebt, denn hier sind wir an dem Markstein angelangt, wo die Menschheit selbst sich in sehr ungleiche Hälften scheidet, und es sollte uns leid thun, wenn wir den Dichter nicht auf der Seite fänden, wo wir ihn bisher erwarten zu dürfen glaubten. Unsere „Dichterseele“ spricht ihr aufrichtigstes Gefühl und ihre innerste Ueberzeugung aus, dessen würden wir uns auch ohne ihre bündige Versicherung gewiß halten. Dafür bürgt die naive Form, in der ihr Geständniß hervortritt, und die Unbefangenheit, womit sie unseren größten dramatischen Dichter als Eideshelfer nach altgermanischem Brauch zur Deckung heranzieht. „Würde Schiller“ — heißt es buchstäblich —, „dessen Andenken der Prinz-Regent mit diesem ministeriellen Gesetz ehren will, noch ferner für die Bühne gearbeitet haben, wenn er hätte erleben müssen, daß man seinen plötzlich einer Concurrenz unterworfenen Dramen Kleist's „Käthchen von Heilbronn“ oder Werner's „Weihe der Kraft“

vorzog? Er hätte gewiß aus innigstem Herzen Kleist und Werner die glänzendsten Erfolge gegönnt, aber auf Kosten seines eigenen Dichterschicksals, seines eigenen Zusammenlebens mit der Nation, auf Kosten des Vertrauens der Darsteller, der Bühnenlenker auf seine Schöpfungen dieß thun zu müssen, würde ihn bestimmt haben, einer Dichtgattung zu entsagen, der die Harmlosigkeit genommen war." Schiller, als guter Kantianer, hätte diese neue Art von Concurrenz wahrscheinlich ganz so betrachtet, wie wir, und sie viel weniger unbequem gefunden, wie die von Kotzebue und Iffland, die er mit Ruhe ertrug und mit Gerechtigkeit würdigte. Doch, das nebenbei; da der große Zeuge einmal gerufen ist, so wollen wir ihn nicht mit Lappalien verdrießlich machen, sondern ihn gleich über den Hauptpunkt vernehmen. War wirklich Gefahr? Wir schaudern und zögern, wie es dem Menschen unmittelbar vor einer wichtigen Entscheidung geziemt, die Frage direct zu stellen, denn wenn die Antwort bejahend ausfiele, so wäre es aus mit der poetischen Literatur, sobald es einem neuen Carlsbader Congreß beliebte. Der Congreß würde sich wohl hüten, die Censur wieder einzuführen, er würde, gewitzigt, wie er jetzt ist, ganz einfach Tausend=Thaler=Preise für jede „Dichtgattung" aussetzen und so die „Harmlosigkeit" daraus verbannen. Denn der nämliche Grund, der einem Schiller das Drama zuwider machte, müßte ihm doch auch Epos und Roman verleiden, und wenn er am Ende immer durch dasselbe Mittel auch aus dem letzten kleinen Bollwerk, dem Epigramm, herausgeschlagen wäre, bliebe ihm nichts übrig, als Schuster oder Hofrath zu werden. Wie hätten sich dann zu den Zeiten des heiligen römischen Reichs Kaiser und Kurfürsten auf das „stille Walten der Dichterseele" verstanden; wie müßte die Nation sie im Grabe segnen, daß sie sich so großmüthig der Mäcenatenrolle enthielten! Etwas Ermunterung von oben, so viele Preise als Regenten, und wir wären nicht blos um Schiller und Goethe, um Lessing, Wieland und Klopstock, sondern auch um Uz und Göckingk gekommen und müßten noch immer an Reinecke Fuchs käuen. Aber Schiller unterbricht uns, er wirft entrüstet seine „Künstler" auf den Tisch und deutet auf seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die sie commentiren. In diesen lautet es Brief 9: „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde

und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen, das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen nnd geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." Das ist nun freilich eine Antwort, die uns aller Sorge enthebt; wir sehen, unsere „Dichterseele" hätte wohlgethan, den Eideshelfer nicht zu laden, denn wer dem Künstler es zur heiligen Pflicht macht, das Urtheil der „Zeit" zu verachten, den hätte das Urtheil eines „Preisgerichts" sicher nicht gedrückt und beirrt, da es nur einen höchst unansehnlichen Bruchtheil im Gesammturtheil der Zeit bildet. Doch, wir erinnern uns: „nur durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund", und befragen den zweiten, den Freund des Vorigen, Goethe, der sich glücklicherweise gleichfalls vor den Schranken befindet, um darüber verhört zu werden, ob er, wenn Lessing's „Emilia Galotti" durch neun Mitglieder der Berliner Academie seinem „Götz von Berlichingen" vorgezogen worden wäre, nicht auf der Stelle wie Leisewitz das Drama verflucht und auf „Faust" und „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" Verzicht geleistet hätte, um der Unannehmlichkeit einer solchen „öffentlichen Rüge" zu entgehen. Der Zeuge citirt lächelnd ein Wort seines Tasso über den Seidenwurm, fügt ironisch hinzu, er glaube nicht, daß das arme Thier zu spinnen aufhöre, wenn die Wolle besser im Preise stehe, wie die Seide, murmelt etwas von einer „unzugänglichen Burg, in der man sicher wohne, wenn es einem blos um die Sache zu thun sei", und geht mit einem langen Blick auf unsere „Dichterseele" und ihr „stilles Walten" stolz und vornehm ab. Nun können wir endlich ruhig sein. Durch Zeugen, die wir nicht luden und also auch nicht bestachen, sondern die wir im Gerichtssaale als gegnerische antrafen, haben wir bis zur Evidenz dargethan, daß es mit dem Dichter und dem Künstler im Allgemeinen ganz so steht, wie wir dachten. „Seine Neigung ist die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." Ihn berührt nur

eine Concurrenz, die ideale durch höhere Geister. „Und dem Großen gegenüber gibt es auch noch eine Rettung, aber freilich auch nur eine: die Liebe!“ Das hat sich auch zu allen Zeiten bestätigt. Beethoven, um ein Beispiel aus der Vergangenheit anzuführen, schuf ruhig an seinen Symphonien fort, obgleich alle Musiker ihn für verrückt erklärten und ihm gern den Flügel zerschlagen, ja das Notenpapier zerrissen hätten. Und Cornelius, der noch unter uns wandelt, hat auf seine apokalyptischen Rosse noch immer nicht den Wrangel oder den Radetzky gesetzt, obgleich sie dadurch bedeutend leichter in Mode kommen würden. Der Eine dachte an die Ohren derer, die erst geboren werden sollten; der Andere denkt an ihre Augen, Keinem von Beiden aber kam es in den Sinn, mit dem Geschäft zu wechseln, weil sie den Beifall der Tauben und der Blinden nicht davontrugen. Leisewitz ist schon aus dem Grunde kein Einwand, weil er nach dem Julius von Tarent, diesem blassen Pendant der Lessingschen Musterstücke, gar nichts mehr hervorgebracht hat, gar nichts in irgend einer Form, bis auf ein paar Fidibus-Schnitzel. Das beweis't, daß er sich gleich vollständig ausgegeben hatte. Nie hat ein echter Künstler aus „Ehrgeiz“ gedichtet, gemalt oder componirt; nie ist er daher durch „Zurücksetzung“ stumm gemacht oder aus seiner Bahn gedrängt worden, nie aber freilich auch durch das „Gottesurtheil des Erfolges“ übermüthig und vermessen. Das Tragische seines Schicksals liegt eben darin, daß er als Mensch zur Befriedigung seiner menschlichen Bedürfnisse so gut, wie ein Anderer, der Erreichung äußerer Zwecke bedarf, als Künstler aber diesen Zwecken nichts opfern kann, ohne einen Selbstmord zu begehen. Die Poeten, die durch Preisgerichte zerschmettert werden können, sind alle aus den Satyren des Horaz ausgebrochen. Man muß sie wieder einzufangen suchen, denn sie werden sämmtlich Journale gründen, die das Vortreffliche herunterreißen und das Niederträchtige loben, und sie sind genial im Organisiren von Cliquen und unerreichbar im Stiften von Cameraderieen, die das „stille Walten“ der Dichterseele ganz anders stören, als ein Fehlgriff der Academiker. Doch, sie wird auch das aushalten, wenn sie nur die rechte ist.

Unser Leser hat sich überzeugt, daß Carl Gutzkow seinen Protest nicht im Namen der deutschen Literatur erhoben hat, da er sich mit ihren höchsten Repräsentanten im schneidendsten Widerspruche befindet. Er hat daher nur ein Selbstportrait geliefert,

aber allerdings eins vom ersten Rang, das jeden Commentar zu seinen Werken überflüssig macht. Es ist so, wie wir sagten: in dieser Organisation ist das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten, die kleine beiläufige Triebfeder, der Niemand ihr relatives Recht bestreitet, an die Stelle der großen. Der Ehrgeiz setzt sie in Bewegung, nicht der Schöpferdrang, denn dieser hält nach eigenem Bekenntniß nicht Stand, wenn jener verletzt wird, er spielt also eingestandenermaßen die untergeordnete Rolle. Das ist nun die Art des witzigen Kopfs, dem der Tiefsinn abgeht; es ist nicht die Art Lessing's, des unsterblichen Lessing, der seinen „Nathan" schuf und mit den herrlichsten Eigenschaften seiner reichen Natur ausstattete, obgleich er glaubte, daß er erst spät oder nie seinen Weg auf's Theater finden würde; aber es ist die Art Voltaire's, der sich durch Stafetten von Act zu Act über den Ausfall seiner „Merope" in Kenntniß setzen ließ und der als höchster Typus aller dieser Mischgeister auch gerade in den Mischgattungen, im Zeitbild, im satyrischen Drama u. s. w. excellirt. Was kann dabei herauskommen, als verworrenes Denken und Empfinden und gewaltsames Abtreiben der unausgetragenen Geistesfrüchte, damit für den vergötterten „Erfolg" nur ja der Moment nicht versäumt werde? Hier ist unsere Aufgabe gelös't, die letzten Gründe einer solchen Erscheinung sind bei Solger und Vischer nachzusehen, die unser Autor mit so viel Widerwillen in den Händen der Preisrichter erblickt, wir haben sie nicht zu entwickeln. Uebrigens wollten wir nur nachweisen, daß die Schillerstiftung des Prinz-Regenten von Preußen die Literatur nicht mit Schmach und das „stille Walten der Dichterseele" nicht mit Unheil bedroht. Auch wir bezweifeln es stark, daß die Nachwelt ein neues goldenes Zeitalter der deutschen Poesie von ihr datiren wird, und auch wir hätten manche Einwendung gegen die Statuten auf dem Herzen. Wir würden z. B. vorschlagen, dem Ganzen zunächst eine historische Basis zu geben. Das würde dadurch geschehen, daß das Preisgericht sich im ersten Jahre einfach darauf beschränkte, die Aussprüche zur Vollziehung zu bringen, welche die Nation selbst bereits seit dem Auftreten Uhland's, als des ältesten unserer jetzt lebenden dramatischen Dichter und Theaterschriftsteller, über diese gefällt hat. Die Candidaten, unter denen sich kein einziger „Sophoklide" oder „Aristophanide" befinden würde, unter die wir aber, wie wir ausdrücklich zur Verhütung aller Mißdeutungen

erklären wollen, Carl Gutzkow wegen seines „Urbilds“ unbedingt mitrechnen, dürften die Zahl Zehn kaum erreichen und gewiß nicht überschreiten; der Kostenpunkt wäre also für den preußischen Staat ganz unerheblich, die moralische Wirkung würde jedoch ohne allen Zweifel groß sein. Wie es damit aber auch werden möge, ein unvollkommener Segen ist noch nicht gleich ein Fluch und verdient keinen unmotivirten Protest, sondern einen aufrichtigen Dank.

Gervinus.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen.

Von G. G. Gervinus.

1.—6. Bd. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1855—62.

Von einer materiellen Kritik kann diesem colossalen Werke gegenüber nicht die Rede sein. Eine solche könnte nur von demjenigen geliefert werden, der sich selbst vorbereitet hätte, es zu schreiben. Denn das Material, aus welchem es hervorgeht, liegt nicht offen und frei für Jedermann auf dem allgemeinen wissenschaftlichen Wege da, es ist größtentheils Privateigenthum des Verfassers, mit unendlicher Mühe aus versteckten Ecken und Winkeln zusammengetragen und schwer oder gar nicht controlirbar. Eine Revision ist aber auch durchaus nicht nöthig, da sie bei der Unvollständigkeit und Unsicherheit aller bis dahin zugänglichen Quellen ohnehin kein absolutes Resultat abgeben könnte. Gervinus hat seinen historischen Blick gerade dadurch bewiesen, daß er nach eigenem Geständniß in der Vorrede zum ersten Bande den Schwerpunkt seiner Aufgabe nicht in die makellose Treue der thatsächlichen Relation setzte, sondern in die gründliche Erfassung und die lebendige Veranschaulichung der das Jahrhundert bewegenden Ideen. Damit hat er denn auch seinem Beurtheiler Ziel und Grenze gesteckt; die Geschichtsklitterung muß in diesem Falle ausschließlich der Zeit anheimgestellt werden, und nur der Höhepunkt, von dem aus das Bild aufgenommen

wurde, ist nachzumessen, nicht aber dieses selbst in seinem Detail ängstlich auf die richtige Vertheilung von Schatten und Licht unter die Lupe zu nehmen.

Man nennt die Geschichte die einzige Lehrerin, die keine Schüler habe. Das trifft aber doch wohl nur darum zu, weil sie in der Regel Mährchen erzählt. Mährchen ist aber für den handelnden Menschen alles, was er in seinen Bedingungen nicht mehr begreift, mag es im übrigen so fest verbrieft und besiegelt sein, wie es nur will. Was ist ihm Cato's Tugend ohne Cato's Rom? Nicht mehr als die Frau ohne Kopf, die doch reden kann! Allein die Geschichte braucht nur an Interessen anzuknüpfen, die sie schon vorfindet und nicht erst künstlich erregen soll, wie die Poesie, die das eher wagen darf, so wird es ihr an aufmerksamen und gelehrigen Hörern nicht fehlen. Mit welcher Begeisterung ist das Werk Macaulay's in ganz Europa aufgenommen worden! Kein Wunder, denn ganz Europa kämpft jetzt den Kampf, aus dem das gegenwärtige England glorreich hervorgegangen ist. Wenn Macaulay bei der Eroberung des alten Britanniens durch die Römer stehen geblieben wäre, so hätte er immer noch ein Meisterstück der Forschung und der Darstellung liefern können, aber der Erfolg, die schlagende Wirkung würde ausgeblieben sein. Daher das oft citirte Lessingsche Wort, daß nur derjenige den Namen eines Geschichtschreibers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe. Das ist nun freilich schwer, aber nicht deswegen, weil das Material nicht überall zugänglich ist, denn wann wäre die Welt trotz der schweigenden Archive und der redenden Diplomaten über den Gang der Dinge je im Unklaren gewesen, sondern deswegen, weil hier auf den einzelnen Mann eine Arbeit kommt, in die sich sonst Hunderte und Tausende theilen. Es gehört aber nur Fleiß und etwas Geist dazu, aus dem aufgeschwemmten Haufen von Memoiren, Charakteristiken, Skizzen und Anekdotensammlungen, wie sie eine abgelaufene Geschichtsperiode immer zu hinterlassen pflegt, ein nothdürftig zutreffendes Mosaikbild, sei es eines Charakters, sei es einer Situation, zusammenzustellen, besonders wenn man es mit der Psychologie nicht so genau nimmt und das Widersprechendste, wie z. B. Sueton, ruhig durcheinander wirft, sobald man sich nur auf irgend einen Gewährsmann berufen kann, ohne nach der letzten Wurzel der Erscheinungen viel zu fragen. Etwas ganz anderes aber ist es, mitten im Strom der Ereignisse zu schwimmen und, unbestochen

durch persönliche Sympathien und Antipathien, wie sie zur Natur des Menschen gehören, sowohl dem Prozeß selbst wie seinen einzelnen Factoren gerecht zu werden, ohne sich darum in jene vornehme Gleichgültigkeit zu verlieren, welche der Geschichtsbewegung aus der Vogelperspective ungefähr so zusieht, wie einem interessanten Stiergefecht. Das ist ausschließlich Sache der Intuition, auf der die That des echten Historikers ebenso gut beruht, wie die des Dramatikers, weil beide eng miteinander verwandt sind.

Von dem dramatischen Dichter ist es bekannt, daß er um so weniger taugt, je mehr Bösewichter er braucht. Wie schwarz ist der Teufel bei den kleinen Talenten, wie oft wird er citirt, und wie weiß Shakespeare selbst seine furchtbarsten Charaktere auf Naturbedingungen zurückzuführen, die ihnen die Existenzberechtigung sichern. Dasselbe gilt aber auch von dem Geschichtschreiber. Denn das Drama ist nur darum die höchste Form der Kunst und die Tragödie wieder die höchste Form des Dramas, weil das Gesetz des Dramas dem Weltlauf selbst zu Grunde liegt, und weil die Geschichte sich in allen großen Krisen immer zur Tragödie zuspitzt. Daß in Romeo und Julia die Alten so gut ein relatives Recht haben, wie die Jungen, daß im König Lear die grausamen Töchter in dem unnahbaren Jähzorn des Vaters wenigstens ihre halbe Entschuldigung finden, daß ein Zauderer, wie Hamlet, einem Usurpator, wie Claudius, nicht rein wie ein Engel des Lichts gegenübersteht, das leuchtet auch dem Kurzsichtigsten ein. Daß aber, um mich nur auf die beiden letzten Wendepunkte der europäischen Menschheit zu berufen, in der Reformation und der Revolution sich das gleiche Gesetz vollzieht, daß Katholicismus und Protestantismus, Conservatismus und Liberalismus auf gleiche Weise und unter gleichen Bedingungen miteinander kämpfen, und daß es auch hier keinen Moment gibt, wo irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein, daß es sich also immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprozesse handelt, das wird schwerer erkannt und ist doch ebenso wahr. Was nun ein Dramatiker werth ist, der für diesen Dualismus des Rechts keinen Sinn hat, weiß jeder, aber der Historiker, dem er fehlt, sollte nicht höher im Preise stehen; wer nur schwarz und weiß kennt, der kennt gar nichts, wer mir nicht Ignaz v. Loyola und den La Roche Jacquelin zeichnen kann, dem erlasse ich auch den Luther und den Mirabeau.

Diesen Sinn für den Dualismus des Rechts besitzt Gervinus nun in hohem Grade, in weit höherm als sein Lehrer Schlosser, der doch sehr oft die Schalen seines Zornes ausgoß, bevor der jüngste Tag herein gebrochen war, und den Theologen nie ganz zu verleugnen vermochte. Er bewährt ihn, wie der Dramatiker ihn auch bewährt, durch beständiges Zurückgehen auf das Ursprüngliche, ein für alle mal in dem geheimnißvollen Naturact mit dem Individuum Gesetzte, was keine Modificationen zuläßt und, scheinbar ausgetrieben, in immer neuer Verlarvung immer wiederkehrt, und durch unermüdliche Ausbreitung des Zuständlichen, von dem alle Entwickelung abhängt, und das im Gegensatz zu dem ersten Element ewig wechselt und gleichsam auf der Flucht festgehalten werden will. Gerade dadurch, daß er dies that, wurde seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ epochemachend für die Nation, wie für die Wissenschaft überhaupt; man war ein todtes Register gewohnt, in welchem die Literaturerscheinungen wie ebenso viele vom Himmel herabgefallene Meteorsteine aufgezählt wurden, und erhielt eine lebendige Genesis mit dem fruchtbarsten Einblick in's Quellen und Werden. Es wäre thöricht, wenn man hier bei der Fülle von Säcularbildern und Charakteristiken verweilen wollte, von denen sie strotzt, aber es dürfte nicht überflüssig sein, den scharfen Satz, mit welchem sie schließt, und welcher der Schrecken aller deutschen Reimer geworden ist, ein wenig in's Auge zu fassen. Als Gervinus daran erinnerte, daß der Fernhintreffer Apollo nicht blos die Leier, sondern auch den Bogen führe, und die eine immer zur rechten Stunde mit dem andern vertausche, wußte er gar wohl, daß dies nur in die Macht des Gottes, nicht aber auch in die seiner Priester gegeben sei; er wußte auch, daß die Natur keine Art ausgehen läßt und sich nicht darum kümmert, ob sie gerade gedeiht oder nicht, so wie die Nachtigall sich nicht darum zu tödten braucht, weil der Falke gerade die erste Rolle spielt. Noch weniger war er versucht, dem brutalen Unterofficier-Cultus beizutreten, der das Handeln mit Verachtung der künstlerischen und wissenschaftlichen Thaten ausschließlich in's plumpe Dreinschlagen und allenfalls in's Ränkespinnen setzt, und der bei uns seit dem Bankbruch der abstracten Philosophie viele Anhänger zählt: er hatte es nicht vergessen, daß Griechenland nur in seinen Schriftstellern und Künstlern fortlebt, und daß auch Englands Ruhm weit mehr auf den Entdeckungen Newton's und den

Tragödien Shakespeare's als auf den Eroberungen der Ostindischen Compagnie beruht, weil diese wieder verloren gehen können und werden, jene aber nicht. Doch als er mit freier Hand die reife Spätfrucht einer abgeblüheten Culturperiode gepflückt hatte, mußte er sich gedrungen fühlen, auf die nothwendigen und ganz unerläßlichen Vorbedingungen einer neuen und größern hinzuweisen, und diese sind allerdings nur in einer gründlichen Auffrischung, zunächst unseres Nationallebens, dann aber auch der europäischen Verhältnisse im Ganzen und Großen zu suchen, die schwerlich ganz friedlich kommt. Ja, es war natürlich, daß er nach gründlichster Vertiefung in die höchste Erscheinung der alten Culturperiode, in den Shakespeare, den Kampf um diese Vorbedingungen der neuen zum Gegenstand eines zweiten noch kolossaleren Werkes machte, und dieß haben wir in der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die uns jetzt beschäftigt, vor uns.

Selten oder nie haben sich Aufgabe und Mann besser zusammengefunden, wie hier. Man hat Gervinus oft eine gewisse nüchterne Betrachtungsweise der Dinge vorgeworfen und leugnen läßt es sich nicht, daß der Verstand mächtiger in ihm ist, wie die Phantasie, und daß er, dem entsprechend, einen Lessing leichter ergreift und schärfer umschreibt, wie einen Goethe oder gar einen Hamann. Nun aber ist die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen ihrer Natur nach vorzugsweise Kritik. Das Reich der Dämonen liegt hinter uns, das der Götter und Heroen hoffentlich vor uns, aber die Mitte füllen Diplomaten, Minister und Conspiranten, die an Kurzsichtigkeit und Verblendung mit einander wetteifern; der Wallfisch, der die Gewässer so lange unsicher machte, ist endlich harpunirt und blutet ab, die Kleinen hocken auf seinem Rücken, braten seinen Speck aus und suchen sich gegenseitig durch listig beigebrachte Püffe und Stöße in den Abgrund zu drängen, um die Portionen zu vergrößern. Das ist das Schauspiel; welche Eigenschaften braucht der Maler? Gewiß ist der Enthusiasmus die letzte! Dennoch hat Gervinus seinem Gegenstand bei aller Erbärmlichkeit des Details, welches nur die Satire herausfordert, Größe einzuhauchen gewußt, und das dadurch, daß er nicht bei der deutschen Episode stehen blieb, sondern das ganze Weltdrama in seinen Kreis zog und gleichsam den politischen Blutumlauf der Menschheit aufdeckte. Das hat er dem dramatischen Dichter zu danken, der in ihm wie in jedem echten Geschichtschreiber steckt. Von dem Cabinet

der Bourbonen aus führt er uns über Oesterreich, Italien, Spanien, Rußland ꝛc. nach Amerika und Griechenland und zeigt, daß es ein und derselbe Funke ist, der alle Völker trotz ihrer grellen Verschiedenheit in Religion, Sitte und Cultur electrisch durchzuckt. Das ist erhebend, wenn auch ein Sanct=Veitstanz der Exaltirten, dem die Gichtbrüchigen mit ihren Krücken ein Ende zu machen suchten, die erste Folge war; denn eine so beispiellose Uebereinstimmung in Gesinnung und Willen verbürgt den Werth der Sache und die Zweifellosigkeit des Siegs. Dabei werden wir nicht durch moralische Polter=Predigten gestört, in denen sich Schlosser so oft gefällt. Könige, wie Ferdinand VII. von Spanien und Carl IV. von Neapel, werden in ihrer ganzen Treulosigkeit und Wankelmüthigkeit hingestellt, aber der Verfasser erläßt ihnen den Fluch, denn er sagt sich als Psycholog, daß man sich von einer Krone, wie von einem Weibe, leichter ganz scheidet, als halb, und daß der Weg vom Despotimus zum Constitutionalismus an erlauchten Beinbrüchen reich sein muß. Auch unterdrückt er nicht das Gegenstück; sein Bolivar beweist, wie rasch republikanische Generäle im Schlachtenfeuer zu Imperatoren heranreifen. Es bedürfte nicht erst der Bemerkung, daß das Werk an meisterhaften Charakterbildern ebenso reich ist, wie die Literaturgeschichte, wenn es nicht gerade nach dieser Seite hin mehrfach angefochten worden wäre. Das ist wahrscheinlich im Hinblick auf eine rasch berühmt gewordene moderne Verarbeitung der römischen Geschichte geschehen, deren Verdienstliches ich trotz des koketten Tons, der sich fast auf keiner Seite verleugnet, nicht verkenne, mit der aber doch offenbar nicht die historische Charakteristik, sondern nur die Antithese in eine neue, allerdings blendende und bestechende Phase trat. Oder sollte man nicht von jedem Tertianer, dem man Mommsen's Julius Cäsar vorlas, ohne Unbilligkeit verlangen dürfen, daß er nun seinerseits im Sinn und Stil des Autors den Cnejus oder, da es einmal durchaus sein muß, den Gnäus Pompejus aus eigenen Mitteln liefere? Bei Gervinus wäre das nicht zu wagen, und das ist gut, denn die Natur bringt diese scharfen Gegensätze in Menschengestalt nicht hervor und der Dramatiker ebenso wenig, sie sind nur Spiele des Witzes, der die Elemente übermüthig durch einander wirft. Gervinus liebt das Buntscheckige in der Geschichte nicht, aber welch ein Meisterstück ist sein Kaiser Franz und, wenn man ihm hier vielleicht die Hormayr'sche Vorarbeit

zu hoch anrechnen wollte, sein Friedrich Wilhelm III., bei dem er doch gewiß, im Vergleich mit der Eyler's &c. ganz aus Eigenem schöpfen mußte. Sei es übrigens gestattet, in Bezug auf diese Fürstenbilder ein paar höchst markante Züge hinzuzufügen, deren Wahrheit verbürgt ist, die aber nirgends aufgezeichnet scheinen. Der Kaiser Franz dankte den größten Theil seiner Popularität bekanntlich dem Umstand, daß er jedermann zugänglich war. Seine Thür stand auch wirklich immer offen, er wußte sich aber dennoch vor Ueberlauf zu schützen; er empfing nämlich hohe Aristokraten und vornehme Herren ganz in der Frühe, arme Leute dagegen in der Mittagsstunde, damit die einen den süßen Morgenschlummer, die andern aber den schwer entbehrlichen Tagelohn an die Audienz setzen mußten und sich's also wohl überlegten, ob sie gehen sollten. Der König Friedrich Wilhelm III. sprach mehr in Infinitiven, wie irgend ein Sterblicher vor, mit und nach ihm; der Grund war dieser: Er fiel in eine Zeit, wo das Er, dessen Friedrich der Große sich noch gegen die ersten Gelehrten, wie z. B. Gellert, bediente, aus dem Curs kam und das Sie Allgemeingut wurde; nun wagte er das Er in seinen Anreden nicht mehr zu brauchen und wollte das Sie, in dem ihm eine gewisse Nobilitirung zu liegen schien, doch nicht an alle Welt verschwenden, darum verfiel er auf den Infinitiv. Steckt nicht der ganze Charakter in diesen beiden Zügen?

Fallmerayer.

Gesammelte Schriften von Jacob Philipp Fallmerayer.
Herausgegeben von Georg Martin Thomas.
Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1861.

Fallmerayer gehört in's goldene Buch der Literatur; auch handelt es sich nicht mehr darum, seinen Namen einzutragen, sondern es sind nur noch die Gründe zu entwickeln, warum es geschehen ist, und die Linien zu ziehen, innerhalb deren diese höchst bedeutende Persönlichkeit sich in schöner Sicherheit bewegt. Es wird nun jedem Leser der „Fragmente aus dem Orient“

und der jetzt erschienenen „Gesammelten Werke“ etwas ganz Eigenthümliches begegnen, wenn er sich auch nur einigermaßen in seinen Autor versenkt. Das sind nicht Schriften, wie sie gut oder schlecht zu Tausenden in den Bücherschränken umherstehen und Belehrung oder Unterhaltung bieten; das sind geheimnißvolle Blätter, wie man sie im Mittelalter mit größter Sorgfalt in verborgenen Fächern einzusperren und unter dreifachem Verschluß zu halten pflegte, um sie nur bei ganz besonderen Gelegenheiten in mitternächtlicher Stunde hervorzuziehen. Wer den Höllenzwang auch nur aufschlug, gleichgültig, ob es zu irgend einem Zwecke oder aus bloßer Neugier und in gänzlicher Unwissenheit geschah, dem guckte der Teufel augenblicklich über die Schultern, und er wurde ihn sobald nicht wieder los. Wer von Fallmerayer auch nur einen Artikel liest, ganz einerlei welchen und worüber, der hat es mit ihm selbst zu thun, mit seinem ganzen, kernhaften, geharnischten Ich, das sogleich, wie ein angerührter Polyp, tausend elastische Arme ausstreckt und sein Opfer festhält, nicht aber blos, wie gewöhnlich, mit seinen Gedanken, Meinungen oder Grillen. Ja, wenn alle seine Gedanken verkehrt wären, alle seine Meinungen schief und alle seine Grillen thöricht, so würde er dadurch seine Bedeutung keineswegs verlieren, wie die meisten anderen, die mit dem, was sie entdecken und ergrübeln, stehen und erliegen und mit ihren Wahrheiten, sobald sie trivial geworden sind, und ihren Hypothesen, sobald sie platzen, für immer schlafen gehen. Denn er ist eine der wenigen echt dramatischen Personen der Literatur, er gehört, so groß die Unterschiede der Naturen und Richtungen sonst auch sein mögen, in diesem Hauptpunkt mit Luther, Hamann und Lessing in dieselbe Reihe und kann darum ebenso wenig wie diese einem gemeinen Gelehrten-Schicksale verfallen. Das will heißen, daß Fallmerayer, wenn er sich überhaupt regt, immer seinen ganzen Menschen einsetzt und daß also dieser ganze Mensch auch immer übrig bleibt, mag er nun im einzelnen Fall Recht oder Unrecht haben, viel oder wenig erbeuten und im Schnappsack nach Hause bringen.

Seit die Schopenhauersche Philosophie etwas mehr in den Vordergrund tritt, kommt die Weisheit des dramatischen Dichters wieder zu Ehren, die das Ursprüngliche, Angeborene, ein für allemal mit dem Individuum selbst Gegebene zu allen Zeiten für die Hauptsache hielt und die Wunder des Pfropfens und

Oculirens nicht kannte. Der schöne Traum, den unser Herder aus seinem weichen Gemüth und nicht allzu starken Gehirn hervorspann, den unsere Fichte und Pestalozzi, Pflügern nicht unähnlich, die sich an einer goldenen Morgenwolke versuchen wollten, in ein System brachten, und der in den Tollhäuslereien der Franzosen gipfelte, beginnt zu erbleichen und die nüchterne Wahrheit findet wieder einige Gläubige. Shakespeare, der die ganze Welt und das ganze menschliche Geschlecht mit allen seinen Abstufungen und Verzweigungen umfaßt, hat nicht einen einzigen Charakter in seinen sämmtlichen Stücken, bei dem die Pädagogik eine Rolle spielte: nicht einmal der Junker Slender, der die Anna Page auf der Stelle heirathen will, wenn er seinem Onkel dadurch einen Gefallen erweisen kann, weiß etwas von Schulmeister-Einflüssen. Dagegen meint Fourier, Talent und Genie würden auch in der socialen Republik Vorrang und Auszeichnung verdienen, wenn es bei gleicher Erziehung noch Talent und Genie geben könne, und treibt damit das Herder'sche Perfectibilitätsprinzip auf eine Spitze wo es von selbst umschlägt, weil es nicht blos mit den moralischen, sondern auch mit den intellectuellen Eigenschaften der menschlichen Natur in den schneidendsten Widerspruch tritt. Es hängt aber für ein Jahrhundert geradezu alles davon ab, wie es sich den Menschen denkt, denn dieser Grundbegriff ist bestimmend für alle übrigen und drückt den socialen und politischen Doctrinen, vor allem aber auch der Rechtswissenschaft, sein Gepräge auf, welche letztere ihn immer am klarsten in der Lehre von der Zurechnung abspiegelt und bei uns in neuerer Zeit dem Punkte schon ziemlich nahe war, wo das Verurtheilen ganz aufhört und wo man wenigstens nicht mehr den Nero, der Rom in Brand gesteckt, sondern höchstens noch den Seneca, der die Unthat durch Saumseligkeit im Lectionengeben verschuldet hat zur Verantwortung zieht.

Doch, wie gesagt, der Philosoph hat sich einmal wieder das Verdienst erworben, den Dichter, der immer zwischen ihm und der Natur vermittelt, zu erklären, und die alte Anschauung, wonach der Mensch sich trotz aller Hindernisse und Fördernisse wie jedes andere Naturproduct, „nach dem Gesetz, wonach er angetreten", entwickeln muß, wird über die neue, wonach aus Nichts Etwas und aus Jedem Alles werden kann, wenn er nur das rechte Gymnasium nicht verfehlt und sich im Professor nicht versieht, wohl endlich wieder den Sieg davontragen. Fallmerayer

ist jedenfalls ein glänzender Beweis für sie. Aus den kümmerlichsten Anfängen hat er sich zu einem imponirenden Classiker der deutschen Nation emporgearbeit, und zu einem solchen, dessen Existenz nicht davon abhängt, ob er in die Schulbücher als Stilmuster Eingang findet oder nicht, und ob man ihn in „Gotha und Newyork“ mit in den Goldfischteich setzt oder ihn ausschließt. Und er war nicht blos ein Bauerknabe, er war noch obendrein ein Bauerknabe in Tirol, in demselben Tirol, wo man 1805, als er in sein fünfzehntes Jahr trat, nach Perthes so viele Priester zählte, daß auf 150 Seelen einer kam, und wo ein elender Pfaff noch heutzutage von der Kanzel herab erklären darf, daß, wenn es unter den Protestanten wirklich ehrliche Leute geben sollte, wenigstens er nicht daran glaube. Diesen fiel er auch gleich in die Hände, sobald er den ersten geistigen Athemzug gethan hatte, und wenn nicht eben die ursprüngliche Mitgift, der „eingeborene Keim“ des Individuums etwas Unzerstörbares wäre, durch das die Welt sich zu allen Zeiten ergänzt und erneuert und das die Natur darum unter ihren unmittelbaren Schutz stellt, so hätte er das blindeste Werkzeug oder doch mindestens der treueste Verbündete desselben Vibius Egnatius Tartuffius werden müssen, den er sein ganzes Leben hindurch in Hohn und Spott wie in bitterem Ernst so ritterlich und erfolgreich bekämpft hat. Aber er verstand die Kunst, Pfirsiche zu essen, ohne an Blausäure zu sterben; er ward in der Jesuitenschule ein vortrefflicher Grieche und Lateiner und lief davon, als er ein noch besserer Katholik werden sollte. Nun trat er die mühevolle Pilgerfahrt an, die vorzugsweise das Schicksal des Deutschen ist, der sich nicht darauf beschränkt, sich für irgend ein Fach auszubilden, das unter der Protection des Staates steht und seinen Mann ernährt und mit Titeln und Würden versieht, sondern der der Wissenschaft oder der Kunst als solcher zu leben und Talent und Charakter als eine untrennbare Einheit zu betrachten und demgemäß zu handeln wagt. Er war nacheinander Soldat, Universitätslehrer, Reisegesellschafter, genug alles Mögliche, ohne für doppelte Arbeit und Anstrengung auch nur den halben Preis davonzutragen, und das aus demselben Grunde, der ihn zu einem außerordentlichen Schriftsteller macht, nämlich deshalb, weil er sich nicht auf die geistige Hökerei verstand und weil man, wo man blos den kleinen Finger brauchte, entweder den ganzen Menschen mit in den Kauf nehmen oder auch auf

diesen Verzicht leisten mußte. Es ist sehr zu beklagen, daß der Tod ihn überrascht hat, bevor er die beabsichtigte und nach der Versicherung des Herausgebers im Kopf bereits vollständig entworfene Selbstbiographie niedergeschrieben hatte.

Handelt es sich hier nun um eine kurze Charakteristik seiner Leistungen, so sind seine Naturschilderungen wohl unbedingt auf die Spitze zu stellen. Mit dieser Allgemeinheit ist nun freilich noch nichts gesagt, denn keine literarische Krone ist öfter gewandert wie die des Naturmalers, von Brockes an bis au Freiligrath herab, und jeder König erhielt einmal seinen Tribut. Aber bei Fallmerayer liegt die Kunst nicht, wie bei den meisten seiner Vorgänger, in gebundener oder ungebundener Rede, in der Neuheit und dem Glanz der Farbenmischung, sondern in der Schärfe und Richtigkeit der Zeichnung, und darum ist sie auch noch im Reflex zu fixiren, da die Linie Stand hält, nicht aber das Lichterspiel. Bewunderungwürdig vor allem nämlich und vielleicht beispiellos und einzig ist sein Blick für die Physiognomie der Erde und für das Autochthonische der Völker, welche ihre verschiedenen Striche bewohnen; er stellt den Menschen und die Natur, wie sie sich gegenseitig bedingen, mit fast dramatischer Energie hin und mußte schon wegen dieses Instincts für das Zusammengehörige den verkappten Slaven in dem prahlerischen Neu-Hellenen entdecken, wie der Naturforscher die fremde Raupe auf dem Baum, der keine Nahrung für sie hat. Die Fragmente aus dem Orient bedürfen keines Anpreisens mehr, aber die in dieser Sammlung gebotenen und früher nie erschienen Nachträge stehen auf ganz gleicher Höhe. Mit den Geschichtswerken brauchen wir uns ebenso wenig zu beschäftigen; die Urtheile von Hase, Niebuhr u. s. w. sind bekannt und haben ebenso wenig eine Besiegelung als eine Revision nöthig, da die neue Doctrin, wonach ein Geschichtschreiber eigentlich kein warmblütiger Mensch, sondern ein kaltblütiges Insect sein muß, sich schwerlich lange halten wird. Wohl aber wollen wir auf das köstliche Kaleidoskop aufmerksam machen, das sich in den politischen und culturhistorischen Aufsätzen und den kritischen Versuchen in einem wahren Kolibriglanze eröffnet. Nicht zwar, als ob wir überall mit den darin vorgetragenen Ansichten und Meinungen übereinstimmten; im Gegentheil, wir weichen oft bedeutend ab. Wir sind z. B. sehr weit davon entfernt, in Joseph v. Hammer-Purgstall einen geistigen Heroen zu erblicken, wie Fallmerayer; er war nach unserer Ueberzeugung,

und wir kannten den Mann, nicht viel mehr als ein verspäteter Polyhistor, der sich mit derselben Verbissenheit um einen steierischen Käse wie um die Weltkugel schlug, weil ihm das Maß für Groß und Klein völlig fehlte. Aber wir denken auch über die französischen Dramatiker etwas anders wie Lessing, und wir haben schon oben im Eingang entwickelt, warum das solchen Erscheinungen gegenüber gleichgültig ist. Und diese Blätter strotzen von Geist und Humor, sind daneben aber auch so voll von den tiefsten Gedanken und den erschöpfendsten Bemerkungen, daß sie zu dem Anregendsten gehören, was unsere ganze neuere Literatur zu bieten hat. Möge der Herausgeber uns bald auch die zweite Hälfte dieses Nachlasses, denn er hat uns dießmal nur die erste vorgelegt, zugänglich machen!

Beim Tode Ludwig Tieck's.*)

1853.

Ludwig Tieck ist gestorben. Der König der Romantik hat das Scepter niedergelegt und ist in jene geheimnißvolle Welt zurückgekehrt, die er ein Menschenleben hindurch zu entschleiern suchte. Seinen Sarg umschweben die wunderbarsten Phantasiegebilde; der blonde Eckbert, der gaukelnde Fortunat, die luftigen Elfen, der gestiefelte Kater möchten mit ihrem Schöpfer begraben werden, um mit einer Zeit, die sie nicht mehr versteht und nicht mehr an sie glaubt, nicht länger den unfruchtbaren und ermüdenden Kampf führen zu müssen. Dem schwarzumflorten Leichenwagen folgt eine Reihe der seltsamsten Gestalten: der träumerische Novalis mit der blauen Blume aus dem Ofterdingen, Achim v. Arnim mit dem Zauberspiegel, der Himmel und Erde, freilich verkehrt, darstellt, Clemens Brentano mit dem Daumen der Prager Hexe, Theodor Hoffmann mit dem krausen Lehr-

---

*) Dieser Nachruf findet sich in Band 12 der alten Ausgabe, unter der Rubrik: Aus meinem Tagebuche. Das kann nur ein Versehen sein, welches der Herausgeber, da die Tagebücher jetzt gedruckt vorliegen, verbessern mußte. Seinem Inhalte nach scheint sich der Artikel am ungezwungensten unter die Rubrik: Charakteristiken einzureihen. D. H.

brief des wahnsinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantastisch zugestutztem Schnurrbart und alterthümlichen Sporen, die Barbarossa verloren zu haben scheint, Zacharias Werner endlich mit dem Templerkreuz.

Kein Deutscher wird den Tod des greisen Dichters ohne Wehmuth erfahren, wenn das Ereigniß auch längst zu erwarten stand. Man sieht einem flackernden Licht, das jede Minute auszugehen droht und sich doch immer wieder eine Minute erobert, nicht ohne Theilnahme zu, und es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn es dann plötzlich erlischt und die Dunkelheit hereinbricht. Wer könnte nun wohl einen „Stern in Menschengestalt" verlöschen sehen. ohne davon ergriffen zu werden und mit Trauer auf die entstandene klaffende Lücke hinzublicken. Und ein solcher Stern war Tieck! Seine letzten Lebensjahre sind ihm nicht zu freundlich verstrichen, denn ein neues Geschlecht, neuen Aufgaben in neuen Formen und Gestaltungen nachjagend, trat ihm feindlich gegenüber, und er hatte keine Achilleshaut, er fühlte jeden Hieb und jeden Stich, der ihm versetzt wurde. Aber gewiß werden an seinem Grabe auch seine Feinde erscheinen und dem Manne die Ehrfurcht bezeigen, die sie seiner Richtung versagen zu müssen glaubten. Denn der Krieg gegen die Romantik war an und für sich zwar ein vollkommen berechtigter, jedoch nur so weit, als aus einer reich begabten, aber nicht, wie Shakespeare und Goethe, normalen Individualität allgemein gültige Gesetze abgeleitet werden sollten. Das ist vorüber, das Gleichgewicht zwischen dem wirklichen Leben und der Phantasiewelt, das eine Zeit lang verrückt zu werden drohte, ist längst wieder hergestellt, und wenn noch irgendwo einige Kugeln in den Büchsen sitzen geblieben sind, so feure man sie zu Ehren des edlen Abgestorbenen in die Luft ab.

Die Fußstapfen des wahren Poeten sind leuchtend, wie die des Propheten. So ist auch der Weg, den Tieck zurücklegte, mit Perlen und Edelsteinen übersät. Und nicht blos in der Jugend war er reich, wie mancher Gegner behauptet hat, bis in's späteste Alter hinein hat er blitzende Kleinodien verstreut. Wohl liegt auf jenen Mährchen, durch die er sich zuerst als den Sohn der Götter ankündigte, ein so zauberischer Duft, daß man's begreift, wenn Viele den blonden Eckbert, den Runenberg, den Liebeszauber u. s. w. allen übrigen seiner Productionen vorziehen. Aber nicht weniger reizend sind die meisten seiner No=

vellen, ja einige seiner Dramen, nur daß man freilich vom blendend hellen Mittag und vom eindämmernden Abend nicht verlangen muß, was nur der thauige Morgen gewährt. Ein kaum geschlossenes, vielleicht noch offenes Grab, auf dem die erste Blume erst gepflanzt werden soll, regt nicht zu Untersuchungen an über die Mängel des Entschlafenen. Aber braucht man die Nation wirklich erst wieder zu erinnern an den mit Shakespearischer Genialität gezeichneten Eulenböckh in den Gemälden, an den jungen Tischlermeister, diesen Vorläufer des so berühmt gewordenen französischen Handwerkerromans der Sand, an die großartigen Schilderungen des mystischen Seelenlebens in dem Aufruhr in den Cevennen, an die herrlichen Charaktere des Marlow und des Robert Green im Dichterleben, oder gar an die unheimliche, mit allem Grauen der Hölle umkleidete Mechtildis im Blaubart und an die Fülle der lebenswahrsten Gestalten im Fortunat? Gewiß nicht, ein Dichter ist nicht darum vergessen, weil er schon bei Lebzeiten unter die Heroen versetzt wurde und die ihm gebührende Nische im Nationalpantheon erhielt, anstatt noch Tag für Tag durch Trommeln und Pfeifen eingeladen zu werden, mit auf dem Fechtboden oder dem Exercierplatz zu erscheinen. Und wenn Ruge auch nicht recht zu wissen schien, daß ein kranker Mensch unter alleu Umständen mehr ist, als eine gesunde Puppe und deshalb einen Dichter wie Tieck durch reimende Pointen- und Tendenzjäger seiner eigenen Schule beseitigen zu können glaubte: die Bildung hat immer nur dazu gelacht.

Und haben seine Gegner auch vergessen, was Tieck für das Verständniß Shakespeare's in Deutschland geleistet und welch ein Verdienst er sich um den großen Heinrich von Kleist durch liebevolles und beharrliches Hinweisen erworben hat, so daß der Schöpfer des „Prinzen von Homburg" und des „Michel Kohlhaas" früher, als es ohne Tieck vielleicht geschehen wäre, der deutschen Nation näher gerückt wurde, die Bildung hat es nicht vergessen und flicht deshalb ein Blättlein mehr noch in seinen Lorbeerkranz.

Kritiken.



Richard III.

Tragödie von Shakespeare.

Wir wollen es dießmal Andern überlassen, Hymnen auf den Shakespeare anzustimmen. Wenn das größte Genie und die günstigste Zeit zusammen fallen, muß es ein Resultat geben, das vielleicht nie überboten und erst spät wieder erreicht werden kann. Es ist möglich, daß die Natur einen Dichter höchsten Ranges nur in dem Wendepunkt zweier Jahrtausende hervorruft; es ist gewiß, daß ein solcher, den schon das Geburtsjahr bevorzugte, indem es ihm eine ungeheure welthistorische Erbschaft anwies, in seinen subjectiven Nachfolgern keinen Nebenbuhler zu fürchten hat. Ohne Widerspruch sei daher eingeräumt, daß dem Shakespeare das Recht auf alle Dichterkronen der Welt zusteht; man haue ihm zu Ehren die sämmtlichen Lorbeerbäume Italiens um und bringe ihm sogar die vertrockneten Kränze, welche der Zugwind der Gegenwart noch hier oder dort auf diesem oder jenem hervorragenden Haupt unserer eigenen Nation sitzen ließ: wir haben Nichts dagegen. Nur daran zweifeln wir, ob ihm selbst das Opfer gefallen würde. Nach unserer Meinung muß es ihm sehr wenig behagen, in der neueren Literatur, besonders in der deutschen, die Rolle zu spielen, die er selbst den Geist des alten Königs in seinem „Hamlet“ spielen läßt. Wenn sich bei uns irgendwo etwas Lebendiges regt und der Kritiker nicht gleich aus eigener Machtvollkommenheit blank zu ziehen wagt, so citirt er den Shakespeare und vollstreckt die Execution in dessen Namen. Ein Genius, wie dieser, will aber beleben, nicht tödten.

Wir müssen, da wir doch einmal auf diesen Punkt gekommen sind, leider noch weiter gehen. Wir bezweifeln es stark, ob sich mit der absoluten Vergötterung des Shakespeare die wahre Kunsteinsicht oder doch wenigstens die Fähigkeit, das ästhetische Richteramt auszuüben, überhaupt noch verträgt. Die Unbe-

fangenheit für einen frischen Eindruck geht dabei auf jeden Fall verloren, und woher käme ohne diese noch die gerechte Würdigung irgend einer neuen Erscheinung? Wem die majestätischen Donner des Gewitters beständig im Ohre rollen, der kann die bescheidenen Töne der Lerche und der Nachtigall gar nicht hören und sollte sich also auch über diese kein Urtheil erlauben. Es hat sich ja auch schon auf die betrübendste Weise gezeigt, was bei solcher Einseitigkeit heraus kommt; nur ein Lessing hatte ein Auge für die zeugende Sonne und für den letzten Halm, den sie hervorrief, zugleich.

Schiller schrieb einst an Goethe, als er die sämmtlichen historischen Dramen des Shakespeare wieder gelesen hatte, es müsse nach seiner Meinung den größten Eindruck erregen, der überhaupt vom modernen Theater ausgehen könne, wenn alle diese Stücke einmal in ununterbrochener Folge hintereinander, jeden Abend eins, gegeben würden. Gewiß, denn sie gehören zusammen und bilden nur eine einzige lange Kette von Ursache und Wirkung. Der Versuch kann freilich nicht wohl gemacht werden, und so wollen wir zufrieden sein, daß man uns diejenigen dieser Stücke, die in sich noch am meisten abgerundet sind, wenigstens einzeln vorführt. König Richard III. würde sich hiezu anscheinend am wenigsten eignen, denn er ist offenbar der Epilog und kann daher nur wirken, wie ein fünfter Act, den man spielen sieht, während man die vorhergegangenen vier nur gelesen hat. Aber das gleicht sich dadurch wieder aus, daß der Hauptcharakter einem bedeutenden Schauspieler einen so großen Spielraum für die Entfaltung seines Talents darbietet. Ist also ein solcher vorhanden, so wird bei dem Stücke nicht zu viel gewagt, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob es zu einem Paradepferd für den Schauspieler zurecht geschnitten werden solle. Richard steht als die höchste Spitze einer entarteten Welt da, als die furchtbare Ausgeburt eines unentwirrbaren Chaos von Gräueln und Verkehrtheiten; sein häßlicher, der Thierheit nah gerückter Leib ist eine Art Retorte, in der das böse Blut so vieler Aufrührer und Königsmörder gährend zusammenfloß, um ungeheure Thaten auszukochen; sein Schwert ist das Amputationsmesser eines Volks, dem kein faules Fleisch Widerstand zu leisten vermag, das aber augenblicklich zerspringt, wenn es wieder auf die gesunde Faser stößt. Wie könnte dieser Richard noch verständlich bleiben, wie könnte er etwas Anderes als Abscheu er=

regen, wenn man ihm den Boden, der ihn erzeugte, unter den Füßen wegzöge! Aber freilich ist das Stück trotz der lakonischen Behandlung alles Nebenläufigen noch immer für unsere Bühnenabende zu lang, und da die Direction das Publicum, welches nun einmal selbst dem größten dramatischen Dichter nur die gewohnten drei Stunden einräumt, nicht ändern kann, so sind dieselben Kürzungen praktisch gerechtfertigt, die der Aesthetiker theoretisch verwünschen muß. Es entsteht unter solchen Umständen nur noch die Frage, ob der durch ein so gefährliches Manöver nothwendig bedeutend abgeschwächte Eindruck noch mächtig genug blieb, um den ganzen Versuch nicht als unberechtigt erscheinen zu lassen, und das wird allerdings selten bei einer Darstellung der Fall sein.

Faust von Goethe.

(Als er nach langen Jahren zum ersten Mal in Wien wieder auf dem Theater erschien.)

Sie kommen nach und nach heran, die hehren Alten, welche die Furcht vor dem Geist oder eine nichtswürdige Prüderie entweder immer fern gehalten oder doch wieder verdrängt hatte, sie treten in den Tempel ein, der nur ihretwegen gebaut wurde, und wir haben sie als Neue zu begrüßen.

Das Jahr 1848 brachte uns, seit der Existenz der Trilogie zum ersten Mal, den vollständigen Wallenstein, das lustige Lager und die gewitterschwangern Piccolomini, die uns den früher allein gegebenen Tod erst verstehen lernten. Der Eindruck war mächtig bei Jedermann, und die Kritik durfte ruhig wagen, auf die Fehler und Schattenseiten des, trotz ihrer, gewaltigen Werks hinzudeuten: sie lief nicht Gefahr, ihn zu stören oder zu vernichten.

Jetzt ist uns der Faust vorgeführt worden, das wunderbare Gedicht, das alle Eigenschaften unseres Nationalcharakters abspiegelt und alle Töne unserer reichen und starken Sprache wiedergibt, wie die Orgel die Harmonien aller Instrumente um=

schließt. Es hat uns erschüttert, auch als es nur durch die bleiernen Schauspieler zu uns sprach, die der Setzer dirigirt; es hat alle Tiefen unseres Geistes und unseres Gemüths aufgeregt, nun Menschen mit Fleisch und Blut es uns in seiner ganzen hinreißenden Lebendigkeit zur Anschauung brachten, so außerordentlich viel diese Darstellung auch zu wünschen übrig ließ. Der Deutsche athmete einmal wieder auf in erlaubtem Selbstgefühl, er sagte sich mit Stolz: das Alles liegt in Deinem Volk und also auch in Dir. Und wenn er zufällig ein Sonntagskind war, wenn er die marklosen französischen Schemen, die zu unserer Schmach unser Theater trotz Lessing so lange wieder beherrschten, ängstlich vor dem wieder auferstandenen Titanen davon fliehen und die Goldpapierkronen mit beiden Händen festhalten sah, so rief er ihnen vielleicht spöttisch nach: Ja, ja, so gut, wie Ihr, können wir Nichts machen, wir machen Alles unendlich viel schlechter oder unendlich viel besser, und dießmal haben wir es unendlich viel besser gemacht.

Was ist es nun wohl, was uns Alle ohne Unterschied so allgewaltig an den Faust fesselt? Wahrlich nicht das, was die Herren Dencks, Weiße, Göschel und die übrigen Commentatoren seinen philosophischen Gehalt nennen! Das Meiste von dem, was sie im Faust zu entdecken glauben, ist allerdings, wenn auch nicht in so elementarisch roher Gestalt, wie sie meinen, im Faust zu finden, aber es macht den Faust so wenig aus, wie das abgezapfte Blut den Menschen, in dessen Adern es rollt, oder wie der zersetzte Blutkuchen das Blut! Das beweis't schon der zweite Theil des Gedichtes, der an speculativen und allegorischen Elementen noch viel reicher ist, wie der erste, und der uns desungeachtet Nichts als kalten Respect abnöthigt; wenn wir uns mit Räthseln beschäftigen wollen, gehen wir nicht in's Theater, nehmen wir nicht einmal auf unserem Zimmer dramatische Werke in die Hand. Auch der Proceß, als solcher, den wir das Individuum Faust durchmachen sehen, ist es nicht; er steht den Meisten viel zu fern, als daß sie warmen Antheil daran nehmen könnten, das Gedicht hat aber, wie sich gestern von neuem zeigte, eben so großen Reiz für die Massen, wie für die gebildeten Classen. Es ist ganz einfach, so simpel das klingen mag, die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darstellung des Mittelalters, die Jedermann, auf jedem Standpunkt, hinreißt; es ist der Blick in diesen Grauen und

Entsetzen erregenden Limbus patrum, in dem die Welt einmal steckte und an den sie sich noch mit so manchem Faden geknüpft fühlt; es ist die wunderbare Farbenpracht, in welcher alle Gestalten desselben vor uns auftauchen. Aus ihren Gräbern hat er sie hervorgerufen, der große Meister, und sie sind gekommen, als ob sie unmittelbar in den Himmel eingehen sollten, von dem sie auf ihrem Leichenkissen träumten, oder in die Hölle, vor der sie zitterten. Kein Stäubchen ist diesem Gretchen, das so lange schlief, im Haar sitzen geblieben, alle Sargspäne hat das Kind abgeschüttelt und es sieht sich nach einer Rosenknospe um, weil es eine an die Brust stecken möchte! Und neben ihr dieser grübelnde deutsche Doctor in seinem schwarzen Talar, der das schmale Fundament zu seinen Füßen, das uns Alle trägt, so lange betrachtet hat, bis er zu schwindeln anfing und den Teufel auf einmal außer sich zu erblicken glaubte! Diese Frische ist's, die uns bezaubert, und freilich kommt wohl auch in dem letzten der Zuschauer und Leser die dumpfe Ahnung hinzu, daß Faust der Erste war, der dem Limbus, in dem alles Lebendige erstickte, den Rücken zuwandte, und daß er nur darum mit dem alten Gesetz so kühn und trotzig brach, weil er ein neues entdeckt hatte, das er selbst verkündigen sollte.

Hiemit sind die Elemente, die den Faust zum Volksstück machen, erschöpft, und mit dem Volksstück, das sich auch ohne Commentar vor die Lampen wagen durfte, habe ich es diesmal zu thun, nicht mit dem Werk unserer National-Literatur, das man vor allen übrigen das sybillinische nennen darf. Die Aufnahme war eine außerordentliche und, wahrlich, sie galt dießmal dem Goetheschen Genius vor Allem. Auf eine Kritik der Darstellung will ich mich nicht einlassen, denn der Faust ist kaum eine Probe für den mimischen Künstler, er spielt sich theils von selbst und ist zum Theil garnicht zu spielen.

Emilia Galotti

von Lessing.

Lessings „Emilia Galotti" wurde mit theilweise neuer Besetzung nach langer Pause wiederholt. Wir waren sehr dankbar

dafür, und das Publikum mit uns. Das Stück ist nun bereits über 80 Jahre alt, denn es wurde im Jahre 1770 geschrieben, es ist nicht das Werk eines dichterischen Genius und wird doch viel lieber gesehen als die beste Novität. Woher rührt das? Unseres Erachtens liegt der Grund in der unendlichen Harmonie von Stoff und Form, die es in unserer Literatur, wo diese Harmonie so selten ist, zu einer wahrhaft einzigen Erscheinung macht. Hinter jeder Scene, ja hinter jeder Rede steht Lessing selbst mit seinem klaren Auge, seinem hellen Blick, und weis't die Ausstellungen, die wir machen möchten, lächelnd ab, bevor wir den Mund noch öffnen können. Fragen wir: aber warum ist die erschütternde Geschichte der römischen Virginia, an die sich so Ungeheures knüpfte, hier zu einer deutschen Hofintrigue verschnitten? so antwortet er: weil ich kein Tragödiendichter war, wie Shakespeare, und nur so viel vom Gegenstand aufnahm, als ich zu bewältigen vermochte. Fragen wir: wie kann der schlaue Marinelli die auf's Aeußerste gereizte Orsina mit dem argwöhnischen Galotti allein lassen? so antwortet er: bemerkt Ihr das selbst, wenn Ihr vor den Lampen sitzt, oder spricht der superkluge Friedrich Schlegel aus Euch? Nun, der hatte es mit dem Literaturwerke zu thun: Euch kümmere nur die Darstellung, denn ich rechnete auf den Zuschauer, nicht auf den Leser. Fragen wir: was ist an einer Emilia gelegen, die nur dadurch gerettet werden kann, daß der Vater sie tödtet, die also das sittliche Gleichgewicht schon verloren hat und nur noch vor dem physischen, nicht vor dem geistigen Fall bewahrt wird? so antwortet er: das sagte schon Asmus, der Wandsbecker Bote, aber das Publicum unterscheidet nicht so haarscharf, wie dieser, zwischen der anatomischen und Seelenunschuld, wenn es sich hingerissen fühlt, und ich reiße es jedesmal hin. Wer hätte dann noch den Muth, das Examen fortzusetzen, wer freute sich nicht lieber unbefangen eines Werkes, durch welches eine entschieden mächtige, fast dichterische Wirkung erreicht wird, obgleich es nur auf Verstandes-Combinationen beruht! Wir ziehen ein Feuerwerk, welches gelingt, einem Gewitter vor, welches im Wetterleuchten verpufft, wenn wir auch nicht vergessen, daß wir es hier mit einem viel edleren Element zu thun haben, als dort.

Der Prinz von Homburg oder die Schlacht bei Fehrbellin.

Ein Schauspiel von Heinrich Kleist.

Der Prinz von Homburg gehört zu den eigenthümlichsten Schöpfungen des deutschen Geistes, und zwar deshalb, weil in ihm durch die bloßen Schauer des Todes, durch seinen herein dunkelnden Schatten, erreicht worden ist, was in allen übrigen Tragödien (das Werk ist eine solche) nur durch den Tod selbst erreicht wird: die sittliche Läuterung und Verklärung des Helden. Auf dieß Resultat ist das ganze Drama angelegt, und was Tieck an einem bekannten Ort als den Kern hervorhebt, die Veranschaulichung dessen, was Subordination sei, ist eben nur Mittel zum Zweck. Wenn Tieck noch weiter bemerkt, das Nachtwandeln, womit das Stück beginnt, und die an dieß Nachtwandeln geknüpfte Form der endlichen Lösung verleihe demselben zu seinen übrigen Vorzügen noch den Reiz eines lieblichen und anmuthigen Mährchens, so kann ich auch damit nicht übereinstimmen. Im Gegentheil, dieser Zug ist als störend zu tadeln, und wenn er, wie im Käthchen von Heilbronn, tief in den Organismus des Werks verflochten wäre, so würde er ihm den Anspruch auf Classicität rauben. Denn für den Unfug, den der Mond treibt, muß der Mensch nicht büßen sollen, sonst wäre es am Ende auch tragisch, wenn Einer im Traumzustand die Spitze des Daches erkletterte und, dort von der Geliebten erblickt und im ersten Schreck der Ueberraschung beim Namen gerufen, zerschmettert zu ihren Füßen stürzte. Aber man kann die ganze Nachtwandelei zum Glück beseitigen und das Werk bleibt, was es ist, es steht unerschütterlich auf festen psychologischen Füßen, und die Wucherpflanzen der Romantik haben sich nur als überflüssige Arabesken herumgeschlungen. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als ob man die Hälfte vom ersten und vom letzten Act wegstreichen könnte. Kleist würde nicht sein, was er ist, ein wahrer Dichter, den man, wie jedes ursprüngliche Gottesgewächs, ganz hinnehmen oder ganz wegwerfen muß, wenn eine so barbarische Procedur möglich wäre. Nein, man wird dem Prinzen sein Kranzwinden und den Handschuh, den er in Folge dessen erhascht, schon lassen müssen. Allein es ist nichts davon abhängig gemacht, das Gebäude hat neben dieser künstlichen noch ganz andere und voll-

kommen solide Stützen, und wer sich nicht aus Kleinmeisterei dabei aufhalten will, der hat es nicht nöthig. Ein Jüngling, der das Unglück hatte, zu früh Glück zu haben, und der liebt, wo er vielleicht — er hat darüber noch keine Gewißheit — nicht lieben soll: mehr brauchen wir nicht, um uns in der ersten Katastrophe den Uebermuth, in der zweiten den Kleinmuth zu erklären, und der ist da. Kleist hat einen Schraubenzug in Bewegung gesetzt, wo der einfachste Hebel genügte, aber der Schraubenzug ist mit dem Hebel in Verbindung gebracht und der Zweck wird vollkommen erreicht, wenn auch nicht durch das nächste und darum beste Mittel.

Die Handlung, aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkt aufgefaßt, ist nun, kurz zusammengedrängt, diese. Es ist am Abend, oder vielmehr in der Nacht vor der Schlacht bei Fehrbellin. Der große Kurfürst, von seiner Familie umgeben, hat seine Generalität um sich versammelt und läßt ihr durch seines Feldmarschalls Mund den Plan, den er für die morgende Schlacht erdacht hat, kund thun. Jedem der Offiziere wird sein Antheil an der blutigen Arbeit des bevorstehenden Tags aufgetragen, auch dem Prinzen, der den für sein Alter und Temperament schwierigsten erhält, indem er während des eigentlichen Kampfes mit der Reiterei, die er führt, aus dem Feuer bleiben und erst, wenn der Sieg so gut als erfochten ist, activ werden, auch dann aber noch eine bestimmte allerhöchste Ordre abwarten und den geschlagenen Feind nur vollends vernichten helfen soll. Hier, wohl gemerkt, beginnt seine Probe schon; es ist kein Zufall, wenn der Kurfürst ihm einen Posten anwies, der ihn mit seinen Leidenschaften und den Forderungen seines Blutes in Widerspruch bringen muß, er soll beide eben bekämpfen lernen. Der Prinz hört kaum auf den Feldmarschall, als an ihn die Reihe kommt; er ist zerstreut, denn Natalie, die Prinzessin von Oranien, eine Waise, die am Brandenburger Hof Zuflucht gefunden hat, und die er heimlich liebt, ist anwesend, und die Kurfürstin bricht mit ihr und den übrigen Damen auf, während dictirt wird; er bedarf jedoch auch kaum so pedantischer Vorschriften, denn er sieht in einer Schlacht nur noch eine Gelegenheit, sich persönlich so oder so hervorzuthun, nicht aber eine sittliche Aufgabe, welcher nur auf eine einzige Weise Genüge geleistet werden kann. Nichtsdestoweniger erfährt er durch seinen Freund Hohenzollern auf's genaueste, was der Dienst von ihm verlangt; doch was hilft's,

der Freund kann ihm nur ſeine Ohren, nicht ſeine Einſicht borgen, und ſo ſchließt er den erſten Act denn, ſeiner Entwickelungsſtufe gemäß, mit einem Monolog, aus welchem man erfährt, daß er nur an die Lorbeeren denkt und an das Mädchen, dem er ſie zu Füßen legen will, nicht an die Pflicht und an das Vaterland. Man ſieht, ich kann das Nachtwandeln und, was ſich daran knüpft, ruhig übergehen, die Expoſition iſt vollſtändig ohne das, und darin liegt der factiſche Beweis für die Richtigkeit meiner Anſicht des Werkes. Ein Jüngling träumt immer nur vom Manne, der er ſchon zu ſein glaubt; es bedarf alſo keines Doppeltraum's. Den Handſchuh hätte ein ertappter Blick der Prinzeſſin, dem ein plötzliches Erröthen folgte, erſetzen können. Galt er mir? Galt er Dir? Es iſt genug, einen Jüngling ſo zu beſchäftigen, daß er Mars ſelbſt, wenn er herabſtiege, keine Aufmerkſamkeit ſchenken würde.

Es kömmt zur Schlacht, und was zu erwarten war, geſchieht: der Prinz greift zu früh an, und nun wird der Sieg zwar auch erfochten, aber nicht ſo vollſtändig, als möglich geweſen wäre. Er weiß recht gut, was er thut, er ſoll und muß es auch wiſſen, und darum hätte der Dichter ſich die ängſtliche Detailmalerei ſeiner Zerſtreutheit im erſten Act erſparen mögen; der ihm im Commando beigegebene Oberſt Kottwitz erinnert ihn mit der Barſchheit eines Greiſes, der ſein Vater und Lehrer zugleich ſein könnte, an die erſt abzuwartende Ordre des Herrn, und ein anderer Offizier räth ſogar, ihm den Degen abzunehmen. Doch den alten Kottwitz fragt er ſchnöde, ob er die Ordre noch nicht vom Herzen empfangen habe und den Offizier mißhandelt er thätlich; dann ſprengt er fort, indem er ruft: die Parole iſt jetzt: ein Schurke, wer ſeinem General zur Schlacht nicht folgt! Auf dem Schlachtfeld ſelbſt trifft er in dem Moment ein, wo das Gerücht ſich ausbreitet, der Kurfürſt ſei gefallen; nun verrichtet er Wunder der Tapferkeit und wir erfahren, wie er ihn liebt, indem wir ſehen, wie er ihn rächt. Dieß iſt einer der reichſten Glanzpunkte der Erfindung, und wahrlich er allein wiegt mehr, wie ein ganzer Katalog voll gewöhnlicher Dramen, die man in unſeren Theatern beklatſchen hört. Mit Blut beſpritzt, eilt er dann in die Bauernhütte, in die ſich die Kurfürſtin mit ihrem weiblichen Hofſtaat flüchten mußte, weil ihr auf der Reiſe ein Rad brach, und trifft hier ſeine Natalie. Die Frauen, zu denen das furchtbare Gerücht gleichfalls gedrungen iſt, ſind zer=

schmettert; die Kurfürstin liegt in Ohnmacht, die Prinzessin, von der Wucht des Moments überwältigt, klagt in wenigen, einfach rührenden Worten über ihre gänzliche Verlassenheit. Der Prinz hat ihr am Hof seine Neigung nicht verrathen; jetzt vergönnt er seinem Herzen einen ersten Laut, denn jetzt scheint das Glück sich von der Vater- und Mutterlosen, die ganz und gar auf den gewaltigen Oheim angewiesen war, abgewandt zu haben, und diesen Laut erwidert sie. Hier kömmt schon ein Strahl des ihm an- und eingeborenen Seelenadels zum Vorschein, der am Schluß des ganzen Läuterungsprozesses in voller Ungetrübtheit hervortreten soll, und wir fassen ein unerschütterliches Vertrauen zu ihm. Diese Liebesscene, die der Tod herbeiführt, gehört zum Höchsten der Kunst und selbst das Gesuchte, was in den zwischen dem Prinzen und der Prinzessin gewechselten Ausdrücken liegt, ist durch ihr bisheriges Verhältniß zu einander gerechtfertigt, sie wagen nicht, gerade heraus zu sprechen. Die Scene ist kaum vorüber, so zeigt sich das Gerücht, das sie veranlaßt hat, als falsch, der Kurfürst lebt und ist bereits auf dem Wege nach Berlin, die Schlacht entschied den ganzen Krieg, sie hat den raschen Frieden zur Folge. Unendlicher Jubel, vor Allem in der Seele des Prinzen. Er theilt in der Bewegung seines überströmenden Gemüths der Kurfürstin jetzt sein süßes Geheimniß mit und bittet um ihre Einwilligung; sie erwidert: keinem Menschen auf Erden könnt' ich heut etwas abschlagen und Dir am wenigsten. Er ist der Glücklichste der Sterblichen und folgt, den „Cäsar Divus" selbst als Nebenbuhler in Fortuna's Gunst herausfordernd, mit den Damen seinem Herrn nach Berlin. Man lege auf diesen Moment das rechte Gewicht, wenn man die Tragödie in ihrer weitern Entwicklung fassen will. In Berlin angekommen, eilt er auf der Stelle zum Kurfürsten und legt ihm drei erbeutete feindliche Fahnen zu Füßen. Der Kurfürst fragt ihn streng, ob er bei Fehrbellin commandirt hat, und als der Prinz, über die Frage erstaunt, es bestätigt, befiehlt er ihm den Degen abzunehmen. Ehe der Kurfürst nämlich noch wußte, ob der Prinz, den man ihm verwundet gemeldet hatte, oder der Oberst Kottwitz, dem er es auch zutrauen mochte, die Reiterei vor erhaltener Ordre in's Feuer geführt habe, hat er schon erklärt, daß der Commandirende vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne Ansehen der Person zum Tode zu verurtheilen sei. Jetzt vollzieht er einfach den Spruch. Der Prinz faßt das garnicht; wenn

die Bäume zu sprechen, die Steine zu fliegen anfingen, er würde es eben so natürlich finden. Gehorchen muß er zwar, aber indem er den Degen hingibt, versichert er mit Bitterkeit, daß sein „Vetter Friedrich", wenn er den Brutus spielen wolle, in ihm den Sohn nicht finden werde, der ihn noch unter'm Henkerbeil bewundere. Das ist um so natürlicher, als er sich bewußt ist, was er auf dem Schlachtfelde in dem Augenblick empfunden und gethan hat, wo er die Nachricht von dem Tode seines jetzigen Richters erhielt. Die Freunde suchen ihn zu beschwichtigen, der Kurfürst nimmt keine Notiz von seinem leidenschaftlichen Gebahren, er lies't mit ruhiger Majestät die Inschriften der schwedischen Fahnen, und der Prinz wird ins Gefängniß abgeführt. Das Alles ist im höchsten Stil gehalten und würde die Engländer zu Shakespeare's Zeiten entzückt haben.

Im dritten Act finden wir den Prinzen etwas verändert, aber nicht viel. Daß der Kurfürst das Ueberschreiten seines ausdrücklichen Befehls nicht ohne alle Strafe hingehen lassen konnte, hat er, als er in der Einsamkeit über die letzten Vorfälle nachzudenken begann, denn doch begriffen. Aber es ist ja Strafe genug, daß er einige Tage im Gefängniß zubrachte und er verdient wohl gar noch eine Belohnung dafür, daß er gutwillig hineinging und den Kerkermeister nicht erwürgte. Darum weiß er auch ganz gewiß, daß der Erste, der ihn zu besuchen kommt, ihm seine Freiheit ankündigen wird, und als sein Freund Hohenzollern bei ihm eintritt, ruft er ihm entgegen: nun, des Arrestes bin ich wieder los? Da dieser aber seine Lage mit ganz andern Augen betrachtet, da er seine Gefühls-Dialektik, die ganz genau weiß, was der Kurfürst thun kann und nicht thun kann, durch eine Reihe drohender Thatsachen, von denen die eine immer unheimlicher ist, wie die andere, nach und nach zum Schweigen bringt, da er ihm am Ende sogar sagt, daß das kriegsrechtlich gesprochene Todesurtheil im Cabinet zur Unterschrift kommen soll, so verläßt den Prinzen endlich die thörichte Sicherheit, und nun fällt er denn natürlich ins entgegengesetzte Extrem. Ja, als der ängstliche Hohenzollern ihm noch weiter mittheilt, daß der wegen des Friedens eingetroffene schwedische Gesandte für seinen Herrn um die Prinzessin von Oranien zu werben, daß diese aber schon gewählt zu haben und die Pläne des Kurfürsten dadurch zu stören scheine, und als er ihn nun fragt, ob er dabei nicht im Spiele sei, ruft er verzweifelnd aus: ich bin

verloren! und eilt zur Kurfürstin, um ihre Verwendung zu erflehen. Unterwegs erhält er die letzte eindringliche Bestätigung, daß es Ernst gilt; er sieht bei Fackelschein sein Grab öffnen. Bei der Kurfürstin ergiebt sich nun die viel verschrieene Scene, die man nicht begreifen will und dem Dichter also auch nicht verzeihen kann. Der Prinz bittet in Anwesenheit seiner Geliebten um sein Leben, er thut es auf die unrühmlichste Weise, er leistet sogar, um nach seiner Meinung einen Hauptstein des Anstoßes zu beseitigen, auf Natalie Verzicht, während sie, schaudernd über den Zustand der Erniederung, in welchem sie das Ideal ihres Herzens erblickt, dabei steht. Gewiß ist das eines Helden und eines Mannes durchaus unwürdig, und unstreitig ist dem Dichter, der in dem nämlichen Stück neben dem Prinzen ja auch den Kurfürsten schuf, zuzutrauen, daß er dieß so gut wußte, wie wir Alle. Es geschieht ja aber auch nur, um uns zu zeigen, daß der Prinz noch kein Held und kein Mann ist, und daß man auf dem Wege, den er bisher wandelte, keines von Beiden werden kann. Er hat bis jetzt eine hohle Scheinexistenz geführt, die seinen Kopf wohl mit einem Schwindel erregenden Rausch erfüllen, die jedoch in seinen Knochen kein Mark absetzen konnte. Nun aber ist der wahre Gehalt des Lebens wenigstens in einer Gestalt, in der Gestalt der Liebe, ganz zuletzt schon nahe genug an ihn herangetreten, um ihm die Fortsetzung dieser Scheinexistenz unmöglich zu machen; darin liegt der eigentliche Sinn der Erklärungsscene zwischen ihm und Natalie, auf deren hohe Bedeutung ich oben hinwies. Wäre das nicht geschehen, so würde er wahrscheinlich eine Duellantengröße geworden sein und es nach der ersten Ueberraschung zu der Todesverachtung eines an die Mensur gewöhnten Klopffechters gebracht haben, dem das Leben, das eigene nämlich, mit vollem Recht für eine Null gilt; er hätte die Kugel trotzig, mit à la Napoleon gekreuzten Armen, erwartet, und der Kurfürst hätte ihn erschießen lassen und erschießen lassen müssen. Dahin kann er sich jetzt nicht mehr versteigen; noch weniger aber kann er sich nüchtern aus wahrer sittlicher Kraft zum freien Abschied von der Erde entschließen, denn er hat noch kein Gefühl des gesättigten Daseins und der erfüllten Pflicht mit hinweg zu nehmen, er ist noch leer. Darum muß er in diesem Moment gerade so auftreten, wie er auftritt, aber freilich durfte der Dichter ihn auf dieser bedenklichen Stufe nicht lange stehen lassen, und das thut er ja auch

nicht. Die Kurfürstin hält jeden weiteren Schritt für erfolglos, denn sie hat aus eigener Bewegung schon das Ihrige gethan. Natalie jedoch, den Tod im Herzen, verspricht noch ein letztes Wort bei dem Oheim für den Gesunkenen zu wagen, räth ihm aber bitter, sein Grab auf alle Fälle noch einmal anzusehen und sich zu überzeugen, daß es um Nichts finsterer ist, als die Schlacht es ihm schon tausend Mal gezeigt hat.

Im vierten Act erfüllt Natalie nun ihr Versprechen, und der Kurfürst sendet sie mit einem geheimnißvollen Brief an den Prinzen in's Gefängniß; lakonisch sagt er ihr dabei, daß dieser nun so gewiß gerettet sei, als die Rettung in seinen eigenen Wünschen liege. Sie überbringt dem Gefangenen den Brief und er lies't: „Wenn Ihr glaubt, Euch sei ein Unrecht widerfahren, so sagt's mir mit zwei Worten und ich schicke Euch den Degen zurück!“ So faßt sich nur die Majestät, die auch ohne Krone Verehrung finden würde, und der Prinz fühlt's sogleich. „Das kann ich nicht schreiben!“ ruft er aus, als Natalie in ihn dringt, dem Inhalt des Briefes zu genügen. „Was thut's?“ erwidert er kurz, als sie ihm nun versichert, das Regiment sei schon commandirt, das ihm die Todtenehren durch den Donner der Karabiner über'm Grabe darbringen solle. „Ich schreib' ihm, Du hast mir Recht gethan!“ ruft er aus, als sie nicht aufhört, ihn zu bestürmen, und er thut's! Er erkennt, daß der Fürst, der ihn zum Richter über sich selbst aufruft, nicht um den Brutus zu spielen oder aus herzloser Willkür so gegen ihn vorgegangen sein kann; es wird ihm klar, daß der Krieg, ja der Staat selbst, auf dem Princip der Subordination beruht, und daß der Führer erst in eigener Person leisten muß, was er von den Untergebenen fordern will; er entschließt sich, und auch dies, wohl gemerkt, in Anwesenheit seiner Geliebten, dem beleidigten Gesetz genug zu thun und so die Hyder der Anarchie, die sich gar wohl an seinen vom Sieg gekrönten eigenmächtigen Schritt knüpfen könnte, wieder zu zertreten. „Bohrten Dich zwölf Kugeln jetzt gleich in den Staub — ruft die über sich selbst weggehobene Natalie — nicht halten könnt' ich mich, ich jauchzt', und weint' und spräche: Du gefällst mir!“ Wahrlich, sie hat Recht, jetzt ist der Mann und der Held fertig, und nie in alle Ewigkeit kann ein Anfall von hohler Selbstüberhebung und von kleinlicher Verzagtheit, die sich ja eben gegenseitig bedangen, wiederkehren; der Prinz ist als fest ausgeschmiedetes

Glied in die sittliche Weltordnung eingetreten, und je schwerer ihm das geworden ist, um so fester wird er beharren. Wen diese Scene nicht für die vorhergehende bei der Kurfürstin, in der sie wurzelt, wie die Blume in der schwarzen Erde, vollkommen entschädigt, und wer dabei nicht begreift, daß die eine ohne die andere nicht möglich war und daß man Ursache und Wirkung nicht trennen kann, dem muß ich jede Fähigkeit, ein Drama in seiner Totalität aufzufassen, absprechen. Die Wendung des Kurfürsten gehört zum Erhabensten, was irgend eine Literatur aufzeigt, und hat in der unsrigen nicht von fern ihres Gleichen.

Der fünfte Act bringt nun noch die nothwendige Probe. Der Kurfürst wird von allen Seiten bestürmt, den Prinzen zu begnadigen; seine Familie, das Heer, die Prinzessin, Alles dringt in ihn, ja die Letztere — ein feiner Zug! — wiederholt den Fehler ihres Geliebten, sie ruft eigenmächtig ein Regiment, dessen Chef sie ist, nach Fehrbellin, damit die Offiziere eine dort circulirende Bittschrift mit unterzeichnen und könnte nun eigentlich prätendiren, auch ihrerseits vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Der Kurfürst läßt sich Nichts abschmeicheln noch abtrotzen, doch kann Niemand, der von der Komposition einen Begriff hat, mehr für den Prinzen zittern, auch zeigt es sich schon an der Milde, die er dem alten ohne sein Wissen und, wie er glaubt, wider seinen Willen, plötzlich mit der Reiterei eingetroffenen Kottwitz widerfahren zu lassen gedenkt, daß es keineswegs noch zum Aeußersten kommen wird. Als Kottwitz ihm hart auf den Leib rückt und ihm hitzig versichert, er werde die einst getadelte That des Prinzen, die er jetzt billigen müßte, wiederholen, wie sich nur eine Gelegenheit dazu finde, denn auf einen Fall, wo der Zug des Herzens, die rasche Empfindung schade, kämen zehn, in welchen sie allein zum Ziel führe, erwidert der Kurfürst, er wisse nicht mit ihm fertig zu werden, aber er wolle sich einen Sachwalter rufen, der ihn besser, wie er selbst, lehren könne, was Kriegszucht und Gehorsam sei. Nun läßt er den Prinzen kommen, und dieser erklärt feierlich und unaufgefordert vor der gesammten Generalität, daß er das im Angesicht des Heeres frevelhaft von ihm verletzte Gesetz durch einen freien Tod verherrlichen wolle, und daß er sich von dem Kurfürsten, dessen gerechtem Spruch er sich unbedingt beuge, nur noch die Gnade erbitte, er möge Nataliens Neigung zu Gunsten des Schwedenkönigs keinen Zwang anthun. Das wird ihm gewährt, und er

geht in's Gefängniß zurück, das er gleich darauf wieder verläßt, um mit verbundenen Augen den Weg, den er für seinen letzten halten muß, anzutreten, und in dem Moment, wo er den Schluß erwartet, verdientermaßen aus den Händen des Kurfürsten Leben, Freiheit und die Geliebte zu empfangen. Natürlich hat das romantische Beiwesen des ersten Actes unerfreuliche Folgen im letzten, indem der Dichter sich auch hier gezwungen sieht, statt des geraden einen Umweg zu nehmen. Doch ist der Fehler, wie wohl nicht erst nachgewiesen zu werden braucht, hier eben so unwesentlich wie dort.

Es leuchtet wohl Jedermann ein, daß uns in diesem Drama auf eine Weise, wie es sonst nirgends geschieht, der Werdeprozeß eines bedeutenden Menschen in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird, daß wir in das charakteristische Durcheinander von rohen Kräften und wilden Trieben hinein schauen, aus denen ein solcher meistens hervorgeht, und daß wir ihn von seiner untersten Stufe an bis zu seinem Höhepunkt begleiten, auf dem der ungebändigt schweifende und in seiner Regellosigkeit der Gefahr der Selbstzerstörung ausgesetzte Komet sich in einen klaren, auf sich selbst beruhenden Fixstern verwandelt. Sollte es nun noch eines Beweises bedürfen, daß durch das Werk auch eine ganz einzige Wirkung möglich sei? Wenn es auch Nichts als die tiefe psychologische Enthüllung dieses Werdeprozesses darböte, so müßte eine solche schon eintreten, denn unsere Theaterschriftsteller geben uns schon an und für sich selten genug Gelegenheit, vom Menschen mehr, als die Haut, kennen zu lernen, die freilich bei Napoleon und bei seinem letzten Korporal dieselbe ist; wenn sie uns aber auch in Ausnahme-Fällen einmal einen Blick in Herz und Nieren thun lassen, so muthen sie uns wieder die bornirte Theilnahme für ein seltsam organisirtes Individuum zu, und lassen es an allem und jedem Hintergrund fehlen. Doch die psychologische Seite ist mit außerordentlicher Kunst in unserem Drama zum bloßen Substrat herabgesetzt, aus dem sich eine ganz neue Gestalt der Tragödie entwickelt, welche auf wunderbare Weise die tiefsten tragischen Schauer und die leisen Entzückungen einer selbst in der dunkelsten Nacht nicht ganz verlöschenden Hoffnung in einander mischt. Wir fühlen uns an einen lachenden Maimorgen erinnert, über dem sich mit furchtbaren Schlägen das erste Gewitter entladet, und das ist der Triumph der Composition.

Gern würde ich noch in die zahllosen Detail-Schönheiten des Dramas eingehen und namentlich auf die vom frischesten Leben strotzenden Knotenpunkte hinweisen, zu denen sich bald eine Situation, bald ein Charakter, bald die Handlung selbst verdichtet. Aber es würde mich zu weit führen, auch könnte ich, da gerade hier die schreiendsten Meinungsverschiedenheiten hervorzutreten pflegen, das bedenkliche Gebiet nicht vermeiden, auf welchem nach Goethe's tief begründetem Ausspruch der kategorische Imperativ und das Gewicht dessen, der ihn fällt, die letzte Instanz bildet. Oder wie sollte, wenn Jemand den lebendigen, bis in die Fingerspitzen hinein organisirten Gestalten des Werkes, die freilich in sehr einfachen, zuweilen sogar nachlässigen Gewändern einhergehen, aus Vorliebe für bunte Lackfarben und schillernde Fetzen ein Puppenspiel vorzöge, der Handel anders entschieden werden, als auf die bekannte Catonische Weise? Der kategorische Imperativ, den die alten Römer sich zuweilen gefallen ließen, ist bei den Deutschen aber schrecklich unbeliebt.

Eine Frage darf ich jedoch nicht unerörtert lassen, die Frage, wie es denn überhaupt möglich war, daß der Prinz von Homburg bei so hoher Bedeutung und so reicher Lebensfülle bis jetzt so wenig Theater-Glück haben konnte. Die Antwort ist leicht. Das große Publicum hat, wie es das Poetische überhaupt gern in das dem Leben Widersprechende setzt, namentlich einen sonderbaren Begriff vom dramatischen Heldenthum, und der größte Theil der Kritiker, die es belehren sollen, leider auch. Weil der Held in den meisten Fällen schon völlig fertig und bis auf die letzte Faser ausgeschmiedet im Drama auftritt, so wird angenommen, das müßte unter allen Umständen so sein. Daraus folgt denn, daß der Dichter schlimm daran ist, wenn er das Werden einmal, statt ausschließlich in die Handlung, zum Theil auch mit in den Haupt-Charakter verlegt und deshalb die Sympathie, die er braucht, nicht gleich im Anfang, sondern erst am Ende für diesen erregt. Dann nimmt man, selbst wenn man ihn schon kennt, auf der Stelle an, er habe sich verirrt, er schwärme für etwas Halbes, Unreifes, Unsittliches und er verlange, man solle mitschwärmen. Das verstimmt, man wartet den Schluß nicht ab, und wenn man's auch thut und hinter seine wahre Absicht kommt, so gibt man das Vorurtheil doch nur zur Hälfte wieder auf. Dieß hat sich schon bei manchen Gelegenheiten gezeigt. Kleist stieß mit dem Prinzen von Homburg nun noch obendrein gegen

einen Fleck, der zu seiner Zeit, wo Theodor Körner die Leute in seinen Trauerspielen ordentlich darum in die Wette laufen ließ, wer zuerst sterben solle, zu den allerempfindlichsten gehörte. Todesfurcht und ein Held! Was zu viel ist, ist zu viel! Es war eine Beleidigung für jeden Fähnrich. „Ein Butterbrod verlangen Sie von mir? Das geb' ich Ihnen nicht! Aber mein Leben mit Vergnügen!"

Mirandolina. Der zerbrochene Krug. Der verwunschene Prinz.

Ich habe es vorgezogen, diese drei längst bekannten Stücke, die selbst für uns kaum Novitäten sind, nicht einzeln zu besprechen, sondern das Referat über sie zusammenzufassen, da sie insofern zu einander gehören, als sie einige der vielen Stufen repräsentiren, auf welchen der schaffende Geist zur echten Komödie empor steigt. Die unterste dieser Stufen bildet der verwunschene Prinz, eine etwas höhere die Mirandolina, die oberste der zerbrochene Krug. Zur Spitze selbst bringt es auch der letztere noch nicht.

Der verwunschene Prinz beruht auf einem bloßen Einfall, er bewegt sich also in der Region der nackten Subjektivität. Hier ist denn nur zu untersuchen, ob der Einfall lustig, und weiter, ob er originell ist, denn er spiegelt Nichts ab als das Individuum, das ihn hatte. Lustig ist der Einfall nun allerdings, originell ist er nicht, er stammt aus der großen Schatzkammer, in der die herrenlosen Erfindungen aller Völker aufbewahrt werden; schon Shakespeare und Holberg haben ihn benutzt.*) Das Verdienst des Verfassers ist daher nicht groß, dennoch wird der Billige ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er das Gegebene auf eine neue und recht geschickte Weise verarbeitet hat.

Die Mirandolina dreht sich zwar auch nur um einen Einfall, und um einen höchst armseligen, aber sie fällt doch etwas schwerer in's Gewicht, denn sie bietet zugleich ein Sittengemälde. Freilich ein italienisches, das eben, weil es ganz ein solches ist, bei uns niemals zur vollen Wirkung gelangen kann. Es wird mir nicht allein so gegangen sein, daß ich Goldoni in Deutsch-

*) Shakespeare im Vorspiel zur Bezähmten Widerspenstigen; Holberg im „Jeppe vom Berge". D. H.

land nicht ausstehen konnte, ihn in Italien aber gelten lassen mußte. Der Grund liegt darin, daß die Kartenfiguren, die er Charaktere nennt und die er nicht einmal mit einiger Sorgfalt colorirt hat, ein treuer Abklatsch italienischer Nationaltypen sind, wie sie sich zu Rom und Neapel überall, auf der Straße und in jedem Hause, finden. Für das Vaterland des Dichters genügten die flüchtigsten Contouren; er brauchte mit grober Kreide nur ein Paar Striche hin zu zeichnen und konnte gewiß sein, daß sein Publicum das Gemälde selbst ausführen würde. Uns Deutschen geht es bei seinen Stücken aber ungefähr so, wie es dem Fremden in einem Familienkreise zu ergehen pflegt, dessen Mitglieder sich in Anspielungen auf Dinge gefallen, die nur ihnen bekannt sein können. Die leiseste Erinnerung an irgend einen komischen Vorfall, das trockenste Wort, ruft unter ihnen zuweilen ein homerisches Gelächter hervor; wem der Schlüssel aber fehlt, der sitzt mit verzweiflungsvollem Gesicht dabei und hadert mit der Natur darüber, daß sich das Lachen nicht eben so gut wie das Weinen künstlich durch irgend eine Zwiebel hervorrufen läßt. Die Mirandolina wird sich wohl am schwersten auf dem Repertoir erhalten lassen.

Der zerbrochene Krug steht so unendlich hoch über den beiden anderen Stücken, daß ich den Genius, der ihn hervorbrachte, wegen der Zusammenstellung mit ihnen eigentlich auf den Knieen um Verzeihung bitten sollte. Er gehört, um es gleich voranzuschicken, zu denjenigen Werken, denen gegenüber nur das Publicum durchfallen kann, denn deren gibt es auch, wie die Erfahrung lehrt. Daß er zunächst die Vorzüge der beiden vorher besprochenen Stücke in sich vereinigt, und zwar in geläuterter und verklärter Gestalt, muß auf den ersten Blick einleuchten. Er bietet uns einen Einfall und ein Sittengemälde zugleich, und der Einfall kann nicht ergötzlicher, das Sittengemälde nicht frischer und farbiger sein. Aber beide Elemente sind hier zum Genialen gesteigert, darum bedingen sie sich gegenseitig, nicht wie das baufällige Haus und der eingerammte Pfahl, der es stützt, einander bedingen, wie bei Goldoni, sondern organisch, wie Wurzel und Frucht, und darum ist der Zufall, so willkürlich er zu spielen scheint, doch nur das bunte Anagramm einer versteckten Nothwendigkeit.

Der Grundgedanke, daß der Richter zugleich der Sünder ist, und daß dieser Richter nun durch die Art und Weise, wie er

gerade diesen Prozeß entscheidet, sich vor seinem Oberen über seine Befähigung, seinem Amt noch länger vorzustehen, legitimiren soll, gehört gewiß zu den glücklichsten, die ein mitleidiger Gott jemals in einem menschlichen Gehirn entzündete. Auch nur mittelmäßig durchgeführt, könnte die Wirkung nicht ausbleiben. Aber wie weit übertrifft die Form, die der Dichter dem Gedanken gab, den Fond, der zum Zugreifen für Jedermann in ihm liegt. Seit dem Falstaff ist im Komischen keine Figur geschaffen worden, die dem Dorfrichter Adam auch nur die Schuhriemen auflösen dürfte, und auch mit Falstaff ist Adam, dieß Gemisch von Gutmüthigkeit und Niederträchtigkeit, das Moses und die Propheten so wenig kennt, wie ein diebischer Pudel, und ihnen eben darum mit voller Gemüthsruhe den Rücken zuwendet, nur weitläufig verwandt. Hier muß der Zuschauer nicht, wie bei den Herren Plötz und Goldoni, jeden Moment die Augen zudrücken und denken, ich will mich stellen, als ob ich die Ungereimtheit nicht merkte, um dem guten Mann, der mir Vergnügen machen will, den Spaß nicht zu verderben; hier hat er eine ununterbrochene Kette von zureichenden Ursachen und Wirkungen vor sich, an der er zerren und reißen mag, wie es ihm beliebt. Hier drängt sich der bloße nüchterne Witz, der doch eigentlich nur das Eingeweide der Gestalten bilden und ihnen nicht wie vorquellendes Gedärm um die Beine schlottern soll, nirgends vor und sucht durch schielende Verknüpfung der zum Stück gehörigen Elemente mit fremdartigen und seitwärts liegenden für die klaffenden Lücken des architectonischen Baues und die Fadenscheinigkeit der Figuren zu entschädigen; hier waltet der echte Humor, der bekanntlich nur durch Charaktere und Situationen redet. Und das ist die Kunst! Wer könnte denn ein Ding nicht auf den Kopf stellen und bei Kindern und kindischen Menschen dadurch ein leeres Gelächter erregen? Aber die Dinge, die die Natur allerhöchst unmittelbar auf den Kopf gestellt und ihnen die entsprechende Organisation gegeben hat, aus dem krausen Weltlauf heraus zu finden und sie trotz ihrer Abnormität auf das allgemeine Gesetz zurückzuführen, dazu gehört ein Meister. Dem zerbrochenen Krug fehlt nur ein Moment, ihm fehlt nur die Weiterleitung der Spiegelung bis in die höheren und höchsten Sphären hinauf, und er wäre eine vollendete Komödie. Aber auch so ragt er über Alles, was unsere Literatur in diesem Kreise besitzt, weit hinaus.

Mancher schüttelt, indem er dies lies't, vielleicht den Kopf und fragt: gibt es denn zwischen der Komödie und den Lustspielen unserer Kotzebue, Clauren, Töpfer, Benedix u. s. w. noch einen Unterschied? Allerdings, es gibt sogar noch einen Unterschied, und einen sehr beträchtlichen, zwischen der Komödie und den Lustspielen von Molière und Holberg, die wahrlich schon sehr viel sind. Ich kann diesen Unterschied hier nicht näher entwickeln, ich will bloß an die Thatsache erinnern und einfach einen Zeugen citiren, den Niemand verwerfen wird. Schiller erklärte die Komödie einmal für die höchste Gattung der Poesie, und nicht blos der dramatischen, sondern der Poesie überhaupt. Er machte ein anderes Mal aber auch das Distichon:

Fratzen hätten wir wohl, wir hätten auch Thoren die Menge,
Leider helfen sie uns nur zur Komödie nicht!

Es fiel dem großen Tragöden nicht ein, sich den wohl verdienten Kranz abzunehmen und ihn einem prosaischen Charakter- und Sittenmaler, oder gar einem ordinären Possenreißer und Spaßmacher aufzusetzen, ja er hätte sich selbst einem Molière und Holberg gegenüber dazu nicht bewogen gefühlt. Aber der edle Kunstrichter hielt es für seine Schuldigkeit, auf die seine eigenen Leistungen und seinen eigenen Kreis noch überragende letzte Spitze der Kunst in erhabener Selbstverläugnung hinzudeuten. Es leuchtet wohl von selbst ein, daß die Spitze aus dem Gesammtgebäude hervorwachsen, und daß die Komödie, die als solche gelten will, alle Elemente der Welt, wie die wahre Tragödie, der sie sich doch zunächst gleichzustellen hat, umfassen, dann aber, da sie dieselbe ja übertreffen soll, noch Etwas hinzuthun muß. Worin besteht nun dieß Etwas? In dem freieren Ueberblick und der aus diesem entspringenden größeren Gleichgültigkeit gegen die Einzelerscheinungen, die der Trägöde weinend zerbrechen sieht, der Komöde lachend selbst zerbricht! Wie unermeßlich weit die Sitten- und Standesgemälde und die Schilderungen der Privat- und Gemeindethorheiten, in denen man das Wesen der Komödie, trotz Aristophanes und Shakespeare, bei uns so lange völlig erschöpft zu erblicken glaubte, hinter dieser Aufgabe zurückbleiben, springt hoffentlich von selbst in die Augen, und damit fällt denn auch wohl der absurde Schluß, daß wir in Deutschland keine Komödie haben können, weil — wir keine Hauptstadt haben!

Das Urbild des Tartuffe.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Carl Gutzkow.

Es gibt einen Standpunkt, auf dem das Willkürliche, welches für den gewöhnlichen Blick an den Erscheinungen der Geisterwelt zu haften pflegt, verschwindet, weil sich auf ihm eine jede in das organische Product eines bestimmten elementarischen Mischungsverhältnisses der Kräfte auflöst. Von diesem Standpunkte aus wird dereinst das letzte und wichtigste Capitel der Naturgeschichte geschrieben werden, und dies Capitel wird unter Anderem zeigen, daß im ästhetischen Kreise nicht bloß nach Gesetzen hervorgebracht und geschaffen, sondern auch nach Gesetzen gepfuscht und gestümpert wird. Wer diesen Standpunkt erklommen hat, der wird begreifen, daß das Kleine und Häßliche mit einem eben so großen Haß gegen das Erhabene und Schöne erfüllt sein muß, wie das Laster gegen die Tugend, und daß Derjenige, der die Welt mit Affen- oder Fischaugen betrachtet, das Bild der Welt, wie es ein Mensch, und gar ein Michel Angelo oder ein Raphael, wiedergibt, selbst bei dem besten Willen nicht gelten lassen kann. Auf diesem Standpunkt allein ist eine Kritik möglich, die alle bedingenden Momente zugleich umfaßt, die nicht bloß den verknüpfenden Faden zwischen einem speziellen Erzeugniß und seinem Erzeuger, sondern auch den tiefer liegenden zwischen einem Erzeuger und der Natur aufzudecken weiß, und die uns so in jedem Fall auf die ewige und unantastbare Nothwendigkeit selbst zurückführt. — Diesen Standpunkt sollte man immer fest zu halten suchen.

Es gibt Geister, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozesses sind; es gibt andere, die nur Stadien und Uebergänge desselben darstellen. Von jenen gehen stets reine, entschiedene Eindrücke aus; von diesen verworrene und unbestimmte. Jene haben darum mit Nothwendigkeit in Folge des sich überall bethätigenden Gesetzes der Wahlverwandtschaft nur Freunde und Anhänger oder Feinde und Verfolger; diesen erwächst, je nachdem im concreten Fall das eine oder das andere Element ihres Wesens herrschend hervortritt, zuweilen aus dem Freund ein Gegner und eben so oft aus dem Gegner ein Freund. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Historiker ist es nicht selten möglich, eine ganze Stufenleiter von vorbe-

reitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorherging. Die anderen deuten vorwärts und finden oft erst nach Jahrhunderten ihre Ergänzung.

Gutzkow gehört zu den Geistern der letzterwähnten Art. Er hat gewiß keinen Gegner, wenigstens keinen ehrenhaften, der die elementarische Mannigfaltigkeit seiner Natur verkännte. Er hat wohl eben so wenig einen Freund, der die Formen, in denen diese Mannigfaltigkeit sich zu manifestiren sucht, gesättigte und abschließende zu nennen wagte. Wie oft hat die höhere Kritik ihm zurufen müssen, wenn er einen neuen Weg einschlug: „Kehre um, der führt Dich zu keinem Ziel!" Wie selten ist er ihr gefolgt, weil er wußte, daß er wenigstens Blumen mit zu Hause bringen würde! Wer wagt, zu bestimmen, ob er recht oder unrecht that! Ist es doch wahrscheinlich, daß die Steigerung und weitere Entwickelung eines so beschaffenen Geistes an Processe geknüpft ist, deren Resultate nicht mehr in den Gesichtskreis eines fremden und irdischen Abschätzers fallen, weil sie eben rein innerliche sind, weil sie Knoten für Schößlinge bilden, die erst in einer neuen Lebenssphäre sprossen sollen.

Auch ich mußte mich schon mehr als einmal gegen Gutzkow erklären und ich müßte es wieder thun, wenn ich heute seinen „Uriel Akosta" zu beurtheilen hätte. Man mißverstehe mich nicht. Wenn ich dasjenige Trauerspiel Gutzkow's, was seine Freunde einstimmig sein vorzüglichstes nennen, nicht in ihrem Sinne anerkennen kann, so schließt dieß eine Anerkennung in meinem Sinne keineswegs aus. Ich weiß sehr wohl, daß es eben so weit über die nüchternen Aftergeburten unserer ordinären Jambenschmiede hinaus ragt, als es hinter einer lebendigen Schöpfung zurück bleibt, und daß die Direktion des Hofburgtheaters überhaupt mit vollem Rechte lieber das Schlechteste von einem Manne, wie Gutzkow, zur Aufführung bringt, als das Beste von einem dieser Puppenspiel-Fabrikanten, für die auf den Brettern, die die Welt und nicht die Bettlerherberge bedeuten, nach dem großen Umschwung der Dinge nicht einmal in einem Schaltjahr noch ein Abend übrig sein sollte. Aber „Uriel Akosta" und Alles, was Gutzkow im Tragischen geleistet hat, reicht so wenig an eine untergeordnete, als an die höchste Aufgabe der echten Tragödie, während sein „Urbild des Tartuffe" den Ansprüchen, die unsere Zeit an das Lustspiel macht, in hohem Grade genügt. Deshalb kann das Publicum sich freuen,

daß ihm das eine Stück, statt des anderen, vorgeführt wird, und auch der Kritiker, der sich nicht im absoluten Negiren gefällt, wird die Gelegenheit gern ergreifen, einem so bedeutenden Repräsentanten der modernen Literatur durch liebevolles Eingehen auf sein gelungenstes Werk den Beweis zu liefern, daß er lieber lobt, als tadelt.

Zwar beruht Plato's Ausspruch, daß es die Sache eines und desselben Mannes sei, Tragödien und Komödien zu erzeugen, auf der tiefsten Erkenntniß der Kunst und darum hat Alles, was ich vor Jahren, an dieses alte Wort anknüpfend, in dem Prolog zu meinem Diamant über die Komödiendichtung sagte, seinen guten Grund, wenn es auch nur auf die höchste Gattung Anwendung findet. — Lustspiele, die von großen Tragöden herrühren, werden das, was anders begabte Talente in der gleichen Sphäre hervorbringen, immer überragen, ja, sie werden sich specifisch davon unterscheiden; schon deswegen, weil jenen alle Elemente der Welt zu Gebote stehen, auch diejenigen, die den ganzen Reichthum der letzteren ausmachen, während diese mit Nothwendigkeit auf einige wenige beschränkt sein müssen. Genau besehen reducirt sich auch hier der Unterschied darauf, daß nur die Einen wahrhaft darstellen, die Anderen aber statt dessen Reflexionen unterschieben, daß die Einen mit schöpferischer Kraft die komischen Urbildungen der Natur heraufbeschwören und die Anderen mit der Vitriolsäure des Witzes die geschminkten Zerrbilder der Gesellschaft bespritzen, daß die Einen ursprüngliches Leben bieten, die Anderen dialogisirte Satyre. Doch, wenn die Stufen, die zur echten Tragödie hinauf führen, fast alle bedeutungslos sind, so hat umgekehrt jede Sprosse der Leiter, auf der man zur Komödie empor steigt, noch ihren Werth und ihr Verdienst. Der Tragödie ist die freie Uebersicht des Weltwesens durchaus unentbehrlich, und die ist nur auf dem höchsten Standpunkte möglich; der Komödie genügt schon eine bestimmte Ansicht desselben und die ist auch auf einem minder hohen zu erlangen.

Dialogisirte, und wenn man lieber will, personificirte Satyre ist es denn auch, was Gutzkow im „Urbild des Tartuffe“ gibt. — Nicht Menschen mit Fleisch und Blut treten vor uns hin, sondern Typen. Allein das ist auch bei seinen Vorgängern, z. B. bei dem doch gewiß äußerst respektabeln Dänen Holberg, hin und wieder selbst bei Molière, der Fall. Und diese Typen

stellen sich zu einem Wort zusammen, mit dem der Verfasser den ganzen gesellschaftlichen Zustand entzaubert, wenigstens so weit, daß er sich zu der Heuchelei, auf der er größentheils beruht, nothgedrungen bekennen muß. Ich kann mir die umständliche Reproduction des Stücks ersparen, da es längst gedruckt vorliegt. Aber ich muß der hohen Rundung und Geschlossenheit desselben in Erfindung und Ausführung meine Hochachtung bezeugen. Gerade diese Eigenschaften waren es, die ich gewöhnlich in Gutzkow's Productionen vermißte, und deren Mangel sie einem nur halb ausgeschmiedeten Ring immer so ähnlich machte. Mit um so größerer Freude habe ich sie hier endlich angetroffen. Der Grund liegt wohl darin, daß er dießmal mit glücklichem Tact nur diejenigen Elemente in seinen Kreis zog, die er wirklich beherrscht, und daß er deshalb keine Forderungen erregte als solche, die er befriedigen konnte. Diesen Tact sollte er immer beweisen, und z. B. in seinen dramatischen Gemälden das Tragische, dem er nun einmal nicht gewachsen ist, stets nur so schattenhaft im fernen Hintergrund aufdämmern lassen, wie hier das düstere Familienereigniß, aus dem sich die Handlung hervorspinnt.

Der Königslieutenant.

Schauspiel in vier Aufzügen von Carl Gutzkow.

Den großen Dichter charakterisirt vor Allem Eins, ihn charakterisirt, daß seine Gebilde nicht, wie Statuen, unfruchtbar in den Nischen stehen bleiben, sondern daß sie, wie lebendige Menschen, fortzeugen. Das bestätigt sich auch an Goethe; seine Schöpfungen haben nicht bloß sich selbst behauptet, sie haben auch ihres Gleichen hervorgerufen, wenigstens in dem Sinne, daß die Hervorbringungen einer ganzen Reihe von secundären Talenten äußerlich die unverkennbarsten Spuren der Verwandtschaft an sich tragen, wie sie innerlich auch aussehen mögen. Dieses Kriterium ist freilich rein empirisch, es dürfte aber trotzdem den einzigen untrüglichen Fingerzeig für die Zukunft abgeben. Den momentanen Erfolg hat die Mittelmäßigkeit sehr

oft vor dem Genie voraus, weil sie immer an Bekanntes anknüpft, weil ihr ganzes Geschäft darin besteht, daß sie alte Fäden zerzupft und sie wieder neu verspinnt. Das Zeitungslob knüpft sich ganz natürlich an den momentanen Erfolg, denn es ist selten mehr, und kann auch nicht füglich mehr sein, als der Wiederhall eines naiv hingenommenen ersten Eindrucks. Aber noch nie kam der Fall vor, daß sie zeugte.

Goethe's Familie vermehrt sich mit jedem Tage. Der alte Götz rief noch ganz kürzlich den Franz von Sickingen in's Leben und Tasso ist der Großvater des Königslieutenants. Wenn Goethe freilich in seinem didaktischen Drama einen sich unter allen Umständen ergebenden inneren Konflikt zum Gegenstand seiner Darstellung erhob, so kamen seine Nachfolger selten über den zufälligen äußeren hinaus; wenn jener veranschaulicht, wie der Künstler vermöge derselben Eigenschaften, die die Welt an ihm schätzt und die ihn zu dem machen, was er ist, mit der Welt in Widerspruch geräth und gerathen muß, so zeigen diese gern, daß es dem Künstler öfter, wie dem Gevatter Schneider und Handschuhmacher, an Geld gebricht, daß er sich leicht aus dem Stegreif verliebt und bei solchen Gelegenheiten noch leichter auf solide Väter stößt, die ihn als Schwiegersohn verschmähen, daß er endlich nicht eher allgemein anerkannt wird, als bis er allgemein anerkannt werden kann, bis er nämlich seine Thaten hinter sich hat und ein abschließendes Urtheil zuläßt. Das heißt denn allerdings das Gebiet der Tragödie mit dem der ordinären Tragikomödie vertauschen, und je unfreiwilliger dies geschieht, je weniger die Dichter ahnen, daß sie es thun, um so vollständiger wird die Grenzverwirrung und um so possirlicher für den ästhetisch Gebildeten, trotz der vielleicht stromweis um ihn herum rinnenden Thränen, der Eindruck. Was würden die Herren sagen, wenn einer ihrer Kollegen aus einer Welt voll Menschen gerade den Kaiser Napoleon herausgriffe, um uns durch sein Beispiel klar zu machen, wie bitter der Kampf mit Nahrungssorgen sei und uns zu diesem Zweck die Periode seines Lebens schilderte, wo sein tägliches Diner von seinem Credit bei der Obsthändlerin abhing. Dennoch thun sie im Grunde das Nämliche, wenn sie die Heroen der Kunst herauf beschwören, um uns die Misere einer prekären Existenz, die sie mit so vielen andern Sterblichen theilen, in grellen Farben vorzuführen. Das kann im singulären Fall mit zur Sache gehören,

aber wehe dem sogenannten Kunstwerk, in dem es den Mittelpunkt abgibt, denn das jammervolle Mitleid, die elende Rührung, die durch den Nebengedanken entsteht, daß ein Bettler die Ilias gedichtet und daß dieser Bettler vielleicht in dem Augenblick gehungert hat, wo er ein glänzendes Gelage beschrieb, soll der Künstler verachten. Es ist und bleibt ein Grundgesetz der Kunst, daß sie, wenn sie von den Erscheinungen, die in unendlicher Zahl und Mannigfaltigkeit aus dem Schooß der Natur hervorgehen, die eine oder die andere in den Bereich ihrer Darstellung zieht, dies nur der Eigenschaften wegen thun darf, die diese Erscheinung von allen übrigen unterscheiden. Den Magen u. s. w. hat nun der Dichter mit der ganzen Menschheit gemein, das reizbare Nervensystem hat er allein und muß es haben, denn dieses, das ihn allerdings der Welt gegenüber in Nachtheil bringt, indem es ihn überempfindlich macht und ihm in persönlicher Wirkung und Gegenwirkung das Maßhalten erschwert, vermittelt in ihm doch auch zugleich den raschen Konnex zwischen dem Gehirn und dem Herzen und setzt ihn in den Stand, daß er nicht, wie Jupiter, mit dem Kopf zu gebären braucht. Darauf aber beruht das Eigenthümliche seines Wesens und seiner Thätigkeit.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen natürlich keine Kritik des „Königslieutenants“ einleiten, sie sollen uns vielmehr die Kritik ersparen.

Ich kann in dem Kreise, dem er angehört, nicht einmal die Mikrologie, die Niederländerei, die doch wenigstens noch lebendig ist, gelten lassen, und habe die Gründe, wenn auch nur in Kürze, entwickelt. Daraus ergibt sich wohl von selbst, wohin ich ein Stück stellen muß, das noch tief unter dieser Mikrologie bleibt und eigentlich nur N a m e n auf die Bühne bringt, Namen, die in dem unterrichteten Zuschauer freilich E r i n n e r u n g e n an bekannte Zustände und Persönlichkeiten erwecken. Einem solchen Object gegenüber fällt jedes eingehende Urtheil weg.

Man kann das Gras nicht wachsen, die Gedanken nicht entstehen, die Dichter nicht w e r d e n sehen. Man kann aber allerdings sehen, wie ein junger Mensch, aus dem später der Verfasser des „Faust“, des „Werther“ u. s. w. wurde, sich geberdet, wenn er sich verliebt hat und den französischen Königslieutenant, der im Hause seiner Eltern einquartiert wird, für seinen Nebenbuhler hält. Wenn die Unmöglichkeit, die a r b e i t e n d e n G e h i r n f i b e r n abzubilden, einen Maler berechtigt, uns statt derer die H ü h n e r=

augen eines außerordentlichen Mannes zu zeichnen, so ist Gutzkow entschuldigt, daß er ein Drama schrieb, in dem er Alles, was Goethe in seiner Jugend mit einem Gecken gemein gehabt haben mag, darstellt, und Alles, was ihn über den Gecken hinweghob, ausläßt. Ich kenne aber aus eigener Anschauung die reichhaltigsten Galerien Europas und habe ein solches Hühneraugenstück noch nie erblickt. O wie Schade, wie ewig Schade, daß ein so borstiger Flederwisch über ein so himmlisch-duftiges Gemälde kam, wie wir Alle es von der Hand des großen Meisters aus „Dichtung und Wahrheit" kennen! O, wie absurd, daß das zu Goethe's Ehren geschehen sein soll!

Wie gesagt, von Kritik kann hier nicht die Rede sein, ich will und darf im Einzelnen Nichts, gar Nichts rügen: nicht einmal die Lächerlichkeit, daß der Graf Thorane, der Franzose, der ein wenig Deutsch radebrecht, vor einem ihm in seinem Zauber unzugänglichen deutschen Liede zusammenbricht, wie eine personifizirte Mauer von Jericho, und daß auf die Wirkung dieses Liedes wirklich die Hauptkatastrophe gebaut ist; nicht einmal die noch größere Albernheit, daß derselbe Graf am Schluß als Prophet auftritt und Deutschland pathetisch die künftige Größe des Frankfurter Bürgersohnes verkündet. Wohl aber muß ich dem Verfasser den Unsinn vorwerfen, der darin liegt, wenn er seinen jungen Goethe zu der Frau Rath sagen läßt, daß er, falls er wirklich ein Dichter werde, dies nicht den Griechen und nicht den Römern, sondern dem Herzen seiner Mutter verdanke. Das mag den Frauen hie und da gefallen und einige klatschende Hände in Bewegung setzen, obgleich es im Burgtheater, wie so vieles Andere, was auf dem bloßen schnöden Calcul beruhte, spurlos vorüberging, aber es ist doch ein gar zu unwürdiges Mittel, zu einem Beifall zu gelangen, dessen man sich sogar schämen sollte, wenn er von selbst käme.

Ich habe durch die Kritik, die ich über das Urbild des Tartuffe in der „Presse" veröffentlichte, wohl bewiesen, daß ich Gutzkow's positive Seiten kenne und sie zu schätzen weiß, und es thut mir aufrichtig leid, daß sein Gelegenheitsstück so hinter allen billigen Erwartungen zurückblieb. Bei alledem ist anzuerkennen, daß es, gut gespielt, wie es bei uns theilweise wurde, sich einmal ohne Langeweile ansehen läßt, was freilich von der flachsten französischen Mache in der Regel auch gilt.

Franz von Sickingen.

Ein Schauspiel in vier Acten von Eduard von Bauernfeld.

Ach, sie ist vorüber, für immer vorüber, die schöne, idyllische Zeit, in der man das Schicksal eines Veilchens, das von der grasenden Kuh zwischen den plumpen Zähnen zermalmt wurde, statt sein duftiges Dasein an dem zierlichen Busen der liebenden Jungfrau aushauchen zu dürfen, tragisch gefunden und es beklagt hätte! Er stelle sich noch einmal vor uns hin, der unseren in Gott ruhenden Vätern so theure, der von ihnen so oft bis zum Zerplatzen der Handschuhe beklatschte Lorenz Kindlein; er vergieße noch einmal Freudenthränen darüber, daß die Erde ihm die Gnade erweist, ihn neben Regenwürmern, Fröschen und Mistkäfern zu tragen, und daß die Sonne sich herabläßt, ihn zu bescheinen; er küsse noch einmal mit jener himmlischen Naivetät, die gar nicht ahnt, daß Bücher für Geld zu haben sind, seinen geretteten Band Wieland und tröste sich damit über die eingebüßte, gespickte Börse: ich fürchte sehr, wir sind hartherzig, uns dadurch nicht mehr rühren zu lassen, wir sind vielleicht sogar, ich sag's mit Schaudern, so schlecht, ihn auszulachen. Ja, es mache sich Einer einmal über das Seelen-Gemälde her, dessen Plan ich in einer Anwandlung von Zerknirschung erfand, als ich in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung" Bollmann's berühmt gewordene Recension meiner eigenen Dramen gelesen und mich daraus belehrt hatte, daß mir, wenn ich auch sonst eben nicht zu verachten, ja zum Theil, man denke doch, mit Ihro Majestäten, den Herren Schiller und Goethe zu vergleichen sei, noch alle und jede Versöhnung fehle. Er führe uns ihn vor, wie er damals bleich und hager vor meiner Phantasie aufstieg, den heimlich für ein Mädchen glühenden, jugendlichen Arzt, der auf Satans besondere Veranstaltung den begünstigten Nebenbuhler in einer Todeskrankheit behandeln muß und es in seiner Gewalt hat, ihn durch ein Recept, das er am Ende wohl gar noch mit Erfolg vor der Facultät vertheidigen könnte, aus der Welt zu schaffen. Er male uns die furchtbaren Kämpfe, die der Jüngling besteht, wenn er sich zwischen Teufelsdreck und Ipekakuanha entscheiden und so für alle Zukunft sein Loos bestimmen soll; er schildere uns den großen Moment, in dem er endlich den Sieg erringt und sich durch den Teufelsdreck, welchen er, dem höllischen Versucher zum Trotz, seinem Patienten in er-

habener Selbstüberwindung verordnet, den sittlichen Heroen aller Zeiten anreiht: ich zweifle stark, ob andere als Mädchen-Thränen fließen würden!

Und wenn das noch Alles wäre! Aber es ist nicht Alles! Zu der Gleichgiltigkeit gegen das Rührende und Gemüthlich-Schöne hat sich eine Begeisterung für das Ungebundene und Excentrische gesellt, die noch schrecklicher ist. Und als ob die Natur dießmal die Menschenwelt in ihrer Verirrung geradezu bestärken und unterstützen wollte, so läßt sie jetzt in unmittelbarer Aufeinanderfolge eine solche Reihe von Dämonen und Halbdämonen aus dem Abgrund hervortreten, daß man gar kein Ende mehr absieht. Freilich, es hat auch ehemals an diesen nicht ganz gefehlt. Da war z. B. Heinrich Kleist, von dem ich kürzlich erst sprach, da waren später Grabbe und Georg Büchner. Aber denen waren doch wenigstens die Theater versperrt, oder wenn man sie in einem Schaltjahr einmal herauf ließ, so geschah es aus demselben Grunde, warum die Spartaner ihren Kindern zuweilen Betrunkene vorführten. Das Publikum sollte sie verabscheuen lernen, und dieser vernünftige Zweck wurde auch meistens erreicht; der ruhige Bürger pfiff sie aus und freute sich, daß er kein Genie in seiner Familie hatte. Wie hat sich das geändert! Die Theaterdirectoren, wer wollte es nicht zu ihrer Ehre annehmen, mögen auch jetzt, wenn sie so manchem unheimlichen Sohn der neuen Zeit auf sein ungestümes Klopfen die Pforte öffneten, keine schlimme Absicht gehabt, sie mögen, wie ihre Vorgänger, gedacht haben: zeige Dich nur vor den Lampen, damit Du erfährst, was man von Dir hält! Aber der Erfolg entschied leider gegen sie, die Leute hatten sich, so väterlich sie auch überwacht gewesen waren, ganz im Stillen, wie Mithridat, an's Giftessen gewöhnt, und jauchzten, statt zu schaudern, als ihnen zum ersten Mal öffentlich wieder eine Dosis vorgesetzt wurde. Das geht schon so weit, daß der Dichter Griepenkerl es wagen durfte, den Robespierre auf die Bühne zu bringen und daß er damit Beifall fand, den Robespierre, der, wie jedes Kind weiß, nie in den Convent ging, ohne ein Paar Stiefel anzuziehen, welche aus der Haut seines eigenen Vaters fabricirt waren. Sollte man das glauben? Auch Bauernfeld —

Doch es sei des Scherzes genug, des bittern Scherzes, dessen man sich so schwer erwehrt, wenn man an so vielen Orten den verderbenschwangeren Irrthum wiederkehren sieht, daß man mit

der Uhr, deren Zifferblatt sich allerdings selbst um Mitternacht auf Mittag stellen läßt, auch die Zeit zurückschieben könne. Man kann ohne Zweifel, wenn man seine Machtvollkommenheit gebrauchen will, das Repertoir des Theaters wieder für eine Weile beschneiden; man kann dem Publikum die neuen Schöpfungen vorenthalten, die überall, als ob der dramatische Frühling schon unmittelbar vor der Thür wäre, aufschießen; man kann ihm sogar die approbirten Stücke, die sich durch zwanzig- und dreißigmalige Wiederholungen bereits das Bürgerrecht erwarben, wieder rauben; man kann ihm statt derer die Iffland-Kotzebue'sche Misère wieder aufdringen und sich dabei auf die vortrefflichen Leistungen derjenigen Schauspieler berufen, deren Lorbeeren unglücklicherweise aus poetischem Mist emporgeschossen sind. Aber man kann seinen Gesichtskreis nicht wieder verengern, man kann das erwachte Bedürfniß nach Höherem nicht wieder in ihm ersticken, man kann es nicht wieder aus der Welt in die Stadt, aus der Stadt in's Haus zurücktreiben, man kann es, mit einem Wort, nicht wieder von der historischen auf die schmale bürgerliche Kost setzen. Das hat der „Franz v. Sickingen" wieder recht schlagend bewiesen. Nicht die guten Einfälle, die treffenden Anspielungen, von denen das Stück wimmelt, auch nicht die sehr gelungenen possenhaften Figuren, an denen es ihm nicht mangelt: die ungeheuren Geschichtselemente, die sich in ihm bewegen, haben die Zuschauer aller Classen gepackt, und wenn die Wirkung nicht eine noch viel schlagendere war, so lag das gerade darin, weil der Verfasser diese nicht ganz zu ihrem Recht kommen ließ.

Bauernfeld ist eine eigenthümliche Erscheinung in der dramatischen Literatur. Sein Specifisches liegt für mich darin, daß er sich glücklicher, wie alle übrigen Talente seiner Art, zwischen dem Tendenzpoeten und dem reinen Dichter in der Mitte hält. Daß er Tendenzpoet ist, kann er sich selbst nicht verhehlen, und daß er diesem Umstand einen Theil seiner Erfolge verdankt, liegt auf der Hand. Wenn aber seine Erfolge nachhaltig sind, wenn sie nicht, wie so manche andere, die auf dem nämlichen Wege erreicht werden, spurlos verpuffen, so ist der Grund darin zu suchen, daß er nicht in der Tendenz stecken bleibt, daß diese vielmehr in seinem Gestaltungsproceß nur ein Durchgangsmoment bildet. Man vergleiche z. B., um sich den Unterschied klar zu machen, Bauernfeld's „Deutschen Krieger" einmal mit dem Prutz'schen „Moritz von Sachsen". Beide Stücke haben dasselbe

Centrum: das deutsche Reich, seine Kraft und seine Herrlichkeit! Wie weit aber liegen sie der Behandlung und dem ästhetischen Werthe nach auseinander. Im „Moritz von Sachsen“ sitzt der Verfasser mit seiner Lanze jeder Figur auf dem Nacken; im „Deutschen Krieger“ ist das nur bei der Frau von la Roche der Fall. Bei Prutz muß das Interesse für das Werk augenblicklich erlöschen, sobald das Interesse für den Autor erlischt, und das geschieht auf der Stelle, sobald die Sache, die er verficht, einen bessern Advokaten gefunden hat. Bei Bauernfeld ist das unmöglich, denn wenn die Dialectik des Obersten Götz auch einmal durch eine schärfere überboten, also stumpf werden sollte, so wird darum keineswegs der „kurz angebundene Degenknopf“ todt hinfallen, und noch weniger wird Hans Büttner darum aufhören, zu ergötzen. Freilich muß auch der höhere Tendenzpoet die rascheren und spitzeren Wirkungen, die er erreicht, auf doppelte Weise bezahlen. Einmal wird er, wenn er es auch zu lebendigen Gestalten bringt, doch niemals ganz runde, den Gehalt der Menschennatur in seiner vollen Reinheit wiederspiegelnde erzeugen. Das kann er nicht, weil er sie von Relativitäten abhängig macht. Dann wird es ihm auch immer an der geschlossenen Perspective fehlen, da er ja eben nie auf die Urverhältnisse zurückgeht, die allein einen wahren Abschluß erlauben. Das Alles gilt natürlich von dem politischen Tendenzpoeten in einem noch höheren Grade, wie von jedem anderen.

Dieß Specifische hat Bauernfeld denn auch nach seinen positiven und relativen Seiten im Sickingen wieder bethätigt. Auf dem Fundament des Goetheschen Götz fortbauend, führt er uns ein Moment aus unserem großen nationalen Entwickelungsprocesse vor, der bis auf den gegenwärtigen Tag noch keine Spitze gefunden hat. Ich kann mir die Reproduction des Stücks, die eigentlich auf die Recapitulation eines Blattes Geschichte hinauslaufen würde, ersparen, denn unsere Journale haben mit überraschendem, aber nur löblichem Eifer schon acht Tage vor der Aufführung in Charakteristiken und Abhandlungen Alles herbeigebracht, was zum Verständniß des Werks nur irgend dienen konnte. Es genügt, daran zu erinnern, daß Sickingen seine Lebensaufgabe darin setzte, die sich mehr und mehr befestigende Macht der Fürsten zu brechen, und daß er scheiterte, weil er scheitern mußte!

Ja, scheitern mußte! Es ist der Grundfehler des Stücks, daß dieß nicht klar wird, und dieser Fehler geht aus der Tendenz

hervor, den großen Ideen „Rechnung zu tragen“, welche das deutsche Volk in unserer Zeit bewegen. Ich tadle diese Tendenz nicht, im Gegentheil, ich freue mich vom Herzen, daß ein Mann, wie Bauernfeld, auf den man hört, nicht ermüdet, fort und fort in edler Selbstverleugnung an das Eine, was noth thut, zu mahnen. Aber Selbstverleugnung gehört dazu, Selbstverleugnung von Seiten des Dichters. Denn ganz natürlich mußte, wenn er einen historischen Stoff aufnahm, dessen Ausgangs- und Zielpunkt er nicht verändern durfte und durch den er seinen nächsten Zweck doch nur erreichen konnte, wenn er ihm fremdartige Elemente einverleibte, sich irgend wo ein Bruch ergeben. Und dieser Bruch ergiebt sich auch wirklich dergestalt, daß der historische Sickingen, der sich mit der Geschichte im Widerspruch befand, sterben mußte, wie er auch that, daß der dramatische aber, der als ihr eigentlicher Vorkämpfer auftritt, am Leben bleiben und sein Ziel erreichen sollte. Darum ist der Schluß des Werks unbefriedigend, das geht aber ganz einfach daraus hervor, daß Sickingen zu lebhaft vom Jahre 1850 träumt und daß der Dichter ihn einen Kampf, den er und seine Gefährten in Wahrheit nur ihrer persönlichen Interessen wegen geführt haben, aus anticipirter Begeisterung für die Einheit des deutschen Reichs und die Herrlichkeit des deutschen Volks führen läßt. Die Fürstenherrschaft war der Adelsherrschaft gegenüber in jener Zeit vollkommen berechtigt, sie war der erste Uebergang zu einer organischen Gliederung und mußte sich eben deshalb auch so gewiß durchsetzen, wie sich ihr gegenüber in Zukunft, unter welcher Form und welchem Namen es immer sei, die Kaiserherrschaft noch einmal durchsetzen wird.

In diesem Grundfehler tritt die negative Seite des Dichters hervor, wie er sich nun einmal halb instinktartig, halb bewußter Weise ausgebildet hat, und wer auf meine obige Charakteristik seines Wesens zurückgeht, der wird denselben nicht für zufällig halten. Die positive Seite ist im Sickingen eben so entschieden manifestirt, die Hauptpersonen, der Ritter Franz, der Erzbischof, Martin Luther, sind zwar weniger Individuen geworden, als Typen geblieben, dagegen sind Hilchen Lorch, Justine und Jäcklein köstliche Figuren, besonders der Letztere, der, wie ein dunkler Schatten, dem Bauernkrieg voranschreitet. Nicht genug zu loben ist die körnige Sprache, die fast immer ein reines und rasches Echo des Gedankens ist und nur in

einzelnen Momenten, wo das Seelenleben in seinem ruhelosen Durcheinanderwogen und Wallen veranschaulicht werden soll, an einer gewissen blutlosen Trockenheit leidet. Ich möchte dem Dichter nun rathen, sich einmal ganz an die Geschichte hinzugeben, sich, wie sich von selbst versteht, einen prägnanten Moment nach seinen Absichten zu wählen, ihr aber keinen weiteren Zwang, als in dieser Wahl selbst liegt, anzuthun. Wenn er es so schon bei dem Sickingen verhalten hätte, so wäre die Wirkung nach meiner Ueberzeugung, wie ich es oben bereits aussprach, eine noch viel durchgreifendere gewesen. Und an einer Symbolisirung unserer gegenwärtigen Zustände hätte es auch dann nicht gefehlt!

Die Wahabitin.

Ein Trauerspiel in vier Acten von Vincenz P. Weber.

Der Verfasser des gegenwärtigen Trauerspiels brachte vor Jahren einen Spartacus auf die Bühne, der, obwohl vom Publikum mit Beifall begrüßt, sehr rasch und zu rasch wieder vom Repertoire verschwand. Ich würde es der Intendanz des Burgtheaters Dank gewußt haben, wenn sie den Spartacus wiederholt und die Wahabitin unaufgeführt gelassen hätte, denn jenen hatte der großartige historische Stoff trotz der dilettantenhaften, fast novellistischen Behandlung mit einem gewissen Mark erfüllt, diese dagegen ist ein in Scene gesetzter Operntext. Die höhere Kritik dürfte sich mit dem Stück gar nicht befassen, wenn es ihr nicht eine Gelegenheit darböte, die Stellung des Schauspielers in einer ihrer dunkelsten Schattenseiten zu beleuchten und eine damit eng zusammenhängende ernste Frage an die Bühnenverwaltungen zu richten.

Wer ist diese Wahabitin? Eine Jungfrau von Orleans ohne ihre Motive, eine improvisirte Amazone, welche die Schranken des Geschlechts übersprungen hat, nicht weil der Finger Gottes sie gebieterisch hinüberwies, sondern weil sie ihrem Vater den in der Schlacht gefallenen Sohn ersetzen und, wie sie selbst einmal sagt, die Bewunderung der Welt erlangen will. Es kann Leute

geben, die diese armselige Art der Motivirung der abgrundtiefen Schillerschen vorziehen, weil sie dieselbe, nach dem trivialen Natürlichkeitsprincip gemessen, menschlich zugänglicher und begreiflicher finden. Aber Schiller wußte sehr wohl, warum er seiner Johanna neben der flammenden Begeisterung für König und Vaterland noch eine ganze mystische bis in die fernste Kindheit hineinreichende Reihe von Visionen, Träumen und Erscheinungen lieh; er wußte sehr wohl, warum er ihrem Entschluß, der erst bei dem Anblick des ihr als Zeichen verheißenen Helms, nun aber auch plötzlich, reif wurde, so viele Momente des Zitterns und Zagens, des Zweifelns, ja des instinktartigen Widerstrebens vorangehen ließ. Denn ein Weib, das sich in Schlacht und Kampf hineinstürzt und den ihm angewiesenen Kreis mit dem diesem geradezu entgegengesetzten vertauscht, ist nur dann nicht mehr abstoßend und widerwärtig, wenn man erkennt, daß es nicht anders kann, daß es von höherer Macht getrieben wird. Dies wird aber eben nur auf dem von Schiller eingeschlagenen Wege, der weit über die Sphäre der nüchternen Selbstbestimmung hinausführt, anschaulich gemacht; ein einfacher Willensact, wie auch immer hervorgerufen, ist dazu durchaus nicht hinlänglich. Nicht das Individuum darf sich von den Forderungen der Natur entbinden, um seinem persönlichen Drange, sei oder scheine dieser auch noch so edel, genug zu thun; nur die Natur selbst kann es lossprechen, um auf diese Weise einen großen, durch gewöhnliche Mittel nicht mehr realisirbaren Zweck zu verwirklichen. Dem Dichter ist es nämlich vergönnt, sich das Universum, als aus einer unendlichen Reihe von Kreisen bestehend, vorzustellen, die sich spiralförmig aus einander wickeln und von denen der weitere den engeren in dem Sinne bedingt, daß die für diesen geltenden Gesetze in demselben Moment außer Kraft treten, wo sie mit den in jenem herrschenden hindernd und hemmend zusammenstoßen. Darum fällt der Unterschied zwischen Mann und Weib für ihn in dem Augenblick weg, wo in der kleinen Welt, deren Spitze der beide Geschlechter umfassende Mensch ist, nur noch durch ein außerordentliches Werkzeug ein großes und nothwendiges Ziel erreicht werden kann. Daß es wirklich so steht, muß der Dichter freilich zuvor gezeigt haben, oder doch zugleich zeigen, daher bei Schiller zunächst der ausführliche, den unglücklichen Zustand des Reichs und des Volks im Allgemeinen mit der nöthigen Eindringlichkeit darstellende

Prolog, daher weiter im ersten Akt der Tragödie die sich ohne Unterbrechung folgenden, alle Hoffnungen und Aussichten vernichtenden Schicksalsschläge. Hat er das aber gethan, hat er uns überzeugt, daß eine höhere Macht eingreifen muß, wenn noch eine Wendung zum Heil eintreten soll, so wird er mit dieser nicht mehr krämerhaft unterhandeln und sich von ihr etwa nur ein Drei-Viertels-Wunder ausbedingen, denn nun ist das Unwahrscheinlichere auf einmal das Wahrscheinlichere geworden. Er wird nicht die natürlichen Kräfte des Mannes verstärken, sondern dem Weibe, dem „zitternden Geschöpf", übernatürliche Kräfte verleihen; er wird nicht auf einen schon einmal umsonst geschleuderten Wurfspieß eine besser geschliffene Spitze setzen, sondern einen Grashalm zum Wurfspieß erheben. Gelingt es ihm dann noch, das der gewöhnlichen Ordnung der Dinge momentan entrückte Individuum durch die von ihm ausgehende That in einen Konflict mit sich selbst zu versetzen, der es dieser Ordnung am Ziel seiner Laufbahn wieder unterwirft, und auch diesen Konflict noch durch eine letzte, höchste, nun aber rein menschliche und sittliche Kraftanstrengung zu lösen, so hat er den Ring, in dem sich jedes echte Kunstwerk bewegt, vollständig geschlossen, und die Kritik hat nur noch zu ermitteln, was der Ring neben anderen Ringen bedeutet. Diese Intentionen aber waren es, die Schiller bei seiner Jungfrau von Orleans leiteten, weil sie als allgemein gültige ihn leiten mußten, und wie man auch über die Ausführung im Einzelnen denken, wie man namentlich die Begründung der innern Krisis durch Johanna's plötzliches Verlieben auf dem Schlachtfeld betrachten möge: der Bau seiner Tragödie ist unanfechtbar. Auf den Bau aber, auf die Solidität der Grundfesten, kommt es an, nicht auf die Buntheit der Tapeten, womit die Wände behängt werden.

Sehen wir nun von der Motivirung und vom Namen ab, so haben wir unsere alte gute Bekannte, Johanna, vor uns und, mit Ausnahme derjenigen Variationen, welche selbst die sclavische Nachahmung noch von der wirklichen Copie zu unterscheiden pflegen, auch ihre sämmtlichen Verhältnisse. Adileh, die Wahabitin, steht als weiblicher General an der Spitze ihres kriegerischen Volks, wie Jene. Sie liebt ihren Feind Galib, den Sherif von Mecca, der sie auf einem ihrer Streifzüge gefangen genommen hat, und wird geliebt von ihrem Freund, dem Franken Delille, der sie wieder aus der Gefangenschaft befreit. Nun

steht sie zwischen Beiden, wie Johanna zwischen ihren französischen Werbern Dunois und La Hire, denen sie Nichts gewähren kann, und dem Britten Lionel, dem sie nichts gewähren darf. Anstatt der Agnes Sorel erscheint eine Schwester, Alisa, die wie diese auf Vertrauen dringt, und wie diese vergebens; anstatt des anklagenden Vaters Thibaut ein Oheim Hussein, der blind ist und zugleich Kadi. Es gesellt sich hinzu Achmed, Hussein's Führer, dem dieser einst den Vater umgebracht hat, und der ihn und sein Volk dafür verderben will. Eine weitere Beigabe ist Irene, eine griechische Sklavin, die den Galib liebt, und als er sie wegen seiner Leidenschaft für Adileh verschmäht, in's Wahabitenlager zieht, um die Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen, wozu es freilich nicht kommt. Diese sogenannten Charaktere wissen aber durchaus nichts vom Gesetz des zureichenden Grundes und sind blos durch die Namen, die sie führen, von einander unterschieden; es wäre so verkehrt, sie entwickeln zu wollen, wie in hölzernen Puppen nach Herz und Eingeweide zu suchen. Die Handlung, um den hier kaum anwendbaren Ausdruck zu gebrauchen, spinnt sich nun so ab, daß Adileh's Liebe von Achmed ausgekundschaftet und daß sie, die ihr Volk vor Mecca führt, ohne stürmen zu lassen, von diesem öffentlich bezichtigt wird, sie habe es verrathen und wolle es, um „in der Sünde dumpf'gen Schooß" zu gelangen, dem auf Entsatz harrenden Feind in die Hände liefern. So arger Dinge geziehen, wird Adileh von ihrem blinden Oheim zur Verantwortung gezogen; statt sich aber zu rechtfertigen, schweigt sie und läßt sich verfluchen. Wie sollte sie auch anders? Johanna d'Arc schweigt ja auch, und der kleine Umstand, daß diese schweigen muß, weil sie wirklich nicht mehr zu den Heiligen und Reinen gehört, Adileh aber reden könnte, da sie niemals an Verrath gedacht hat, kommt ja wohl nicht in Betracht. Sie wird hierauf von ihrem Oheim zum Tode verurtheilt, als aber die dazu beorderten Sclaven den Spruch an ihr vollziehen wollen, ersticht Delille sie und glaubt ihr so „die Ehre" zu retten. Karl Moor ersticht seine Amalia auch, aber freilich aus einem anderen Grunde. Ist es denn so schwer, zu erkennen, daß das Ungeheuerste sich in's Lächerlichste umsetzt, wenn es nicht in der Gestalt der unbedingten Nothwendigkeit erscheint? Dann versöhnt er sich mit dem zum Schluß wieder als Sherif auftretenden, im zweiten Act schon durch sich selbst zum Derwisch degradirten Galib, und die

beiden Nebenbuhler reichen sich über der Leiche der Geliebten die Hände.

Dieser Handlung und diesen Charakteren entspricht, wie natürlich, die Sprache. Ich gebe nur eine Probe.

„Und furchtbar droht des Fremdlings Rachezeichen,
Ein Sarglicht, haschend nach des Sherifs Leben!"

Das sagt Adileh neben anderem Unsinn in einem Monolog. Wer sich ein haschendes, d. h. ein mit Händen oder doch mit Greifwerkzeugen ausgestattetes Sarglicht vorstellen kann, der ist zu beneiden, denn für ihn kann es durchaus nichts Undenkbares mehr geben. Doch ich vergesse, daß es Leute gibt, für die die Poesie anfängt, wo der Verstand aufhört. Die finden hier vielleicht ihre Befriedigung.

Und nun zum Resultat. Ich will diesmal nicht fragen: darf man dem Publikum solche Stücke bieten? Ich will einmal fragen: darf man den Schauspieler damit quälen? Mit ihren Charakteren, die keine sind, und ihrer Handlung, die keine ist, erinnern sie an ein gewisses Spiel der Kinder, das beginnt: Stock, du sollst Pferd sein, nun fort nach Rom! Doch die Kinder reiten diese ihre Pferde selbst, sie zwingen die Erwachsenen nicht, aufzusitzen und sich zu geberden, als ob sie wohl beritten seien. Solch ein Zwang wird aber dem Schauspieler angethan, wenn er nichtiges Zeug, das er in seiner ganzen Hohlheit und Leerheit durchschaut, auswendig lernen, und als ob er es für etwas hielte, mit Emphase vortragen, ja sich wohl gar, wenn die Wirkung ausbleibt, von einer unverständigen oder niederträchtigen Kritik dafür verantwortlich machen lassen muß. Erwägen die Bühnen-Verwaltungen gehörig, was das heißt? Das ABC zu deklamiren, ist eine Kleinigkeit dagegen, denn dabei kann immer noch ein Eindruck herauskommen, als ob etwas Erschütterndes und Hinreißendes in einer dem Zuhörer fremden Sprache vorgetragen würde. Eine solche Täuschung fällt aber bei einem an Unsinn reichen deutschen Operntext, der gesprochen, nicht gesungen, und also verstanden wird, unbedingt weg.

Die Kunst der Schauspieler und die Rücksicht des Publikums auf die Anstrengungen derselben bewahrte das Stück vor dem gänzlichen Durchfall. Uebrigens soll es, sicherem Vernehmen nach, schon vor Jahren angenommen worden sein.

Das „Versprechen hinterm Herd"

im Burgtheater.

Ich liebe Tenniers. Seine prahlerischen Marktschreier, seine betrunkenen Bauern, seine wohlbeleibten Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Lust gleich mit sauerm Schweiß bezahlen müssen, erfüllen mich mit dem größten Behagen. Er zeigt mir, daß auf einen Hamlet, einen Faust eine ganze Legion von Menschen kommt, die den Himmel mit Zudringlichkeiten verschonen, so lange er für ihre Kehlen und ihre Magen sorgt, und die ihn selbst in den extremen Fällen, wo dies nicht mehr geschieht, nur fragen: warum hat mein Nachbar Kredit und ich nicht? oder: warum ist er ein Wirth und ich bin sein Gast und hange von seiner Gnade ab? Er hat es meisterlich verstanden, der Welt, die gleich der Zwiebel aus lauter Häuten besteht, die erste äußerste abzuziehen und all das wimmelnde Ameisenleben, das sie bedeckte, mit kecken Strichen und bunten Farben auf die Leinwand zu zaubern. Nichts fehlt, auch nicht der Schmerz und das Malheur, denn das Schicksal, das zuweilen sogar in dem Nest einer übermüthigen Feldmaus eine kleine Execution zu verrichten hat, geht natürlich auch an einer Bauernhütte, einer Schenke nicht immer vorüber, ohne einzusprechen. Aber, wie die Sünden, so die Strafen, wie der Verbrecher, so die Nemesis. Darum wird das blinkende Schwert, womit die Atriden geköpft zu werden pflegen, unter dem bescheidenen Strohdache nicht gezogen, wir erblicken nicht einmal eine ordentliche russische Peitsche, der Handel wird viel einfacher abgemacht. Der Mann, der gestern zu unmäßig jubelte, hat heute Zahnweh, und der Barbier, der ihm den empfindlichen Knochen ausziehen soll, borgt sich die Zange vom Grobschmied, statt vom Chirurgen. Oder drei lustige Brüder sitzen des Abends bei einander, der vierte bringt ein Zeitungsblatt, das er irgendwo erwischte, Alle möchten wissen, was über den Türkenkrieg darin steht, und der Schulmeister, der allein lesen kann, bleibt aus und wird umsonst gesucht, weil er hinter einer Weiberschürze steckt.

Noch einmal, ich liebe Tenniers. Aber in der Kirche will ich ihn nicht finden, und mit dem Küster, der ihn dort aufhängt, habe ich ein Wort zu reden. In die Kirche gehört Raphael mit seinen Madonnen, Michel Angelo mit seinem jüngsten Gericht,

und zu denen paßt Tenniers, wie ein Dudelsack zur Orgel. Es giebt Kirchen und Schenken in der Welt, nicht Kirchen oder Schenken allein. Den Priester, der ministriren oder predigen wollte, wo Bacchus oder Cerevisia herrschen, würde man verlachen, und mit Recht. Den Harlekin, der vor dem Altar oder vor der Kanzel seine Späße zu machen wagt, soll man mit gebläutem Rücken davon jagen. Alles hat, wie seine Zeit, so auch seinen Ort.

Ich liebe eine gute Posse. So gewiß eine lebendige Fliege mehr werth ist, wie ein aus Marzipan gebackener oder aus Holz geschnitzter todter Adler, so gewiß steht jene höher, wie ein mittelmäßiges Trauerspiel, und so sicher wird ein Kunstverständiger für einen einzigen Nestroy'schen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben, die das phrasenhafte und triviale Gedankenleben des sogenannten Dichters umsonst zu verhüllen suchen, wie sie sich auch aufbauschen mögen. Es ist sehr einfach, daß der Erste im letzten Genre unendlich viel mehr bedeutet, wie der Letzte im ersten Genre, denn er ist eine Specialität, d. h. ein eigenthümliches, die abgestandenen, oft so schaal gewordenen Elemente der Welt in reizender neuer Mischung darbietendes Gewächs, während der Andere uns den Spülicht des Spülichts als Wein einschenkt. Ich kann sogar, und das will mehr sagen, eine schlechte Posse verzeihen; ich bringe der Thalia einen Kinnbackenkrampf keineswegs höher in Rechnung, wie der Melpomene. Aber gute wie schlechte Possen sollen mir da nicht in den Weg treten, wo ich auf etwas Höheres gefaßt bin und gefaßt sein darf; sie sollen sich in die Räume nicht eindrängen, die der Tragödie und der ihr vollkommen ebenbürtigen, wenn auch in Deutschland nur schwach repräsentirten wahren Komödie ausschließlich geweiht sind. Ich will im Hofburgtheater ein Stück, wie „das Versprechen hinterm Herd“, nicht sehen, nicht, weil ich gegen das Genre eingenommen wäre, sondern weil dies Genre anderwärts, und vortrefflich, vertreten wird. Ich sträube mich dagegen, wie man sich, und mit Recht, im Leopoldstädter Theater gegen den Lear und den Macbeth sträuben würde. Und ich habe es sehen müssen.

Wien hat darin vor so vielen anderen Städten einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug voraus, daß es, wie Paris, für jede Gattung und jede Spielart des Dramas eine besondere Bühne besitzt, daß nicht Alles, wie Menschen und Thiere in der

Arche Noä, in einer und derselben Bude durcheinander zu laufen braucht. Soll dieser Vorzug, dem Wien sein Hofburgtheater allein verdankt, muthwillig aufgeopfert, soll der Pfeiler, der dieß Institut trägt, in einem Moment weggerissen werden, wo es bei gehöriger Leitung einen früher unmöglichen Aufschwung nehmen, wo es der Bildung und dem neuen Staat unberechenbare Dienste leisten könnte? Dazu wird doch wohl Niemand Ja sagen wollen. Bisher war das Hofburgtheater gebunden, wie Oesterreich selbst; es hatte sich eines ausgezeichneten Kreises der bedeutendsten Darsteller zu erfreuen, aber es durfte nichts darstellen. Der Geist klopfte umsonst an, man wies ihn mit dem Rothstift zurück, wenn er nicht bereits seine fünfzig Jahre gewartet und dem Publicum sein Geheimniß verzweifelnd durch die Presse zugerufen hatte; selbst Schiller und Goethe, die Dichter, die der Deutsche schon als Knabe auswendig weiß, mußten sich bald ein Auge ausstechen, bald ein Bein abnehmen lassen, ehe sie die Erlaubniß zum Eintritt erhielten. Das war denn allerdings kläglich und ließ keinen Genuß aufkommen. Aber die Erscheinung war keine vereinzelte, sie stand im genauesten Zusammenhang mit dem gesammten Staatsleben, man glaubte eben, wie ich mich zu jener Zeit einmal ausdrückte, es werde nicht Abend, wenn man nur hartnäckig die Uhr anhielte, und was man auch über das System und das ihm zu Grunde liegende Prinzip denken mochte, die Consequenz konnte man nicht anfechten, sie war richtig gezogen. Der Eindruck war darum auch nicht durchaus widerwärtig: das Bild der Welt glich dem Kreise der Welt, den es zunächst abspiegelte, auf's Haar, große Kräfte mußten sich auf den Brettern, wie außerhalb der Bretter, an absurden Aufgaben abnutzen und dabei noch obendrein feierliche Gesichter schneiden, man hatte wurmstichige Nüsse zu vergolden und mußte sich stellen, als ob man das nicht wisse. Der Zuschauer, der ein Quentchen Humor besaß, konnte sich an dem wunderlichen Treiben zuweilen wohl gar ergötzen; wem der Menschen-Verstand nicht abging, der haderte wenigstens nicht mit dem Intendanten und dem Theater-Director oder er that es aus demselben Grund, der den Eulenspiegel einst bestimmte, eine Wand auszuschmählen; der Scheltende wußte nämlich, daß der Erbauer lauschend hinter ihr saß. Dies Alles fand mit dem März sein Ende; alle Parteien, wie feindselig sie sich auch gegen einander verhalten und was sie im Stillen auch wünschen, hoffen und

erwarten mögen, in der Ueberzeugung stimmen sie überein, daß sich mit der Censur nichts Positives ausrichten läßt und daß, wer das Gegentheil glaubt, nicht bloß vom heiligen Geist nicht inspirirt, sondern vom bösen nicht einmal besessen ist, denn auch dieser wählt für seine verkehrten Zwecke die rechten Mittel. Jetzt muß uns daher, was uns früher auf dem Hofburgtheater spaßhaft und belustigend vorkam, abscheulich sein; zu dem Abscheulichsten, was uns zugemuthet werden kann, gehört es aber ohne allen Zweifel, daß wir seine Räume sogar dem Vaudeville sich öffnen sehen, d. h. einer Gattung, in der, um alles Uebrige unberührt zu lassen, dieses dem recitirenden Schauspiel gewidmete Institut hinter einem viel geringeren sogar mit Nothwendigkeit zurückstehen und unbedingt den Kürzeren ziehen muß.

Ich will hoffen, daß wir es nur mit einem einzelnen Mißgriff der Direction zu thun haben; aber was konnte sie auch nur zu einem solchen verführen, was konnte sie verleiten, einen Julius Cäsar und Anderes wieder bei Seite zu legen und ein Versprechen hinterm Herd zu geben? Glaubte sie das Repertoir, des militärischen Publikums wegen, auf diese Art verändern zu müssen? Das wäre ein schlechtes Kompliment, das sie der Bildung desselben machte, und ein sehr übel angebrachtes obendrein, da gerade die Offiziere, wie die Erfahrung noch bei jeder Gelegenheit lehrte, wo sie sich machen ließ, ernsten und gehaltvollen Darstellungen die angemessene Theilnahme im höchsten Grade schenken. Dieß Zeugniß ist der Unparteiische ihnen schuldig und die Sache versteht sich bei Männern, die entweder aus Schlachten kommen oder in Schlachten gehen, ja auch von selbst. Oder hatte sie ein augenblickliches Bedürfniß der Casse im Auge und wollte reizen? Das wäre etwas unvorsichtig und unbedachtsam, denn vom Wein bis zum Branntwein hinunter gibt es nur wenige Stufen, und geschmolzenes Blei kann schon Keiner mehr trinken. Sie lasse sich warnen, sie schlage endlich mit Energie und Entschlossenheit den rechten Weg ein, denjenigen nämlich, der mit den unabweisbaren Forderungen der Zeit im Einklange steht, dann kann sie überzeugt sein, daß jede Kritik, der es wahrhaft um die Kunst und um die von ihr ausströmende Bildung zu thun ist, sie nach Kräften unterstützen wird. Ich verlange nicht das Unmögliche von ihr, ich kenne die Schwierigkeiten sehr wohl, die sie zu überwinden hat, ich weiß, daß diese ihr allein aus dem

lächerlichen Rollen-Monopol und aus dem exclusiven Engagement für bestimmte, eng umgrenzte Fächer zu Dutzenden erwachsen. Doch, wenn es z. B. veraltete Schauspielerinnen gibt, die sich so lange sträuben, Mütter zu spielen, bis sie nur noch Großmütter spielen können: gäbe es kein Mittel, mit denen fertig zu werden? Ich dächte doch und es liegt sehr nah! Das Publicum will ohnehin kein wandelndes Antiken-Cabinet und es wird für Contracte, die auf ewige Darstellung der Jugend lauten, wenig Respekt zeigen, wenn die ewige Jugend selbst fehlt. Nur erst das Angesicht gegen Sonnen-Aufgang gewendet; das Uebrige wird sich finden und leichter, als es vielleicht scheint. Welch ein herrlicher Anfang wurde mit Wallenstein gemacht! Wie freudig wurde er vom Publicum und von der Kritik begrüßt! Weshalb jetzt die lange Pause? Will man wissen, warum sich das Widersinnige noch immer hie und da im Einzelnen hält? Nur deshalb, weil man im Ganzen noch nicht überall entschieden mit ihm brach! Man schneide ihm die Wurzel ab, und es vertrocknet von selbst! Ueber die höchst wichtige politische Seite der Theaterfrage werde ich mich nächstens äußern.

Andreas Hofer.

Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Wilhelm Gärtner.

Leipzig. B. G. Teubner, 1845.

Das vorliegende Drama behandelt einen rührenden, ja vielleicht den rührendsten Moment der neueren Geschichte. Ich sage: einen rührenden, nicht aber einen erhebenden. Rührend ist es, dieß patriarchalische Abhängigkeitsgefühl, dem angestammten Fürsten gegenüber, das nicht einmal in dem Augenblick an sich irre wird, wo der Fürst selbst es zurück weis't. Rührend ist sie, diese kindliche Unwissenheit, die von dem großen historischen Umbildungs- und Einschmelzungsproceß der Zeit nicht das Mindeste ahnt, ja, die nicht einmal die geographischen und statistischen Verhältnisse der Länder kennt und sich für die Ewigkeit gegen ganz Europa mittelst des Stutzens hinter ihren Berg- und Fels-

wänden behaupten zu können glaubt. Rührend in einem gewissen Sinne ist sogar die Naivetät, die in dem Mann des Jahrtausends, in Napoleon, Nichts als eine Art von Großmörder erblickt, der, da er einer halben Million von Menschen das Lebenslicht ausblies, billig auch eine halbe Million Mal geköpft oder gerädert werden sollte. Erhebend ist das Alles freilich nicht. Erhebend ist es so wenig, und noch weniger, wie das Heimweh des Jacopo Foscari in Byron's bekanntem Stück, der einem an die Scholle gebundenen Baum, der nur hier und nicht anderswo gedeiht, weit eher gleicht, als dem König der Schöpfung. Es ist einfach Gewohnheitssache; ob sich aber ein Volk an einen Fürstenhut gewöhnt hat, der ihm gefällt, oder ein Individuum an eine Nachtmütze, die es fortträgt, weil es sie schon lange trug, das ist im Grunde, wenn es durch nichts Höheres verklärt wird, ästhetisch wie moralisch, ganz einerlei. Und der Erhebung der Tiroler, so heldenmüthig sie war, fehlte diese Verklärung.

So viel vom Stoff, und zwar mit Nothwendigkeit, denn wer die Beschaffenheit desselben bei einem Kunstwerk aus den Augen setzt, der läuft oft Gefahr, die höchsten Vorzüge der Form für Fehler zu halten. Wer sich, den gegebenen Fingerzeigen nachgehend, den Tiroler Aufstand in seinen wahren Motiven und allen Consequenzen derselben vergegenwärtigt, der wird mit der Auffassung unseres Dichters übereinstimmen und die von ihm gewählte Behandlungsweise anerkennen müssen. Der wahrhaft poetische Hauch, der das kleine Drama von Anfang bis Ende durchzieht, offenbart sich hier, wie überall, hauptsächlich dadurch, daß wir uns mit Gewalt in die Atmosphäre hinein gebannt fühlen, in der das, was geschieht, allein möglich war. Wir sehen diese Menschen, in deren Schädeln das kleine Gehirn vertrocknet zu sein scheint, nicht bloß vor uns handtieren; wir schmecken die Luft, die sie athmen, wir saugen die Dünste, die diese Luft dick und schwer machen, die heißen Düfte, die ihr das Berauschende und Betäubende geben, mit ihnen ein, darum verstehen wir sie, darum nehmen wir an ihnen Theil. Dieß ist die eigentliche Probe des specifischen Talents und sollte immer zuerst untersucht werden, denn es handelt sich ja nicht darum, ob ein allgemein geistiger Gehalt vorhanden ist, sondern darum, ob er poetisch zum Vorschein kam. Es wird durch die hinein gehängten Gobelins mühsam zusammengetragener Local-Schilderungen oder durch das Klappern mit significanten Aus-

drücken, deren sich die Ohnmacht zu bedienen pflegt, nicht erreicht; die Leutchen mögen so viele Signoras oder Donnas in den Dialog ihrer Stücke hinein flicken, wie sie wollen, und ganze Berge von Goldorangen aufhäufen: man kommt Italien und Spanien um keinen Hahnenschritt näher. Jedes Wort des Charakters muß das Volk, dem er angehört, das Land, welches diesem Volk die Physiognomie aufdrückte, die Bildungsstufe, die er einnimmt, die momentane Situation, in der er sich befindet, wiederspiegeln, und dies Alles muß nun noch obendrein, wie das Wasser durch den Wellenschlag, durch das Originelle seiner Individualität, das sich jeder näheren Bestimmung durch allgemeine Kategorieen entzieht, eigenthümlich gebrochen werden. Das resultirt nun nie aus einer nüchternen Verstandes-Operation, die übrigens immer noch viel höher zu schätzen ist, als die naiven Ergüsse einer gewissen, selbst der Gedanken-Erzeugung völlig unfähigen Trivialität, welche sich überall gern für Poesie verkauft; es resultirt nur aus einem schöpferischen Proceß und ist eben darum der beste Beweis dafür, daß ein Werk aus einem solchen hervorging.

Wer sich das oben von mir berührte Verhältniß zwischen Stoff und Form nicht klar gemacht hat, der wird an dem Dichter Alles tadeln, was ich loben muß. Sein Drama ist fast planlos und deshalb kaum zu entwickeln; allein das war das Ereigniß, das er darstellte, ebenfalls und konnte gar nicht anders sein. Es fehlt an einem Helden im gewöhnlichen Sinn, der als erster Träger der Handlung im Mittelpunkt steht und die übrigen mitagirenden Personen in gehörig abgestuften Gruppen um sich her versammelt, denn Hofer gibt keineswegs einen solchen ab. Doch gerade dieß ist charakteristisch und schlägt in's Tragische um; das Thun ging, wie es natürlich war, von Vielen aus, das Leiden ergoß sich über ein einziges Haupt. Die Verse sind unregelmäßig und nicht selten hart und rauh; aber das Stammeln kleidet die Muse hier vortrefflich, denn sie läßt Menschen reden, denen die Gedanken nicht aus dem Kopf wollen, denen sie schneller in Arm und Bein fahren, als in die Zunge. Von der sogenannten schönen Diction ist nun, wie ich wohl nicht erst zu bemerken brauche, gar keine Spur, doch dafür wird der Kritiker dem Himmel unter allen Umständen danken, und hoffentlich wird auch der Letzte des Publicums bald einsehen, daß der leichte, charakterlose, niemals stockende Rede- und Phrasenfluß, den man unverständig genug so nennt und der auch nicht das

Mindeste von den Geburtswehen veranschaulicht, womit Leidenschaften, Entschlüsse und selbst Gedanken hervortreten, nie etwas Anderes beweist und beweisen kann, als die gänzliche Abwesenheit aller Eigenschaften, die den dramatischen Dichter machen.

Ich freue mich, von einem so erquicklichen Talent, wie es sich in Andreas Hofer von Wilhelm Gärtner zeigt, Zeugniß ablegen zu können und gebe aus der Scene zwischen Hofer und dem Vicekönig eine Probe.

Eugen.
Und wenn nun Euer Kaiser Euch nicht mag?

Hofer.
Wer sagt das? Fragt ihn, ob wir ihm nicht lieb!
Meint Ihr, weil er uns abgetreten hat?
Wißt Ihr, daß er nicht Vaterschmerz empfand,
Da er den Rücken den Tyrolern wandte?
Er warf uns — eines seiner Kinder
Warf er zum Raube hin,
Damit er seine andern Kinder rette.

Eugen.
Und warum warf der Kaiser grade Euch
Vor allen seinen Kindern hin zum Raube?

Hofer.
Weil wir von Allen ihm das Liebste sind!

Eugen.
Das ist mehr Weisheit, als ich fassen kann.

Hofer.
Wie seid Ihr doch so vornehm und so blind!
Ich hatt' zwei Hunde, beide treu,
Doch einer rettete mein Leben einst
Aus schlechtem Volk, das blieb mir im Gedanken,
Ich hielt ihn gut und konnt' ohn' ihn nicht sein.
Da kam einst Pathe Pichler auf der Mörr:
André, sprach er,
Laß mir von den zwei Hunden einen! —
An beide hatt' ich mich gewöhnt, versteht Ihr —
Wen aber, meint Ihr, gab ich hin?
Den, dem ich's Leben dankte, oder
Den zweiten?

Eugen.

Den zweiten!

Hofer.

Den, dem ich's Leben dankte, gab ich.
Jetzt weiter. Ander'n Tages in der Früh,
Da hört' ich draußen an der Thür was heulen.
Frisch war ich auf und sah hinaus zum Fenster,
Da stand mein Türke draußen auf der Stiege,
Noch die zeriss'ne Kette an dem Halse,
Und sprang, wie närrisch, an der Wand hinauf.
Türk, rief ich, guter, treuer Türk,
Komm, komm herein! — und that ihm auf die Thüre —
Du bleibst bei mir, Du kommst mir nimmer fort!
Ich hatt's gewußt, der reißt die Kett' entzwei
Und kommt mir wieder, darum gab ich ihn
Mit Lachen, ihn just, nicht den andern. Merkt
Euch, Majestät, die Hundsgeschichte!

Ich denke, der Leser wird sich die Hundsgeschichte und den Dichter auch merken.

König Monmouth.

Ein Drama von Emil Palleske.

Dieß Drama hat, obenhin betrachtet, einen Zuschnitt, als ob es unmittelbar aus Shakespeare's Zeit herrührte. „Nach London kommt, seht Carl den Zweiten sterben!“ beginnt der Prolog. „Zwanzig Doctor'n umsteh'n das Bett des Königs u. s. w.“ geht es stoßweiße im Fanfarentone fort. Mit einem „Geduld! Das Grab deckt Sünden. nicht die Folgen u. s. w.“ tritt der buntbebänderte alte Gesell, der ordentlich wieder neu geworden ist, keuchend und schwitzend ab. Nun wird das Personenverzeichniß entrollt und es ist lang, wie eine Regimentsliste. Dann beginnt das Stück und die Scenen fliegen durcheinander, wie in der Geschichte selbst. Genug, die Fregatte, wo-

mit Shakespeare's gewaltiger Geist zu fahren pflegte, wurde bei uns lange nicht mehr so treu nachgebaut, die Takelage ist vollständig, die Wimpel flattern, und es handelt sich nur noch darum, ob der unwiderstehlich mächtige Hauch, der die Segel schwellen muß, wenn das Prachtschiff nicht im Hafen liegen bleiben und elendiglich verfaulen soll, sich ebenfalls eingestellt hat. Das ist nun leider nicht der Fall.

Es ließ sich erwarten, daß Macaulay's meisterhafte Darstellung König Monmouth's und seiner traurigen Schilderhebung in Deutschland zu mehr als einem Drama Anlaß geben würde. Ein unglücklicher, schon durch die Geburt schief gestellter Prinz, den ein ganzes Volk zu rufen scheint und für den sich zuletzt doch Niemand bewaffnet; ein verstockter, dumpf- und stumpfsinniger Monarch, den ein ganzes Volk verflucht und für den zuletzt doch ein Jeder einsteht: welch ein Gegensatz! Und was liegt nicht noch in der Mitte! Der verdeckte Kampf zweier Kirchen, von denen die unterdrückte Alles hofft, die herrschende Alles fürchtet; der offene Streit der politischen Parteien, von denen die eine die fernsten, noch im Schoße der Zukunft verborgenen Consequenzen des neuen Regiments schon als Wirklichkeiten geltend machen möchte, während die zweite selbst vor den rücksichtslosesten Angriffen auf das heilige Fundamentalgesetz des Staates feig die Augen zudrückt, um nur noch ein paar Tage länger unentschieden und entschlußlos hintaumeln zu können; dabei eine Fülle der ausgeprägtesten Charaktere, die sich in enggeschlossener Kette von rechts nach links hinziehen und einen Kreis bilden, in dem fast jede mögliche Anschauungsweise der Dinge lebendig vertreten, ja verkörpert ist. Wie hätte ein so reiches Tableau nicht einen unserer Dichter reizen und verlocken sollen! Denn bei uns wird es noch lange übersehen werden, daß das historische Drama seine ganze Kraft aus der überwältigend treuen Veranschaulichung der Verhältnisse schöpft, und daß eine wurzel- und schlußlose Episode eben darum keins abgeben kann, da sie die nothwendige Vertiefung in Anfang und Ende nicht gestattet. Was ist aber der König Monmouth und sein Unternehmen anders, als eine Episode in der großen Revolutionstragödie, die mit Carl dem Ersten beginnt und mit Wilhelm von Oranien schließt! Hier liegt eine noch größere Aufgabe vor, als ihn der Kampf zwischen der weißen und der rothen Rose darbot, aber sie ist nur in einer Reihe von Dramen,

die organisch untereinander zusammenhängen, zu lösen, und wer den Stoff zerreißt, dem geht es nicht viel besser, wie demjenigen, der sich von einem Riesen einen Arm oder ein Bein herunter haut. Es kann gelingen, aber er bringt kein lebendiges Glied nach Hause, sondern ein todtes Stück Fleisch. In solchen Fällen heißt es: ganz oder gar nicht!

Hiermit ist der Hauptfehler des Palleskeschen Stücks ausgesprochen. Was der Cactus ist, wenn man ihn aus Sicilien in einen deutschen Topf verpflanzt, das ist Monmouth, wenn man ihn aus dem historischen Strome herausfischt und ihn für's Bürgerzimmer in einen vergoldeten Rahmen faßt. Ja, er am wenigsten verträgt die vereinzelte Behandlung, denn ihm ist, von der Bedenklichkeit des Manövers noch ganz abgesehen, psychologisch gar nicht nachzuhelfen. So lange er zwischen dem blinden Jacob und dem lauernden Wilhelm verloren in der Mitte steht, von ihnen, als den eigentlichen Polen der Bewegung, weit überragt und nur einen Augenblick hervortretend oder vielmehr hervorgestoßen, um gleich wieder für immer zu verschwinden, so lange hat und behält er etwas Rührendes. Ja, je weniger er selbstständig handelt, je mehr er nur von den Wogen geschaukelt und hin und her geworfen wird, um so eher versöhnt man sich mit der Erbärmlichkeit seiner letzten Momente; armer junger Mensch, denkt man, Du bist nicht aus Uebermuth auf den Thurm geklettert, man hat Dich hinaufgestellt, kein Wunder, daß Du schreist, nun Du fällst! Wenn das Verhältniß sich aber geradezu umkehrt, wenn der schwache Monmouth, diese Johanna Gray in Männergestalt, die weit hinter dem Weibe zurückbleibt, den Mittelpunkt abgibt, auf dem das Auge, es mag wollen oder nicht, ruhen muß und wenn er dann, von Stufe zu Stufe, bis zur schmachvollsten Verleugnung seines eigenen Princips herabsinkt, so verwandelt sich die Rührung in Ekel, und man fragt das Schicksal nicht mehr, warum es ihn zerschmettert, sondern warum es sich überhaupt etwas mit ihm zu schaffen macht. Das hätte der Verfasser sich sagen sollen, dann würde er den ganzen Mißgriff vermieden und sich nicht abgequält haben, einen Helden aufzustutzen, der verloren ist, so wie man ihn recht betrachtet und der deshalb nur nebenbei in einem umfassenderen Gemälde vorkommen darf. Uebrigens hat er sein Talent, das freilich sehr reflectirend zu sein scheint, auch durch diesen Mißgriff bewiesen und wenn er aus seiner Beschäftigung mit Shake-

speare früher oder später die Lehre zieht, die schon mancher Größere daraus zog, so kann etwas aus ihm werden. Diese Lehre lautet aber: sich mit Shakespeare möglichst vertraut zu machen, um sich dann möglichst fern von ihm zu halten, denn Shakespeare ist die Welt noch einmal, und wer das erkannt hat, der wird sich schwerlich versucht fühlen, mit seinem Maße zu messen und nach seinem Risse zu bauen.

Marie Bluntfield.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold Ruge.

Erster Act. Deutsches Museum. 1858.

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer.

Innsbruck 1858. (Selbstverlag.)

Gewiß nur des Contrastes wegen haben Sie mir diese beiden Musterproben des Deutschen Dramas mitgetheilt, des Contrastes wegen, der zwischen den beiden Dichtern, wenn auch keineswegs zwischen den Hervorbringungen derselben besteht. Stolz und frech hält Arnold Ruge, welcher Verfasser höchst schätzbarer philosophischer Abhandlungen ist, leider aber auch zugleich Entdecker und alleiniger Vertreter einer politischen Weltanschauung, die durch Detmold's satyrische Illustration ihr größtes Renommée erhielt, mit dem ersten Act einer Marie Bluntfield in Deutschland seinen Wiedereinzug. Demüthig und aufrichtig bescheiden, wie es scheint, schreitet neben dem seines Sieges gewissen Triumphator in Martin Meyer ein wackerer Tiroler daher und bietet seinen Ulrich von Starkenberg aus, wie seine Landsleute ihre Handschuhe und Tücher. Der Kritiker steht verlegen in der Mitte, denn es fällt ihm eben so schwer, den Einen zu loben, als den Andern zu tadeln, und doch soll er gerecht sein.

Ich wurde vor einer Reihe von Jahren einmal an einem öffentlichen Ort in Hamburg einem Fremden vorgestellt, einem

ehrwürdigen Greise mit lang herabwallenden Silberlocken und einem weihevollen Gesicht. Ich wußte selbst nicht, warum es eigentlich geschah, erfuhr es aber bald, indem der Vermittler mir mit Unterwürfigkeit zuflüsterte, daß der Alte sich nicht blos im öffentlichen Leben wie in Wissenschaft und Kunst bedeutend hervorgethan und einen großen Namen erworben, sondern auch ganz nebenbei das Geheimniß entdeckt habe, aus Erdäpfeln das vortrefflichste Kalbfleisch zu machen. Obgleich ich jung genug war, um mir den Stein der Weisen, die Universaltinctur und das Lebens-Elixir noch als wirkliche Inventurstücke der Welt ohne Widerspruch gefallen zu lassen, so setzte mich diese Eröffnung doch in einiges Erstaunen. Wie wuchs mein Erstaunen aber, als der Alte ruhig bemerkte, darauf sei er nicht stolz, denn das sei eine Kleinigkeit, von der man gar nicht reden müßte, aber er gewinne aus dem Abfalle der Erdäpfel auch jedes beliebige Gemüse und bereite aus dem Abfalle des Abfalls noch ein sehr dauerhaftes Stiefelleder, und darauf, fügte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen mich hinzu, bilde er sich allerdings ein wenig ein. Mir wurde deutlich, daß Cagliostro in einer neuen Gestalt vor mir stand, und ich zog mich zurück, bevor ich die übrigen Wunderdinge, die noch im Anzuge schienen, vernommen hatte, aber unendlich oft bin ich an diesen Mann und seine Erdäpfel durch Schriftsteller erinnert worden, die gradezu Alles können, und die, wenn die eine Richtung ausgebeutet ist, sich über Hals und Kopf in die andere hineinwerfen, wie ein amerikanischer Kellner, der zu predigen anfängt, bevor er noch die Laufschürze abgeworfen hat. Nie jedoch ist dies auf bedauerlichere Weise geschehen, als durch Arnold Ruge und seine poetischen Productionen. Seine „neue Welt“ mit ihrer thörichten Vorrede und ihrem läppischen Prolog sei ihm seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen verziehen, aber gegen diese Marie Bluntfield, die nach Schiller und Walter Scott noch eine Maria Stuart bringen will, muß man alles Ernstes protestiren. Der Würzburger Philosoph Johann Jacob Wagner gab eine förmliche Dichterschule heraus und machte sich anheischig, jeden auch nur halbwegs begabten Menschen zu einem guten Poeten umzuschaffen. Arnold Ruge scheint die Wahrheit dieser wunderlichen Theorie durch sein eigenes Beispiel praktisch darthun zu wollen. Wenn aber Wagner schon durch die auf dem Wege des Selbst-Experiments gewonnenen Proben sich schmählich

prostituirte, so ist dieß bei Ruge fast noch mehr der Fall, und diesen muß man bei seinen oft dargelegten vortrefflichen Einsichten in die Natur des Aesthetischen einer schweren Sünde zeihen, während Jener in seinem Stumpfsinn vollkommen unzurechnungsfähig war und für seine bleischweren Reimereien eine Entschuldigung hatte. Man hört nicht darum auf, abstrakt zu sein, weil man, anstatt dem Faden nachzuspähen, der Himmel und Erde verknüpft, sich einmal mit Menschen und menschlichen Dingen befaßt und das Product der Wahrscheinlichkeits-Rechnung, was sich diesen gegenüber ergibt, in eine poetische Form kleidet Es gibt im Gegentheil eine Abstraction, die ganz Anschauung zu sein scheint, weil sie immer ein concretes Object mit dem anderen vergleicht und jeden Gedanken in ein willkürlich aufgegriffenes Bild auflöst, und die doch noch heilloser ist, wie diejenige, die in unverlarvter Nacktheit hervortritt. Und in beiden Arten excellirt Ruge. Seine Charaktere und Situationen sind nach der Wahrscheinlichkeits-Rechnung zusammengesetzt, die ihn dagegen sicher stellt, daß er die junge Königin von Schottland nicht als Conventiklerin auftreten und den Reformator Knox keine Arie aus dem Don Juan absingen läßt, und sein Dialog mit dem unausgegohrenen Mischmasch von epigrammatischen Spitzen und rohen plastischen Ansätzen verhält sich zum dramatischen Ausdruck, wie die Eiszapfen am Dach, die vor der Sonne in scheußlichen Mißgestalten wegtröpfeln, zu dem ruhigen Strom, in dem sie sich spiegelt. Eben darum ist der vorliegende erste Act dieser Marie Bluntfield auch zum Urtheil völlig genügend, denn wo die Elemente fehlen, kann in alle Ewigkeit kein Organismus entstehen. Ruge hat über Dichter zu richten und er wird ihnen, wenn es ihm gefällt, seine Politik bei Seite zu lassen, immer willkommen sein; er muß sich aber nicht selbst unter sie mischen.

Martin Meyer äußert sich über Grund und Zweck seines Dramas nachstehendermaßen im Vorwort: „Als ich vor einigen Jahren Beda Weber's, meines geschätzten Landsmannes, Geschichtswerk: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche durchlas, drang sich mir sogleich der Gedanke auf und ward durch die ausdrückliche Bemerkung des Verfassers noch bestärkt, daß die Vorgänge jener Zeit, der Kampf des Tirolischen Adels gegen die staatlichen Neuerungen Friedrich's und ganz vorzugsweise der muthvolle, bis zum Aeußersten ge-

triebene Widerstand der Brüder von Starkenberg einen lohnenden Vorwurf zur dramatischen Bearbeitung biete, um so mehr, als ich in den letzteren und einigen hervorragenden, eng mit ihnen verbundenen Adelshäuptern nicht sowohl die Träger veralteter feudaler Grundsätze, sondern vielmehr die Verfechter edler persönlicher Freiheiten und höherer patriotischer Tendenzen zu erkennen glaubte. Mochte ich mich hierin täuschen oder nicht, ich faßte die Sache einmal von diesem Gesichtspunkte auf und wagte mich an den Versuch. In wie weit es mir gelungen, meine Aufgabe zu lösen und Charaktere und Begebenheiten jener Zeit zu einem dramatischen Gebilde zu gestalten, muß ich der Kritik zur Entscheidung überlassen; immerhin glaube ich jedoch in Rücksicht des schwer zu bewältigenden Stoffes auf einige Nachsicht hoffen zu dürfen, wenn mein Talent zu schwach war, um der historischen Treue, den Bühnen-technischen Rücksichten und zugleich den dramatischen Anforderungen durchwegs gerecht zu werden.“ Was ist darauf zu antworten? Der Historiker wird sagen: Du hast dich im Gesichtspunkt geirrt, und der Aesthetiker: Deine Aufgabe ist durch Goethe's Götz von Berlichingen bereits gelöst.

Unfreiwillige Komik.

Man kann darüber streiten, ob unsere Zeit eine arge ist, wie sie so oft genannt wird, aber darüber, daß sie ein grämliches, greisenhaftes Gesicht hat, werden sich alle Stimmen leicht vereinigen. Nicht bloß unser Wochentag ist grau, unser Sonntag ist es noch viel mehr, und wenn wir uns den Schweiß überhaupt noch abtrocknen und die Feierkleider anziehen, so geschieht es weniger, um einmal aufzujubeln, wie ehemals, als um uns von der Arbeit auszuruhen, oder wohl gar nur, weil der Kalender und der alte Brauch es vorschreiben. Noch schlechter steht es mit unseren Festen; unsere grüne Weihnacht kann zwar nicht vertrocknen, denn der Tannenbaum wird von jeder Kinderhand begossen, aber schon unser Sylvester-Abend mit dem obligaten Bleigießen und dem übrigen Hokus-Pokus, an den Niemand mehr glaubt, ist eine bloße Gedächtnißübung, eine kurzgefaßte Recapitulation der Deutschen Mythologie, und unser Carneval geht

auf Stelzen und darf sich nicht beleidigt fühlen, wenn man ihn einen verkappten Aschermittwoch nennt. Sieht nun unser Leben selbst, trotz aller Flitter, womit es sich behängt, so freudlos und verdrießlich aus, so ist sein Abbild, wie es uns in der Literatur und auf der Bühne entgegentritt, wo möglich noch trockner und lederner. Die eigentliche Komik ist längst versiegt; jener göttliche Quell schnurriger Erfindungen und drolliger Einfälle, der einst bei uns so überreichlich sprudelte und uns, nachdem er uns zuerst den köstlichen Reinecke Fuchs bescheert hatte, bald einen Hans Sachs'schen Schwank, bald eine Burkardtsche Fabel, ganz zuletzt sogar noch im „zerbrochenen Krug" unsere einzige Komödie schenkte, ist gänzlich erstickt. Unser Lustspiel und unser Roman „persifliren und spielen an", unser Volksstück „parodirt", und wem es kein Vergnügen macht, die Carricaturen der Wirklichkeit mit den Daguerreotypen des Schriftstellers zu vergleichen, was für den Freund des Cervantes und des Aristophanes oder des Shakespeare ein trauriger Spaß ist, der sieht sich umsonst nach Brot in der Wüste um, denn von unserem „Humor" oder unserer „Satyre" kann gar nicht die Rede sein.

Es hat Könige gegeben, die auf die Erfindung eines neuen Amüsements hohe Preise setzten, und wir sollten sie nachahmen, wenn wir einem Zustand vorbeugen wollen, wo wir in unseren Gesellschaften neben dem Dessert vielleicht eine Quantität Lachgas herumreichen müssen, um die Gesichtsmusculatur in's Zucken zu bringen und das Einschlafen zu verhindern. Bei so großer Noth muß, wie bei einer Feuersbrunst oder einer Ueberschwemmung, der Gemeinsinn Jedermann antreiben, nach Kräften zur Abwendung oder Verringerung der Gefahr beizutragen; darum sei es erlaubt, auf ein Surrogat der Komik hinzuweisen, das von Erasmus, Liscow u. s. w. mit Fleiß und Eifer ausgebeutet, seitdem aber verächtlich bei Seite geworfen worden ist. Welche Menge von Schriften erscheinen jedes Jahr in Deutschland und wie werden gerade diejenigen, die des Ergötzlichen so viel bieten, wenn auch ohne Wissen und wider Willen der Autoren, vernachlässigt! Zwar ist es an sich schon belustigend genug, die zahllosen Gedichte, Dramen, Romane u. s. w., womit jede Messe uns überschüttet, von den bestellten Kritikern im Schweiß ihres Angesichts mit Ernst und Würde prüfen zu sehen und zum Schluß von ihnen mit Feierlichkeit erklären zu hören, daß Pindar und Tyrtäus wieder nicht eingetroffen seien, daß Shakespeare sich gleich=

falls verspätet habe und daß man sogar nach Cervantes noch immer vergebens ausschaue. Aber dies Schauspiel ist doch zu monoton, um nicht bald zu ermüden, wogegen der frische Griff in's Leben hinein, die mit rascher Hand abgepflückte unerhörte Metapher, die mit der Blendlaterne beleuchtete unmögliche Scene u. s. w. eine ewige Abwechslung gewähren würde. So wird es Niemand das Gähnen vertreiben, daß ein Lyriker einfach miserabel genannt wird, während ein landschaftliches Gemälde, wie das nachstehende:

„Wie bläst die Herbstwind-Katze
Das Sommer-Vöglein an,
Wie spielet ihre Tatze
So tückisch-freundlich d'ran!"

das eine nicht mehr ganz neue Sammlung ziert, selbst gegen Zahnweh mit Erfolg anzuwenden sein dürfte. Da Beispiele am besten beweisen, so ist ein kleiner Streifzug durch das Drama des letzten Jahres, von diesem Gesichtspunkt aus unternommen, vielleicht am Ort. Es sind, dieses werde ausdrücklich zur Verwahrung vorangeschickt, einige recht respectable Leistungen hervorgetreten. Der „Sohn des Fürsten" von Julius Mosen, der „Columbus" von Werder und die „dramatischen Werke" von Karl Goldschmidt verdienen die Achtung des Publicums und die Berücksichtigung des Theaters. Aber es haben sich auch drollige Käuze eingestellt, die man, wenn man sie als Dramen-Schöpfer betrachten wollte, ohne Beihilfe von Aristoteles und Lessing nicht bloß aus Athen, sondern auch aus Leipzig wegjagen könnte, die man aber bloß bei sich selbst für dramatische Figuren zu erklären braucht, etwa für solche, die Shakespeare in übermüthiger Laune hingeworfen hat, z. B. für Pendants zu den von ihm im „Julius Cäsar" und im „Timon" skizzirten Poeten, um sich ihrer herzlich zu erfreuen und ihnen die sämmtlichen Rechte von „Flach" und „Schaal" in Heinrich IV. einzuräumen.

Wir treffen zunächst:

„Antonius und Cleopatra." Tragödie in fünf Acten von J. W. Ottiker, Advocat in Zürich. Zürich, Walder und Sohn, 1858.

Dieses Werk zeichnet sich besonders durch das Vorwort aus Es lautet folgendermaßen:

„Indem ich den Deutschen Bühnen ein Schauspiel übergebe, welches mit einem der Shakespeare'schen Dramen Stoff und Namen gemein hat, hoffe ich, weder der Anmaßung, noch eines Plagiats beschuldigt zu werden. Shakespeare's „Antonius und Cleopatra" ist eines seiner schwächeren Stücke; es mangelt demselben jede dramatische Einheit. Shakespeare hat die von Plutarch erzählten Anecdoten beinahe planlos aneinandergereiht. Auch einzelne seiner Charaktere sind offenbar carrikirt; Cleopatra z. B. läßt jene reizende Anmuth und Liebenswürdigkeit durchaus vermissen, die ihr eigenthümlich waren und womit sie vor Antonius selbst einen Julius Cäsar zu fesseln vermocht hatte. Umsonst wird man daher dieses Shakespeare'sche Drama bühnengerecht zu machen versuchen; die verfehlte Anlage desselben spottet jeder Umarbeitung. Und doch ist das tragische Schicksal des Antonius und der Cleopatra einzig in seiner Art: von weltgeschichtlicher Bedeutung, vom allgemeinsten menschlichen Interesse, reich an theatralischen Situationen, Charakteren, Handlungen und Contrasten!

„Meine Bearbeitung ist von derjenigen Shakespeare's durchaus verschieden. Ich ließ die Ereignisse und das Schicksal meiner Helden sich gleichsam aus sich selbst entwickeln und als die natürliche Folge ihrer Charaktere und Verhältnisse erscheinen, während Shakespeare dieselben in der Regel unmotivirt, wenigstens unvorbereitet eintreten ließ. Ich näherte mich dadurch in der Anlage meines Drama's der Einfachheit der alten Tragödie, glaubte aber auch dem modernen Geschmack alle Rechnung tragen zu sollen, die derselbe billigerweise beanspruchen darf, indem ich die Handlung rasch vorwärts schreiten, die Situationen wechseln und sich überraschend gestalten und durch alle Tragik einen leichten Hauch des Humors spielen ließ. Mein Drama macht im Uebrigen eben so sehr auf historische Treue Anspruch, als das Shakespeare'sche Drama ihn zu machen berechtigt ist: ja ich glaube die Ereignisse klarer, die Charaktere bestimmter und den Geist des klassischen Alterthums reiner wiedergegeben zu haben, als Shakespeare es that. Ich modernisirte das Alterthum, um es der Gegenwart verständlich zu machen, ohne dasselbe zu entstellen.

„Der antike und zum Theil kriegerische Stoff meines Drama's brachte es mit sich, daß ich auch Chöre darin aufgenommen habe. Ich mußte nothwendig die Armeen beider Imperatoren

wenigstens bildlich auf die Scene bringen und hielt es für unpassend, sie die Rolle bloßer Statisten spielen zu lassen. Meine Chöre sind übrigens kleiner und leichter verständlich, als die Chöre der antiken Tragödie; sie greifen auch nicht unmittelbar in die Handlung ein, wie die Schiller'schen Chöre in der Braut von Messina; gleichwohl hielt ich sie dem Charakter der ganzen Dichtung für angemessen und ich bin überzeugt, daß dieselben, gehörig arrangirt, die Wirkung des Drama's vervollständigen werden. Sie bereiten auf gewisse Ereignisse vor oder schließen dieselben ab; sie vermitteln die Sympathie der Zuschauer mit dem Schicksal der Helden und versehen bisweilen die Stelle eines Wechsels der Scenerie, indem sie gewisse sonst unzusammenhängende oder zu rasch aufeinander folgende Handlungen verknüpfen. Ihre Darstellung sollte keine großen Schwierigkeiten darbieten. Jedem Theater steht ein Chorpersonal, ein Orchester und ein Musikdirector zur Verfügung, der die Chöre leicht componiren und einstudiren lassen kann. Die Composition müßte möglichst einfach sein und sich ganz dem Charakter der Sprache anschließen, um das Verständniß derselben nicht zu erschweren. — Wo die Chöre nicht gesungen werden können, würde ich dieselben von einzelnen Choristen halb singend, halb sprechend vortragen lassen."

Mit wie viel Grund der Dichter eine solche Sprache führt, wird ein kurzes Citat aus einer pathetischen Rede der Octavia darthun:

„Ich bin ein Weib und lieb' ich Euch nicht Beide?
Seid Ihr mein Stolz nicht Beid' und meine Freude?
Und Ihr seid Männer, wißt, was ehrt und schändet:
Was — Euch zu hassen — hat Euch so verblendet?
Warum, Antonius, hast — laß mich's wissen —
Cäsar geglaubt, bekriegen du zu müssen?"

Würdig schließt sich an:

„Oliver Cromwell." Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe 1858.

Dieses Drama thut sich durch eine Nachschrift hervor, die dem Leser auch nicht vorenthalten werden darf. Sie lautet im Auszug:

„Sonderbares Bestreben, dem Deutschen Volke eine Bühne schaffen zu wollen! Sonderbar und beklagenswerth. Da liegen

nun wiederum die Erzeugnisse eines jugendlichen Dramatikers, in all ihrer Ueberschwänglichkeit, mit all ihren inneren und äußeren Mängeln, aber, was wenigstens den „Schmied in Ruhla", den „M. Claudius" und den „Cromwell" betrifft, Werke, deren sich keine Bühne zu schämen hat, und die dem innigsten Zusammenleben von höchster Bildung und Volksanlagen entgegenwirken. — Was ist ihr Loos? Daß ein Dutzend naseweiser Recensenten sich darüber hermacht und den Verfasser mit allen Mitteln des Hohns und all der Gleichgiltigkeit, die gegenüber einem tiefsittlichen Charakter zur Beleidigung wird, jenem Zustande der innersten Entrüstung entgegenschleudert, den ein Stärkerer als ich willig ertrage. — In dieser Stunde, eine Reihe der schmerzlichsten Täuschungen hinter mir, nur das Bewußtsein des redlichsten Willens im Herzen, habe ich für das Deutsche Volk nur noch diesen Wunsch: daß es sich so lange an den Machwerken eines Brachvogel, einer Birch-Pfeiffer ergötzen müsse, bis ihm die Weltgeschichte das Urtheil des vollständigen Zerfalles spricht."

Man sieht, der Dichter ist entrüstet wie ein Prophet des alten Bundes: gebe der Himmel, daß nicht Jesaias, sondern Jonas in ihm auferstanden sei. Jedenfalls steht zu hoffen, daß sein Fluch das arme Deutschland nicht treffen wird, so lange er noch schreibt: „Ich geh' daheim!" (Seite 37) statt: „Ich gehe heim" u. s. w., denn selbst Wodan hielt auf reines Deutsch und ließ sich nicht ungrammatikalisch beschwören.

Anders steht es mit:

„Herz und Haupt." Dramatisches Gedicht von Carl Schwebemeyer. Berlin, Springer 1858.

Hier müssen wir aus wichtigen Gründen, die sogleich einleuchten dürften, mit dem Buchbefund, um den Juristen einen Ausdruck abzuborgen, beginnen. Das Werk zählt 436 Seiten und würde bei splendiderem Druck noch einmal so stark sein: es kündigt sich also schon in seiner äußeren Erscheinung als höchst solid an und bildet einen naturgemäßen Uebergang vom Lexikon zum Thesaurus. Dem entspricht das Innere auch vollkommen, denn wissenschaftliche Solidität ist sein Charakter und zwischen dem Lexicon und dem Thesaurus muß ihm ein Ehrenplatz eingeräumt werden, wenn der Verfasser sich gleich, sei es nun aus Unklarheit über sich selbst oder aus Bescheidenheit, statt des Doctorhutes, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, den luftigen Dichterkranz, „an dem die Buben ihm zerren und reißen

könnten", aufgesetzt hat. Allerdings könnte man auf einen flüchtigen Blick hin glauben, man habe ein Drama vor sich, wenn auch eines, das die sämmtlichen Werke von Aeschylos und Sophokles, in einem Bande vereinigt, noch an Umfang und Ausdehnung übertreffe. Denn nicht allein, daß gleich in der „Weihe" ein ziemlich heftiger, hie und da an Shakespearesche Ungenirtheit erinnernder Wortwechsel zwischen dem Verfasser und dem „alten Fritz" (Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser ist gemeint und er wird am Bart gezupft) vorfällt; wir stoßen auch auf ein Personenverzeichniß, und die behandelten Materien sind nicht in Capitel und Paragraphe, sondern in Aufzüge und Auftritte abgetheilt. So wie man sich jedoch ein wenig in das Gebotene zu vertiefen anfängt, schwindet die Täuschung und man überzeugt sich, daß man es mit einer Encyklopädie in zeitgemäßer Form zu thun hat und fühlt sich angenehm an die Zeit erinnert, wo Basedow den Kindern die Buchstaben in Zucker backen ließ, damit Essen und Lernen hübsch zusammenfalle. Wenn man vor einer Scene steht, die über hundert Seiten zählt und in der Repliken von zwei Ellen Länge vorkommen, Repliken nämlich, die nicht nach dem bloßen Anschein, wie die leichtsinnige und verzärtelte Welt es wohl mit etwas ausführlichen Trauerspiel-Monologen zu machen pflegt, oberflächlich abgeschätzt, sondern gewissenhaft mit dem Instrument des Schneiders gemessen wurden, so ist der menschlichen Natur ein Schauder erlaubt, und die Muthmaßung eines Freundes, daß wenigstens die Hauptperson, der Kaiser, angenagelt sein müsse, drängt sich fast mit Nothwendigkeit auf. Wenn man sich aber von der näheren Prüfung nicht abschrecken läßt und Jamben-Colonnen findet, wie:

„Vor allem fehlt's an einem Handelsrecht
Für's ganze Deutschland, hoch ist's an der Zeit
Für solch ein allgemeines Handelsrecht
Und insbesondere ein Seerecht auch u. s. w."

oder:

„Auch Münzen, Maße und Gewichte sind
In hohem Grade der Verbesserung werth u. s. w."

oder:

„Und ja, ich rühme mich, daß dieses Recht,
Das ich Capitularien genannt,
Der erste Codex ist, mit Ausnahme

Nur der Assisen von Jerusalem;
Denn wenn in anderen Ländern früher schon
Rechtsbücher zwar erschienen sind, so sind
Dieselben nur privatim compilirt
Und ohne äußere Autorität u. s. w."

oder (Friedrich der Zweite spricht und sprach bisher, und jedes Mal 200 oder 150 oder 100 Verse):

„Damit das Recht auch ganz gesichert sei
Für Jedermann und alles Irrthums bar,
Führt' ich verschiedene Instanzen ein,
Die unteren Fiscalgerichte, dann
Die magna Curia, als höchste dann
Die Curia suprema u. s. w."

oder (es ist noch immer obenerwähnter Hohenstaufen):

„Ich zweifle nicht, daß — — —
Daß einst die Zunft mit ihrem Kastengeist
Zusammt Ausschließlichkeits- und Schutz-System
Dem Handels- und Gewerbe-Freiheits-Geist
Erliegen und das Feld ihm räumen muß u. s. w."

oder:

„Ganz etwas Andres ist's jedoch, wo sich's
Vom Staate handelt und vom Staatssystem
In ihrer ganzen Form und Wesenheit u. s. w."

oder (Anselm von Justingen mischt sich ein):

„In England hatte Richard Löwenherz
Vor Jahren schon, als er vom Kreuzzug heim
Nach unfreiwill'gem Sitz auf Dürrenstein
In seine Lande wiederum gelangt,
Das Seegesetz, genannt Rôles d'Oléron,
Erhoben zu gemeinem Landesrecht u. s. w.

oder (der Kaiser schließt):

„Doch über Alles traun! ist sonderbar
Das sogenannte Wechsel-Tausch-System u. s. w."

so springt die unschuldige List des Verfassers sogleich in die Augen, und der Billige drückt ihm gerührt dafür die Hand, daß er seine Gäste zu einem Ball einlud und sie mit einer Vorlesung über die Staatswissenschaften regalirte, denn tanzen will Jeder, aber

wer mag lernen? Bringt man nun noch in Anschlag, daß ihm das schnöde Versificiren keineswegs leicht wird, wie eine kleine Probe aus der „Weihe“ gewiß schlagend darthut:

„Da sah ich mächtig drob sich regen
Am steinern Tisch den alten Fritz,
Gewaltig hin und her bewegen,
Schon wird es ihm zu eng im Sitz;
Dann ruft er laut, die Hand am Degen:
Mit Einer Zunge sprich, Potz Blitz,
Was kümmern Deine tausend mich,
Mit Einer, Knabe, sprich, sprich, sprich.“

so wächst das Verdienst seiner Selbstaufopferung noch um ein Unberechenbares, und es dürfte wenig Gelehrte geben, die an die Popularisirung ihrer Ideen den Schweiß setzen, den er daran gesetzt hat. Wir heißen daher sein Werk mit Dank willkommen und empfehlen es namentlich Jedermann, der sich über die Verfassung des alten Deutschen Reichs bündig unterrichten will, und dem Pütter und Häberlin, die leider von den Toilette-Tischen gänzlich zu verschwinden scheinen, nicht zur Hand sind. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Juristen, National-Oeconomen, Theologen und Historiker leer ausgehen; nur der Mediciner dürfte sich über Vernachlässigung beklagen, uns ist nicht einmal über das Sanitätswesen etwas aufgestoßen. Das ist allerdings befremdlich, es kann aber darin seinen Grund haben, daß es uns bei der Reichhaltigkeit der erledigten Materien entging, und daß das der Encyklopädie vorgedruckte Personen-Verzeichniß leider die Disciplin nicht ausdrücklich bezeichnet, die sich hinter jedem einzelnen Namen versteckt, was die Orientirung natürlich erschwert, obgleich es der Maske wegen nothwendig gewesen sein mag. Sollte sich die Lücke in dem sonst so gründlichen Werk wirklich finden, so wäre es um so mehr zu bedauern, als dadurch nicht allein der Ruhm des Verfassers, sondern auch die Freude eines ihm längst vorangegangenen Schattens über seine Leistung beträchtlich geschmälert werden würde. Wer die fünfte Auflage von Johann Christian Günther's, des Schlesiers, Gedichten in Händen gehabt hat, der wird sich auch der Vorrede eines Ungenannten erinnern, und der Forderungen, die dieser an den Poeten, wie er sein soll, stellt. Vertraute Bekanntschaft mit allen den Wissenschaften, in denen unser Verfasser sich als Meister zeigt, wird

verlangt, aber freilich wird auch die Medicin so wenig erlassen, daß sogar die Osteologie als ein wesentliches Hilfsmittel der dichterischen Begeisterung mit Energie hervorgehoben wird. Der Mann findet in „Herz und Haupt“ nach mehr als hundert Jahren sein Ideal fast verwirklicht; nur Schade, daß er keine Bücher mehr lesen kann.

Ueber Adolf Holtzmann's Indische Sagen.

Eine Arbeit, wie die vorliegende, kann aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet und beurtheilt werden, aus dem rein sprachgelehrten und aus dem allgemein literarischen. Einer schließt den andern nicht aus, aber es trifft sich selten, daß ein und derselbe Kritiker beiden genügt oder auch nur genügen will. Wer das Verhältniß der Uebersetzung zum Original in's Auge faßt, begnügt sich meistens damit, den Grad ihrer Treue zu bestimmen, einzelne Mißverständnisse zu rügen, vorkommende Dunkelheiten aufzuhellen, mit einem Wort, eine grammaticalische Recension zu geben und höchstens noch einen größern oder kleinern Commentar hinzuzufügen. Das ist auch ohne Zweifel dankenswerth und für die Sprachwissenschaft sogar die Hauptsache. Es bleibt dabei aber unerörtert, ob das Werk, das unserer Literatur durch eine solche Uebersetzung einverleibt wurde, diese Auszeichnung verdiente, ob es uns neue Quellen der Bildung oder des Genusses zuführte, oder ob es nicht vielmehr in zu starrer Fremdartigkeit geeignet ist, die schon sprudelnden einheimischen oder doch längst aus der Ferne zu uns herüber geleiteten zu verstopfen, sie wenigstens in ihrem frischen Erguß zu hemmen. Auch das erheischt eine Untersuchung und sie ist nicht unwichtiger, wie die schon erwähnte.

Die Gebrüder Schlegel, Friedrich voran, waren die Ersten, die sich unter uns gründlich mit der Sprache und der geistigen Verlassenschaft der alten Inder beschäftigten. Leider aber machten sie es hier, wie überall, sie gingen zu weit, sie wußten ihrer an sich gerechten Begeisterung nicht Maß noch Ziel zu finden. Shakespeare war für sie zu der Zeit, wo sie ihn übersetzten, der Normaldichter, dessen Existenz eigentlich die Existenz aller übrigen

ausschloß, und der, ärger als Saturn, nicht bloß seine Kinder, sondern auch seine Väter verschlang. Dennoch ward Calderon, als sie später über diesen geriethen, von ihnen noch über Shakespeare hinaufgestellt, und zwar, da doch ein Scheingrund für die schreiende Inconsequenz erfunden werden mußte, weil er nicht bloß ein Dichter, sondern auch noch obendrein ein Christ sei. Eben so galten ihnen, als sie sich den durch Jones freilich schon gelichteten Weg zu den Braminen gebahnt hatten, diese bald für mehr, als alle ihre früheren Lehrer, als Aristoteles und Plato, als Jacob Böhme und Schelling, und das Prophetenthum, in dem die Welt seit lange schon nur noch eine poetisch stammelnde, in Gnomen auseinander gebröckelte Philosophie erblickte, wurde von ihnen wieder, allerdings in Uebereinstimmung mit der in der späteren indischen Literatur aufgekommenen Betrachtungsart, als eine weit über den Bereich der Vernunft hinausliegende unmittelbare Incarnation der Idee, als ein Letztes und Höchstes geltend gemacht. Das hätte üble Folgen haben können, aber glücklicher Weise fehlte es in Deutschland dem neuen Evangelium gegenüber nicht an einer protestirenden Stimme von hinlänglichem Gewicht. Goethe, der treue Hort der Zeit, gab es ungern zu, wenn irgendwo ein altes Grab geöffnet werden sollte, denn er fürchtete die Pestdämpfe, die bei einem solchen Anlaß hervorzudringen und sich unheilvoll mit der frischen Lebensluft zu mischen pflegen, und er glaubte, daß die daraus entspringende Gefahr durch die etwa zu entdeckenden Paar goldenen Ringe und Münzen selten aufgewogen würde. Er freute sich der lieblichen Sacontala, aber er vergaß über dem Spielen mit dem Zauberkinde nicht seiner Wächterpflicht, er schaute unverwandten Blicks nach den am Ganges in emsigster Thätigkeit beschäftigten deutschen Todtengräbern hinüber; er schüttelte jedesmal das olympische Haupt und runzelte die Stirn, wenn eine versteinerte Kuh oder ein Affe aus dem Schutt hervorgezogen und dabei triumphirend verkündigt wurde, das seien die eigentlichen Ahnen alles Wahren und Schönen; er ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er ein für alle Mal mit Kühen und Affen, mit Elephanten und Schlangen in keine verwandtschaftlichen Beziehungen trete wolle*), und mit ihm wandte sich ganz Deutschland von Indien wieder ab. Das war für die Romantiker ein harter Schlag. Sie hatten

*) Goethe's Sprüche in Reimen. Zahme Xenien, II. D. H.

so ziemlich ein vollständiges Inventar der neuen Metropole beisammen gehabt und den Hohenpriesterrock sogar schon angezogen; wie hätten sie ihren Zorn bemeistern sollen? Wir haben den Undankbaren ja selbst gekrönt, dachten sie, er ist ja nur König von unserer Gnade; nehmen wir zurück, was wir ihm nur verliehen, weil wir seine Gesinnung noch nicht kannten! Nun griffen sie nach der Krone des Donnerers, aber, o Wunder! sie war mit dem Kopf zusammengewachsen und sie konnten nichts herunterreißen, als einige überflüssige Flitter von Goldpapier, die sie beschämt für ihr Eigenthum anerkennen mußten und sich nicht einmal in das eigene Haar zu flechten wagten. Es blieb also bei dem Verdict, da die Instanz, von der es ausging, nicht zu discreditiren war; ja der verständigere der Brüder, August Wilhelm, gab seiner Nation später für seinen Antheil an diesen Uebertreibungen und Maßlosigkeiten durch eine höchst solide Arbeit, durch seine Ausgabe des Râmâjana, den würdigsten Ersatz.

Daß es so ging, war gut. Das Grab war aufgegraben, es wurde durch das abfällige, vielleicht zu harte Wort des großen Dichters nicht wieder verschüttet, aber die Sonne hatte Zeit, hinein zu scheinen. Nüchterne Männer mit minder verzückten Blicken traten hinzu; sie fanden freilich nicht, was nur der sich überstürzende Enthusiasmus zu finden glauben konnte, eine Vergangenheit, die alle Zukunft anticipirt hatte, eine Weisheit, in der alle Weisheit der Welt steckte und die der Thorheit und des Irrthums doch nicht Herr geworden, ja nicht einmal im Stande gewesen war, sich neben diesen ihren beiden Stiefgeschwistern zu behaupten. Aber sie fanden allerdings wohl erhaltene Ablagerungen respectabler Geistesprocesse, die nicht bloß aus dem historischen Grunde Berücksichtigung verdienten; sie fanden vor Allem einen Schatz wahrer Poesie, welcher electrische Kraft genug innewohnte, um noch durch den Conductor der weit abliegenden abendländischen Sprachen hindurch Herzen zu erschüttern und Gemüther zu entflammen. Diese gingen nun mit Ernst und Eifer an das Geschäft, uns hiervon so viel wie möglich zuzuführen, und wer wäre ihnen nicht dankbar dafür, wem wäre nicht durch Bopp's oder Rückert's Vermittlung von dorther hin und wieder ein mächtiger und nachhaltiger Eindruck zu Theil geworden! Dieß Geschäft war noch immer kein leichtes. Die deutsch-romantischen Nebel hatten sich allerdings verzogen, aber die indischen waren geblieben; die neuen Arbeiter gingen ihrerseits nicht darauf aus,

tiefsinnige Sprüche zu Systemen auszuspinnen und markig-lebendige Gestalten in Allegorien aufzulockern; aber sie fanden dergleichen Unwesen schon vor. Auch in Indien waren nämlich auf die Schöpfer Commentatoren gefolgt, und diese hatten namentlich in die poetischen Reste, die alten Heldengesänge, eine unsägliche Verwirrung gebracht. Es war ja von jeher der Fluch der Ausleger und wird es ewig bleiben, daß sie über die künstlerische Symbolik, deren Vorhandensein sie ahnen, weil nur diese Ahnung sie in Thätigkeit versetzt, im gründlichsten Mißverständniß befangen sind. Sie wissen nicht, daß diese Symbolik immer nur auf's Allgemeine geht und sich, ohne ihre Natur zu verändern, gar nicht in Specialitäten verlieren kann; daß sie wohl den Weltzustand veranschaulicht, die religiöse, politische und sittliche Bildungsstufe der Zeit, die sich ganz von selbst ohne Nebentendenz in Charakteren und Situationen wiederspiegelt und diesen eben die feinsten der individuellen Umrisse und Unterscheidungslinien giebt, daß sie aber nicht das Mindeste mit „hinein geheimnißten" Beziehungen auf Dieß und Das zu schaffen hat. Der Commentator will mehr, d. h. in seinem Sinn, denn im höheren ist es weniger; er hat keine Vorstellung davon, wie schwer die wunderbare Farbenbrechung, die im Kunstwerk jedes Allgemeine als ein Besonderes, jedes Bekannte als ein Unbekanntes erscheinen läßt, und die allein den lebendigen Reiz erzeugt, hervorgebracht wird; er hält das für zu unbedeutend, zu gemein. Darum geht er auf seine Mikrologieenjagd aus, schlachtet die Menschen, die sich auf festen Füßen in Kraft und Fülle des Lebens vor ihn hinstellen, gelassen ab, zerrt ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, um Zeichendeuterei daran zu treiben, und sieht im Herzen lieber eine mathematische Figur, die mit der Cabbala zusammenhängt, als ein Organ, das die Pulse mit Blut füllt und die Rosen auf den Wangen begießt. Bei uns begnügen sich die Ausleger nun doch wenigstens mit Marginalien und Noten, in Indien sind sie weiter gegangen, haben überarbeitet und umgeschmolzen, eingeschaltet und weggeworfen, auseinander gerissen und wieder zusammengesetzt. In ein solches Labyrinth Ordnung zu bringen, Ursprüngliches und Eingeflicktes streng zu scheiden, die erst barbarisch zerstückelten und dann mechanisch zu monströsen Thierkörpern und Steinbildern verknüpften Gestalten wieder herzustellen, das war die Aufgabe. Wie weit sie über die gewöhnliche einer Uebersetzung, etwa aus dem Französischen, hinaus-

ging, sieht Jeder, und daß sie nur durch den feinsten Instinkt für die Form gelöst werden konnte, leuchtet ein. Mir däucht nun, diesen hat der neue Darbringer eines Cyclus indischer Sagen, Herr Holtzmann, auf glänzende Weise bethätigt, und darum halte ich es für Pflicht, das größere Publicum auf seine Leistung aufmerksam zu machen. So wie er hat noch keiner seiner Vorgänger das Ueberflüssige vermieden und das Nothwendige festgehalten, die Buchstabentreue geopfert und die höhere erreicht. Das gilt vom Ganzen wie vom Einzelnen, von der Auswahl der Sagen wie von ihrer Behandlung, hat auch, was die Vorläufer des mir jetzt vorliegenden dritten Theiles betrifft, bereits factisch Anerkennung gefunden, da wenigstens der erste schon in zweiter Auflage erschienen ist.

Holtzmann gibt in drei Vorreden über die Principien, die er bei seiner Arbeit befolgt hat, cursorisch Rechenschaft. Er stellt sich hierbei vor das allgemein literarische Forum, nicht vor das specielle des Sprachgelehrten. Sie sind durchaus zu billigen und er irrt sicher nicht, wenn er sagt: „So gebe ich gerne zu, daß in meinen Nachbildungen indischer Gedichte nicht alle Züge mit dem Urbilde übereinstimmen werden, wenn es einmal der Kritik gelungen sein wird, dieses in seiner echten Schönheit wieder herzustellen; glaube aber immerhin, daß vorerst meine Nachbildungen eine richtigere Vorstellung der Urbilder geben, als es eine wörtliche Uebersetzung der Texte, wie sie jetzt vorliegen, thun würde." Ueber seine Bearbeitung von Nal und Damajanti, die den dritten Band zum größten Theil füllt, bemerkt er: „Ich befand mich etwa in der Lage eines Malers, der ein vortreffliches altes Gemälde, das aber durch die Zeit und mehr noch durch unverständige und ungeschickte Auffrischungen gelitten hat und fast unkenntlich geworden ist, copiren soll. Er wird sich nicht entschließen können, die geschmacklosen Zuthaten und die grellen Töne des übermalenden Verbesserers, der das altmodische Bild für den Geschmack der Zeit herausputzen wollte, wiederzugeben, sondern er wird das echte Werk des Meisters, wie er es, von den erhaltenen Zügen auf das Ganze schließend, sich vorzustellen vermag, in seiner Copie nachzubilden suchen; wenn schon er sich gestehen muß, daß, wenn es gelänge, das Original selbst von jeder späteren Verunreinigung zu säubern und in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, wahrscheinlich sich ergeben würde, daß er sich in vielen Stücken geirrt habe!" Gewiß ein Gesichtspunkt,

von dem zu wünschen wäre, daß auch Bopp, der das vortreffliche Gedicht früher brachte, ihn erwählt, und daß Rückert, der sich ihm in seiner Uebertragung schon mehr näherte, ihn nicht zu oft wieder aus den Augen verloren hätte. Vor Bopp hat Holtzmann's Bearbeitung die strenge Ausscheidung alles Entbehrlichen und Störenden; vor Rückert, der sich bei der Ungebundenheit seiner Reime von den Sloken gar zu weit entfernte, jedenfalls das angemessenere Versmaß, die dem Totaleindruck unbedingt nothwendige grandiose Simplicität der rhythmischen Bewegung voraus. Die Erscheinung derselben bedurfte daher durchaus keiner Entschuldigung, die er dennoch bescheidener Weise vorbringt; diese reizendste Episode des Mahabharata wirkt erst in seiner Einkleidung, wie sie wirken soll, und kommt mir wie eine Meerlilie vor, die sich auf dem Rücken des Oceans schaukelt. Ja, das ist Poesie für alle Völker, das verdient, aus einer todten Sprache in alle lebenden hinüber gerettet zu werden, das ist ein Gewinn für jede Literatur! So viel Frische bei so viel Fülle; ein längst vergangener, rund in sich abgeschlossener Zustand der Welt, der nie wiederkehren kann, wie er auch in den homerischen Dichtungen sich spiegelt, und doch in jeder Menschenseele das Organ, ihn in Lust und Leid nachzufühlen und zu begreifen! Die übrigen im dritten Bande mitgetheilten Sagen können sich dieser entzückenden Schöpfung zwar nicht an die Seite stellen, sind jedoch auch, etwa mit Ausnahme der von Aschtawakra, welche sich in gelehrte Spitzfindigkeiten verliert und für die anderen ein gutes Relief abgibt, tief poetisch und an herrlichen Einzelheiten reich, vorzüglich die letzte, das Schlangenopfer, die freilich von einer phantastischen Ungeheuerlichkeit ausgeht, diese aber in höchster Kürze abthut und sich unverweilt zum Echtmenschlichen zurückwendet. Bestände nicht zwischen dem prosaischen Reproduciren einer dichterischen Erfindung und dieser selbst ein noch größerer Unterschied wie zwischen Notenlesen und Musikhören, so würde ich sie zur Probe erzählen; so aber bescheide ich mich, sie jedem Freunde echter Poesie zu empfehlen.

Moderne Lyrik.

I.

Gedichte von Adolph Pichler in Innsbruck.
Gedichte von C. Reinhold in Tübingen.

Die deutsche Muse hat schon manchen Mann gehabt, seit sie Madame Opitz hieß; diesen Namen legten ihr nämlich die Verehrer des „Boberschwans" wirklich bei. Es ist eine stattliche Reihe stolzer und mannhafter Gestalten, die sich von Paul Flemming an bis auf Ludwig Uhland herab durch zwei Jahrhunderte hinzieht. Zuweilen drängte sich wohl auch ein Zwerg, auf hohen Stelzen einherschreitend und aus enger Brust schrillende Fisteltöne hervorpressend, mit ein, aber wie bald wurde das Holz wurmstichig, das ihn statt der Beine trug, und wie jämmerlich purzelte er dann zu Boden. So, um ein weit genug hinter uns liegendes Beispiel anzuführen, erlebte Gottsched mit seinen Gedichten freilich ebenso viele Auflagen, wie mancher Modelyriker unserer Tage, und sie waren, was die Zahl der Exemplare anlangt, ohne allen Zweifel größer, aber die Nachwelt ist nicht geneigt, des Erfolges wegen, den Spruch über ihn zu mildern oder ihm sein Eifern und Toben gegen Klopstock zu verzeihen. Wie ein Narr, der selbst nicht weiß, daß er es ist, und der deshalb nur um so ernsthaftere Gesichter schneidet, je ärger er verlacht wird, steht er am Eingang unserer großen Literaturperiode da; der Sänger des Messias, von Hölty und Bürger, von Claudius und Voß begleitet, zieht im Purpurmantel an ihm vorbei und stimmt das Instrument der Sprache; Goethe und Schiller folgen fast unmittelbar und spielen es seinem ganzen Umfange nach aus, und manch schönes Talent schließt sich noch später an und wagt einen eigenthümlichen Ton.

Es ist kaum schwerer über Musik zu schreiben, wie über lyrische Poesie, wenn man wirklich Etwas feststellen und nicht in etymologischem Becherspiel ein Unbestimmbares mit dem andern müssig und resultatlos vergleichen will. Man sehe unsere Aesthetiker an, die besten nicht ausgenommen, und frage sich, ob selbst Jean Paul, der doch hell und klar, wie kein Zweiter, in den Darstellungsprozeß hineinschaute, hier über die Trivialität hinaus kommt. Der Grund ist einfach: man hat in der Lyrik das reine Element vor sich, um das alle Formen sich streiten, ohne

daß eine den Sieg davonträgt, weshalb sie in der singbaren Ballade, die zugleich episch, dramatisch und musikalisch ist, gipfelt. Im Allgemeinen hat man von jeher zwei Hauptrichtungen unterschieden: die geistige, die bei uns durch Schiller repräsentirt wird und die man nicht so kurzweg die reflective nennen sollte, und die gemüthliche, die Goethe vertritt. Darin hatte man auch ganz recht, man behielt nur nicht genug im Auge, daß beide Richtungen in der Phantasie ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, welche die geistige allein vor der Abstraction und die gemüthliche vor dem Sturz in die nüchternste Prosa bewahren kann. Denn freilich, wenn jeder Gedanke ein Gedicht oder auch nur der Keim zu einem Gedicht wäre, so hätte Johann Jacob Wagner, der würzburger Philosoph, Recht gehabt, als er seine Dichterschule schrieb und in ihr den Beweis lieferte, daß man jederzeit aus einem scharfen Kopf ein classischer Dichter werden könne. Und wenn jedes Juchhe und jedes Oweh, das im Wechsel der Gefühle aus dem so oder so bewegten Herzen aufsteigt, nur seine Wahrheit darzuthun und etwa noch seine Entstehungsgeschichte hinzuzufügen brauchte, um für poetisch zu gelten, so wäre Vater Gleim mit großem Unrecht ausgestrichen worden, so dürften die Vogl und Genossen nie ausgestrichen werden, so müßten die nürnberger Meistersänger alle wieder auferstehen, so gäbe es aber auch keinen Unterschied zwischen Poesie und Prosa, als den Reim. Es muß eben ein schöpferischer Act der Phantasie hinzukommen, der den allgemeinen Gedanken individualisirt und umgekehrt das subjective Gefühl generalisirt, und die Individuen, in denen dieser Act sich vollzieht, treten so selten hervor, daß man noch in tausend Jahren keine Uebervölkerung des Parnasses zu besorgen haben wird. Den Stadtpfeifern und Thurmbläsern gegenüber, die alljährlich unsere Musenalmanache füllen, wird natürlich mit einer Definition nichts ausgerichtet, denn sie verachten sie entweder, oder fühlen sich, wundersamer Weise, mit ihr in Uebereinstimmung. Aber wem um Einsicht zu thun ist, der gehe dem hier gegeb nen Fingerzeige nach und mache auf Goethe und Schiller die Anwendung. Bei Goethe leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß alle seine Gedichte Perspectiven mit unendlichen Spiegelungen eröffnen und sich nur darum so eng an die von ihm nicht ohne Grund hochgepriesene Gelegenheit anschließen, weil er den Standpunkt möglichst scharf fixiren muß; aber auch bei Schiller ist nicht zu verkennen, daß er den philosophischen

Gehalt, der ihm allerdings immer vorschwebt, keineswegs, wie etwa Lucrez, als einen schon errungenen, blos ausbreitet und in einen Goldrahmen faßt, sondern daß er uns sein Kämpfen um ihn und also seine Abhängigkeit von ihm in allen Stadien darstellt. So generalisirt der Eine sein Besonderes und individualisirt der Andere sein Allgemeines, bis sie, von ganz entgegengesetzten Enden ausgehend, in der Mitte des Wegs zusammentreffen und die beiden Hälften der Menschheit innig mit einander verschmelzen. Es versteht sich von selbst, daß nur von den besten Stücken dieser Männer die Rede sein kann.

Auf Goethe und Schiller folgte, wie schon bemerkt wurde, manch schönes Talent, auf dessen Charakterisirung hier Verzicht geleistet werden muß. Uhland war das bedeutendste, und es war ein trauriges Zeichen, daß diese frische, kerngesunde Erscheinung, aus der das ganze mittelalterliche Deutschland lyrisch singt, wie es aus Goethe's Götz dramatisch spricht, zunächst in einem Wüstenmaler den Rivalen finden, dann gar durch einen Todtenvogel in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Aber welche Riesen sind wieder Freiligrath und Lenau, die doch neben Uhland kaum sichtbar bleiben, gegen ihre Nachfolger! Nicht, als ob nicht hie und da noch eine respectable Natur mit markigen Gaben hervorgetreten wäre, aber sie wurde kalt bei Seite geschoben oder höchstens so begrüßt, wie der Arzt von den Kindern, der ihnen einen Blutreinigungsthee auf den Tisch setzt. Und was sich geltend machte, was gesungen und wieder gesungen wurde, das war meistens der Art, daß man im Gedanken an's Ausland mit Scham und völligem Stillschweigen darüber hinweggehen muß. Jetzt scheint ein Wendepunkt nahe zu sein, denn an allen Ecken und Enden erheben sich nachdrucksvolle Stimmen gegen die in aufgedunsenen Versen vorgetragene gleißnerische Frömmelei und die nebenher tänzelnde läppische Minnesängerei, die sich gern als allein berechtigt hinstellen möchten und die nicht einmal neben Anderem zu existiren verdienen, da sie hohl und leer sind. Es dürften, um auf das im Anfang gebrauchte Bild zurückzukommen, bald wieder einige Stelzen brechen, und daher ist es doppelt erfreulich, daß auch wieder Dichter erscheinen, die den Ton der Wahrheit und der Männlichkeit anstimmen, ohne darum weniger religiös zu sein oder sich zarteren Gemüths- und Seelenregungen unzugänglich zu zeigen. Zu diesen Dichtern gehören die Beiden, die zu den vorstehenden allgemeinen Betrachtungen nicht sowohl blos

Anlaß gaben, als geradezu dringend aufforderten. In der Kernhaftigkeit und Gediegenheit, die immer auf das Wesen ausgeht und lieber trocken erscheint, als sich nach falschem Prunk und Flittertand umsieht, sind sie einander gleich; in der Beherrschung der Form, die sich freilich hie und da noch sträubt, halten sie sich auch so ziemlich die Stange. Sonst unterscheiden sie sich dadurch, daß Pichler offenbar erst in's Leben hinein schreitet und Reinhold heraus, daß Jener also die Welt und, was sich darin regt und bewegt, mit Jubel begrüßt, und dieser mit gesättigtem Blick auf sie zurück schaut, so daß sie sich bei dem Einen im Morgenstrahl und bei dem Andern in der Abendbeleuchtung zeigt. Zum Eingehen auf's Detail ist hier nicht der Ort; es sei daher nur noch bemerkt, daß, wenn die Sammlungen sich auch nicht als Sammlungen in unserer deutschen Nationalliteratur behaupten sollten, sich einzelne Stücke doch ohne alle Frage durchsetzen und in jeder mit Verstand ausgewählten Anthologie einen Ehrenplatz finden werden. Dahin rechnen wir bei Pichler z. B. die alte Zither, die zugleich das tiroler Volksleben vortrefflich abspiegelt, und ein Fest; bei Reinhold das wunderschöne dritte Seelied und den Haideritt.

II.

Gedichte von Franz Dingelstedt.

Zweite Auflage. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1858.

Jedes Volk hat sein Lied und hält den ursprünglichen Ton fest, bis es verstummt. So hat auch unsere deutsche Lyrik, wie lianenhaft üppig und bunt sie sich auch durch die Jahrhunderte hinschlingen mag, sich in ihren Elementen nie verändert. Gleich weit entfernt von englischer Schwerfälligkeit wie von französischer Leichtfertigkeit und italienischer Spitzfindigkeit, war sie von jeher das Product einer naiven Hingebung an die Dinge und einer etwas nüchternen Reflexion über sie. Unsere Dichter zerfallen nach dem Ueberwiegen des einen oder des andern dieser Elemente in zwei getrennte Familien, die jedoch den gemeinschaftlichen

Grundstamm keinen Augenblick verleugnen können. In Goethe's Poesie der süßesten Unmittelbarkeit mischen sich, wie oft schon bemerkt und nicht selten sogar getadelt wurde, die härtesten realistischen Züge; um für den Himmel, dessen Seligkeit er mit einer Engelszunge verkünden will, Glauben zu finden, stößt er die Leiter, mittelst deren er ihn erklomm, nicht zurück, sondern zieht sie nach, und zählt uns ihre Sprossen vor. Umgekehrt weiß Schiller für die kühnsten Flüge seiner Speculation noch immer das menschliche Gemüth zu erwärmen und ihm ein Gefühl einzuflößen, als ob es sich in den goldenen Wolken, zwischen denen er wonnetrunken und der Erde vergessend wandelt, auch säen und erndten ließe; er gewinnt sein Ideal durch die Verklärung des natürlichen Zustandes, nicht durch die unfruchtbare Nihilirung desselben, und gelangt zur Verklärung durch simples Zurückgehen auf's Gesetz, in welchem Sollen und Können denn doch zuletzt auch zusammenfallen. Diese wunderbare Mischung des Allgemeinen und des Besondern, die das eine beständig zur Probe des andern macht und die Blutbildung vielleicht um ihr brennendstes Incarnat bringt, sie dafür aber auch vor der Verwässerung schützt, ist freilich zunächst ein Resultat unserer tiefsinnigen Sprache. Denn diese will, wie kaum eine zweite, überall das Werden veranschaulichen, sie knüpft unermüdlich und unablässig Blüthe und Wurzel zusammen und muß darum auch die Uebergänge und die Bedingungen, unter denen sie allein zu Stande kommen, unverrückt im Gesicht behalten. Aber die Sprache ist, um weiter zurückzugreifen, ja auch eben der erste und unverfälschteste Ausdruck der Nationalität und kann nichts abspiegeln, was nicht in ihr liegt.

Jedes Volk hat sein Lied und hält den ursprünglichen Ton fest; allein jede Zeit variirt ihn auf eine eigenthümliche, ihren Bedürfnissen entsprechende Weise. Der deutsche Singvogel wird immer ein Blatt des Baums mit in die Höhe nehmen, von dem er sich aufschwingt; aber heute ist es die Eiche des Donnergottes, und morgen ist es Holda's Linde, auf der er sitzt. Anders klingt ein Schlachtgesang und anders ein Kirchen=Choral, oder ein weicher Empfindungslaut der Liebe, wenn auch alle drei durch das ihnen gemeinsame Wechselspiel von Naivetät und Reflexion eng mit einander verwandt sind. Ob es aus dur oder aus moll geht, das hängt von den geschichtlichen Erregungen der Nation, ja zum guten Theil, bei der innigen Verbindung aller Cultur=

völker unter einander, von der Stimmung der Welt ab. Dieß muß man vor allem beachten, wenn man unsere Lyrik und unsere Poesie überhaupt in ihrer Weiterentwicklung begreifen und gerecht gegen sie sein will. Man kann in Deutschland nicht länger Veilchen begießen oder sich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Gesellschaftsvertrag untersucht und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelt. Das ängstliche Gefühl, das sich an eine solche Untersuchung knüpft, die wenigstens scheinbare Unsicherheit aller Zustände, die daraus hervorgeht, verbreitet sich in raschen Schwingungen über ganz Europa und erstickt, wie die unheimlichen Zuckungen eines Erdbebens, zunächst die fröhlichen Stimmen, die aus kindlicher Brust in Dank und Jubel zum Festgelage des Lebens erschallen, macht sich dann aber selbst Luft. Das sind Zeiten, in denen Hamlet seine Auferstehung in irgend einer neuen Gestalt zu feiern pflegt, und er läßt selten lange auf sich warten.

Lord Byron ist der Hamlet des Jahrhunderts. Keiner hat es in der Kunst, an der Sonne nur die Flecken zu sehen, und in der Erde nur das Gewürm und die wüsten Todtengebeine zu erblicken, vor den belebenden Strahlen aber, die von oben kommen, so wie vor dem frischen Grün, das sie unten erwecken, fest und dicht die Augen zu verschließen, so weit gebracht wie er. Für mich steht er in der englischen Literatur nicht einsam da. Er ist der letzte, aber freilich unendlich gesteigerte Ausläufer der Marlowe, Green, Webster u. s. w., wie auf der entgegengesetzten Seite sein Zeitgenosse Walter Scott in seiner heitern, unversieglichen Lebensfülle ein letzter Schößling des Shakespeare, und er kann in dem Sinn sogar für einen Nationaltypus gelten, als gerade der Engländer, wie so viele wunderliche Selbstmorde und verwandte Erscheinungen beweisen, trotz der allgemeinen Gesundheit des Stammes, zu einer Art von Hypochondrie geneigt ist, die von den sonst bekannten Formen dieser Krankheit so ganz und gar abweicht, daß er sich genöthigt sah, einen aparten Namen dafür zu erfinden. Ich bin auch weit davon entfernt, dem Byronschen Weltschmerz, obgleich ich ihn zum Theil auf den Nationalspleen zurückführen zu müssen glaube, die subjective Wahrheit abzusprechen, oder gar ihn lieblos zu bespötteln. Töne, wie sie ihm zu Gebote standen, werden nicht erheuchelt, und es ist ein sehr wirkliches, ein sehr handgreifliches Unglück, wenn ein Mensch Licht und Luft anders

verlangt als sie nun einmal sind; es ist eben so schlimm, als wenn er das „Uebel“ oder die Wasserscheu bekäme, und das Widerwärtige und Verächtliche stellt sich erst mit den Nachäffern ein, mit den Leutchen, die, innerlich seelenvergnügt, daß der Frühling sein grünes Kleid nicht abwirft, ihm bloß darum ein rothes wünschen, weil der geniale Brite es ihm gewünscht hat. Ich lasse es ebenfalls ununtersucht, ob sein Zustand aus dem Mangel an Selbstregime hervorging, wie es allerdings scheinen könnte, oder ob dieser Mangel an Selbstregime nicht vielmehr selbst schon das Product einer fehlerhaften Organisation war. Aber Shakespeare würde in seiner berühmtesten Tragödie ein schlechtes Stück geliefert haben, wenn er Hamlet das letzte Wort darin gelassen hätte, und um die Welt wird es immer bedenklich stehen, wenn Hamlet mitsprechen darf. Darum war die maaß- und grenzenlose Schwärmerei für Byron, obgleich keineswegs unnatürlich, sondern aus den Verhältnissen gar wohl zu erklären, ein höchst wichtiges pathologisches Zeichen.

Das in allen seinen Tiefen aufgeregte Europa machte in dieser Schwärmerei eigentlich dasselbe Hamlet-Fieber durch, welches Deutschland in den siebziger Jahren geschüttelt und das sich im Werther entladen hatte. Wir unserseits wurden nicht mehr so stark davon berührt, weil es eben nur noch als Recidiv auftrat. Bitterer Ernst wurde der Weltschmerz dießmal nur in Nicolaus Lenau, und er fiel denn auch als Opfer seiner traurigen Verwechselung der Lupe, die denn doch nur in einzelnen Momenten zur Hand genommen sein will, weil sie das Detail auf Kosten des Ganzen hervorhebt und keinen freien Ueberblick gestattet, mit dem Auge, das die wohlthätige Natur dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat. Bei unserem Heinrich Heine dagegen, der sich eine gute Weile als Conductführer und Leichenmarschall des jüngsten Tages gebärdete, ging der „große Riß“, über den er jammerte, nicht einmal durch die Weste, geschweige durch das Herz; er brauchte so wenig den Schneider als den Chirurgen zu bemühen und er zeigte auch bald genug durch die Grimassen, die er schnitt, wie es mit dem schwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint gewesen war. Aber eben weil der Ernst fehlte, war unsere Weltschmerzperiode eine der widerlichsten unserer ganzen Literaturgeschichte und verdient im vollsten Maß die Züchtigung, die ihr seitdem zu Theil geworden ist. Dennoch blieb sie nicht ohne Frucht, sie hatte doch den Ge-

sichtskreis erweitert und den Blick geschärft, und man fand nach und nach den Uebergang vom Abstracten zum Concreten, von den Sonnenflecken, die uns nicht kümmern, zu den Spinnwebsfäden, die uns die Fenster verdunkeln. Dieß war das entschiedene, vielleicht noch nicht genug gewürdigte Verdienst unserer politischen Dichterschule, vor Allen aber Franz Dingelstedts, der ihr durch seinen „Nachtwächter" erst die poetische Weihe gab. Diese merkwürdige Production, die bedeutendste von allen hierher gehörigen und fast die einzige von bleibendem Gehalt, unterschied sich nämlich dadurch von den übrigen, daß sie, weit entfernt sich im Ausspinnen allgemeiner Ideen=Phantome oder im Construiren von oben herab zu gefallen, sich kühn und muthig auf die Erscheinungen warf und diese mit sichrer Hand in's rechte Licht rückte. Darum zündete sie überall, und sogar bei denen, die, wie es dem Referenten selbst erging, der Richtung keineswegs hold waren, die sich aber aufrichtig freuten, durch das epigrammatisch zugespitzte Bild doch endlich von der luftigen Phrase erlöst und wieder auf festen Boden gestellt zu werden. Ich wiederhole hier einfach, was ich vor fünfzehn Jahren aussprach, und ich kann zur Charakterisirung, wie zur Empfehlung der ausgewählten Gedichtsammlung, die uns jetzt vorliegt, nichts Besseres sagen, als daß der Dichter diesem Grundzug seiner Natur vollkommen treu geblieben ist. Mit ganzer Seele der modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleicht er bald der Biene, welche einer Blume, die unter wankenden Ruinen blüht, noch im Moment des Zusammensturzes den letzten Honig entsaugt, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene Leben prophetisch und drohend umkreist. Der Rausch, der in unsern Tagen die reine Freude und das stille Entzücken so oft vertreten muß, ist nie hinreißender geschildert worden als in dem „Roman"; das sociale Zerwürfniß, aus dem er entspringt und das übrig bleibt, wenn man auch alle Pessimisten uud Utopisten mit ihren Litaneien uud Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer als in dem „Nachtstück" aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutschen Lyrik beisammen: das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewissenhaft gründliche Reflexion über das Woher und Wohin. Zuweilen machen sie sich in einem und demselben Gedicht geltend, wie z. B. in den „Eidgenossen"; dann hat man ein Gefühl, als ob ein anmuthiger Traum von dem zu früh erwachten Schläfer bei

der Nachtlampe fortgesponnen würde, und das ist nicht behaglich. Doch es handelt sich hier nicht um Splitterrichterei, sondern um Fixirung des Totaleindrucks, und dieser ist eben so eigenthümlich als nachhaltig, wenn auch keineswegs, wie es im „Epilog“ heißt, salon= und pensionsmäßig. Um Einzelnes hervorzuheben, so muß ich das „Niederländische Seestück“ als die vortrefflichste und erschütterndste moderne Ballade bezeichnen, die ich kenne. Der „Todtentanz zu München“, nicht der Holbeinische, sondern der von der Cholera während der Industrie=Ausstellung aufgeführte, reiht sich ihr in seiner ersten Nummer würdig an. Unter den „Irr=fahrten“ gehören: „Am Scheidewege“, „Dämmerstunde“ und „Ein dunkles Blatt“ zum Zartesten, was die neuere Literatur besitzt, und die Lieder aus der „Fremdenlegion“, besonders „der Pechvogel aus Kurhessen“, ringen mit dem Besten aus dem „Kosmopolitischen Nachtwächter“ um den Kranz der Frische und der Schärfe. Der Romantik geht der Sänger aus dem Wege; sie jedoch nicht ihm, denn „Herbstlied“, „Rosenmärchen“ und „Astern“ wird die Literaturgeschichte mit zu ihren reizendsten Gaben rechnen müssen. Aber es ist überhaupt charakteristisch an ihm, daß er oft und zu oft an den Nachtwandler erinnert, der sich selbst anruft, und deshalb, trotz des schönsten Mond=scheins, Gefahr läuft, vom Dach zu stürzen. Doch auch das hat seinen tieferen Grund in der ihm an= und eingeborenen Richtung auf das Moderne. Eine Welt, die noch selbst nicht weiß, ob und wie weit sie an sich glauben darf, kann auch keinen Dichter erzeugen, der den Glauben nicht zuweilen verlöre.

J. Meyer's „Dithmarscher Gedichte“.

Dithmarscher Gedichte. — Plattdeutsche Poesien in Dithmarscher Mundart von Johann Meyer.

Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859.

Wer diese Gedichte obenhin betrachtet und mit Dithmarsischer Art und Weise unbekannt ist, der wird fast auf jeder Seite Reminiscenzen aus Klaus Groth's Quickborn zu begegnen glauben. Wer sich aber mit Liebe in sie vertieft und das Ländchen mit

allen seinen Eigenthümlichkeiten kennt, der wird finden, daß beide Dichter, der jüngere wie der ältere, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft und „dem Volk auf den Mund“ gesehen haben. Damit soll dem Verdienst der Dichter durchaus nicht zu nahe getreten, es soll nur ihre gegenseitige Stellung zu einander bestimmt werden. Denn eine Volks-Poesie in dem banalen Sinn, worin man den Ausdruck gewöhnlich nimmt, hat nie existirt und wird nie existiren. Jede dichterische That, von der Epopoe und der Tragödie an bis zum Handwerksburschen-Lied und zum Schnaderhüpfel herunter, ist eine individuelle, und das vielköpfige Ungeheuer als solches kann es so wenig zu einem organisch in sich geschlossenen Kunstgebilde bringen, wie der Wald als solcher zu einem Apfel, der nicht auf einem besonderen Baum gewachsen wäre. Aber freilich trägt das Volk den poetischen Stoff zusammen, indem es mit Millionen Augen sieht und mit Millionen Ohren hört und seltene Natur-Momente, die sich der Beobachtung des Einzelnen entziehen, wenn er sich nicht eines außerordentlichen Glückes erfreut, so wie wunderbare Geschichten aus der Menschenwelt, die sich oft erst in Jahrhunderten wiederholen, in treuem Sinn festhält und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Tritt nun der Dichter hinzu, so wird er den aufgespeicherten Reichthum ohne Zweifel zu schätzen wissen, aber die Hauptsache, die Beseelung geht von ihm aus, und darum ist und bleibt er der eigentliche Schöpfer, dem im Wesentlichen so wenig vorgearbeitet, als nachgeholfen werden kann. Es ist das Verhältniß der Biene zum Blumenflor; der Saft hat es noch weit zum Honig.

Die Plattdeutsche Literatur ist, nachdem sie lange geruht oder vielmehr in tiefster Stille ihren Faden fortgesponnen hat, plötzlich wieder auf den Markt getreten und sogar mit einigem Lärm. Man darf Klaus Groth's Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch als ihr neuestes Manifest betrachten, und diese haben, der wunderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutsche ausgerottet werden müsse, die sich vor Jahren einmal hervor wagte, seine Existenzberechtigung auf's Unwiderleglichste dargethan. Nur kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er daraus, daß Alles Plattdeutsch gesagt werden **kann**, den Schluß zieht, daß auch Alles Plattdeutsch gesagt werden **darf**. Das würde auch nach meiner Ueberzeugung auf dem einzigen Gebiet, auf dem wir Deutsche seit Jahrhunderten einig sind, eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der National-

geist, der bis jetzt doch wenigstens in der Literatur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftenden Dualismus verfiele, der vielleicht dereinst in der Weltgeschichte den Namen des Deutschen Fluches tragen wird. Man soll Plattdeutsch sagen, was sich nur Plattdeutsch sagen läßt; wenn wir weiter gehen, so kommen wir am Ende wieder zur plattdeutschen Bibel zurück, und mit Entfernung der hochdeutschen ist die Brücke zwischen dem Volk, dem doch eben genützt werden soll, und der hochdeutschen Kultur, der sich doch schwerlich bis zum jüngsten Tage eine ebenbürtige plattdeutsche an die Seite setzen dürfte, auch zerstört. Den Kreis aber steckt das Herz ab, denn das Gemüthsleben, trete es nun rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoristisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwiespalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth und Fritz Reuter, oder „Reinke, de Voß" trotz Goethe, nicht in's Hochdeutsche übertragen lassen, aber eben so wenig auch Ludwig Uhland und Eduard Mörike in's Plattdeutsche. In diesem Kreise haben die plattdeutschen Dichter sich auch instinktiv gehalten, selbst Klaus Groth, ungeachtet seiner Theorie, und ist ihnen nur Glück dazu zu wünschen; es soll aber natürlich nicht damit gesagt sein, daß ein Niedersachse absolut Plattdeutsch dichten müsse.

Die Gedichte Johann Meyer's, die mir zu diesen Erörterungen den Anlaß darbieten, sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie auf's Wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an, durch die saftige frische Idylle hindurch bis zum historischen Genrebild hinauf, klingen uns aus der Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen, einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und einer mit viel größerer Gewalt. Findet sich kein Stück, wie: „Rumpelkamer" oder „Matten Has", die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Vullmacht" aufnehmen, und „De Slach bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um Vieles; ebenso: „De letzte Fehde". Holstein hat den Dichter bereits mit inniger Freude begrüßt, und dem gemeinsamen deutschen Vaterland möge er in der

ernsten Katastrophe, womit welscher Uebermuth uns trotz Leipzig und Waterloo abermals zu bedrohen scheint, als ein neuer Beweis gelten, wie viel edles Mark noch in dem schlichten Volksstamme steckt, der an der Eider in stiller Qual, wie der von einem Horniß-Schwarm befallene Ritter des alten Liedes, seiner endlichen Erlösung harrt.

Sidonia von Bork, die Klosterhexe.

Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich pommer'schen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold.

Drei Bände. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1848.

Dieser chronikalisch-historische Roman, wie ihn der Verfasser nennt, erregte schon, als er fragmentarisch mitgetheilt wurde, Aufsehen, wenn auch kein ganz vortheilhaftes. Jetzt liegt er in elegantester Ausstattung, mit zwiefachem Porträt der Heldin geschmückt, vollständig vor und gehört zu den wenigen größeren Werken, die im Revolutionsjahre aus der deutschen Presse hervorgegangen sind. Die unparteiische Kritik, der es nicht um Nebendinge, sondern um die Sache selbst, um das Gedeihen der Literatur, zu thun ist, muß es für ihre Pflicht halten, ihn einer ausführlichen Beurtheilung zu unterziehen, wäre es auch nur, um dem Hülferuf des Verfassers zu entsprechen. Meinhold befindet sich nämlich in einer eigenthümlichen Lage, in die er freilich nicht ganz ohne eigenes Verschulden hinein gerieth, in der ihn aber Niemand, der sein schönes Talent zu achten weiß, stecken lassen wird. Es ist bekannt, daß die Bernsteinhexe seinen Ruf begründet hat. Als er diese herausgab, gefiel es ihm, sie für einen Chronikenfund auszugeben, und er fand damit so viel Glauben, daß, als er später erklärte, sie sei von einem Ende bis zum anderen seine Erfindung, man die Wahrheit seiner Erklärung nicht blos im Allgemeinen in Zweifel zog, sondern sie sogar hie und da entschieden bestritt. Die Gründe, die man für eine solche, die Grenze des Erlaubten doch wohl überschreitende Keckheit anführte, konnten dem Dichter zwar nur schmeichelhaft sein, denn sie waren alle aus der Vortrefflichkeit seines Werkes

gezogen und legten also nur ein beredtes Zeugniß mehr dafür ab, daß ihm gelungen war, was er gewollt und erstrebt hatte. Der Mensch mußte sich aber mit Nothwendigkeit verletzt fühlen, und Meinhold hat seine Sidonia von Bork vielleicht nur geschrieben, um durch die That darzuthun, daß er die Bernsteinhexe habe schreiben können. Ist ihm das geglückt oder nicht? Ehe wir hierauf antworten, wollen wir uns, wie billig, in's Gedächtniß zurückrufen, daß es schon mehr als einen Autor gab, der nur ein einziges gutes Buch zu liefern vermochte. Wie die Antwort daher auch ausfallen möge, für Meinhold kann sie etwas beweisen, gegen ihn nichts.

Es handelt sich hier nicht blos um die ästhetische Würdigung eines Romans, es handelt sich um die Entscheidung eines literarischen, ja eines sittlichen Processes. Da ist denn ein Zurückgehen auf die Bernsteinhexe unumgänglich nöthig. Der Beweis, daß diese kein Chronikenfund sein kann, ist leicht geführt, wenigstens vor Jedem, der von der Form einen Begriff hat. Man sehe das Bild an, man prüfe es im Allgemeinen und im Besonderen, und man wird immer mehr von einem Geist hoher Nothwendigkeit ergriffen werden, der nur dem Dichter, nie dem Chronisten oder Autobiographen inne wohnt. Man wird diesen Geist der Nothwendigkeit nicht blos in der Anordnung und dem Verhältniß der Theile unter einander erkennen; man wird ihn auch in der Mischung der Farben nicht vermissen. Ganz besonders wird man ihn aber den anscheinenden hors-d'oeuvre, aus denen der Rahmen zusammengefügt ist, abmerken. Dahin gehört das Hineinspielen des dreißigjährigen Kriegs, das Erscheinen des Königs von Schweden und Aehnliches. Der Chronist, der Autobiograph hätte diese Dinge ganz anders behandelt, er hätte sich nicht mit dem andeutenden G-Dur oder C-Moll des Componisten begnügt, er hätte uns die Geschichte des deutschen Reichs mit in den Kauf gegeben. In der Bernsteinhexe sind sie nur so weit benutzt, als die Rücksicht auf das Gemälde, auf Schatten und Licht, es erheischt oder gestattet. Daß der Küster Appelmann alles Ueberflüssige und Weitläufige instinctmäßig für seine Altarlichter herausgerissen habe, wird doch Niemand einwenden wollen. Es bleibt also dabei, daß das Werk alle Eigenschaften einer künstlerischen Composition besitzt und daß ihm jedes Merkmal eines wilden Gewächses abgeht. Darum ist es aber auch ganz unbestreitbar eine künstlerische Composition und so wenig aus einer

Chronik herausgeschüttelt worden, wie ein lebendiger Mensch als Präcipitat der Atmosphäre aus der Luft herunterfallen kann. Nun kann freilich noch die Frage aufgeworfen werden, ob, wenn denn die Bernsteinhexe das Erzeugniß eines Dichters ist, gerade Wilhelm Meinhold dieser Dichter sein muß. Sie läßt sich natürlich nicht unbedingt bejahen, wohl aber läßt es sich aus inneren Gründen entschieden verneinen, daß ein älterer Dichter, z. B. ein Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Verfasser der Bernsteinhexe sein könne. Denn dieser würde trotz aller Objectivität den Hauptaccent auf ganz andere Momente der Darstellung gelegt haben, als jetzt hervorgehoben sind. Dieß Alles ließe sich überall am Einzelnen nachweisen. Man nehme z. B. den Anfang des siebenten Capitels. „Nach etzlichen Tagen, als unsere Nothdurft fast verzehret, fiel mir auch meine letzte Kuh umb (die andern hatten die Wülfe, wie oben bemeldet, allbereits zurissen), nicht ohne sonderlichen Verdacht, daß die Lise ihr etwas angethan, anerwogen sie den Tag vorhero noch wacker gefressen. Doch lasse ich das in seinen Würden, dieweil ich Niemand nit verleumbden mag; kann auch geschehen sein durch die Schikkung des gerechten Gottes, deßen Zorn ich wohl verdienet hab' — Summa: ich war wiederumb in großen Nöthen und mein Töchterlein Maria zuriß mir noch mehr das Herze durch ihr Seufzen, als das Geschreie anhub: daß abermalen ein Trupp Kaiserlicher nach Unkeritze gekommen und noch gräulicher denn die ersten gemarodiret, auch das halbe Dorf in Brand gestecket.“ Aus dieser Stelle, so kurz sie ist, blickt mit hellen, klaren Augen schon der Dichter hervor. Sie schildert zunächst die allgemeine Situation des Landes und des Volks, man sieht in die Gräuel des Krieges und des Hexenunwesens zugleich hinein. Sie veranschaulicht aber zugleich auch die specielle Lage des Helden; seine Nothdurft ist fast verzehrt, da fällt ihm seine letzte Kuh um. Der Zwischensatz: „die andern hatten die Wülfe allbereits zurissen“ ist besonders zu beachten; er zeugt ganz unwidersprechlich von einem poetisch darstellenden Geist, der nicht eine nothwendige Linie ungezogen läßt und überall ein Farbenkorn hinzuthut. Der Chronist hätte nur mit abstracter Zahlenbestimmtheit von der letzten Kuh gesprochen; der Dichter erzählt uns, wo die anderen Kühe geblieben sind, und zwar, weil er dadurch Gelegenheit erhält, uns einen vorläufigen Blick in den mit Wölfen bevölkerten Wald werfen zu lassen, in dem der Held bald darauf seine Zuflucht nehmen soll.

Man nehme weiter die Geschichte von dem gefundenen Brot. Erzählt hätte der Chronist sie wohl auch; möglicherweise hätte er sogar des Raben gedacht, wäre es auch nur geschehen, weil er durch ihn an den Raben des Propheten Elias erinnert wurde; sicher aber hätte er des Querwegs, der kaiserlichen Reiter und der Roßtrappen nicht erwähnt. Wie vortrefflich, wie dramatisch wird endlich noch Lise Kolken eingeführt! Wen packt nicht sogleich ein unheimliches Gefühl, wenn er sieht, daß dieses Weib im Stande ist, ihren „Kerl" vor den wilden Soldaten zu schützen. Wie schnell erhält dieses Gefühl seine Bestätigung durch den verdächtigen Vorfall am Altar. Und wie fertig und abgeschlossen steht das widerwärtige Geschöpf da, wenn es die gebratenen Vögel in den Busch wirft! Es ist in der Kunst von der größten Wichtigkeit, daß den Dingen am rechten Ort ihre Schatten voraufgehen, damit die ordinäre Ueberraschung das höhere Interesse nicht beeinträchtige. Wie fein ist das hier beobachtet! Wo man aber alle Gesetze der Kunst erfüllt sieht, da ist ein Kunstwerk vorhanden, und ein Kunstwerk kommt nur durch einen Künstler zu Stande! Wäre der Künstler nun, was er ja allerdings noch sein könnte, ein mittelalterlicher, kein moderner, so würde seine Subjectivität auf eine ganz andere Weise zum Vorschein gekommen sein, als es jetzt geschieht. Er würde dem Hexenwesen gegenüber einen bestimmten Standpunkt eingenommen, es nicht wie ein nun einmal vorhandenes Element der Geschichte ohne alle Andeutung seines individuellen Verhältnisses zum Gegenstand behandelt haben. Das ist nirgends der Fall, der Glaube an den Hexenunfug wird so wenig durch eine bescheidene Skepsis bestritten als durch Gründe unterstützt, und die Objectivität, die hierin liegt, war im siebzehnten Jahrhundert einem deutschen Dichter noch weniger möglich, wie dem größten englischen eine aus gerechter Würdigung hervorgegangene Darstellung der Jungfrau von Orleans, zu der Shakespeare es bekanntlich nicht brachte. Dagegen konnte nur ein moderner Künstler so viel Liebe auf die Veranschaulichung der patriarchalischen Sitten und Zustände jenes Zeitalters verwenden, als fast jede Zeile des Buches verräth; es kann Niemandem, der sich nicht absichtlich verblenden will, entgehen, daß der Autor zurückblickt. Darum ist die Bernsteinhexe nicht allein das freie Erzeugniß eines Dichters, sondern auch das Erzeugniß eines Zeitgenossen, und so lange, bis sich ein anderer als Verfasser meldet

und legitimirt, das Erzeugniß Wilhelm Meinholds. Dafür bedarf es keines weiteren Beweises, als der Bernsteinhexe selbst.

Wenden wir uns nun zu Sidonia von Bork. Meinhold beklagt sich bitterlich darüber, daß dieses sein neues Werk schon vor dem Erscheinen auf einige in der Weberschen Novellenzeitung mitgetheilte Capitel hin verurtheilt worden sei. Das hätte nun freilich nicht geschehen sollen, denn ein Roman ist so wenig nach einem Fragment abzuschätzen, als ein verhülltes Bild nach der einen oder der anderen kleinen Partie, die sichtbar wird, weil der Schleier sich verschoben hat oder weil er dort durchlöchert ist. Auch mag Meinhold nicht Unrecht haben, wenn er hieraus schließt, daß die Zeit nahe sein dürfte, wo nur noch die Titel der Bücher gelesen und recensirt werden würden. Aber auch die ehrlichste und gründlichste Kritik wird sich nicht veranlaßt finden, den Spruch ganz und gar zu ändern. Sidonia von Bork steht tief unter der Bernsteinhexe, und das Wort einer tiefgebildeten Frau, daß sie ihr wie die nur zum Theil gelungene Copie eines vortrefflichen Originals vorkomme, hat einen guten Grund. Meinhold kann jedoch recht wohl zugleich Urheber des Originals und der Copie sein. Auch schließt das, wie sich von selbst versteht, das Vorhandensein anerkennungswerther Einzelheiten durchaus nicht aus, und wenn unsere Dutzend-Kritikaster, vielleicht gereizt von den etwas zu stachlichten Arabesken, womit Meinhold seinen Roman eingefaßt hat, sich beeiferten, die Sidonia von Bork fast unter Null herabzusetzen, so will ich mich bestreben, ihre positiven Seiten hervorzuheben, um das Gleichgewicht einigermaßen wieder herzustellen. Denn so gewiß es ist, daß sie den Vergleich mit der Bernsteinhexe nicht aushält, so gewiß ist es auch, daß sie über die ordinäre Romanwaare hoch hinausragt. Jene Arabesken gedenke ich jedoch keineswegs in Schutz zu nehmen, schon deßwegen nicht, weil ich auf dem Parnaß nicht gern die Kanzel aufgeschlagen sehe. Doch der Rahmen macht mich nicht ungerecht gegen das Bild.

Vorher noch einige allgemeine Bemerkungen über die Ansichten, die der Verfasser sich nach seinen Vorreden über die Romandichtung gebildet hat. Sie sind im Ganzen so gesund, wie es sich bei seinem großen Talent zum Voraus erwarten ließ. Denn man sage was man wolle, Kraft und Erkenntniß gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand und höchstens kann in Ausnahmsfällen der Erkenntniß die Kraft fehlen, nie aber der

Kraft die Erkenntniß.*) So dringt er denn überall mit Unerbittlichkeit auf Darstellung, freie und ganze Darstellung, und ist ein unversöhnlicher Feind alles Umschreibens und Raisonnirens. Darin hat er auch unbedingt Recht. Wenn er aber glaubt, die Darstellung erreiche erst dadurch den höchst möglichen Grad der Lebendigkeit, daß der Dichter seinen Personen die Sprache des Jahrhunderts, in welchem sie lebten, in den Mund lege, so ist er in diesem Punkt einem falschen Empirismus verfallen. Die wirkliche Sprache des Helden hat im Roman und überhaupt in der Dichtung nicht mehr zu thun, wie sein wirklicher Stiefel im Gemälde. Das ganz ordinäre Natürlichkeitsprincip mag dabei seine Rechnung finden; dem wäre ja gewiß auch mit einem einbalsamirten und obendrein geschminkten Leichnam mehr gedient, wie mit einer iconischen Bildsäule. Allein dieses Prinzip steht im entschiedensten Widerspruch mit der Kunst und muß völlig überwunden sein, ehe von Kunst überhaupt nur die Rede sein kann. Wo es sich um ein Kunstwerk handelt, sind alle Mittel der Art von vorne herein ausgeschlossen; sie gehen auf eine ganz andere Wirkung aus, als das Kunstwerk im Auge haben soll, und es ist gleichgültig, ob auf eine stärkere oder auf eine schwächere. Wenn Meinhold Recht hätte, so müßte im Roman und im Drama, wie der Altdeutsche altdeutsch, so auch der Grieche griechisch, der Römer römisch sprechen, und Troilus und Cressida, Julius Cäsar und Coriolan hätten nicht geschrieben werden können, wenigstens nicht von Shakespeare. Er hat aber nicht Recht und seine eigenen Erzeugnisse beweisen es. Weit entfernt, daß die erkünstelte, zurecht gemachte Sprache der Bernsteinhexe nützte und ihr nothwendig wäre, sie schadet ihr; sie war bloß nothwendig für den Nebenzweck des Verfassers, für die beabsichtigte Täuschung. Das Bild hätte den einfach treuherzigen Ton, in dem es gehalten ist und der allerdings zu ihm gehört, wahrlich nicht verloren, wenn er sein Buch in gewöhnlichem Deutsch geschrieben hätte. Dieß zeigt z. B. Brentano's Erzählung vom braven Kasperl und der schönen Nannerl; dies zeigt noch unwidersprechlicher Tieck's blonder Eckbert. Dagegen hätte Tieck's treuer Eckart und Aehnliches Meinhold darüber belehren sollen, wohin das sprachliche Imitiren führt. Hebel brachte in seinen alle-

*) Dies ist ausführlicher entwickelt in dem Aufsatze Hebbel's: Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander? (Bd. 10 dieser Ausgabe.) D. H.

mannischen Gedichten ein Idiom zur literarischen Geltung, das noch lebt, noch wirklich gesprochen wird. Er sollte es nicht erst aus Chroniken und Wörterbüchern mühsam zusammenlesen, er sprach es selbst, es kam ihm aus der Brust heraus. Ja, die einfachen Anschauungen und Gedanken, die seinen Gedichten den Inhalt geben, waren auf untrennbare Weise mit diesem Idiom verwachsen, und er hätte sie erst in's Hochdeutsche übertragen, d. h. den Tieck-Meinhold'schen Prozeß umkehren müssen, wenn er ihnen das Idiom hätte abstreifen wollen. Darum liegt in dem Eindruck, den sie erregen, durchaus nichts von Affectation, man fühlt die Congruenz zwischen Form und Gehalt heraus. Das Gegentheil gilt von Tiecks treuem Eckart und den Grillenhaftigkeiten, die ihm gleichen und auf ihn folgten; sie wirken, wie das absichtliche Stammeln eines mit ausgebildetem und gefügigem Sprachwerkzeug ausgerüsteten Menschen wirken würde. In Meinhold's Bernsteinhexe und seiner Sidonia von Bork ist der Eindruck nicht ganz so störend, doch das beweist nur, daß er geschickter imitirt hat; denn Tieck brachte freilich nur einen in jeder Beziehung ungenießbaren Mischmasch zu Stande; er wollte das Verkehrte und machte es uns dadurch nur noch widerwärtiger, daß er es nicht einmal erreichte. Für das Theorem selbst kann es nichts beweisen; der Dichter hat mit dieser Art von Illusionsmitteln nicht mehr zu schaffen, wie der Bildhauer mit den Geheimnissen des Wundermannes, der in Wachs boussirt. Willibald Alexis, der in seinem falschen Woldemar einen ähnlichen Versuch machte, hat das schon begriffen, wie seine neuesten Arbeiten zeigen; ich hoffe, Meinhold wird es auch thun. Niemals aber lasse er sich in seiner freien Behandlung des Cynischen irre machen, wie der Unverstand auch dawider eifern mag. Er hat ganz Recht; wo das Cynische nicht als Selbstzweck auftritt, wo es einem höheren Zweck dient und sich als einzelner Farbenstrich harmonisch im Totalgemälde auflöst, da kann sich nur eine ganz verdorbene Phantasie daran stoßen, nur eine solche, die allenfalls auch in der Sixtinischen Madonna nur ein Weib erblickt, das sich, wie das Kind auf ihrem Arm beweist, einmal in einer interessanten Situation befunden haben muß. Wer kann auf dieses Gesindel Rücksicht nehmen, und ob Legionen davon herumliefen!

Gehen wir jetzt auf die Sidonia von Bork näher ein. Es ist zunächst keine Empfehlung für das Werk, daß es eine Hexen-

geschichte behandelt und doch drei starke Bände füllt. Denn das Hexenwesen ist an sich so häßlich im weitesten Sinne des Worts, daß das menschliche Gemüth kaum eine lange anhaltende Beschäftigung mit demselben verträgt. Doch dieser Uebelstand hätte allenfalls durch eine hohe Vollendung der Form aufgewogen werden können; der Dichter konnte sich die Theilnahme, die ihm bei der abstoßenden Natur des Gegenstandes nicht freiwillig gezollt wurde, vielleicht mit Gewalt erzwingen. Eine solche Formvollendung werden aber nicht bloß Meinhold's Gegner, sondern auch seine wärmsten Freunde vermissen. Sidonia von Bork bietet uns keineswegs ein in allen Theilen künstlerisch abgeschlossenes Ganzes, das man nur in seiner Totalität bejahen oder verneinen, an dem man aber im Einzelnen nicht markten und mäkeln kann. Sie bringt uns vielmehr eine Reihe von mehr oder minder gelungenen Gemälden, die durch den Charakter der Heldin nur lose mit einander zusammenhängen. Einen lebendigen Menschen muß man hinnehmen wie er ist oder ihn gehen lassen; man kann nicht mit seinem rechten Arm ein Freundschaftsbündniß schließen und dem linken den Krieg erklären. In einer Gemäldegallerie aber kann man allerdings das eine Bild bewundern und dem andern den Rücken wenden. Die Bernsteinhexe konnte in ihrer hohen Geschlossenheit nur Verehrer oder Widersacher finden. Sidonia von Bork wird ohne Zweifel von Manchem ganz weggeworfen, aber, ich muß es aussprechen, von Niemandem ganz anerkannt werden.

Dieser Punkt ist wichtig. Noch wichtiger ist ein zweiter. Die Bernsteinhexe fordert keinen Glauben für das Hexenwesen; Sidonia von Bork thut es, und in beträchtlichem Grade. Wenn Aristoteles aussprach: das Wunderbare gefalle immer, so fand er freilich nicht nöthig, erst die Grenze zwischen dem Wunderbaren und dem Ungereimten zu ziehen, denn seine Griechen mit ihren klaren Augen und dem gesunden Instinct konnten sie gar nicht überschreiten. Auf diese Grenze kommt aber Alles an und ich fürchte sehr, die Hexerei liegt jenseits derselben. Die Kunst darf nach meiner Meinung unter keinen Umständen ihr selbst, sondern nur dem Glauben an sie Realität einräumen. Dieser Glaube hat Wirkungen gehabt, fürcherliche Wirkungen; er ist ein Element der Geschichte und darum auch in alle Ewigkeit ein Element der Kunst. Der Künstler dagegen, der die Hexerei selbst, die unaufgelöste, nackte Hexerei, zum Mittelpunkt einer

Darstellung macht, stellt sein Werk auf eine äußerst gefährliche Spitze, mag er sie nun als ein einmal Sanctionirtes ohne weitere Vorbereitungen und Erklärungsversuche einführen, oder sich, noch schlimmer, bestreben, ihr durch die Anknüpfung an räthselhafte Naturprocesse eine mystische Grundlage zu geben. Bis auf einen gewissen Grad gilt dies Alles vom Uebernatürlichen überhaupt; ein Kunstwerk, das dessen bedürftig ist, steht nie so hoch, wie eines, das sich ganz auf die reale Welt stützt, die phantastische Komödie, z. B. die des Aristophanes, welche die reale Welt aufheben darf, weil sie sich selbst auch wieder aufhebt, ausgenommen. Wir zittern zwar vor dem Geist im Hamlet, denn Shakespeare's Genius war mächtig genug, ihn mit Allem, was Grauen und Furcht einzuflößen vermag, zu umkleiden; aber die ungeheuere Tragödie hätte vielleicht auch ohne den Geist zu Stande kommen, Hamlets Verdacht hätte auch auf andere Weise erregt werden können, und das wäre so gewiß besser gewesen, als ein Motiv, das allen Zeiten entspricht, einem Motiv vorgezogen zu werden verdient, das von gewissen historischen Voraussetzungen abhängt, in welche eine späte Nachwelt sich nicht ohne Zwang mehr findet. Doch etwas ganz Anderes ist allerdings der Glaube an Geister und etwas ganz Anderes der Glaube an Hexen. Die Mitternachtsstunde, ein Kirchhof werden dem Menschen noch lange die Haare zu Berge treiben, während er den Besenstiel und die Schornsteinhöhle schon jetzt mit der größten Kaltblütigkeit betrachtet und sich auch der Bauer mit den rothen Augen alter Weiber längst ausgesöhnt hat. Der Dichter, der diese Dinge für irgend einen Zweck wieder rehabilitiren will, wagt nicht blos viel, er wagt zu viel. Denn selbst wenn es gelingen könnte, würde der Eindruck durch die sich aufdringende Reflexion, daß eine große Kraft für etwas durchaus Nichtiges angestrengt und also verschwendet worden sei, gestört werden.

An der Bernsteinhexe ist dies das Rührende und Erschütternde, daß die Heldin bei der reinsten Unschuld und dem höchsten Seelenadel theils durch den verhängnißvollen Bernsteinfund und dessen mißdeutete und doch so einfache Consequenzen, theils durch die allgemeine Verblendung des Jahrhunderts, der sich Niemand, der sich ihr eigener Vater nicht einmal ganz zu entziehen vermag, in ihr finsteres Schicksal verstrickt wird. Mit der Sidonia von Bork verhält es sich ganz anders. Als Kokette beginnt sie; schon am Schluß des ersten Bandes ist sie eine der gemeinsten

Unzucht pflegende und dabei ertappte Buhlerin; darauf begibt sie sich in ein Frauenhaus, wird, auch hier wieder verjagt, Räuberbraut, verschwindet auf dreißig Jahre, taucht wieder auf und endet als Klosterhexe, die trotz ihres adeligen Herkommens verbrannt wird. Ein so würdeloses Geschöpf, das uns am Anfang seiner Laufbahn nicht durch gewaltige Leidenschaften fesselt und uns am Ende derselben eben so wenig durch dämonische Größe imponirt, kann kein nachhaltiges Interesse einflößen. Der Verfasser sucht seine Sidonia als ein Product einer elenden Erziehung und der ihr durch diese eingeimpften Gottlosigkeit hinzustellen; aber wir schütteln den Kopf zu dieser mißlichsten aller Motivirungen, die in gut Pestalozzisch-Fichteschem Sinne den Menschen zu einer Art von Thon in Schulmeisterhänden herabsetzen möchte, und wir sind und bleiben der Ueberzeugung, daß die Verderbtheit bei diesem Weibe in Herz und Nieren saß, und daß Sidonia durch rechtzeitige Anwendung des „Katechismus Gerschovii" so wenig zu ändern und zu bessern gewesen wäre, wie die Distel durch Abschneiden ihrer ersten Schößlinge in eine Rose umzuwandeln ist. Nein, so steht es nicht mit der menschlichen Natur; wenn es aber auch so mit ihr stünde, so könnte es doch nie den Vorwurf einer ästhetischen Darstellung abgeben. Unerhört ist es auch, daß der Verfasser die Heldin in einem Moment, wo man es am wenigsten erwartet, auf volle dreißig Jahre verschwinden und sie erst als eine Art von Fossil wieder zum Vorschein kommen läßt. Als vollendetes Scheusal steht sie nun da; wie sie es wurde, erfahren wir nicht, die psychologischen Umbildungsprocesse werden uns vorenthalten, dennoch müssen wir sie noch ein ganzes Alphabet hindurch begleiten und zusehen, wie sie tolles und nichtswürdiges Zeug treibt. Das ist ein Mißgriff unglaublicher Art. Nein, lieber Meinhold, wie ein Mensch Hyäne **wird**, das kann uns interessiren, aber nicht wie er als Hyäne **wüthet**.

Ein milderes Urtheil über den Hauptcharakter des dreibändigen Werks ist nicht möglich. Daraus folgt jedoch nur, daß der Hauptcharakter die schwächste Seite desselben ist. Die ehrliche Kritik durfte diese Seite nicht verhüllen, aber mit Freuden sieht sie von ihr ab und deutet auf die stärkeren und gelungeneren hin. Der Roman kann freilich bei einem solchen Hauptcharakter auf den Namen eines geschlossenen, in allen Theilen durchgebildeten Kunstwerks keinen Anspruch machen, und schon deßhalb

hätte ich ihn unter die Bernsteinhexe setzen müssen. Aber er enthält Partieen, die vortrefflich sind und die den Zweifel, ob Meinhold wirklicher Verfasser der Bernsteinhexe sei, selbst bei dem Ungläubigsten, jeder anderen Argumentation Unzugänglichen, beseitigen müssen. Am besten dürfte er als ein Sittengemälde des siebzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen sein. In diesem Sinne leistet er Außerordentliches; aber auch an Charakteren, an vollendeten Gestalten von Fleisch und Blut fehlt es nicht.

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit.

Roman in drei Theilen von R. Giseke.

Leipzig, Brockhaus 1850.

Ich brauche dem Leser gewiß nur zu sagen, daß die Nemesis in diesem Roman durch den Fürsten Windischgrätz vertreten wird, um seine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Man sieht, die Poesie wird immer kühner, immer zuversichtlicher; ehemals glaubte man, historische Ereignisse und Charaktere müßten sehr weit in den Nebel der Vergangenheit zurückgewichen sein, um poetisch brauchbar zu werden; jetzt trifft man Persönlichkeiten, mit denen man noch gestern auf der Eisenbahn fuhr, heute schon im Roman und morgen vielleicht im Drama an. Dieß beweist Eins von Beiden: entweder ein außerordentliches Erstarken unserer poetischen Nationalkraft, welches sie Schwierigkeiten überwinden läßt, vor denen die großen Dichter früherer Perioden zurückschraken, oder ein völliges Erschlaffen derselben, welches ihr nicht einmal mehr die Erkenntniß dieser Schwierigkeiten gestattet. Denn an und für sich ist die Aufgabe durchaus nicht unlösbar, aber es gehört ein Talent dazu, das man nur in den allerseltensten Fällen voraussetzen darf.

Unser Verfasser befindet sich nicht im Besitz dieses Talents, er steht darum jedoch, um es zur Beseitigung möglicher Mißverständnisse gleich hinzuzufügen, nicht im Mindesten hinter seinen männlichen und weiblichen Rivalen im Gebiet des sogenannten modernen Romans zurück, wenn wir die Dudevant ausnehmen. Ihm ist das klare Auge, vor dem das Zufällige der Erscheinungen vergeht, das Nothwendige aber besteht, nicht verliehen, und noch

weniger die sichere Hand, die sie in bleibenden Typen hinstellt, er drückt nur seine persönlichen Sympathien und Antipathien aus, und bringt es eben deshalb nur zu Figuren, nicht zu lebendigen Gestalten. Aber es geht ein solcher Hauch der Wahrheit durch sein Werk hindurch und er hat eine so glückliche Auffassungsgabe für manches Detail der Situationen, daß seine Leistung trotz ihrer Mängel vor vielen ähnlichen aufmerksame Beachtung verdient. Nur gegen die Consequenzen, die sich aus dem vielsagenden Titel ergeben, muß ich entschieden Protest einlegen; dieser ist unpassend gewählt, denn er läßt uns statt einer relativ berechtigten Schilderung der ungeheuren Zeitkrisis von einem subjectiven Standpunkte aus, wie sie das Buch bringt, eine allgemein gültige Darstellung erwarten, von der doch nicht die Rede sein kann.

Kleine Leute in großer Zeit! Die kleinen Leute sind da, aber wo blieb die große Zeit? Wir sehen uns vergebens nach ihr um, und freilich ist das sehr natürlich, denn die Größe der Zeit beruht allein auf den neuen Ideen, die Kunst und Wissenschaft im letzten Jahrhundert durch gemeinschaftliche, riesenhafte Anstrengungen erarbeitet haben, und diese Ideen werden in unserem Roman durch Figuren repräsentirt, die nicht mehr von ihnen wissen, wie ein Schillerscher Wachtmeister vom Grundgedanken eines Wallenstein. Solch ein Wachtmeister denkt, wenn er marschiren muß: nun ist Alles erlaubt, was früher verboten war; was Andern gehörte, ist jetzt dein, und wenn du nur deine Soldatenpflicht erfüllst, so hast du mit dem Katechismus nichts weiter zu schaffen! Der Troß, der sich den geistigen Vorkämpfern der Geschichte anschließt, denkt eben so und sucht, wie wir es schaudernd erlebten, die noble Theorie in die Praxis einzuführen, sobald sich die Gelegenheit günstig zeigt. Aber wer daraus auf den Kern der Bewegung schließen und diese nach Grund und Zweck abschätzen will, der muß nach den Trinkstubenexcessen und Plünderungsgelüsten des Wachtmeisters auch die Berechtigung und ethische Bedeutung des Krieges bestimmen. Es ist jedoch eine bekannte Thatsache, daß die Feldherren sich in dem einen, wie in dem anderen Fall nicht selten umkehren und auf ihren eigenen Pöbel die Pistole abfeuern. Nein, so unbedeutende Subjecte, wie der Candidat Ernst, der mit dem vollkommensten Rechte zu Wien in der Brigittenau erschossen wird, wie der Doctor Horn, wie Cäsar und Delphine, sind nicht die Vertreter der Zeit.

Sie sind es nicht einmal in dem Sinne, als ob noch keine besseren Repräsentanten der neuen Ideen vorhanden wären, was übrigens gegen diese nicht mehr beweisen würde, wie die ersten kümmerlichen Pflanzen des Frühlings gegen den Frühling selbst. Es lassen sich ganz andere finden, wenn man nur suchen will. Der Verfasser hat nun freilich diesen erbärmlichen Progonen, welche die Spirallinie des welthistorischen Fortschritts durch einige plumpe Hammerschläge in eine gerade umschmieden zu können glauben, hin und wieder ebenbürtige Epigonen gegenüber gestellt, die sich einbilden, er sei durch ein noch unverständigeres Manöver völlig aufzuhalten. Aber es geschieht nicht überall, und obendrein werden die Progonen im Detail ausgemalt, die Epigonen nur flüchtig skizzirt, woraus denn eine sehr ungleiche Vertheilung von Schatten und Licht hervorgeht, aus dem Mancher schließen dürfte, daß er auf dem Titel nur ironisirt habe, als er die Zeit eine große nannte. Ich bin anderer Meinung, mir kommt der Roman wie eine Confession in Chiffern vor, und das erklärt mir seine Mängel, wie seine Vorzüge. Wer Schiffbruch gelitten hat, der betrachtet das Schiff, auf dem ihm dieß Unglück widerfuhr, mit zu ungünstigem Blick, und den Felsen, an den er sich anklammerte, mit zu günstigem, wenn er sich gerettet sieht. Man wird mich nicht so mißdeuten, als ob ich den Verfasser für identisch mit seinem Helden hielte. Das kann mir nicht einfallen. Aber er hat sich, allem Anscheine nach, wie dieser, an dem socialen Problem der Gegenwart abgequält, ohne bis zur Lösung durchzudringen, und nun die zufällige Explosion in einer sich selbst nicht verstehenden Revolution für das nothwendige, ja letzte Resultat des ganzen Processes genommen. Daraus ergab sich denn ganz natürlich die vielleicht unbewußte Parteilichkeit gegen die Progonen und ihre Richtung, derer ich bereits gedachte, aber auch die mit ihr wieder versöhnende ethische Wärme, womit das objectiv nur zum kleinsten Theil Begründete subjectiv geltend gemacht wird. Von Allem, was einst unleugbar groß und gewaltig war, sind nur noch die Carricaturen übrig geblieben und Alles, was in Zukunft groß und gewaltig werden soll, ist bis jetzt nur noch als Carricatur hervorgetreten, denn die Carricatur ist, wie die letzte, so die erste Gestalt, in der sich jede Idee verleiblicht. Aber dieß wird gewöhnlich übersehen und daher kommen die unendlichen Verwirrungen einer Krisis, wie unsere gegenwärtige; die Individuen, die das Neue repräsentiren, sind

selten reiner entwickelt, als diejenigen, die das Alte festhalten, nun stellen sie sich einander, Individuum dem Individuum, entgegen, ohne zu untersuchen, wie sich denn jedes Individuum zu der Idee, für die es streitet, persönlich verhält, und die Ausgleichung ist unmöglich.

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

Von Eduard Boas.

Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1851.

Ein neuer Beitrag zur Schiller- und Goethe-Literatur und ausnahmsweise einmal ein erfreulicher. Wir sagen: ausnahmsweise, und sind unseren Lesern die Erklärung dieses Ausdrucks schuldig. Es wird seit Jahren von den Buchhändlern ein förmlicher Handel mit den Reliquien Schiller's und Goethe's getrieben, der alle Grenzen überschreitet. Wenn der Friseur der beiden Herren die ihnen abgeschnittenen Haare aufbewahrt hätte, der Kammerdiener ihre Nägel, der Trödeljude ihre abgelegten Kleider, und die drei Speculanten nun unter dem Aushängeschilde der Pietät mit diesen werthlosen Resten brüderlich ein Geschäft etablirten, so würden sie die Verleger, die mit dem Inhalt ihres bestaubten Papierkorbs wuchern, kaum überbieten. Was ist nicht Alles gedruckt worden, und was mag noch bevorstehen! Wer gedenkt nicht mit Entsetzen dieses Brief- oder richtiger Zettelwechsels zwischen Goethe und der Frau von Stein, aus dem man erfährt, was der Gott an dem und dem Tage gegessen und getrunken, und ob er das Compot zum Diner selbst geliefert hat oder nicht! Wer schaudert nicht, wenn er sich erinnert, daß bei Gelegenheit der Säcular-Feier des Dichters schon seine Knaben-Exercitien aus vergilbten Schreibbüchern herausgeklaubt und vor ganz Europa herum präsentirt worden sind! Während die beiden Männer, welche Deutschland in künstlerischer Beziehung zur Ebenbürtigkeit mit den übrigen Nationen erhoben, unter ihrem Volk lebten und wirkten, ließ man sie ruhig Spießruthen laufen und glaubte schon viel zu thun, wenn man die

literarischen Gassenjungen nur nicht durch Händeklatschen und Bravorufen in ihrer Frechheit bestärkte; jetzt macht man Dalai Lamas aus ihnen. Das ist eine Satisfaction, für die sie sich bedanken würden, und da sie selbst nicht mehr protestiren können, so muß die besonnene Kritik es in ihrem Namen thun.

Das vorliegende Werk versetzt uns aus der frommen Zeit der Himmelfahrt und der Glorification unserer Heroen, in der wir gläubig aufwuchsen, in die rohen Tage der Kreuzigung zurück. Ei, da weht eine rauhere Luft! Von Weihrauch ist nichts zu verspüren, die Glocken haben Ruhe, oder werden von den damaligen Küstern für ganz andere Leute gezogen, aber es wimmelt von Kriegsknechten mit Ruthen und Spießen und zur Erquickung wird Essig statt Weines gereicht. Schiller gibt die „Horen" heraus, in denen bekanntlich fast alle seine unsterblichen Abhandlungen erschienen; ach Gott, was sind sie langweilig! Goethe ist eifriger Mitarbeiter, liefert seine Elegien, sein Märchen und wie Vieles mehr; du lieber Himmel, wie wenig genügt dieß Alles den Anforderungen, die der letzte Recensent an einen Genius stellt. Dagegen wird ein Lorenz Stark von Johann Jacob Engel unter verächtlichen Seitenblicken auf den Wilhelm Meister bis über die Sterne erhoben, ja es gibt Kritiker, die aus Dummheit oder Bosheit Goethe für den anonymen Verfasser erklären und ihm für das Meisterwerk die „Iphigenia" und den „Tasso" vergeben. Seltsamer Weise hatten die Heroen keine Gladiatoren-Natur; statt sich langsam zu Tode geißeln zu lassen und nur für würdige Drappirung des Mantels im Momente des Zusammensinkens zu sorgen, machten sie Kehrt und zeigten der erstaunten Welt, daß die Leier ein Instrument ist, womit man unter Umständen auch um sich hauen und namentlich platten Köpfen, welche für die in den Saiten schlummernde Harmonie kein Ohr haben, einen tüchtigen Schlag versetzen kann. Das Resultat des Kampfes waren die Xenien, die berühmten Epigramme, die einem Witze Martials ihren Namen verdankten.

Herr Eduard Boas hätte sich schon durch die Wieder-Herausgabe und die Commentirung der Xenien ein anerkennungswürdiges Verdienst erworben; er hat dieß Verdienst durch die im zweiten Theile hinzugefügten Auszüge aus den Erwiderungsschriften der Gegner noch bedeutend erhöht. Die Xenien selbst haben einen zweifachen Werth. Einmal einen historischen, indem sie ein reizendes, farbiges Bild des Literatur-Zustandes jener

Periode darbieten, der sie angehören. Dann aber auch einen absoluten, indem sie einen Schatz der köstlichsten philosophischen und ästhetischen Weisheit enthalten. Diese wunderbare Mischung des Vergänglichen und des Ewigen ist es, auf der ihre bleibende Bedeutung beruht. Ein gemalter Mückentanz, wie auch immer gelungen, wäre nicht unsterblich geworden, das dazu nöthige Gewicht erhielt er nur durch die Beigabe, der er als Folie dient. Die Dichter zeichneten erst mit einigen scharfen Strichen das summende oder stechende Insect; dann stellten sie der Carricatur die Normal-Erscheinung gegenüber und sprachen das Gesetz aus. Das war eine furchtbare Methode, die ihr Ziel nicht verfehlen konnte. Herr Boas hat seinen Commentar mit richtigem Tacte fast ausschließlich auf die historische Seite der Xenien beschränkt. Das höhere Moment derselben ist längst in's Bewußtsein der Nation übergegangen, aber wer kennt noch diese Hermes, Reichardt, Dyk, Salzmann u. s. w., die einst berühmte Schriftsteller und gefeierte Nebenbuhler von Schiller und Goethe waren. Diesen that die Commentirung so noth, wie zusammengetrockneten Mollusken ein Tropfen frischen Wassers. Jeder hat jetzt seinen Tropfen erhalten und nun wimmeln sie wieder lustig durcheinander und fordern zu Vergleichungen mit dem Treiben unserer Tage heraus.

Fast unglaublich ist der Inhalt der Gegenschriften, wenn man bedenkt, daß Schiller zur Zeit der Xenien, außer den „Räubern", außer „Cabale und Liebe" und „Fiesco" schon den „Don Carlos", Goethe aber fast alle seine bedeutenden Dichterwerke geliefert hatte. Man sollte meinen, so außerordentliche Leistungen hätten, selbst wenn die immer bedenkliche Aufnahme des Handschuhs nothwendig befunden wurde, etwas Pietät gebieten müssen, aber es zeigt sich keine Spur davon; auf der einen Seite ein prachtvoller feuerspeiender Berg, der eben so viel flüssiges Metall als Lava zu Tage fördert, auf der andern ein stinkender Schlamm-Vulkan. Der Herausgeber that wohl daran, den Vorhang wieder aufzuziehen, hinter dem die Zeit dieß Schauspiel bereits versteckt hielt, denn das Widerwärtige und Ekelerregende desselben wird vom Belehrenden bei Weitem überwogen. Wir geben einige Proben. Der politisirende Capellmeister Reichardt nennt die Xenien einen „Pasquillanten-Unfug", spricht von „Herrn Schiller's" drolligem Dünkel, erklärt denselben „Herrn Schiller" wegen seiner boshaften Verleumdungen „für einen ehrlosen Lügner"

und hofft, daß wackere Männer diesen nämlichen „Herrn Schiller" eben so „verachten" werden, als ob er „gerichtlich beschimpft wäre". Dabei begeht der Edle die Perfidie, daß er sich stellt, als ob er Goethe, mit dem zu brechen die Klugheit, des Ministers wegen, nicht zuließ, nicht für den Mitverfasser hielte. Joachim Heinrich Campe, der hundertbändige Kinderschriftenfabrikant, der jedes Wort der deutschen Sprache mit einem Polizeigesicht nach dem Stammbaum fragte und seinen geliebten Ausdruck Hausohr für Schornstein in Umlauf zu bringen suchte, will Goethe ein „Federchen" abbürsten, sagt dann aber: „wir bürsten umsonst, denn an Dir ist Alles Feder, weil Du Dir selbst als Phönix, Anderen aber als Gimpel erscheinst." Im Genius der Zeit von Hennings werden Schiller und Goethe für todt erklärt; dabei wird ihnen, damit die trauernde Germania sich leichter tröste, vorgeworfen, sie hätten den Geist erwürgt, um das Fleisch auferstehen zu lassen, die Werke des Fleisches seien aber Ehebruch, Unzucht, Abgötterei, Haß, Mord, Saufen und Fressen u. s. w. Im Altonaer Archiv der Schwärmerei heißt es, Schiller und Goethe hätten im Stillen Neid, Stolz und Grobheit zusammengeknetet und anderen Dichtern die Kugeln an den Hals geworfen; dabei wird diesen Anderen zur Pflicht gemacht, den Tempel des Ruhms zu verschließen, wenn die beiden Uebelthäter sich nahen sollten, denn er sei nur für „Edle" gebaut. Manso und sein Verleger Dyk lieferten Gegengeschenke an die „Sudelköche in Jena und Weimar", aus denen wir, weil sie, wie bei einer Ueberschwemmung der Strich an der Brücke, die Wasserhöhe bezeichnen, wörtliche Mittheilungen machen müssen.

Apoll.

Aber sage mir, Schiller, was schimpfest Du denn so unbändig?
  Nur noch ein Schritt und Du wirst Bahrdt mit der eisernen Stirn!

Schiller replicirt „weinerlich", er werde nicht mehr gelobt und sogar seine „Horen" werden heruntergerissen.

Apoll.

Aber, wie kommt das? Du hast doch die Besten im Volke geladen?
  Männer, wie Engel und Schütz, werden nur selten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt Nichts oder wenig geliefert,
  Bruder Goethe und ich schreiben es meistens allein.

Apoll.

Bruder Goethe und Du? Das macht die Sache begreiflich,
Euer neu'ster Geschmack mag wohl so koscher nicht sein!

Nun wird verwandelt und der Redacteur Schiller erscheint als

Kant's Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein.

Darauf wird Schiller für einen Schwaben erklärt, wie sich in ganz Schwaben kein zweiter finde, was sogar richtig war, und dann werden die sämmtlichen Schriften gemustert, welche seine „rüstige Faust“ erschuf.

Die Räuber.

„Ist das nicht reine Natur?“ Ja, wahrlich, Schwätzer, das ist sie,
Bis zum Ekel getreu hast Du die rohe copirt!

Don Carlos.

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet der Narr mich zum zweiten Mal ab?

Die Geschichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Dieselbe.

Sieh doch, das Ding von Genie hat selbst den Strada citiret.
Mach' uns so etwas nicht weiß, Strada ist für Dich zu schwer.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die Deine, mein Freund. Ihre bewahren sie schon.

Briefe über ästhetische Erziehung.

Wie, teutonisches Volk, so weit ist's mit Dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar Dich zu erziehen erkühnt?
Nimm Dich in Acht vor dem Schalk, der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verzieh'n.

Der Uebergang zu Goethe wird nun dadurch höchst anständig gebildet, daß beide Dichter aufgefordert werden, der Grazie einen Theil zu küssen, den man nicht nennen darf. Dann heißt es weiter:

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,

Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen,
Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Koth.

Goethe's Aufruf an Deutschland.

Deutsche, vernehm't es, ihr habt nur Einen Dichter erzielet.
Dieser Eine bin ich. D'rum, wenn ich niese, so klatscht!

Egmont an Goethe.

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte,
Glaubst Du denn, lock'rer Gesell, Jedermann fas'le, wie Du?

Goethen's Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß sie wie Goethe zu bilden,
Aus dem Inceste, Triumph! gehen die seinen hervor.

Der Hallische Ochse.

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen, als einer.
Somit wißt Ihr, warum Goethe sich Schillern verband!

Manso war Rector in Breslau und hatte der Jugend humaniora beizubringen; wie es ihm gelang, darüber berichtet Holtei in seinen vierzig Jahren auf die ergötzlichste Weise. Gegen diese Leistung verschwindet Alles, was Asmus, was der Verfasser der Berlocken, was Nicolai und die Uebrigen zu Markte brachten, Alles, bis auf die Trogalien zur Verdauung der Xenien, die Hr. Fulda, später Superintendent in Halle, herausgab. Diese Trogalien thun nämlich den noch übrigen letzten Schritt und stürzen sich aus dem Gebiete der literarischen Gemeinheit, in welchem schon damals, wie wir sahen, eine ziemlich weitgehende Jagdfreiheit herrschte, ganz entschieden in das der sittlichen Niederträchtigkeit hinein, so daß sie nicht mehr vor das Forum des Kritikers, nur noch vor das des bürgerlichen Richters gehören. Eine Probe genüge:

Widder.

Ehemals war ich ein Widder, entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöcken und Stutzen verlernt.

Derselbe.

O der Füchsin, die hat mich so zu Grunde gerichtet,
Daß man den Widder jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Es ist merkwürdig genug, daß Schule und Kirche in diesem Turnier durch ihre Repräsentanten den unsauberen Preis davontrugen, während dem Rector Manso in den Xenien nur sein handgreiflicher Pedantismus vorgeworfen war, und der Superintendent Fulda gar nicht darin vorkam. Der Curiosität wegen wollen wir noch bemerken, daß der alte Gleim in einem kläglichen Epigramm winselnd erklärte, er könne, nach der Lectüre der Xenien, Goethe's „Iphigenie" nicht mehr lesen, und das thue ihm leid. Daß die köstliche Gnomenreihe der Votivtafeln auf den Kopf gestellt und fast jeder der tiefsinnigen Aussprüche, die jetzt, wie Bibelworte, von Mund zu Mund gehen, verdreht wurde, versteht sich wohl von selbst. Der Erfolg ist bekannt. Wer Koth nach den Sternen wirft, dem fällt er selbst in's Gesicht. Das gilt für alle Zeiten.

Aus Carl Ludwig v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette.

(1774—1813.)

Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte.

Herausgegeben von Heinrich Düntzer.

Jena. Mauke 1858.

Heinrich Düntzer fährt unermüdlich fort, die Papierkörbe zu durchstöbern und aus den Brief-Chatullen hervorzuziehen, was Ratten und Mäuse übrig gelassen haben. Wenn Franzosen und Engländer von der Art Literatur Notiz nehmen, die er mit einigen Geistes- und Gesinnungsgenossen bei uns pflegt, so müssen sie einen Schluß daraus ziehen, der dem deutschen National-Charakter wenig günstig sein kann. Wo so viel Aufhebens von Schnitzeln und Abfällen einer bedeutenden Geistesthätigkeit gemacht wird, da kann wenig Kapital im Umlauf sein, und wo man sogar die Bedienten-Livreen ausbrennt, da stellt das Gold sich gewiß nie in Barren ein! So müssen sie denken und sich verwundern, daß wir nicht hinter jedem Menschen, dem zuweilen ein Einfall kommt, einen Stenographen mit ewig offener Schreibtafel aufpflanzen.

Von Schiller's Briefen wird Niemand auch nur einen einzigen überflüssig finden; es war ein Vortheil, den sein früher Tod mit sich brachte, daß er nicht redselig ward. Von Goethe ist für seinen eigenen Ruhm wie für den seines Volks schon viel zu viel gedruckt worden, und wenn alle die biographischen und sonstigen Nothbehelfe wirklich zum Verständniß seiner Werke unentbehrlich wären, die aus den entlegensten Ecken und Winkeln zusammengeschleppt wurden, so würde es schlimm um diese Werke stehen. Das ist aber keineswegs der Fall, sondern es wird blos von den Herausgebern vorgeschützt, um ihr mißliches Geschäft mit einigem Anstand fortsetzen zu können. Goethe's Bedeutung ist jedoch so groß und seine Wirkung bis auf diesen Tag so allumfassend und tiefgehend, daß man es mit den Götzendienern auf der einen Seite und den Industrie-Rittern auf der andern nicht gar zu genau zu nehmen braucht. Lassen Kaiser und Könige es sich doch gefallen, auf Wirthshausschildern zu paradiren; warum soll der Nationaldichter nicht auf dem Aushängeschild einer Literaten-Bude prangen und Narren hineinlocken?

Was soll man aber sagen, wenn diese „vertrauten Mitheilungen" aus dem Artus-Kreise gar kein Ende finden und wenn man sich nach den Tafel-Reden des Königs und seiner Helden auch die Bedienten-Gespräche, ja den Küchen- und Stall-Klatsch bieten lassen soll? Ich dächte doch, da wäre es an der Zeit, zu protestiren! Nicht zwar, als ob der alte Knebel, wie ihn Varnhagen von Ense und Theodor Mundt durch die Herausgabe seines Briefwechsels und Nachlasses hingestellt haben, nicht eine höchst ehrwürdige Gestalt wäre! Ich möchte ihn um Alles an seinem Platz nicht entbehren. Aber hatten wir daran nicht genug, und wenn nicht, hat Guhrauer durch die Korrespondenz Knebel's mit Goethe die etwa noch vorhandenen Lücken nicht bis zum Uebermaß ausgestopft? Ich glaube, Jedermann wird die Frage mit Ja beantworten, der nicht in jedem guten Vergleich, der irgendwo vorkommt, eine besondere Gnade Gottes erblickt und in jeder treffenden Bemerkung eine Bereicherung unseres geistigen Nibelungenhorts! Das vorliegende Buch ist ein durchaus überflüssiges und muß um so entschiedener zurückgewiesen werden, als sich sonst vielleicht Leo von Seckendorf und Herr von Einsiedel auch noch mit „Beiträgen zur deutschen Hof- und Sitten-Geschichte" einstellen könnten. Knebel selbst bietet keine einzige neue Seite dar, seine Familien-Verhältnisse, auf

deren schärfere Beleuchtung Heinrich Düntzer in der Einleitung ein sonderbares Gewicht legt, sind uns gleichgiltig und seine Schwester Henriette schreibt Briefe, wie jedes deutsche Mädchen von Bildung und Erziehung sie schreiben kann.

Wozu das drucken? Aber es ist einmal gedruckt und man muß sich darauf einlassen. Ich möchte nun diesen Beitrag zur „Deutschen Hof- und Literaturgeschichte“ lieber einen „Nachtrag zu Böttiger's Memoiren“ nennen, die wohl noch Manchem im Gedächniß sind.*) Denn daß Bruder und Schwester sich lieben, gehört bis jetzt in der Welt noch nicht zu den seltenen Erscheinungen und daß Menschen, die mit Schiller und Goethe, mit Wieland und Herder umgehen, hie und da ein vernünftiges Wort aussprechen, ist auch kein Wunder. Das Eigenthümliche ist daher in den Randglossen zu den Weimarer Situationen und Charakteren zu suchen, und diese erinnern sehr stark an Böttiger's Kammerdiener-Kritik, deren wir in Deutschland um so eher entrathen können, als uns keine Nation der Erde den Vorwurf machen wird, daß wir unsere Helden und Heroen verziehen. Sehen wir uns in der Schatzkammer um und sammeln wir die Perlen, wenn auch nur zur Bekräftigung unseres Urtheils. Um mit der Knebelschen Familie anzufangen, so taucht zunächst ein Vater auf, den der Sohn nachstehendermaßen charakterisirt: „Es ist einmal ein innerlich verrückter und zerstörter Zustand der Seele, für den er gegenwärtig selbst nicht mehr kann, den er auch selbst schon seit langem her nicht mehr zu ändern im Stande ist, ob er gleich das Unrecht davon einsehen mag und der deßhalb, wenn er nicht unglücklicherweise uns als seine Kinder von einer zu widrigen und unabänderlichen Seite berührte, außer aller moralischen Consideration liegt und schlechterdings nur unter die sich zugezogenen physikalischen Uebel gehört, die keine moralische Empfindlichkeit rege machen sollten.“ Die Schwester äußert sich ergänzend: „Unserem Vater will ich Deinen Glückwunsch zum Geburtstag gelegentlich ausrichten; freilich interessirt ihn jetzt nicht viel mehr, als das tägliche Brot.“ Daneben erscheint ein

*) „Ich las Böttiger's Zeitgenossen und Zustände. Anfangs belustigte mch diese Naivetät der Gemeinheit, die da ganz allein da zu sein glaubt, aber im Verfolg der Lectüre wurde mir doch peinlich zu Muthe. Wenn ich Herder und Wieland Alles verzeihe, was sie gegen Goethe sagten, so kann ich ihnen doch nie verzeihen, daß sie es gegen einen Böttiger sagten.“ (Hebbel's Tagebücher, Bd. 1, S. 213). D. H.

eben so undefinirbarer Bruder. „Diesen Morgen — schreibt Henriette nach dem Tode des Vaters — habe ich an Lebrecht einen langen Brief geschrieben, weil ihn der arme Tropf so nöthig hat; er hat mir fast verboten, den Papa jetzt sterben zu lassen, und da mußt' ich mich vor ihm entschuldigen." Wir unsererseits fragen: wozu wird der Vorhang von diesen Dingen weggezogen; wenn es aber doch jener Kuriositäten-Freunde wegen geschehen sollte, die den Faust mit Vergnügen für die Elle hingeben würden, womit Goethe's Aeltervater, der alte ehrbare Frankfurter Schneider, seinen Patroninnen vor hundert und fünfzig Jahren zu einer Adrienne das Maß nahm: warum erfahren wir nicht mehr? Nichts fataler, als für ein Räthsel statt der Lösung ein anderes zu erhalten, und wir wissen trotz aller Aufklärung noch immer nicht, ob Knebel senior durch den Trunk oder durch die Karten so heruntergekommen war. Nach diesem Ehrengedächtniß, das dem Erzeuger aufgerichtet worden ist, nicht durch die Kinder, die nicht ahnen konnten, daß man ihre flüchtig hingeworfenen Blätter einmal zu einem Brennesselkranz zusammenreihen würde, sondern durch den Herausgeber, wenden wir uns zu den Penaten des Hauses. Diese haben wir in dem Großherzog von Sachsen-Weimar und in der Großherzogin zu suchen, denn dies wahrhaft durchlauchtige Paar gründete Knebel, wie so manchem Anderen, den die Lebenswoge unbarmherzig hin und her warf, eine zwar bescheidene, aber doch auskömmliche Existenz und Carl August schrieb dem Schützling, als dieser die ihm ausgesetzte Pension aus Zartgefühl einmal nicht länger annehmen zu können glaubte, einen Brief, der zu den höchsten Dokumenten menschlichen Geistes- und Seelen-Adels gehört und in seiner Simplicität und Größe den erhabenen Verfasser allein schon bei seiner Nation in unvergänglichem Andenken erhalten müßte, wenn er auch nie der Mäcen Schiller's und Goethe's geworden wäre. Daß es Knebel trotzdem hin und wieder in seiner Situation zu eng wurde, wird ihm Niemand verargen, der weiß, daß der Schuh überall drückt und daß der beste Schuster immer hinter den Bergen wohnt. Charakteristisch und der Aufbewahrung werth ist das Wort, daß der Großherzog aus der Ferne wohlthuend wirke, in der Nähe aber vernichtend; es bestätigt Goethe's Ausspruch über seine durchaus dämonische Natur. Wem aber ist ein Commentar, wie dieser, nicht peinlich? „Von unsern Umständen will ich Dir weiter nichts sagen, sie sind eben auch nicht lachend. Der Unterschied

ist, daß der Herzog die interessirtesten, gutmüthigsten und edeldenkendsten Menschen hat, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland, daß ihm aber ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein Preußisches Kürassier-Regiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge widrige und unfaßliche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert Alles Kraft, Muth und Leben, zumalen bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen." Wir können es Carl August nicht so sehr verübeln, daß er in ernster Zeit über die Grenzen seines Fürstenthums hinausschaute und sich an seine Reichsstandschaft erinnerte, wir müssen ihn eher darum loben. Wer mag nun gar Nachstehendes über die Großherzogin lesen? „Es ist mir ganz lieb, daß Du an die Herzogin geschrieben hast, da sie sich öfters nach Dir erkundigt. Bei ihrem angebornen und dann auch fürstlichen Mißtrauen ist es gut, wenn man sie an eine alte Anhänglichkeit glauben läßt, sonst glauben sie endlich an gar nichts mehr, und dies ist eben nicht das Gefühl, was selig macht, weder sich selbst noch die andern. Ein Charakter dieser Art wird ohnehin mit zunehmenden Jahren nicht glücklicher, und Alles, was sie noch Gutes genießen, ist ein Zurückblick auf einen Sonnenschimmer der Jugend, der sich aber auch immer seltner der Seele zeigt." Dazwischen Klagen des Bruders, daß er aus Rücksichten zuweilen spielen müsse und nur Groschen gewinne, aber Laubthaler verliere, und der Schwester, daß die Großherzogin sich ihrer Abkunft von einem großen Hause immer stärker bewußt werde! Mit den Geschwistern hadert man natürlich nicht; man denkt sich die Grippe oder einen Podagra-Anfall hinzu, und die Verstimmung ist erklärt, obendrein setzen sie sich gegenseitig die Bedingung, jedes anstößige Blatt zu verbrennen. Aber was entschuldigt den Herausgeber? Kaiser Augustus hat sich den Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er die Aeneide den Flammen, denen der vom Tod übereilte Dichter sie geweiht hatte, entzog; muß man darum aber auch geistige Excremente retten, die nichts beweisen, als daß der Mensch nicht zu allen Stunden gesund ist? In's Ergötzliche schlägt das bis dahin widerwärtige Geträtsch um, wo es auf die Poeten und die durchreisenden Gäste kommt. Von dem alten Wieland erfährt man, daß er des Abends seine Partie „l'hombre" so gern machte, weil er immer Glück zu haben pflegte. Die Staël sagt über die Herren,

die sie am Hofe zu Weimar kennen lernt: „ils ont tous l'air, comme s'ils n'étaient pas nés encore,“ was die Artigkeit der bescheidenen Französin auf deutschem Boden wirklich glänzend dokumentirt. Den König von Preußen betrachtet Henriette mit Gallischen Augen und findet, daß der Geiz im Schädel sehr sichtbar sei, daß der Hochsinn aber auch nicht fehle. Ein Prinz, der in Petersburg während des Antichambrirens jedesmal ein Gedicht von J. N. Götz, dem Verfasser der von Friedrich II. so warm belobten Mädcheninsel, auswendig lernt, ist gewiß eine singulaire Erscheinung; ein Graf Görz, der alles Schlechte „wie ein Gewerb“ betrieb, ist es vielleicht weniger. Die Bemerkung Henrietten's über die Weimarer Aerzte, daß sie immer den Hunger, nie aber das Gegentheil bei ihren Patienten als Krankheitsursache voraussetzten, ist boshaft, hat aber in Bezug auf Thüringen ethnographischen Werth. Nach Schiller's Tode schreibt sie ihrem Bruder: „Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und, stelle Dir vor! gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut.“ Das wird unseren Physiologen zu denken geben. Der Aesthetiker kann sich an den Urtheilen des Fräuleins über die Werke des abgeschiedenen großen Dichters erbauen. Seine „Maria Stuart“, deren erste Vorstellung sie mit „auszustehen“ hatte, ist ihr zu lang. Die Aeußerungen „von des guten Wieland's“ Heftigkeit und Verzweiflung waren das einzig Angenehme, was sie am Leben erhielt. Ueber die „Turandot“ hat er eine so lange Brühe gegossen, daß das Gozzische Mährchen ganz unverdaulich geworden ist. Die „Braut von Messina“ hat schöne Stellen, ist aber doch etwas trocken, auch sind „die leichteren und helleren Farben“ fade. Am gründlichsten wird der „Tell“ vorgenommen; der frische Eindruck, den sie von diesem empfing, verdient ganz wiedergegeben zu werden. „Da ich“ — schreibt Henriette — „den großen“, man könnte ihn auch den „langen“ Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, so kann ich ihn auch loben; denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, weil es ganz gedrängt voll Menschen war, und der größte Spaß an diesem Tage waren die vielen Kutschen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die Jenaische Straße herbei kamen. Da war es billig, daß sie nicht für drei, sondern für fünf Stunden

Vergnügen bekamen, um sich recht zu sättigen. Die Geschichte von Tell selbst ist, dünkt mich, für sich immer interessant genug, und es war durch die Decoration gesorgt, wiewohl mit aller Meyerschen und Goetheschen Steifigkeit, uns recht in die Schweiz zu versetzen. Fragst Du endlich nach den Dialogen, so muß ich mit Seufzen antworten: zu lang, viel zu lang! Des Wilhelm Tell eigentliche Geschichte fängt sich erst mit dem dritten Acte an. Die Princeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehreren bestände, und sie hat auch Recht. Im zweiten Acte der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tell's Geschichte noch ein langweiliger Schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe, denn sterben muß er, man weiß nicht, warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch Schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus Allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst." Daß Goethe nicht mehr Gnade findet, braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden, und daß Henriette bei so vielem inneren Respect vor dem Dioscuren-Paar sie alle beide im Gegensatz zu Uz und Mathisson für aufgeblasen und stolz erklären muß, wird Niemand befremden. Das Alles ist aber nicht einmal neu, man trifft in den Jean Paulschen und Herderschen Correspondenzen schon mehr als zu viel davon an. Darum frag' ich, ob es nicht endlich an der Zeit ist, auszurufen: Laßt die Todten ruhen!

„Meine Lebens-Erinnerungen",

von Adam Oehlenschläger. Erster und zweiter Band.

Leipzig, Carl B. Lorck, 1850.

Der Würdigung des Buches muß ich dießmal eine genaue Angabe meines Standpunktes vorausschicken. Ich lege einen außerordentlichen Werth auf Autobiographien und bin der Mei-

nung, daß wir in diesem Gebiet bei uns noch lange auf Masse zu sehen haben werden, während wir in manchem anderen schon ruhig das grobe Sieb mit dem feinen, ja das feine mit dem allerfeinsten vertauschen dürfen. Denn was hätten wir hier aufzuzeigen? In neuerer Zeit fast gar nichts, wenn ich Holtey's „vierzig Jahre" ausnehme, die allerdings zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer modernen Literatur gehören und in den ersten Bänden einen entschieden historischen Werth beanspruchen können. Mir ist nicht unbekannt, daß das letzte Decennium unseren Vorrath scheinbar um ein Beträchtliches vermehrt, und daß selbst die Gelahrtheit uns einiges in die Wirthschaft geschenkt hat, z. B. durch Burdach. Aber wenn wir genauer prüfen, so finden wir, daß wir ein Product vor uns haben, was sich von der zweideutigen, weit gestrickten Nekrologarbeit kaum unterscheidet. Das Individuum spricht freilich selbst, statt des überlebenden guten Freundes und Collegen, der der Welt sonst durch die Zeitung den unersetzlichen Verlust gemeldet und im Predigerton die sämmtlichen Tugenden aufgezählt hätte, die mit dem Herrn Professor begraben wurden. Aber das ist auch Alles, denn der gelehrte Mann hat eine so schreckliche Scheu vor dem „Unbedeutenden", daß er auf die Resultate losrennt, als ob er gehetzt würde. Da wird uns denn natürlich nur ein Weg gemalt, den wir Alle kennen, und dessen Stationen das Maturitäts-Examen, die Promotion, die Ernennung zum Ordinarius und die Decorirung mit der Verdienstmedaille sind. Höchstens wird zwischen den Zeilen noch herablassend zu verstehen gegeben, daß man sich als Gymnasiast einmal an einem Apfel-Diebstahl betheiligt, als Student ein Glas über den Durst getrunken, und noch als Ordinarius über Dieses und Jenes seine eigenen Gedanken gehabt hat. Das Interesse, das eine Autobiographie, und eine Biographie überhaupt einflößen kann, beruht aber so gewiß auf dem Detail, auf dem treuen Veranschaulichen der an sich geringfügigen Einzelheiten, als das Leben selbst in Jahre, Monate, Wochen und Tage zerfällt und von diesen getragen wird. Ja, dieß Interesse setzt nicht einmal nothwendig eine außerordentliche oder auch nur eine bedeutende Persönlichkeit voraus; ein einfacher Mensch, der uns all die Steinchen beschreibt, über die er strauchelte, wird es sicherer erregen, als ein mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüsteter Halbgott, für den der Ocean ein Rinnstein ist und der Chimborasso ein Sandkorn. Es ist das Amt der Geschichte, über

die letzten Ergebnisse aller wichtigeren Lebensprocesse Buch zu führen und den reinen Gewinn zu verzeichnen, den sie abwerfen; die Biographie soll sie selbst darstellen. Die Geschichte braucht sich um das Individuum gar nicht mehr zu kümmern, wenn sie ihr Geschäft versieht; oder wie wäre vom höheren Standpunkt aus die Nothwendigkeit nachzuweisen, neben dem Blitzableiter auch nur den Namen des Erfinders in ihr Register einzutragen? Die Biographie soll es aber liebevoll und treu auf jedem seiner Schritte begleiten und sich mit Benjamin Franklin's Fehlversuchen eben so angelegentlich, ja angelegentlicher beschäftigen, wie mit dem letzten, der gelang und ein unverlierbares Eigenthum der Wissenschaft geworden ist. Der Nekrolog sucht sich in die Mitte zu stellen und thut auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig.

Ich kann daher in die harten Urtheile nicht einstimmen, die Oehlenschläger's „Lebens-Erinnerungen" an so vielen Orten wegen ihrer freilich großen Ausführlichkeit hervorgerufen haben; im Gegentheil, ich bin ihm dankbar dafür, daß er die dürftige, farblose Skizze, die er vor Jahren der deutschen Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke voranstellte, zu einem umfassenden Gemälde erweitert hat. Die meisten Kritiker haben die Biographie wohl deshalb scheel angesehen, weil Oehlenschläger auf ihrer Wage nicht so viel wog, wie auf seiner eigenen. Doch das ging sie ja nichts an, denn die Selbsttäuschung, wenn eine solche vorhanden war, gehörte ja mit zum Mann, und ohne Zweifel war sie in einem Fall, wo ganz Skandinavien, wo Dänemark, Schweden und Norwegen sie unterstützten, so schwer zu vermeiden, daß sie eben darum leicht zu entschuldigen sein sollte. Mancher hat wohl auch an den allerdings nicht selten etwas wundersamen Meinungen des alten Skalden über Personen und Sachen Anstoß genommen. Allein auch das mit Unrecht, denn der Irrthum über die Objecte war ja eben die Wahrheit des Subjectes, und nur mit diesem haben wir es hier zu thun. Gewiß würde, um ein Beispiel anzuführen, Derjenige schlecht fahren, der sich durch Oehlenschläger über Goethe unterrichten wollte; wohl aber kann man sich, um es beiläufig zu sagen, bei Goethe über Oehlenschläger Rathes erholen. Denn der Höhere begreift den Geringeren vollkommen, weil der Kreis, in dem dieser waltet, mit in dem seinigen liegt; der Geringere begreift am Höheren aber nur das, was er mit ihm gemein hat, und dies nicht einmal ganz, da es durch die

neu hinzugetretenen Elemente natürlich verändert wurde. Doch wir sollen an eine Biographie eben solche Ansprüche nicht machen, wir sollen nur fragen, ob uns die Physiognomie des Helden deutlich wird, und jeden Zug willkommen heißen, der dazu hilft. Und zur Physiognomie Oehlenschlägers gehört es mit, wie Goethe sich in ihm abspiegelte, ja in der Art, wie er noch am Rand des Grabes den Zwist darstellte, der sich zwischen ihm und dem Großmeister der deutschen Literatur über das Vorlesen des „Correggio" erhob, hat er ein geistiges Portrait seiner selbst gegeben, das nie übertroffen werden kann. Goethe hatte sich für seinen „Hakon Jarl", den er ihm mündlich aus dem Dänischen übersetzte, aus dem Grunde interessirt, weil er die deutsche Sprache in dem jugendlich kühnen Nordländer, der mit ihr rang, während dessen gewissermaßen werden und entstehen sah. Oehlenschläger hatte dieß Interesse aber naiver Weise auf seine Poesie bezogen und mußte es nun freilich launenhaft und inconsequent finden, als „Correggio" nicht zu denselben Ehren gelangte, wie „Hakon Jarl". Noch am Abend seines Lebens wußte er sich das nicht anders zu erklären, als durch Riemersche Intriguen oder durch Goetheschen Neid.

Ich würde gern durch Zusammenreihung der in reichster Mannigfaltigkeit durch das ganze Buch verstreuten einzelnen Züge ein musivisches Bild des trotz allen seinen Schwächen höchst ehrwürdigen Mannes zu Stande zu bringen suchen, was mir um so eher gelingen dürfte, als mir noch so Manches im Gedächtniß geblieben ist, was ich während eines halbjährigen vertrauten Umganges mit ihm aus seinem eigenen Munde hörte und nun in seinen Aufzeichnungen vermisse. Mir liegt aber erst die Hälfte des Werkes vor, ich muß also darauf Verzicht leisten und es bei einem bloßen Contur bewenden lassen. Dieser läßt sich in wenigen Worten geben. Oehlenschläger ist in einem Punkt dem Benvenuto Cellini verwandt, während er sich in allen anderen scharf von ihm unterscheidet, in dem Punkt nämlich, daß er sich in unzerstörbarem Selbstbewußtsein, wie der Florentiner, um die eigene Achse dreht und sich durch nichts beirren läßt. Holtey, dessen ich oben bereits erwähnte, ist in dieser Beziehung sein gerades Gegenstück, und so stellen die beiden Männer, die uns die letzten bedeutenden Autobiographien geliefert haben, zwei Pole dar, die sich gegenseitig ergänzen. Der Eine repräsentirt die rund in sich abgeschlossene, mit sich selbst zufriedene und sich jedenfalls eher

zu hoch als zu gering anschlagende Existenz, der Andere, der ebenfalls schöne, ja zum Theil einzige Gaben besitzt, das sich mit einer gewissen Verbitterung unterschätzende und vielleicht nur deshalb nicht zur vollen Harmonie gelangte Ich. Die erste Erscheinung ist in unserer zwischen Zerfressenheit und Gespreiztheit getheilten Welt eben so selten, wie die zweite, darum seien sie beide mit Liebe begrüßt!

Ich werde auf Oehlenschläger früher oder später ausführlich zurückkommen, dießmal nur noch eine Anecdote, die mir lebhaft wieder vor die Seele trat, als ich die Nachricht seines Todes vernahm. Er befand sich in Kopenhagen einmal auf meinem Zimmer und neckte mich, weil ich in Folge einer heftigen Erkältung an einem hartnäckigen Rheumatismus darniederlag, forderte mich zum Duell auf den Stock heraus und trieb Possen wie ein Jüngling. Ich sagte lachend: Sie müssen mir Ihren Taufschein zeigen, wenn ich Ihnen Ihr Alter glauben soll; Sie werden's noch sechzig Jahre forttreiben! Da ward er plötzlich ernst und antwortete: Haben Sie nie das Ausgießen einer Weinflasche beobachtet? Anfangs geht's langsam, dann schnell und immer schneller, man könnte meinen, es werde gar kein Ende nehmen, so reichlich fließt der Strom; aber plötzlich heißt's: Gluck, gluck! und der letzte Tropfen ist heraus! Die Augen wurden ihm feucht, er drückte mir die Hand und eilte fort.

Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund.

Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Carl Mayer.

Dieß Büchlein ist ein neuer Beweis dafür, daß in Deutschland das Haus nur darum nicht zu Stande kommt, weil jeder Stein etwas für sich bedeuten will. Der Herausgeber wurde nach seinem eigenen Geständniß aufgefordert, die in seinen Händen befindlichen Briefe Lenau's der Biographie des Dichters mit einzuverleiben. Es beliebte ihm aber, sie zurück zu halten und in selbstständiger Publication hervortreten zu lassen. Die Folge ist, daß man sie später vermissen wird, wo man sie sucht und

wo sie manche Lücke gedeckt hätten, und daß jetzt ein Maßstab an sie gelegt werden muß, dem sie nicht entsprechen können. Denn diese Briefe sind nicht, wie die Schillerschen und Goetheschen, reiche Fundgruben von Ideen und Anschauungen, sondern größtentheils Reflexe persönlicher Beziehungen und Verhältnisse. Demjenigen unschätzbar, der dem Verewigten ein ikonisches Standbild setzen soll, bieten sie nur eine höchst mäßige allgemeine Ausbeute, und dennoch muß der Kritiker wägen, was der biographische Künstler wieder in den Gesammtorganismus einfügen und so in einem viel höhern Sinn zur Geltung bringen kann; ihm aber sind sie so gut wie entzogen. Wir mäkeln nicht, indem wir tadeln, wir berühren einen alten Schaden. Seit dem Tage, daß Hamann's Schriften gesammelt und seine Briefe an Jacobi von der Sammlung ausgeschlossen wurden, weil der Besitzer sie nicht hergeben wollte, wiederholt sich der Uebelstand, den wir hier rügen. Sind denn Briefe dieser Art ein Eigenthum, wie eine geschenkte Nachtmütze oder ein gekaufter Schlafrock? Fallen sie nicht von selbst an die geistige Verlassenschaft zurück? Oder gleichen die Reliquien eines Dichters so ganz und gar denen eines Heiligen, daß auch dann noch die rechte Wirkung von ihnen ausgeht, wenn sie auseinander gerissen und in alle Lande zerstreut werden? Wir zweifeln stark daran! Einen Märtyrer mag man unter die fünf Welttheile mit Ruhe vertheilen: die geweihten Fußzehen werden den Gläubigen in Australien darum nicht weniger erbaulich sein, weil sich der Kopf in Europa befindet. Einen Schriftsteller will man beisammen haben, denn ein anderes ist das religiöse und ein anderes das psychologische Interesse. Doch nun zur Gabe zurück, wie sie geboten wird. Auch so ist sie dankenswerth. Freilich brachte der Umstand, daß durchaus ein Buch zu Stande kommen sollte, manches Fatale mit sich. Nicht allein, daß die unbedeutendsten, inhaltlosesten Zettelchen Aufnahme fanden; auch der beigefügte Commentar dehnt sich in's Unendliche, so daß wir nicht bloß mit allen Minutien der schwäbischen Schule, deren ehrenwerthes Mitglied Carl Mayer ist, sondern auch mit seinen Familien- und Amtsverhältnissen bekannt gemacht werden und sogar Kunde davon erhalten, wo seine erwachsenen Söhne studirt und seine unerwachsenen Theater gespielt haben. Man fühlt sich in die Atmosphäre der Klopstock'schen Correspondenz zurückversetzt, die einst in ganz Deutschland ein so großes Erstaunen erregte. Doch fehlt es auch nicht

an interessanten Partien. So ragt gleich Anfangs in den kleinen, eng gezogenen Kreis, seltsam contrastirend, der Kaiser Napoleon, der Welterschütterer, hinein; ein Bruder des Herausgebers, Dichter, wie er, ist mit in den russischen Krieg gezogen, und man hat nie wieder Etwas von ihm erfahren. Der mitgetheilte Brief Justinus Kerner's belehrt uns, daß der ehrwürdige Geisterseher in Weinsberg alles Ernstes an einen Dämon glaubte, der ihn nicht poetisch inspirirte, sondern physisch plagte; er beschreibt das Ungethüm so genau, daß die Polizei einen Steckbrief danach abfassen könnte, es war ein „haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz". Lenau's holländisches Reiseabenteuer ist auch originell genug: ein Bürgermeister will ihn an der Grenze zurückschicken, weil sein Paß abgelaufen ist, aber ein musikalischer Zollofficiant übernimmt die Bürgschaft für ihn, damit er mit dem Meister der Geige seine scheußlichen Duette durchspielen kann. Daß eine riesige, uralte Linde, der Stolz der ganzen Gegend, in einem würtembergischen Oertchen umgehauen werden mußte, weil dem Rathschreiber sein Spazierstöckchen in ihre Höhlung hinein gefallen war, ist ebenfalls ein amüsantes Curiosum. Noch einiges Aehnliche findet sich, auch enthalten Lenau's Briefe, besonders aus der ersten Zeit, manchen tiefsinnigen Ausspruch, manches großartige Bild. Doch ist es merkwürdig, daß er seinen schwäbischen Freunden, unter denen Uhland freilich fortwährend keusch und karg im Hintergrunde stehen bleibt, immer weniger zu sagen hat, je reifer er wird. Er gleicht hier einer Eiche, die sich eine Zeit lang jugendlich geschmeidig bückte und dann von selbst, ja gegen ihren eigenen Willen, wieder in die Höhe schnellt.

Ueber das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm.

Von Dr. Daniel Sanders. Zwei Hefte.

Aus der Einleitung des zweiten Heft's ersieht man, daß das erste nicht besonders günstig aufgenommen worden ist. Es wäre nun zwar zu wünschen gewesen, daß der Verfasser diese Ein=

leitung weniger leidenschaftlich abgefaßt hätte, denn nur im materiellen Krieg sind die glühenden Kugeln die besten. Er hätte auch, und hieran kann nicht ernst genug erinnert werden, den Autoritätsglauben nicht so weit wegwerfen sollen, als er thut, denn man braucht eines Wardeins in allen Kreisen, und es kömmt nur darauf an, daß zwischen Köpfen und Perrücken gehörig unterschieden wird. Man muß ihm aber dennoch gegen die Recensenten Recht geben, über die er sich beklagt. Wir besitzen manches Wörterbuch der deutschen Sprache, und darunter zwei, die sich bis auf den gegenwärtigen Tag in Ansehen erhielten, nämlich das Adelungsche und das Campesche. Mag Adelung, der mit Christian Fürchtegott Gellert das goldene Alter unserer Literatur abschloß und sich noch obendrein nach seiner Versicherung das poetische Vermögen recht wohl ohne Verstand denken konnte, Schiller's und Jean Paul's scharfen Spott auch im reichlichsten Maße verdienen; mag Campe, der lieber die Braunschweiger Mumme als alle Tragödien der Welt erfunden haben wollte, ein Pedant gewesen sein, der selbst mit Gottsched um den ersten Platz ringen könnte: nach einer Seite hin war die Leistung der beiden wackeren Gelehrten vortrefflich! Sie zählten der Nation den curanten Sprachschatz baar und blank auf dem Brette vor, sie fragten die Wörter nicht nach dem Woher und Wohin, aber sie bestimmten ihren Werth oder vielmehr ihre Geltung im Handel und Wandel und setzten Jedermann in den Stand, sich ihrer zu Hause, wie auf dem Markt, mit Sicherheit zu bedienen. Der Dichter, der bei ihnen angefragt hätte, wäre verloren gewesen, aber ihn warnte auch sein Instinkt, sich an Männer zu wenden, die ihre gänzliche Poesielosigkeit mit Stolz, wie einen ihnen schon bei der Geburt umgehängten Orden, offen zur Schau trugen; den Kauf- und Geschäftsmann ließen sie nie im Stich. Damit war freilich nicht Alles geschehen, denn die Sprachbildung ist keineswegs ausschließlich ein logischer, sondern ein Lebensprozeß, Adelung und Campe hatten aber nur, was rein logisch daran ist, in ihre Schleußen hinein geleitet, sie hatten das Knochengeripp, was dem Sprachkörper Bestand und Halt gibt, auf Draht gezogen, sich aber um die Weichtheile, die im ewigen Wechsel begriffen sind, und um das Blut, das den ganzen Organismus ernährt und erfrischt, nicht gekümmert. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sich in der Sprache das Mysterium der Schöpfung wiederholt, und daß sie eben darum, wie diese

selbst, auf Nothwendigkeit und Freiheit zugleich beruht; sie begriffen nicht, daß die verhaßte Poesie, gegen die sie einen Damm aufführen wollten, schon materialiter in jedem Worte steckt, indem jedes irgend ein Object des Geistes abbildet oder doch abbilden will, und daß der Dichter die allgemeinen Bilder nur zusammenschiebt, um sein besonderes zu Stande zu bringen; sie stempelten Quecksilberkügelchen, die ineinander rinnen, sowie sie sich berühren. Es konnte daher gar wohl auf ihre Wörterbücher, selbst wenn sie noch nicht vergriffen gewesen wären, ein drittes folgen, aber soviel ergibt sich von selbst, daß dieses nicht um einen oder zwei Schritte über sie hinausgehen, sondern einen ganz neuen Weg einschlagen mußte; eine bloße Hungerharke, wie man im nördlichen Deutschland das bettelhafte Instrument nennt, mit dem man die beim Aufladen der Garben liegen gebliebenen zerstreuten Aehren zusammenkratzt, durfte es nicht sein. Die Gebrüder Grimm geben dieß dritte Wörterbuch heraus, und wer hätte nicht große Hoffnungen an ihr Werk geknüpft, bevor es erschien! Was war bei der außerordentlichen Vertrautheit dieser Männer mit deutscher Mythologie, deutscher Sage und deutscher Geschichte nicht auch Alles zu erwarten! Hier, so durfte man glauben, wird man die interessantesten Perspectiven nach allen Richtungen hin eröffnet finden! Hier wird man zunächst sehen, wie der germanische Geist mit dem romanischen und slavischen im etymologischen Kampf um die schärfsten Linien und die brennendsten Farben ringt. Hier wird weiter veranschaulicht werden, wie er sich nach und nach, gesättigt und mit dem Gewinn zufrieden, in sich zusammenschließt und sich dann nach Jahrhunderten wieder gegen die Nachbarn aufthut, um von den ehemaligen Feinden in nicht mehr gefährlichem Austausch zu nehmen und ihnen zu geben. Hier wird die ganze Entwickelung der Nation mit jedem ihrer entscheidenden Momente zum Ausdruck gelangen, denn jedes gab der Sprache in irgend einem Ausläufer ein bestimmteres Gepräge. Mit einem Wort: es ist zweifelhaft, ja es ist gar nicht möglich, daß der Buchstabe Z erreicht wird, aber wenn wir auch nur bis zum M kommen, so haben wir mehr über deutsche Art und deutsches Wesen beisammen, als sich aus Dutzenden von Geschichtswerken herausklauben läßt. So dachte man, doch anders ist es ausgefallen. Der Buchstabe Z wird sicher erreicht werden, aber weiter auch nichts. Wir haben Adelung und Campe in vervollständigter Gestalt vor uns und letzteres nicht einmal überall.

Die Sanders'schen Einwendungen dürften leichter abzutrumpfen als zu widerlegen sein. Oder hatte er nicht Recht, wenn er hinsichtlich der Aufnahme der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter auf ein viel strengeres Maß dringt, als das neue Wörterbuch beobachtet? Gleicht Derjenige, der hier die von ihm angegebene Grenze nicht respectirt, nicht einem Physiker, der nachmessen möchte, wieviel Glas Wasser der Ocean enthält, und ergibt sich nicht nothwendig aus dem Zuviel gleich ein Zuwenig, da es sich offenbar um ein Unendliches handelt? Der Modus wäre zu verdeutlichen gewesen und die Abweichungen hätten notirt werden mögen, das Uebrige durfte billig der eigenen Praxis überlassen bleiben. Ist es nicht wahr, daß eine übersichtliche Darstellung der Wortfamilien mit strenger Zusammenfassung des Zusammengehörigen einen ganz anderen Zusammenhang in das Werk gebracht haben würde, als eine alphabetische Aufzählung der Wörter, welche die ermüdendsten und zeitraubendsten Wiederholungen nöthig macht? Ist der Mangel aller und jeder logischen Anordnung in Bezug auf die verschiedenen Bedeutungen eines zu erklärenden Wortes nicht wirklich ein Fehler und stehen Adelung und Campe nicht in der That bei vielen Artikeln im Vortheil? Sind nicht endlich die Detailausstellungen unseres Kritikers durchweg begründet und verdiente er nicht Gehör damit zu finden? Dagegen können wir es, im Gegensatz zu ihm, nur loben, daß die Gebrüder Grimm bei ihren Worterklärungen auf's Lateinische zurückgehen, denn die eine Sprache kann nur an der anderen gemessen werden, auch vermißte ich in ihren Citaten die allerwenigsten der Schriftsteller, deren er sich so warm annimmt, wenn wir ihm auch einräumen müssen, daß an einem Ort, wo der Freischütz, ja die Haude- und Spenersche Zeitung angeführt wird, auch manche unserer modernen Unsterblichkeiten sich blicken lassen dürfte.

Das Leben der Seele,

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze,
von M. Lazarus. 2. Bände.

Berlin, Schindler, 1856 und 1857.

Die Philosophie, die in Griechenland längst vom Olymp heruntergestiegen ist, kommt in Deutschland auch allgemach vom Blocksberg herab. Die Systeme, die das Universum zu bewältigen

suchen, vermindern sich, aber die Monographien, die sich mit Liebe in die einzelnen Erscheinungen vertiefen, vermehren sich. Das ist nun, historisch betrachtet, ein Rückschritt in die Zeiten Mendels-sohn's und Garve's; wer jedoch weiß, welche Früchte das „Absolute" in der Wissenschaft wie im Leben getragen hat, der wird einen Fortschritt darin begrüßen müssen. Zu den ausgezeichnetsten Monographien, die unserer Literatur seit lange einverleibt worden sind, gehört die Sammlung von Abhandlungen, die uns in dem Buch von Lazarus vorliegt. Schon der erste Band war reichhaltig und zeugte von einem originellen Selbstdenker, wenn wir auch, mit den Gedanken des Verfassers über Bildung und Wissenschaft, sowie über Ehre und Ruhm vollkommen einverstanden, seiner Auffassung des Humors, als der Wurzel einer selbstständigen und eigenthümlichen Weltanschauung, entgegentreten müssen, da wir in diesem nur den Ausdruck des im Individuum zur Empfindung gekommenen und unaufgelöst gebliebenen Dualismus zu erblicken vermögen, der den übersichtlichen Höhepunkt ausschließt. Der zweite Band ist aber noch viel gewichtiger, und was den Hauptheil, die Untersuchung über Geist und Sprache betrifft, geradezu als classisch zu bezeichnen. Wir haben uns mit dieser dunkelsten und wichtigsten aller Materien selbst lange genug beschäftigt, um ein Lob aussprechen zu dürfen, zu dessen tieferer Begründung es hier an Raum gebricht. Dem Kundigen nur so viel, daß Lazarus die Sprache nicht als ein Vehikel auffaßt, dessen der mit sich selbst fertige Geist sich zur Mittheilung vom Ich an das Du bedient, sondern daß er den Zeugungsact unmittelbar in sie hinein verlegt und damit alle unnützen Fragen nach Ursprung und Zweck im Keim erstickt. Das ist nun zwar nicht neu, wenigstens nicht im banalen Sinn, denn schon Plato erklärte bekanntlich das Denken für ein innerliches Sprechen, und Solger definirt die Sprache im Erwin ganz vortrefflich als „das äußerliche Dasein des in die wirkliche Welt eintretenden Erkennens". Aber der Verfasser zeigt sich zunächst als den Mann, der sonder Zweifel auch ohne Vorgänger zu dieser Einsicht gelangt sein würde. Denn es handelt sich hier, und das ist bei einem Prioritätsstreit über geistiges Eigenthum vor Allem in Betracht zu ziehen, um eine allgemeine Idee, zu der so viele Wege führen, als es Individuen gibt, nicht aber um eine Spitzfindigkeit, in der zwei Menschen wohl nie zusammentreffen und um die man sich

z. B. in dem lächerlichen Halm-Bacherl'schen Fall abzankt.*) Dann aber ist das eigentliche Verdienst nicht in dem ersten Aperçu, sondern in der Entwicklung zu suchen, und diese ist eben so eigenthümlich, als meisterhaft, wenn wir auch hie und da eine Einwendung zu machen hätten und selbst an diesem Ort unsere Verwunderung über die Seite 198 im zweiten Theil aus dem monotheistischen und, wie es scheint, specifisch mosaisch gefaßten Gottesbegriff abgeleitete Consequenz nicht ganz unterdrücken können; nach unserer Meinung prägt gerade der „Geist des Schöpfers", der „über den Wassern schwebt", ohne alle Vermittlung der Kunst jeder Kinder-Phantasie ein Bild auf, während die „Dreieinigkeit", die uns hier natürlich nur des Gegensatzes wegen kümmert, allein und ausschließlich durch den Maler Gestalt gewinnt. Indem wir jedoch trotzdem dieses Buch Jedermann empfehlen, dem es um Bildung zu thun ist, erlauben wir uns noch, ihm zwei bestimmte Adressen auf den Weg zu geben. Zuerst machen wir den Verfasser der Briefe über das Plattdeutsche, den von uns aufrichtig geschätzten Klaus Groth, auf dasselbe aufmerksam, damit er sich überzeuge, daß er auf ein höchst untergeordnetes Moment der Sprache, das in seinem Fall obendrein großentheils nur durch den langen Nicht-Gebrauch so glänzend hervorsticht, ein übertriebenes Gewicht legt, und sich hüte, sein kleines Recht durch zu hitzige Verfolgung in ein großes Unrecht zu verwandeln. Dann laden wir aber auch alle unsere jungen Dichter ein, es zu studiren, die Classiker des letzten Decenniums nicht ausgenommen, damit sie begreifen lernen, was Schiller mit seinem bekannten Distichon: „Weil ein Vers dir gelingt u. s. w." eigentlich meinte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Purpurmantel der Meisten von ihnen an dem Verbum, das für sie zeichnet, hängen bleibt, und daß das Adjectiv, das für sie colorirt, die Krone in Anspruch nimmt. Allein der Sturm der Zeit reißt ihnen, wie man an den Herren Beck, Redtwitz u. s. f. sieht, den falschen Schmuck ja doch bald von den Schultern herunter; warum sich nicht in guten Tagen mit flinker Hand selbst entkleiden und in einen warmen bürgerlichen Rock hinein schlüpfen? Vielleicht trägt man dann noch blanke Knöpfe davon.

---

*) Der bairische Dorfschullehrer Bacherl beanspruchte seiner Zeit die Autorschaft der bekannten Trägödie von Halm: Der Fechter von Ravenna, welche zunächst ohne Nennung des Verfassers über die Bühnen ging. D. H.

Deutsches Bühnenwesen.

Von Franz v. Holbein. Erster Theil.

Wien 1853.

Schiller schrieb einmal, während er mit dem Wallenstein beschäftigt war, in einer verzweifelten Stimmung an seinen Freund Körner, er sei oft geneigt, die ganze Theorie der Kunst für einen einzigen empirischen Handwerksgriff hinzugeben. Das war nun freilich nicht seine Durchschnittsmeinung, sondern ein momentaner Stoßseufzer, aber dieser Stoßseufzer ging nichtsdestoweniger aus der ihm durch die Praxis aufgedrängten Erkenntniß hervor, daß das Allgemeine den Künstler nicht fördert. Wenn der Dichter in seiner Entwickelungsperiode die Aesthetik zuerst respectvoll in die Hand nimmt und zu seiner eigenen Verwunderung aus ihr erfährt, welch ein wichtiges Geschäft er eigentlich versieht, so schmeichelt ihm das, und er fängt an, auf den Goldfaden, der ihm bis dahin unbewußt und unbeachtet durch die Finger lief, den rechten Werth zu legen. Aber damit ist die große Gefahr verbunden, daß er in Folge der nun gewonnenen Einsicht nur gar zu leicht darauf verfällt, das Spinnen belauschen, ja wohl überwachen und dirigiren zu wollen, und das führt, wie traurige Beispiele lehren, zur Selbstzerstörung. Denn jede künstlerische Schöpfung ist Naturthat, die freilich auf Gesetzen beruht, die aber keines Reflectirens des hervorbringenden Individuums über diese Gesetze bedarf, sondern deren unmittelbares Product ist. Dagegen gibt es allerdings, um Schiller's Ausdruck zu gebrauchen, nützliche Handwerksgriffe, und diese können leichter erlernt, als aus der eignen Praxis abstrahirt werden, da sie auf Erfahrungen beruhen, die nicht der Einzelne, sondern nur eine ganze Reihe von Geschlechtern erschöpft. Keiner soll sie verschmähen, denn Keiner vergibt sich Etwas, wenn er sie sich aneignet, und Keiner wird sich einer raschen und durchschlagenden Wirkung erfreuen, wenn er sie unbenutzt läßt. Man gelangt z. B. im Drama nicht durch einen Handwerksgriff zu lebendigen Charakteren und bedeutenden Situationen, doch dazu führt auch das Theoretisiren nicht. Aber man kann lernen, wo dem Detail im Kunstwerk freier Spielraum verstattet werden darf, und wo eine scharf abschneidende, feste Linie gezogen werden muß u. s. w. Auf diese Handwerksgriffe geht die Aesthetik nicht

ein und hat es auch nicht nöthig, aber es hat sich neben ihr eine Literatur gebildet, die das auf die bescheidenste Weise thut und die dem Künstler manches höchst beherzigungswerthe Wort zu sagen hat. Wir erinnern hier nur an Meyer's Leben Schröder's und an Schmidt's Aphorismen und fragen jeden Kundigen, ob diese Bücher nicht einen wahren Schatz von fruchtbaren Bemerkungen enthalten? Holbein's Bühnenwesen, dessen erster Theil dem Publicum jetzt vorliegt, gehört in dieselbe Kategorie und wird deshalb von dem einsichtigen Freunde des deutschen Theaters wärmer begrüßt werden, als zehn neue Abhandlungen über das Schöne oder das Erhabene. Das Werk bringt zunächst eine Biographie des Verfassers, durch die er seinen Beruf zum Bühnenleiter darzuthun sucht. Sie ist sehr interessant, könnte es aber, wie man deutlich merkt, in noch viel höherem Grade sein, wenn der Verfasser mehr in's Detail eingegangen wäre. Doch wollen wir ihn nicht tadeln, weil er das unterließ, denn er zeigt sich darin als echten Deutschen und deutet auf eine Zeit zurück, wo wir in unseren Briefen so wenig ein „Ich", als einen Tintenfleck duldeten. Dagegen müssen wir es rügen, daß er seine ehemaligen Chefs und Vorgesetzten gar zu verschwenderisch mit den schmeichelhaftesten Adjectiven überhäuft; sie können doch unmöglich alle Normalmenschen und Musterbilder gewesen sein, und ein Werk, das mit Recht als ein historisches auftritt, sollte sich vor diesem Antichambre- und Geburtstagsgratulationston in Acht genommen haben. Daher rührt es, daß der Verfasser im Anfang ein ganz vortrefflicher Genremaler ist und z. B. den alten Theaterprincipal Döbbelin so lebendig porträtirt, wie sein berühmter Vorfahr irgend einen mittelalterlichen Bürgermeister, daß er zum Schluß aber den Pinsel aus der Hand legt und nur noch artige Verbeugungen macht. Das Alles wird freilich mehr als aufgewogen durch sein großes Verdienst, der Begründer der deutschen Tantième gewesen zu sein, und durch das von ihm gebrachte noch größere Opfer, den Segen derselben während seiner zwölfjährigen Direktion des k. k. Hofburgtheaters in Wien nicht ein einziges Mal für sich in Anspruch genommen zu haben; auch ist es keineswegs Charakterausdruck, sondern bloße üble Gewohnheit, die ihn abhielt, den Frack auszuziehen, als er den Salon verließ. Der Biographie schließt sich in drei Abhandlungen eine Uebersicht des deutschen Bühnenwesens an, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

zugleich umfaßt und überall unterrichtend, belehrend und anregend ist, wo sie sich nicht in Gebiete versteigt, die dem Verfasser zu fern liegen. Ein näheres Eingehen verstattet der Raum nicht; die kurze Inhaltsanzeige wird aber auch schon genügen, das Werk nicht blos Dichtern und Schauspielern, sondern dem ganzen gebildeten Publicum als ein interessantes und instructives zu empfehlen.

Dramaturgische Studien.

Von Ludwig Eckardt.

Shakespeare und kein Ende! möchte man mit Goethe ausrufen, wenn man Abhandlungen, wie diese, an allen Ecken, gleich Pilzen in warmer Sommernacht, aufschießen sieht. Man sollte glauben, Werke so erschöpfender Art wie die von Ulrici und Gervinus, zwischen denen sich selbst die ehrenwerthen Rötscherschen Bestrebungen kaum noch behaupten können, hätten auf lange Zeit einen Abschluß bilden müssen, aber sie scheinen ganz umgekehrt zu wirken. Eine neue Shakespeare-Bibliothek tritt der alten auf die Fersen, ehe diese auch nur zum kleinsten Theile verdaut ist, und es geht her, wie an einer Tafel, wo Niemand satt wird, weil die Gerichte zu rasch wechseln. Keiner begnügt sich mehr, wie ehemals, die paar selbstständigen Bemerkungen, die ihm kommen, wenn er sich mit einem Dichter, wie Shakespeare, beschäftigt, bescheiden als Marginalien in seinem Handbuche des Ulrici oder des Gervinus unterzubringen, oder sie in Form einer Kritik vom Stapel laufen zu lassen. Jedermann muß jetzt ein Buch schreiben und, da dies in den meisten Fällen absolut unmöglich wäre, wenn er vorher mit seinen Vorgängern abrechnen wollte, dabei eine Miene annehmen, als ob diese im Grunde wenig geleistet hätten. Shakespeare ist allerdings ein ungeheures Bildungsmittel und legt jedem Alter, jedem Geschlecht und jeder Partei Fragen vor, an denen sich die erlangte Reife am besten prüfen läßt. Aber man sollte die Resultate eines solchen Selbstexamens nicht gleich zu Markte bringen, schon darum nicht, weil man gar nicht wissen kann, ob man sein letztes Gesicht überall schon gesehen hat. Denn er hat deren fast ebenso viele, wie die Wahrheit selbst, die keinen Schleier trägt, sondern Maske über Maske und die nur von ihren geweihtesten Priestern ganz entkleidet wird.

Es ist für Shakespeare einstweilen jetzt in Deutschland genug geschehen. Nicht blos deswegen, weil auf jede Zeile des Dichters bereits ein Alphabet Commentar kommen dürfte. Es ist wirklich alles Allgemeine gesagt, was zur Verständigung nöthig und nützlich war; sein Verhältniß zur Welt, wie zur Kunst ist von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert, die einzelnen Stücke sind analysirt worden und der Zusammenhang, worin diese Sterne eines geistigen Weltsystems zu einander stehen, ist blosgelegt. Wenn Shakespeare Jahrhunderte lang einem Urwalde glich, dessen Sausen und Brausen man wohl hörte, in den man sich aber nicht hinein wagte, weil man nicht wußte, ob sich nicht um jeden Baum eine Schlange herumgeringelt habe, so ist dieser Wald jetzt ausgehauen, die Wege sind links und rechts gebahnt und Jedermann weiß, wo die schönsten Blumen stehen, oder wo es am geheimnißvollsten rauscht. Mit einem Worte, des Lichts ist genug verbreitet, das Uebrige ist Sache der Augen, und denen kann Keiner zu Hülfe kommen. Wenn es nicht barock klänge, so wäre jetzt eher schon ein Buch über die Fehler oder doch über die Grenzen Shakespeare's zu wünschen, über die individuelle Seite seiner schöpferischen Thätigkeit, die doch auch vorhanden ist, so selten sie hervortreten und so schwer sie zu erkennen sein mag, über das minus, womit er manches plus seiner Richtung erkaufte. Oder hat die griechische Tragödie in ihrer keuschen Gebundenheit nicht einen Zauber, dem Shakespeare nothgedrungen entsagen mußte, als er die Elemente in voller epischer Breite entfesselte; gehen Aeschylos und Sophokles wirklich so ganz in ihm auf, wie seine unbedingten Verehrer behaupten? Hier wäre allenfalls noch eine Aufgabe. Sicher aber gehört mehr Geist dazu, einem minder hervorragenden Dichter gerecht zu werden, z. B. einem Zacharias Werner oder einem Heinrich von Kleist auf ihren verschlungenen Wegen zu folgen und zwischen ihnen und der Nation zu vermitteln, als auf neue Entdeckungen im Shakespeare auszugehen und ihm zu Ehren einige Leuchtkäfer fliegen zu lassen.

Das Vorstehende ist keineswegs geradezu gegen Herrn Eckardt und seine dramaturgischen Studien gerichtet. Der Verfasser hatte es längst auf dem Herzen und er hofft im Sinne Vieler zu sprechen, denen es um das Gedeihen unserer Literatur ernstlich zu thun ist. Er stellt Shakespeare so hoch, daß er glaubt, jeder unserer dramatischen Dichter, Goethe und Schiller nicht

ausgeschlossen, müßte die Vergleichung mit dem Riesen als einen Mordversuch betrachten. Allein er meint, Shakespeare könne für uns doch nur Arznei sein: wir nehmen sie, um gesund zu werden und den Körper wieder zu kräftigen, aber für die Speisen müssen wir nachher selbst sorgen! Darum gibt er Arbeiten, wie denen von Hettner und Henneberger, die aus einer gleichen Ueberzeugung hervorgegangen sein müssen, den Vorzug.

Studien und Copien nach Shakespeare.

Von Franz Dingelstedt.

Pest, Wien und Leipzig. Hartleben's Verlags-Expedition. 1858.

Unter einem sehr bescheidenen Titel verbirgt sich hier eine Leistung von seltener Gediegenheit. Man traut seinen Augen kaum, wenn man weiß, wie das Insceniren Shakespeare's seit seiner ersten Erscheinung auf manchen deutschen Bühnen betrieben wird und aus diesem Buch ersieht, daß es doch auch zur Kunst gesteigert werden kann. Man glaubt zu träumen, wenn man statt des brutalen Rothstifts, der oft ärger in einem Shakespeareschen Stück wüthet, wie die Axt des Holzfrevlers in einem Walde, einen feinen, fast priesterlichen Geist erblickt, der mit jener heiligen Ehrfurcht, die alles Lebendige einflößen soll, an's Werk geht und keinen Moment vergißt, daß es sich „um ein Opfer, nicht aber um eine Metzgerei" handelt. Man faßt Hoffnung, daß eine Zeit kommen könne, wo der größte dramatische Dichter aller Völker nicht mehr blos das Seil herzugeben braucht, auf dem die Virtuosen tanzen und das sie sich gewöhnlich aus seinem innersten Eingeweide zusammendrehen lassen, sondern wo er sich, wie in den Tagen, die er selbst erlebte und mit unvergänglicher Glorie schmückte, in seiner alten Majestät, aber auf einem erhöhten Piedestal und in einem neuen Purpurgewand, das drei Jahrhunderte mit den reichsten Perlen besetzten, wieder erheben darf.

Neben der Wissenschaft der Kunst, welche die Systeme der Aesthetik vervielfältigt und die Monographien häuft, hat sich ganz im Stillen, von der stolzen Schwester kaum bemerkt und darum so wenig durch ihren Tadel beirrt als durch ihr Lob verwöhnt, eine schlichte Literatur der Praxis entwickelt. Diese macht nicht auf die letzten Gründe der Dinge Jagd, sie begnügt

sich, ganz einfach die Routine zu überliefern und dafür zu sorgen, daß kein einziger glücklicher Griff, der einmal entdeckt wurde, wieder verloren gehe, aber das ist auch unendlich dankenswerth, und für den Künstler jedenfalls viel fruchtbarer als das allgemeine Aesthetisiren, das ihn sehr wenig fördert und ihn im Grunde auch gar nicht fördern soll und will. Die Zahl der hieher gehörigen Schriften ist nicht gering, wenn man auch blos bei der Poesie stehen bleibt, und es wäre ein lohnenderes Geschäft, aus ihnen ein praktisches „Noth- und Hilfsbüchlein“ für den Dichter zusammen zu stellen, als die Betrachtungen über die Natur des Schönen durch eine neue zu vermehren. Um von dem Opitz'schen Traktat „von der deutschen Poeterei“, mit dem allenfalls zu beginnen wäre, gleich auf unsere Zeit und auf das Drama hinüber zu springen, so erinnere ich nur an das Leben Schröders von Meyer*) und an Friedrich Ludwig Schmidt's Aphorismen; selbst Holbein's „Bühnenwesen“ enthält manche beachtenswerthe Bemerkung, und wie viel ist in Autobiographien, z. B. in denen von Brandes und Iffland, niedergelegt. Als die eigentliche Spitze aber ist das Werk zu bezeichnen, das Dingelstedt der Literatur in seinen „Studien und Copien nach Shakespeare“ jetzt übergeben hat. Denn hier fällt die praktische Einsicht mit der ästhetischen ganz zusammen und stellt ein Musterbild der Vermittlung auf, das sich gleich weit vom starrsinnigen Festhalten am Unmöglichen, wie vom leichtsinnigen Verschleudern des Nothwendigen entfernt hält.

Ich kann zwar von meiner bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochenen Ueberzeugung, daß Shakespeare dem Deutschen Theater Arzenei bleiben muß, nicht aber Speise werden darf, noch immer nicht abgehen. Allein er ist trotzdem von unberechenbarer Wichtigkeit für uns, und darum ist es auch nicht gleichgültig, in welcher Gestalt er unter uns erscheint. Daß die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung viel zu wünschen übrig läßt, besonders derjenige Theil derselben, welcher Tieck's Namen trägt und höchst zweideutigen Ursprungs ist, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Ob durch die gemeinschaftliche Thätigkeit der namhaftesten deutschen Dichter und Schriftsteller eine bessere zu Stande

*) Von Hebbel eingehend besprochen in den Tagebüchern, Bd. 2, S. 174—175. Die betreffende Partie ist ebenfalls abgedruckt zum Schlusse des zwölften Bandes dieser Ausgabe, als zweites Stück unter der Rubrik: Aus meinem Tagebuche. D. H.

kommen wird, wie Dingelstedt in schönem Vertrauen zur deutschen Einheit erwartet, wird die Erfahrung lehren. Jedenfalls ist die Sache nicht so dringlich. Daß man aber bei der Inscenirung endlich mit der alten Methode entschieden brechen muß, wenn statt des ganzen Shakespeare nicht blos das psychologische Moment in ihm zur Geltung kommen soll, steht fest. Denn ein Stück von ihm für die Bühne einzurichten, ist, je nachdem man die Sache faßt, entweder die leichteste oder die schwerste aller Aufgaben. Es wird von Raupach erzählt, daß er, als er seine Russische Professur aufgegeben hatte, in Berlin Jahre lang Tag für Tag das Theater besuchte, immer den Dichter des Abends, sowie den Bleistift in der Hand und jedes Bravo, das der Schauspieler herausquetschte, jedes naßgeweinte Taschentuch, jeden entzweigeklatschten Handschuh sorgfältig an der rechten Stelle im Buch anzeichnend. Man wunderte sich über den Kautz, man lachte ihn aus, aber er ließ sich nicht beirren, denn er hatte den Entschluß gefaßt, für das nächste Decennium deutscher Bühnenkönig zu werden und sammelte sich auf diese Weise, unbekümmert um Aristoteles und Lessing, das Knallsilber ein, das er später zur Erbauung seines Publicums in seinen „dramatischen Werken ernster und komischer Gattung" mit großem Erfolg verpuffte. Auf dem nämlichen Wege gelangt man zu der Kunst, die Shakespeareschen Dramen in Paraden zu verwandeln, und sie wird, allerdings mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, ein halbes Jahrhundert und länger, rüstig geübt. Das gibt noch immer lärmende Aufführungen, von denen sich aber der Kenner, dem es nicht darum zu thun ist, bloße Psychologie in Scene gehen zu sehen, mit Gleichgültigkeit oder Unwillen abwendet. Etwas ganz Anderes gehört dazu, sich in das innerste Centrum dieser riesigen Composition zu versetzen und sie von da aus ohne Beeinträchtigung der Harmonie in allen Theilen gleichmäßig zusammenzuziehen und der Faßlichkeit näher zu führen. Für diese Kunst hat Dingelstedt in seiner Behandlung des „Sturmes", denn gegen den Macbeth wären vielleicht zu Gunsten Schiller's noch einige Einwendungen zu machen, nach meiner auf genauer Prüfung beruhenden Ueberzeugung, die Regel des Polyklet aufgestellt, und damit ist bei der zarten, unendlich leicht verletzlichen Natur des Stückes sehr viel geschehen.

Kleine Anzeigen.

1. Ein Buch von uns Wienern in lustig gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius.

Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1858.

Rahel schrieb einmal an ihren Mann: „Dein Brief ist so katzenklug, daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre." Dieser Ausspruch paßt vollkommen auf das „lustig gemüthliche" Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfasser, Herr Eduard Bauernfeld, möchte nach der Dedication gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davon tragen und hat den Muth, bei der Gelegenheit an Kaiser Maximilian und seinen Kunz von der Rosen zu erinnern. Dieser Wunsch ist gar nicht so bescheiden, wie er aussieht, und wird schwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein so seltenes diplomatisches Talent bewiesen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns ist nie ein Product vorgekommen, das unter der Maske der Harmlosigkeit so viel Calcül versteckte. Hier ist geradezu Alles berechnet, vom scharfen Stoß an, der in's innerste Gekröse eindringen möchte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradschaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meister zeigt sich schon gleich beim Zuschneiden des Themas. „Ein Buch von uns Wienern!" Was für ein Wien ist gemeint, das alte oder das neue? Das alte? Wie kommt Herr Dawison und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es sind renommirte Schauspieler und Herr Bauernfeld hat Stücke geschrieben. Das neue? Was haben Bäuerle und Castelli noch darin zu schaffen? Nun, es sind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten. Eine noch viel größere Virtuosität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie artig sind diese Grobheiten, wie boshaft diese Komplimente! Und wie geschickt sind vor Allem die Blitzableiter angebracht. Wir haben in der antediluvianischen Zeit auch gewisse Verbrüderungsfeste mitgemacht, aber wir tranken auf die Gesundheit Ferdinand's des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Minister etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer". Wir binden mit der Montirungscommission an, aber wir rufen: Hoch, Radetzki! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft

herumziehen sollten, bei uns wird's nicht einschlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüth gebimmelt, was sich nicht viel besser ausnimmt, wie das Vaterunserbeten beim Fenstereinwerfen und Laternenzusammenschlagen. Das Buch ist eine merkwürdige moralische Erscheinung; ästhetisch existirt es gar nicht, es gehört zu den plattesten Nachahmungen des Heineschen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernstlichste Zurückweisung.

---

2. Snack un Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in Dithmarscher Mundart von Dr. Th. Piering.

Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858.

Wir müßten mit der Kritik des Titels anfangen. Snack un Snurren ut de Spinnstuv? Diese „Dorfgeschichten" haben mit der Spinnstube nicht mehr zu schaffen, als die Novellen von Hackländer und Spindler. Sie sind modern durch und durch, und wenn sie sich auch gerade für den Salon nicht eignen möchten, so wenden sie sich doch an ein ganz anderes Publikum, als sich bei schnurrenden Rädern auf einem Bauerhof um den qualmenden Ofen zu versammeln pflegt. Das ist kein Fehler, aber wozu die Koketterie? Wer Bäffchen trägt, muß sie nicht unter'm Hausrock verstecken wollen. Wir müßten weiter fragen: warum sind diese Dorfgeschichten plattdeutsch abgefaßt? Daß Klaus Groth seinen „Quickborn" plattdeutsch schrieb, hatte einen innern Grund; er stellte das dithmarsische Volksleben vorzugsweise nach der Gemüthsseite dar, und das Gemüth ist nicht so vielzüngig, wie der Geist, es stempelt einen Ausdruck und hält ihn fest. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche nur das Original mit der Uebersetzung. Der Unterschied zwischen dem lebendigen und dem ausgestopften Vogel kann nicht größer sein. Bei Herrn Piering steht es aber völlig umgekehrt; seine Dorfgeschichten sind alle hochdeutsch gedacht, und auf dem Wege vom Kopf zur Feder in's Plattdeutsche übertragen. Das ist nicht einmal gelungen, man stolpert jeden Augenblick über eine verunglückte Wendung, die an die Gallicismen unserer aus Paris herübergeholten Theaterstücke mahnt, oder sagt der Plattdeutsche etwa: „Matthis weer ganz sin Ansich" und „Jedes Ding harr ja sin Wissenschaft" ꝛc. Wenn es aber auch gelungen wäre, was wäre damit erreicht? Wir sind weit entfernt, die Deklamationen, womit Herr Ludwig

Wienbarg in einer verschollenen Broschüre gegen das Plattdeutsche zu Felde zog, unsererseits zu billigen oder gar zu unterstützen; es hat das vollste Recht, als Idiom fortzuleben und mag auch vom Dichter angewendet werden, wo er es nicht entbehren kann. Wir müßten es jedoch beklagen, wenn sich jetzt noch, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen den beiden Schwestern zum Heil der Nation durch seine Bibelübersetzung ein für alle Mal entschied, neben der hochdeutschen eine selbstständige plattdeutsche Literatur etabliren und das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte. Es würde auch schwerlich viel dabei herauskommen; man denke an Holland. Nein, diese Dorfgeschichten brauchten nicht darum, weil sie in Dithmarschen spielen, in dithmarscher Mundart geschrieben zu werden; sie hätten im Hochdeutschen eher gewonnen, als verloren. An und für sich sind sie aber recht gut und beurkunden ein schönes Unterhaltungstalent. Das erste Stück: „Wer Gott vertraut, hat gut gebaut!“ will freilich nicht viel heißen; daß ein Mädchen ihren Namen verheimlicht, weil ihr Vater ein Verbrecher war, ist zu oft dagewesen. „Hans Höhnk“ ist schon anziehender, aber doch blos Anecdote. Vortrefflich dagegen ist: „De schwatte Kater“; hier geht der Verfasser über Klaus Groth, dem die Erfindungskraft fast ganz zu fehlen scheint, hinaus, wenn er anders nicht selbst entlehnt hat. Die übrigen Sachen sind jedenfalls ergötzlich; wenn wir „Hans Roger“ ausnehmen, der gänzlich mißglückt ist und hie und da sogar an's Ekelhafte streift: rohe Studentengeschichten, die zum Theil schon vor 20 Jahren auf dem Theater zu Tode gehetzt wurden, dürfen nicht wieder aufgewärmt werden und am allerwenigsten so plump.

---

3. Drei Erzählungen von Emil Kuh.

Troppau und Leipzig, bei Alfred Traßler. 1857.

Diese drei Erzählungen ringen, was die Composition anbelangt, mit einander um die Krone der Schlottrigkeit und legitimiren sich dadurch als echt österreichische Producte. Der Verfasser versagt der realen Welt hartnäckig seine Anerkennung und negirt ihre sämmtlichen Gesetze. Es ist eine bloße Güte von ihm, daß er nicht Menschen mit zwei Köpfen auftreten läßt oder den Blüthen der Bäume nicht die Früchte voranschickt, denn auf

dem Standpunkt, den er nun einmal gewählt hat, wäre er vollkommen dazu berechtigt gewesen. Das Alles thut jedoch Nichts; für die Verkehrtheit des Ganzen entschädigt die Vortrefflichkeit des Details. Sind die Charaktere dramatisch unwahr, so werden einzelne Stimmungen hinreißend geschildert; sind die Situationen unmöglich, so glänzen sie doch in echt poetischen Farben. Er hat sich offenbar an schroffen Vorbildern, wie Heinrich von Kleist ꝛc. geschult, aber die Geister, die er herauf beschwor, sind ihm noch zu mächtig und grinsen ihn an, statt ihm zu dienen. In seinem willkürlichen Anhäufen von Zügen, die zwar elementarisch bedeutend, aber im besonderen Fall überflüssig oder gar störend sind, gleicht er noch zu sehr der Elster, die silberne Löffel und goldene Ringe zusammenträgt und sich bloß das Nest damit verdirbt. Das wird anders werden, er wird das Mißverhältniß zwischen der Armuth seiner Erfindungen und dem Reichthum seiner Ausführungen auszugleichen wissen und dann gewiß Erfreuliches leisten. Walter Scott wäre ihm jetzt als Studium zu empfehlen.

---

4. Tutu. Von Sternberg. — Die kleinen Leiden des Ehestandes. Von Balzac.

Mit Holzschnitten und Illustrationen. Leipzig, bei J. J. Weber. 1849.

Seit lange liegen auf meinem Tisch zwei Bücher, die auf Besprechung harren. Die Autoren und die Verleger würden sich aber sehr irren, wenn sie glaubten, daß ich aus Geringschätzung ihrer Leistungen gezögert hätte. Im Gegentheil, ich wünschte ihnen aufrichtig zu nützen und wartete nur den günstigen Moment ab. Dieser ist jetzt gekommen.

Der Weihnachtsabend, das schöne Fest, wegen dessen man das Christenthum noch nach Jahrtausenden lieben und wenigstens beneiden wird, ist vor der Thüre. Auf Straßen und Plätzen sind die mystischen Buden aufgeschlagen, vor denen die Kinder so gern verweilen, weil sie sich in Träumen ergehen, welche von den dort zur Schau gestellten Herrlichkeiten ihnen wohl zu Theil werden dürften. In den Kaufläden ist alles ausgelegt, was die Wünsche der Erwachsenen zu Begierden steigern kann; was das nimmer rastende England an neuen Stoffen hervorbrachte, was das selbst während seiner Revolutionen speculirende Frankreich an eleganten Façons erfand, das wird auf die verführerischeste Weise

hinter Fenstern, deren Glanz die Pracht der lockenden Gegenstände nur noch erhöht, vor uns ausgebreitet, und wenn die eigensinnige Sonne es am Tage verschmäht, diese Schätze mit ihren Strahlen zu vergolden, so muß die Gasflamme, deren Zauber der Geschäftsmann in seiner Gewalt hat, zur Nacht ihre Stelle ersetzen.

Wer wäre stoisch genug, den von allen Seiten auf ihn eindringenden Versuchungen zu widerstehen! Wer ließe nicht wenigstens jetzt Grundsätze Grundsätze sein und studirte nicht die schüchtern begehrenden Blicke seiner Frau, seiner Braut, selbst seiner Schwester! Ja, es ereignet sich zu dieser Zeit auch wirklich das Unerhörte, der Deutsche erinnert sich daran, daß sein Volk eine Literatur besitzt, und daß er, um sie zu unterstützen und zu heben, neben Nürnberger Lebkuchen und vergoldeten Wallnüssen auch einige vaterländische Bücher einkaufen und verschenken muß.

Natürlich müssen diese Bücher zum Uebrigen passen und der Kritiker, der dem verlegenen Mann bei der Auswahl an die Hand gehen will, hat nicht sowohl die Leistungen der Autoren, als die der Kupferstecher und der Buchbinder in's Auge zu fassen. Glücklicherweise hatte die Literatur auch von jeher eine Unterabtheilung, deren Erzeugnisse die Producte der Nuß-Vergolder und der Kuchenbäcker nicht gar zu sehr an Gehalt übertrafen, und an der ihre schwerlöthigen, auf das Solide versessenen Liebhaber und Freunde mit einer eben so großen Verachtung vorüber gingen, wie etwa die Schlachter an den Hammeln und Ochsen, die aus Nürnberg in zierlichen Schachteln auf den Markt gebracht werden. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der Taschenbücher und Almanache, die ehemals zu Weihnachten dutzendweise erschienen, und an denen der Goldschnitt, ja die Eigenschaft desselben, das Umblättern zu erschweren, meistens das Beste war! Zwar, wie sie zuerst hervortraten, waren sie, wenigstens bei uns im plumpen Deutschland, nicht ganz so harmlos und federleicht, wie später! Es gab eine Zeit, wo Lichtenberg in ihnen seine köstlichsten Aufsätze und Aphorismen niederlegte, der unsterbliche Lichtenberg, dessen Humor zu dem, was man heut zu Tage mit diesem Namen nennt, ungefähr so steht, wie das griechische Epigramm zu den Inschriften, mit denen unsere hoffnungsvolle Straßenjugend wohl die Wände versieht. Es gab eine andere Zeit, wo Schiller und Goethe ihre lyrische Jahres-Ernte in ihnen

aufstapelten und dadurch für die matten Verselcien der Louise Brachmann und des Professors Conz, die freilich damals schon mit unterliefen, Ersatz boten. Der Almanach machte die nämlichen Phasen durch, die wir selbst durchmachen mußten, ehe wir vom Bärenfell zum Oberrock oder vom Oberrock zum Frack kamen. Kind und Hell, Clauren und Tromlitz, Schwab und Chamisso, Ruge und Echtermeyer, es gab viele Stadien, ehe er bei der, durch unsere neuesten Wasserköpfe repräsentirten vollendeten Nichtigkeit anlangte, und der Weg dauerte um so länger, als es zuweilen wieder in die Höhe zu gehen schien. Doch zuletzt ging es immer weiter herunter, und das Revolutions-Jahr bot einen willkommenen Vorwand, ganz abzutreten.

Was denn nun machen? Schiller und Goethe sind angeschafft, Uhland ist es ebenfalls; müßte man sich wirklich zu einem Heinrich Kleist, dessen Käthchen von Heilbronn man ja schon vom Theater her kennt, entschließen; müßte man sich vielleicht gar, denn auch dieser könnte sich, es wäre nicht durchaus unmöglich, im Bücherkasten vorfinden, zu einem Shakespeare von Gervinus oder zum Humboldtschen Kosmos bequemen? Nicht doch! So wenig, als man, wenn man den Kindern Kanonen schenken will, sie aus dem Zeughaus zu nehmen braucht! Zwar hat der Literatur-Markt bis jetzt noch kein völlig genügendes Surrogat für den eingegangenen Almanach aufzuzeigen. Man kann keine hübsche Kupfer mehr bekommen, ohne zugleich eine Dosis Geist mit in Empfang zu nehmen, aber man kann neben dem Geist doch auch die Kupfer haben und das wird hinreichend sein!

Zu den Büchern, die Beides, Geist und Kupfer, zugleich bieten und sich deshalb vortrefflich zu Weihnachtsgeschenken eignen, gehören nun Sternberg's Tutu und Balzac's kleine Leiden des Ehestandes. Sternberg gibt in Märchenform eine Satyre auf die Zeitverhältnisse, die schärfer ist, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Balzac führt uns in einer Reihe der ergötzlichsten Schilderungen die Verlegenheiten vor, die für Mann und Frau entstehen, wenn Beide die Ehe blos als ein Institut betrachten, in dem man sich amüsiren soll. Sternberg bemüht sich, für den Kreis, den er sich absteckte, die Vogelperspektive zu gewinnen, aber es gelingt ihm nicht; seine Montgolfiere, man sieht's, hat zwischen der höheren und der niederen Region keinen festen Ruhepunkt gefunden, darum haben die Linien seines Bildes sich ganz

absonderlich verschoben. Balzac hat den Versuch nicht einmal gemacht, und er that wohl daran, er hat sich ohne Umstände in die Mitte des faulen Sumpfes gestellt dessen Ausgeburten er zeichnen wollte; er malt sie uns mit allen ihren tollen Sprüngen und possirlichen Verrenkungen, ohne auch nur von ferne daran zu erinnern, daß der Sumpf eigentlich ausgetrocknet werden sollte, und daß es neben zweibeinigen Fröschen und Kröten auch wirkliche Menschen auf Erden gibt. Zu einem Kunstwerke bringen es Beide nicht; Sternberg's Verstandes-Phantasmagorie steht in ihrer spitzigen Absichtlichkeit so tief unter dem echten Märchen, wie Balzac's Spaß unter dem wahren Humor. Aber gerade diesem innern Mangel haben sie es zu danken, daß ihre Leistungen so pikant ausgefallen sind, und daß man sie Jedermann zur Lectüre empfehlen kann, der wissen möchte, wie unsere gegenwärtige soziale Welt denn eigentlich aussieht, wenn sie mit dem fatalen Scheidewasser, dem nur das Gold, nicht der Goldschaum widersteht, von irgend einem schadenfrohen Kobold besprengt wird. Hätten sie den künstlerischen Standpunkt genommen, so würden sie vielleicht Augen für die Sonnenflecke bekommen, aber keine für die Warzen und Blatternarben des Herrn Nachbars und der Frau Nachbarin behalten haben. Dann wären sie gleich „beziehungslos", also für die meisten Leser ohne Interesse gewesen, und hätten sich wenigstens nicht mehr zu Weihnachtsgeschenken geeignet.

---

5. Libussa. Jahrbuch für 1850. Herausgegeben von Paul Alois Klar.

Neunter Jahrgang.

Der Almanach ist todt! behauptete ich vor einiger Zeit in meiner Kritik von Sternberg's Tutu und Balzac's kleinen Leiden des Ehestandes. Der Almanach lebt! antwortet die Libussa, die jetzt vor mir liegt. Ja wohl, ich schloß zu voreilig aus dem Jahr 1849 auf das Jahr 1850, der Almanach ist wieder auferstanden! Und nicht einmal sein Gesicht hat sich verändert, er blickt ganz so unschuldig darein, wie früher, er hat kein Blut fließen sehen, keinen Pulverdampf gerochen. Darum bringt er uns auch, naiv wie ein Kind, das vom Kriege nur die Musik

gehört und den Donner der Geschütze für den Generalbaß gehalten hat, nach wie vor, seine harmlosen Gedichte, seine Novellen und Erzählungen und läßt höchstens die Räthsel, die Logogryphe und Charaden aus. Freuen wir uns und ergeben wir uns der Hoffnung, daß nicht er allein scheintodt gewesen ist, und daß noch Manches auferstehen wird, was wir, wie ihn, für immer begraben glaubten!

Die Libussa freilich hat von jeher neben der leichten poetischen Waare auch Solides gebracht und sich dadurch ein wohlbegründetes Recht auf die Existenz erworben. Sie nimmt keine Beiträge auf, als die von gebornen Böhmen herrührenden, und scheint sich vor Allem die Aufgabe gesetzt zu haben, böhmische Zustände, vorzeitliche wie gegenwärtige, aufzuhellen. Das ist nicht allein dankens-, sondern auch empfehlens- und nachahmenswerth. Welch eine schöne Kette würde aus unserm jetzt so zerfahrenen literarischen Thun und Treiben hervorgehen, wenn sich viele ähnliche Ringe bildeten, wenn sich in jedem deutschen Lande, und nach Umständen in jeder Provinz die hervorragendsten Talente die Hand böten und den Kreis, mit dem sie am vertrautesten sein müssen, weil er ihnen der nächste ist, umsichtig ausbeuteten! Dadurch würden die Einzelkräfte, deren doch so wenige berufen sind, in's Allgemeine zu wirken, für würdige und erreichbare Zwecke concentrirt werden, den auf diesem Wege entstehenden gemeinschaftlichen Leistungen würde der Gehalt, wenigstens der relative, nicht fehlen, und später wüßte der Geschichtschreiber, so wie der überall einmal hervortretende universelle Dichter, wo sie sich nach Umrissen und Farben umzusehen hätten. Doch, das wird bei uns noch lange ein frommer Wunsch bleiben, und eben darum kommt auch bei uns auf eine Seite, welche die Nachwelt vielleicht liest, eine ganze Bibliothek voll Maculatur.

Der Werth des gegenwärtigen Jahrgangs der Libussa beruht, der Hauptsache nach, auf einem Aufsatz des Herausgebers über Tycho de Brahe's Leben und Wirken in Böhmen, auf einem zweiten über den alten Prager Schöffenrath von Doktor Legis-Glückselig und auf einem dritten von Nork (Korn) über mythologische Gegenstände, namentlich über Libussa. Sie alle sind in hohem Grade instructiv und auch dem größeren Publicum dürften sie interessanter sein, als die Gedichte, Novellen und Erzählungen, die ihnen vorhergehen, Einzelnes natürlich ausgenommen. Außerdem enthält der Jahrgang noch zwei Lebens-

beschreibungen, die des Komponisten Tommaschek und die des Epikers L. A. Frankl, von denen die eine ganz, die andere zum Theil Autobiographie ist. Auch diese begrüße ich als erfreuliche Zeichen einer Zeit, in welcher die Menschen endlich anfangen, sich mit dem Object zu beschäftigen, das sie am besten kennen, nämlich mit sich selbst.

Unter den poetischen Beiträgen ist der bei weitem ausgezeichnetste J. G. Seidl's Legende. Der allerliebste Grundgedanke kömmt so rein und rund zum Vorschein, wie es selten geschieht, und darnach ist der Rang eines Gedichtes zu bestimmen, nicht nach dem Gewicht der Materie.

---

6. Album neuester Dichtungen aus der Steiermark.

Graz 1850.

In diesem Album haben wir eine ganz andere Gruppe vor uns. Die Herren Albert, Brunner, Gebell, Semlitsch, Siegerist u. s. w. vertiefen sich, statt in die Schönheiten der Steiermark, in die Abgründe der Speculation. Die Poesie kann sich aber, wenn sie nicht gefrieren will, vor der Intimität mit dem „absoluten Gedanken" gar nicht genug hüten; ich sage: die Poesie, ich sage nicht: der Poet! Dieser soll allerdings nicht, um sich die Naivetät der Unwissenheit zu erhalten, seine Augen und Ohren vor der höchsten Wissenschaft verschließen, denn er ist unter Anderem auch ein Mensch, und dem Menschen ist die Kenntniß seines Verhältnisses zum Universum nothwendig, wenn er sie auch damit bezahlen muß, daß er, nachdem er sie erlangt hat, seine Kinderspiele nicht mehr ernsthaft treiben kann. Doch der echte Poet wird von der Wanderung durch den Abgrund, in dem alle Farben verlöschen, eben eine verdoppelte Liebe zu der bunten Erscheinungswelt mit heim bringen, und sich mit der größten Innigkeit an sie hingeben; nie aber wird er versuchen, die unheimliche Folie des Lebens, die schwarze, unterscheidungslose Nacht in einen goldenen Rahmen zu schlagen. Den Baum mit seiner Blüthenkrone zu malen, ist seine Aufgabe, nicht die Wurzel, die sich im Schooß der Erde birgt. Und das weiß er!

7. Von den Alpen. Zwei Liedersträuße. Zeitgedichte aus den Jahren 1848, 1849.

Innsbruck. Verlag von A. Witting. 1850.

Soll auch das kein Ende nehmen? Zeitgedichte und abermals Zeitgedichte! Und diesmal aus Tirol, aus dem frischen Tirol, wo die Menschen der Natur so viel näher stehen, wie anderswo! Zwar ist es mit den Irrthümern des Geistes, wie mit den Krankheiten des Leibes. Was hilft's, daß man sie hier vertreibt? Sie tauchen dort auf der Stelle wieder auf! Aber, wie es Nichts für die absolute Nothwendigkeit des Nervenfiebers beweist, daß es, aus dem einen Körper verjagt, den anderen wieder ergreift, so kann auch ein Irrthum nicht das Mindeste dadurch gewinnen, daß er, in diesem Kopf ausgetilgt, sogleich in jenem wieder aufschießt. Wie oft ist es dargethan, daß die Politik, in der man doch heut zu Tage den Inhalt der Zeit fast ausschließlich sucht, mit der lyrischen Poesie Nichts zu schaffen hat! Nichtsdestoweniger wird das, was in die Zeitungsblätter gehört, immer von Neuem wieder in Verse gebracht. Das geschieht denn auch in diesen Liedersträußen. Der Gesinnungen, die wir hier ausgesprochen finden, wollen wir uns freuen, und da wir Tiroler vor uns haben, so sind wir auch überzeugt, daß sie sich als stichhaltig bewähren und nicht, wenn die Gelegenheit kömmt, unter irgend einem Spritzenleder ersticken werden. Aber Gesinnungen allein machen noch keinen Poeten, und in der Sphäre, welche die Verfasser — es scheinen zwei zu sein — sich diesmal absteckten, kann sich auch nur der Rhetor zeigen. Es gibt gar nichts Abstracteres, als dies Besingen der Freiheit, des Vaterlandes, des deutschen Reichs, worin sie sich gefallen. Zeigt, wie man sich die eine erkämpft, und nachdem das geschehen ist, für das andere stirbt, so seid Ihr in den Kreis, in dem die Poesie beginnt, wenigstens eingetreten! Jetzt steht Ihr draußen, und es ist über Eure Begabung nicht einmal ein Urtheil möglich.

---

8. Gedichte von Wilhelm v. Metzerich.

Wien. Jasper, Hügel und Manz. 1850.

Ein echtes, obgleich schwaches Talent, von dem es zweifelhaft scheint, ob es selbst hervorbringen oder blos genießen soll. Denn wenn die Natur ein Individuum des höchsten Genusses fähig

machen will, muß sie demselben den untersten Grad des Productions-Vermögens verleihen. Dadurch kömmt es so weit, daß es das Wahre und Schöne in seiner Wesenheit tiefer erkennen lernt, wie es sonst geschehen würde, und wenn es dann vermöge eines sittlichen Acts, zu dem freilich Selbstverleugnung gehört, auf das Produciren Verzicht leistet, so ergibt sich zwischen ihm und der Kunst das reinste Verhältniß, das möglich ist. Das Büchlein ist den Manen Feuchtersleben's zugeeignet.

---

9. Parallelen.

Leipzig, Georg Wigand. 1849.

Der Leser wird nach dem von der Mathematik entlehnten Titel kaum ein poetisches Werk vermuthen. Dennoch haben wir es mit einem solchen zu thun, und mit einem, das sich recht vortheilhaft auszeichnet. Der Verfasser besitzt ein schönes Talent der Darstellung und schildert prägnante Momente der Natur und des Seelenlebens mehr als einmal vortrefflich. Aber er leidet an einer Krankheit, von der ich wünsche, daß sie mit Klopstock, der sie sein Lebelang nicht los wurde, begraben worden wäre. Er gibt nämlich seinen warmen concreten Bildern, die er so weit ausmalt, daß sie uns nothwendig durch sich selbst interessiren und fesseln müssen, plötzlich, wenn wir uns dessen am wenigsten versehen, eine vermaledeite Rück- oder Nebenbeziehung auf geistige Zustände, oder gar auf politische Situationen, durch welche die Wirkung geschwächt, ja aufgehoben wird. So schildert er Seite 27 das Meer, und Seite 28 einen Schiffbruch höchst ergreifend. Aber wenn wir uns dem Genuß nun hingeben und unsere Phantasie, dem aufgerollten Gemälde gegenüber, frei spielen lassen wollen, zwingt er uns gewaltsam eine ganz neue, willkürlich angeknüpfte Gedankenreihe auf, indem er in dem einen Fall das wogende Meer mit der Verzweiflung und in dem anderen das zersplitterte Schiff mit dem Menschen, der an seinen Leidenschaften untergeht, vergleicht. Das ist ein Fehler, den er ablegen muß.

---

10. M. G. Saphir's Volkskalender und Sylvester-Büchlein.

Wien, bei Jasper, Hügel und Manz. 1850.

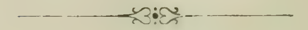
Saphir ist eine Specialität. Wißt Ihr, was das heißt? Stellt Euch einmal einen gewöhnlichen Menschen vor, aus welcher

Klasse es sei, einen Schuster oder Schneider, einen Advocaten, einen Arzt, genug, wen Ihr wollt! Seht Ihr ihn allein? Nichts weniger, als das! Hunderte und Tausende stehen hinter ihm, Jeder ist ihm ähnlich und bereit, an seine Stelle zu treten, Jeder kann ungefähr Dasselbe leisten, und er braucht nur Platz zu machen, so ist er augenblicklich ersetzt, man wird ihn nicht vermissen. Nun denkt Euch eine Specialität, in welchem Kreise es Euch gefällt! Ihr könnt sie hassen, Ihr könnt sie lieben, Ihr könnt sie bewundern, Ihr könnt sie schmähen, aber ihren Ersatzmann könnt Ihr nicht nennen, sie steht allein, sie ist ein Gewächs, von dem in der ganzen weiten Welt nur ein einziges Exemplar existirt.

Dies Specifische, das ihm inne wohnt und das ihm von Freunden und Feinden zugestanden werden muß, hat Saphir auch in seinen beiden Volkskalendern wieder glänzend bethätigt. Er könnte demjenigen, der im Stande wäre, sie durchzulesen, ohne herzlich zu lachen, seinen Kopf versprechen und würde nicht das Mindeste riskiren, nicht einmal bei Einem von denen, auf deren Kosten er diesmal seine Witze gemacht hat. Denn Jeder fühlt, daß Saphir einer unwiderstehlichen Naturnothwendigkeit gehorcht, wenn er gerade die verzerrten und schiefen Seiten an Dingen, Personen und Verhältnissen auffaßt und hervorhebt, daß er gar nicht anders kann, wenn er durch seine Einfälle das Größte und das Kleinste mit einander verknüpft, und darin liegt seine Rechtfertigung. Dies unterscheidet ihn auch von Leuten, die seine Brüder zu sein scheinen, und die, genau betrachtet, nicht einmal entfernt mit ihm verwandt sind, z. B. von dem Berliner Glasbrenner, der das mühsam aufjagt, was ihm von selbst kömmt, und dem nur der Witz der Fäulniß zu Gebote steht.

Das Specifische in Saphir hat eine tiefe nationale Wurzel und dürfte leicht mit ihm verlöschen. Es ist nicht zufällig, daß gerade die jüdischen Schriftsteller der neueren Zeit bis jetzt so witzig waren, und es ist, wie die Bibel beweist, wahrlich nicht auf Palästina zurück zu führen. Wer immer gebückt und geduckt gehen, wer den Kopf immer zwischen den Schultern tragen muß, und nur blinzeln darf, dem verschieben sich die reinen runden Linien des Universums ganz von selbst zum scharfkantigen Zickzack, doch das nimmt mit der Ursache selbst natürlich ein Ende. Die Emancipation wird den Juden in jeder Beziehung zum Heil gereichen, aber ihrem Witze wird sie schaden.

Von einer eigentlichen Recension dieser Kalender kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Wer könnte um ein Feuerwerk einen Rahmen schlagen wollen? Ihr Inhalt ist in hohem Grade ergötzlich, und nur Eins wäre noch ergötzlicher: wenn sich nämlich ein Narr von Inquisitor fände, der diese bunte Reihe lustiger und barocker Einfälle feierlich vor seinen Richterstuhl lüde, um sie ad protocollum über ihre Substantialität und über ihr Verhältniß zu dem wahren Kubikinhalt der verspotteten Personen und Gegenstände zu vernehmen.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Friedrich Hebbel's
sämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Erste kritische Arbeiten. — Literaturbriefe. —
Bunte Aufsätze. — Politisches. — Aus meinem Tagebuche.



Hamburg.
Hoffmann und Campe Verlag.
1891.



Inhalt.

Aus meinem Tagebuche.

Erste kritische Arbeiten.

1839. 1840. 1841.



Sokrates nach dem Grade seiner Schuld zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung.

Von Dr. Theodor Heinsius. Leipzig 1839.

Der Verfasser, der sich der Forchhammerschen Schrift*) über denselben Gegenstand entgegenstellt, setzte sich den Zweck: diejenigen jungen Männer, die nicht mit der Sokratischen Philosophie bekannt sind, auf denjenigen Standpunkt hinzuführen, aus dem ihr Stifter nach Lehre und Wandel zu betrachten ist, und den Glauben an die sittliche Reinheit des griechischen Weisen da, wo er erschüttert sein sollte, wieder herzustellen. Wir müssen dies letztere als ein bedenkliches Unternehmen bezeichnen, bedenklich, insoferne es mißlingen, noch bedenklicher, insoferne es gelingen kann. Die Geschichte, oder was sie an Charakteren darbeut, lebt uns nicht, weil wir, und so weit wir an sie glauben: sie ist kein Tempel, wo wir still unsere Andacht verrichten sollen, und wo die Götter banquerott machen müssen, sobald wir ihnen den Tribut der Verehrung entziehen. Die Geschichte hat nur so lange Werth für uns, als sie uns, die wir in unsere beschränkten Zustände, in unsere dürftige Individualität gebannt sind, in ihre großen allgemeinen Kämpfe zieht, und darin, daß noch niemals irgend einer dieser Kämpfe abgeschlossen ward, liegt ihre Göttlichkeit. Die Jahrhunderte bilden wahrlich keine große Philisterfamilie, wo immer der Sohn das Handwerk des Vaters treibt und wo der Enkel sich noch für den Sparpfennig des Großvaters berauscht: sie stehen einander trotz der innigen Verwandtschaft feindlich gegenüber, und nur das, was jedem Angriff siegreich widersteht, nicht aber das, was gar nicht angefochten, was als unverletzlich respektirt wird, macht ihren Besitz aus. Wir wollen nichts erben, Erbschaften machen faul und träge, wir wollen unsere Kräfte gebrauchen, und wenn diese in die Vergangenheit zurückgreifen, so liegt darin kein Frevel, die Vergangenheit will nur so lange schlafen, bis wir sie erwecken. Jeder, dem die Ge=

*) Diese Schrift ist betitelt: Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionair. (1837.) D. H.

schichte mehr als Gedächtnißfutter sein soll, muß zu ihr ein durchaus individuelles Verhältniß suchen; es ist ein großer Irrthum deutscher Wissenschaft, wenn sie auch in diesem Kreise die Vermittlung für ihre Aufgabe hält, und es steht ihr fast komisch, wenn sie für die reine Wäsche der historischen Charaktere sorgen zu müssen glaubt. Leben denn die Todten unter uns fort, weil wir sie beräuchern, weil wir jede muthwillige Mücke, und was sie sonst in ihrem Schlummer zu stören droht, mit Sclavenängstlichkeit verscheuchen? Wird nicht vielmehr der lebendige Schlüssel zu manchem dunkeln Riesen = Dasein oft ein ganzes Säculum später geboren, ist z. B. Napoleon nicht eine Leuchte für Alexander und Cäsar, und diese wieder für ihn? Herr Theodor Heinsius irrt aber auch noch darin, daß er wähnt, die Menschheit verliere eben so viel, als Sokrates verlöre, wenn seine Gegner Recht hätten. Das Gegentheil ist der Fall. Wo die Geschichte eine Ungerechtigkeit zeigt, welche sich im Laufe der Zeit nicht ausglich, da hat sie eine Lücke. Es liegt an und für sich wenig daran, ob auch einmal die Masse — und wäre es die Masse von Athen — eine Sünde begeht; sie steht in ihrer Ungebundenheit noch unter dem Einzelnen, der in seiner Persönlichkeit Schranken findet, welche jene nicht kennt. Aber es liegt allerdings daran, daß das, was als Sünde in die Welt eintritt, und was in Bezug auf diejenigen, die es zunächst veranlaßten, auch immerhin Sünde bleiben mag, von höherer Hand die Taufe der Nothwendigkeit erhalte; es liegt daran, daß das Schicksal die That blinder Leidenschaft adoptire; wir müssen uns überzeugen, daß nur Sokrates, nicht aber die ewige Rechts=Idee selbst, welche, einmal feierlich hingerichtet, die Welt zur Schädelstätte der Gottheit machen würde, weil sie niemals wieder aufstehen könnte, den Giftbecher trank. Und so war es, die Athener thaten mit bösem Gewissen und aus unlauteren Gründen das Rechte; Sokrates stand seiner Zeit mit dem scharf geschliffenen Schwert einer neuen Philosophie gegenüber; seine Zeit, stärker als er, entwaffnete ihn und tödtete ihn mit seinem eigenen Schwert, mit dem Schwert, womit er sie tödten wollte. Er errichtete dem „unbekannten Gott" den ersten Altar und ward dem alten Donnerer als letztes Opfer geschlachtet; wir mögen das Opfer beklagen, aber — und dessen freuen wir uns — wir haben nicht nöthig, die Opferer zu verdammen. Ist es wirklich besser „ein allgemein für Wahrheit genommenes, die ganze sittliche Welt be

glückendes Vorurtheil" stehen zu lassen, oder darf die Forschung auf die Gefahr hin, „den schönen Glauben an die Tugend der analysirten Person" zu vernichten, daran rütteln? Herr Theodor Heinsius erklärt sich für das Erstere: er meint sogar, daß jedes, wenn auch nicht evident begründete, Urtheil, das sich historisch an Jahrtausende lehnt und von Denkern und Gelehrten für vollständig erwiesene Wahrheit (ob dies möglich ist?) genommen wurde, sobald es die Welt beglückt, die Kraft einer doch nie zu findenden Wahrheit fast vollständig ersetzt. Es haben dies schon Viele vor ihm gemeint, ich meine es nicht. Wo ein Vorurtheil besteht, da liegt die Wahrheit begraben: darf man die Gruft nicht öffnen? Ist ein Fragezeichen nicht mehr werth, als ein Gedankenstrich? Liegen denn die Probleme blos vor uns, nicht auch hinter uns, und können wir in finsterer Nacht nicht an dem nämlichen Felsen stranden, auf dem einst ein Leuchtthurm stand? Geht denn die Tugend zu Grunde, wenn das Logis, das unser gutmüthiger Glaube ihr anwies, zusammenstürzt? O, wahrlich nein. Das Göttliche in unserer Brust ist nicht abhängig von irgend einer seiner äußeren Manifestationen, und, man sage, was man wolle: das Vollgefühl unserer eigenen Kraft, die Ahnung dessen, was wir selbst vermögen, ist ein ungleich stärkerer Sporn für uns, als alle Erinnerungen an Sokrates und ähnliche Erscheinungen; diese richten Nichts aus, wenn jene schläft; sie sind überflüssig, wenn sie wacht.

So viel über die Principien der vorliegenden kleinen Schrift, über sie selbst etwas zu sagen, ist unnöthig. Sokrates ward schon zu oft vertheidigt, als daß sein neuer Defensor noch etwas Neues bringen konnte. Wenn es aber auch an Licht mangelt, so ist doch Wärme vorhanden, jener Mangel entspringt aus der Natur der Sache und fällt dem Verfasser nicht zur Last; für diese Wärme werden ihm die Jünglinge, denen er seine Arbeit bestimmte, Dank wissen.

Gedichte von C. Blessig.

Nürnberg.

Als Lord Byron in seinem siebenzehnten Jahre die „Stunden der Muße" herausgab, spottete das Edinburgh Review darüber, daß der junge Dichter dem Titel die Angabe seines Alters beigefügt hatte. Das Review hätte dieß nicht thun sollen; Lord

Byron's Beispiel hätte dann die Sache vielleicht zur Mode gemacht, und die Recensenten würden sich gut dabei stehen. Die Kritik hat zwiefache Pflichten zu erfüllen. Ihre Hauptaufgabe ist, die auftauchenden Erscheinungen in ihrem Verhältnisse zur Literatur zu würdigen, das Bedeutende einzuregistriren, das Mittelmäßige und Verwerfliche zurückzuweisen. Sie soll jedoch nicht minder auf die Autoren Bedacht nehmen, sie soll den schon fertigen und gemachten die gehörige Stellung zum Publicum vermitteln, bei den angehenden und unentwickelten aber Sorge tragen, daß sie nicht ihre Zukunft im Keim ersticke, indem sie über ihre Vergangenheit, wie diese sich in einer unausgegohrenen Production abspiegelt, den Stab bricht. Der letztgedachten Forderung Genüge zu thun, muß schwer sein, denn es ist selten geschehen: was gehört denn aber Großes dazu? Die Kritik soll jung bleiben, sie soll sich erinnern, daß sie nur lernend lehren darf, sie soll demüthig bei jedem neuen und frischen Ton des Lebens und der Jugend in die Schule gehen und den Unterricht gern mit ihrer aufgespeicherten Weisheit bezahlen; sie soll vor Allem nicht vergessen, daß sie in dem Augenblick, wo sie übermüthig wird, wo sie auf eigene Hand und für sich selbst zu leben anfängt, zu leben aufgehört hat. Oft zwar kommt sie bei dem besten Willen in Verlegenheit, vorzüglich dann, wenn poetische Hervorbringungen ihr Urtheil herausfordern. Wer sagt ihr, ob der Sänger, der in der Wolke seines Buchs vor sie hintritt, ein bloßes Präludium gibt oder die Symphonie, und wie verschieden sind die Maaßstäbe, womit beide gemessen werden müßten. Deshalb wäre es äußerst wünschenswerth, daß jeder Poet schuldig und gehalten wäre, das zu thun, was Byron aus freien Stücken that.

Bleisig's Gedichte haben eine Eigenschaft, die sie unwiderstehlich macht, sie sind bescheiden. Wir sehen in der Bescheidenheit freilich keine Cardinaltugend, wir lieben im Gegentheil im ganzen Paul Flemming Nichts so sehr, wie seinen stolzesten Vers. Aber die Bescheidenheit ist das Kind unter den Tugenden; das Kind, welches jede Forderung bezahlt, weil es sie aufhebt. Bleisig gefällt uns; es thut uns seinetwegen leid, daß wir nicht sagen können, warum. Dürften wir den vorliegenden Band seiner Gedichte als eine Schuldverschreibung ansehen, der von seiner Jugend auf seine reiferen Jahre ausgestellt worden, so wollten wir ihm herzlich gern creditiren und uns unseres Schuldners sogar

freuen. Doch dem widerspricht eine, wir möchten sagen, bedenkliche Ausgebildetheit der äußeren Form; dieser Geist versteckt sich nicht mehr ungeschickt hinter das rührende Feigenblatt, er ist ganz comme il faut gekleidet und wird schwerlich noch wachsen. Deßungeachtet wollen wir nicht fragen: bist Du ein Dichter? wir wollen nur fragen: bist Du eine Individualität? Und hierauf können wir nicht mit Ja antworten. Hier ist Liebe und Lust, Schmerz und Verzweiflung: aber das Gemüth, dem diese Gefühle entfließen, ist ohne Charakter, es drückt ihnen niemals jenes Gepräge auf, das uns mit allen Geheimnissen einer fremden Existenz durchschauert. Das Allgemeine aber ist in der Kunst gleich dem Nichts; ein Strom ohne Ufer ist kein Strom mehr. Der Dichter gibt in der „Vorklage" seiner Muse den Auftrag: „Die süßen Freuden längst verrauschter Zeiten noch einmal zu Grabe zu geleiten." Nun kommen: Gedichte an Alexandrina, Reiselieder, an Emma, an Sappho, an Lilla, an Bianca, an Malvina, an Ida, Sonette, Sonette nach Shakespeare, Herzensklänge und Liebesanfänge, Mädchenlieder, Abschiedsgesang, Epistel an meine Freunde, Trinklieder, vermischte Gedichte, Romanzen, Scherz und Laune. In allen diesen Gedichten ist eine wohlthuende Wärme, die durch den Brennspiegel größerer Concentrirtheit sich vielleicht bis zur Gluth hätte steigern lassen. Nicht selten findet sich ein hübscher Gedanke, ein ganz artiger Einfall; doch begegnet es dem Dichter dann wohl, daß er das, was das Herz seines Gedichtes sein könnte und sollte, zum bloßen zufälligen Schmuck, zur Verzierung verwendet. Ein Fehler übrigens, der bei Blessig nicht allein vorkommt!

Leben und Thaten Emerich Tökölys und seiner Streitgenossen.

Ein historisches Drama von A. Z. Leipzig bei Wilhelm Einhorn.

Gegen kein Werk muß die Kritik so scharf sein, wie gegen ein Werk ohne Form. Was ohne Gehalt ist, das verschwindet von selbst aus der Reihe des Lebendigen, wo es sich eindrängte; man braucht gegen das Nichts keinen Vertilgungskampf zu führen. Was aber ohne Form ist, das kann, gleich mancher physischen Mißgeburt, noch immerhin ein zähes Leben athmen; es kann sogar fortzeugen, und dennoch hat es kein Recht, zu existiren. Ist denn etwa die Form nach irgend einer Beziehung hin etwas

Willkürliches, das man, wie es der Bequemlichkeit eben beliebt, jetzt beobachten, jetzt wieder unberücksichtigt lassen kann? Im Gegentheil, in der Form liegt das ganze Geheimniß, ja die ganze Kraft der Kunst, und das wahrhafte Genie vertauscht höchstens eine mit der andern, aber nie gefällt es sich in einem breiten maaßlosen Ergießen. Der Verfasser des vorliegenden sogenannten Dramas hat versucht, ein Kunstwerk zu schaffen, ohne sich irgend um die Kunst zu bekümmern; vielleicht hat er bei seiner Arbeit den Götz von Berlichingen vor Augen gehabt, es wäre jedoch sehr schlimm, wenn ihm das Organische, das durchaus Abgeschlossene dieses durch den überwältigenden Stoff in seiner abweichenden Form bedingten Schauspiels entgangen wäre, und wenn er seine Licenzen durch Goethe's Licenzen entschuldigen zu können glaubte. Eine vorübergehetzte Jagd von Lebensscenen, in einer Prosa dargestellt, wie wir sie so ziemlich Alle schreiben, hilft zu einem Drama gerade so viel, wie ein Haufen Bausteine zu einem Tempel; möglicherweise läßt sich der beste daraus errichten, aber dem Geiste, der den Riß entwirft, dem Arm, der ihn kühn und sicher ausführt, gebührt die Ehre. Doch wir wollen über den Verfasser nicht urtheilen, da er kein Werk geliefert hat, welches ein künstlerisches Urtheil zuläßt. Möge er uns in unserer Schauspiel-armen Zeit recht bald mit einer gegliederteren Production wieder vor Augen kommen!

Wissenschaft und Universität in ihrer Stellung zu den praktischen Interessen der Gegenwart.

Eine Gegenschrift gegen Prof. R. H. Scheidler: „Ueber die Idee der Universität, im Verhältniß zur Staatsgewalt." Von Dr. Carl Biedermann, außerordentlicher Prof. der Phil. an der Universität Leipzig. Leipzig, Gebrüder Reichenbach.

Die vorliegende Schrift nimmt in ihrer Entschiedenheit und kräftigen Selbstständigkeit eine viel höhere Bedeutung in Anspruch, als man nach dem Titel erwarten sollte. Der Verfasser, durch eine früher erschienene Fundamentalphilosophie bekannt, bleibt nicht bei der bloßen Widerlegung seines etwas großväterlich aufgetretenen Gegners stehen, er schlägt diesen nur aus dem Felde, um Raum für sich selbst zu gewinnen! Es verdient alles Lob daß er, statt nach Art der Philosophen das Spinngewebe der Metaphysik abzuhaspeln und mit dem Senkblei einer kecken Hypothese die Tiefen der Gottheit zu ermessen, sich für seine Ge-

danken-Entwicklung nach einem compacten und reellen Gegenstand umsah. Er gibt uns, den zwischen Universität und Staat, zwischen der Speculation und der Praxis bestehenden Streit auf die beiden zu Grunde liegenden Principien zurückführend und diese in ihrer Unausgleichbarkeit mit allen ihren Consequenzen, wie zwei den Lebensstrom gefrieren machende Basilisken, einander gegenüber stellend, ein treu und scharf gezeichnetes Bild der deutschen Nation, er reißt ihr die Schönpflästerchen, womit sie so manche alte Wunden zu decken sucht, ab, er schlägt ihr den werthen, mittelalterlichen Pokal mit den schönen Randverzierungen aus der Hermannsschlacht, dem sie so manchen Rausch verdankt, aus der Hand, er zeigt ihr, daß es keine Tugend, daß es nicht einmal ein Unglück, sondern daß es eine ekle Schande ist, nur an Träumen und Phantasieen reich zu sein. Es thaten dieß Viele vor ihm, aber keiner that es mit so zermalmender Gründlichkeit, so einschneidender Dialectik, keiner hat mit solcher Evidenz nachgewiesen, daß nicht unsere Ohnmacht, sondern daß unsere Kraft uns vor dem Forum der Geschichte anklagt, daß praktisches Zurückbleiben durch geistiges Voranschreiten nicht entschuldigt, sondern verdammt wird. Der Verfasser ist, wie sich hiernach von selbst versteht, der geschworene Feind des Ideals, nur begegnet ihm die Menschlichkeit, daß er dem Ideal seinen Tribut abstattet, während er es bekämpft, denn indem er das Idol, das verlockend im Blauen gaukelt, bis in den letzten Winkel, wohin es sich retten möchte, verfolgt, merkt er nicht, daß das schlaue Proteuskind sich in seinen eigenen Kopf hineinflüchtet und aus diesem in dem Augenblick, wo er es völlig vertrieben wähnt, in verwandelter Gestalt, solid-bürgerlichen Ganges, das Einmaleins in der Hand und den Blick heuchlerisch auf die materiellen Interessen richtend, wieder hervortritt. Diese ironische Strafe, die der Einseitigkeit immer auf dem Fuß zu folgen pflegt, trifft ihn mit Recht; das Ideal ist der Sporn menschlicher Thatkraft, die, könnte sie den Ertrag ihrer Anstrengung vorher auf Heller und Pfennig berechnen, sich wohl nur selten in Bewegung setzen würde; wir sollen des Spornes wegen nicht reiten, aber er ist demungeachtet sehr nothwendig. Vor Allen der Deutsche, den der Verfasser doch fast ausschließlich im Auge hat, bedarf eines höhern Anknüpfungspunktes für seine Bestrebungen, wenn er sich eine frische Existenz erhalten, wenn er nicht an Leib und Seele verdorren soll; gibt es wohl eine abscheulichere, eine unwürdigere

Erscheinung, als die des deutschen Philisters, der, nachdem er aus dem hitzigen in das kalte Fieber gefallen ist, sich Baumwolle in die Ohren stopft, um die tausend Stimmen des Lebens von sich abzuwehren, und der nichts bereut, als daß er einst jung war, daß er nicht im Schlafrock und in der Nachtmütze zur Welt kam. Unser Kosmopolitismus ist allerdings durch den einfältigen Gang, den unsere Geschichte nahm, bedingt, aber eben dieser einfältige Gang unserer Geschichte, woher entsprang er, als aus der Beschaffenheit unserer Natur? Und diese wird ewig dieselbe bleiben! Stimmen wir daher auch mit den Wünschen des Verfassers größtentheils überein, so können wir doch seine Hoffnungen nicht theilen, wünschen aber dennoch seiner Schrift, die auch als ein gelungener Versuch, die Resultate des philosophischen Denkens in einer allgemein=verständlichen Sprache darzulegen, anerkannt werden muß, viele deutsche Leser, die nicht, wie wir, in Bezug auf den vorhin erwähnten Punkt von ihrer Unverbesserlichkeit überzeugt sind. Nicht an die Krankheit glauben, führt ja zur halben Gesundheit!

Die Dramatiker der Jetztzeit.

Von Ludolf Wienbarg. Erstes Heft. — Altona bei Carl Aue.

Es hat wohl kein Deutscher, der die Macht des Theaters, seinen stillen Einfluß auf das Volk und die hieraus entspringende Rückwirkung auf das sich entwickelnde dramatische Kunstgenie zu würdigen weiß, dem Verfall und gänzlichen Untergang des unsrigen mit Gleichgültigkeit zugesehen. Das Schauspiel einer Nation in würdiger Bedeutung aufgefaßt, repräsentirt sie in ihrem Selbstbewußtsein; es ist der Brennspiegel, der die einzelnen Ausstrahlungen ihrer innersten Wesenheit, wie die vorüberwandelnde Geschichte sie aus der Tiefe hervorlockt, auffängt, der sie verdichtet und concentrirt und so ein Jahrhundert durch das andere entzündet, eine leuchtende That durch die andere in's Leben ruft. Die Tragödie stellt ein Volk in seinem Verhältniß zu den wichtigsten Aufgaben sowohl seiner selbst, wie der Menschheit überhaupt dar. Die Komödie malt es in seinen nothwendigen Verirrungen und Abnormitäten, in seinen erdwärts gekehrten Richtungen und Bestrebungen; nur beide, in ihrer gemeinschaftlichen Ausbildung, in ihrer Erhaltung auf gleicher Höhe erschöpfen seinen Gesammtinhalt und geben ein treues, ewiges Bild seines Wollens und Könnens, seines Schwankens und Erliegens.

Dies ist der Punkt, den die dramatische Dichtkunst in's Auge fassen muß, wenn sie wirken will; zwar mag ein noch höheres Drama denkbar sein, eine Tragödie, die es nur mit dem reinen Menschen, dem Menschen an sich, in seiner zweifelhaften Stellung zu Gott und Natur, zu thun hat, eine Komödie, welche die Nationalitäten selbst in den Sarg legt und die Leichen buntscheckig aufputzt. Doch ist es noch die Frage, ob die Kunst bei einer so allgemeinen Herrschaft der Humanitäts-Idee, wie sie jener Zustand voraussetzt, überall fortexistiren kann, und jedenfalls ist die Zeit, wo diese geisterhafte Herrschaft eintreten wird, noch fern, obgleich die Literatur manches dramatische Gedicht entstehen sah, das für sie bestimmt zu sein scheint.

Tieck that schon vor vielen Jahren, bei Gelegenheit einer Claurenschen Miserabilität, den Ausspruch, wir seien endlich im Keller angelangt und müßten wieder hinauf. Er hatte in seinem Ausspruch Recht, leider aber nicht in der Hoffnung, die er daran knüpfte. Weit entfernt, den Keller eilig zu verlassen, haben wir es unten ganz bequem gefunden, wir haben uns, so gut es ging, eingerichtet und sind gräßlich zufrieden. Statt des geharnischten Geistes unserer Vorzeit, taumelt Nante Strumpf in der zerrissenen Jacke aus den Coulissen hervor und zeigt uns, welchen Humor Dummheit und Branntewein erzeugen, wenn sie sich im Kopf eines Eckenstehers ein Rendezvous geben; wollen sich Schiller und Goethe einmal aus dem Exil heranwagen, so tritt ihnen Nestroy's Plumpuddings-Genius in den Weg, dem sie dann freilich auch bescheiden weichen: Shakespeare's und Calderon's Zauberwelten ersticken schon in der Geburt an dem Kopfschütteln des Maschinenmeisters, der seine Mittel für Raimund's Tollhausspuk zusammenhalten muß. Seien wir aber auch gerecht, erinnern wir uns, daß unser Theater, trotz der großen Kräfte, die sich ihm zuwandten, auch in seiner glänzendsten Zeit nicht war, was es sein sollte, und dies nicht ganz aus eigener Schuld. Ein Lustspiel hatten wir niemals, Possen und Albernheiten vertreten dessen Stelle, und die Kritik selbst, wenn wir die Schlegelsche ausnehmen, schien es nicht zu ahnen, daß Tragödie und Komödie aus einer und derselben Wurzel hervorsprossen, und die erstere sich durchaus nicht in ihrer ganzen Größe entfalten kann, wenn die letztere hinter ihr zurückbleibt. Den Begriff des Lustspiels auf die enge etymologische Bedeutung seines Namens beschränkend und aus dem zufälligen Ausbleiben des Dichters

die innere Unmöglichkeit des Gedichts ableitend, bildeten wir uns ein, wir könnten kein Lustspiel haben, da doch eben wir aus Gründen, die sich nicht im Vorübergehn entwickeln lassen, das beste haben sollten und müßten. Unsere Tragödie dagegen wollte den zweiten Schritt vor dem ersten thun: es behagte ihr nicht, von unserem eigenen Grund und Boden die Welt zu erobern, sie zog es vor, als heimatlose Vagantin bei allen Völkern der Erde umherzuziehen, und erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß man von Bettelbrot nicht fett wird, kehrte sie beschämt an die Brust ihrer Mutter zurück. Aber, inzwischen war in Deutschland der Enthusiasmus, der sich selten oder nie wieder erwecken läßt, verraucht, und als Wallenstein und Wilhelm Tell, als die Hermannsschlacht und der Prinz von Homburg erschienen, war nicht mehr an die zur Zeit der Iphigenien vielleicht mögliche Verschmelzung des Theaters mit dem Leben zu denken. Man hatte sich gewöhnt, die Bühne als Zeitvertreib zu betrachten, und was zum Zeitvertreib hinabsinkt, ist meistens für immer degradirt. Daher kam alles Unheil; daher kam es, daß seit langer Zeit Hunde und Affen, Taschenspieler und moderne Athleten dort ihre Triumphe feierten, wo die Kunst ihre tiefsinnigsten Orakel verkünden und wo ein Volk im stillen Genuß seiner selbst, in der gelinden Anspannung aller seiner Kräfte und in der Empfindung seiner geheimsten Sympathien und Antipathien sich erfrischen und erheben sollte.

Wienbarg glaubt, es sei jetzt ein Wendepunkt eingetreten. Diesem seinem Glauben verdanken wir seinen vorliegenden Literaturbeitrag, der „darin besteht, daß er die neuere Dramenliteratur, vorzüglich die bühnenlose, durch Anschauung wenig oder gar nicht bekannte, in jedesmal durch irgend einen dramatischen Bildungszweck für Dichter und Publicum geleiteter Wahl, mit steter Rücksicht auf einen ihm vorschwebenden idealen Geschmacksmittelpunkt im geschichtlich-poetischen Bewußtsein der Nation, kritisch in zwanglosen Heften beleuchten will". Ein solches Unternehmen, von einem Manne ausgeführt, der mit Einsicht in die Sache eine Darstellungsgabe verbindet, wie die Zeit sie verlangt, verdient alle Anerkennung. Nur die Kritik, die sich Ansehen zu verschaffen weiß, kann der Muse des Dramas ihren Tempel wieder erobern, nicht diese Muse selbst, die ja, sobald sie Einlaß begehrt, jedesmal von ihrer noblen Priesterschaft unter den höflichsten Verbeugungen wieder in den Winkel geschoben wird. Die Kritik

soll, der freiwilligen Armuth des Repertoirs gegenüber, auf den vernachlässigten Reichthum der dramatischen Literatur aufmerksam machen, sie soll durch Charakteristik und Analyse die Vermittlerin zwischen dem Genius des Dichters und dem Talent des Schauspielers abgeben, und sie versündigt sich schwerlich stark an der Gegenwart, wenn sie der noch nicht heilig gesprochenen jüngern Vergangenheit ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit zuwendet. Sie kann überhaupt nicht oft genug rückwärts schauen.

Wienbarg beginnt mit Uhland. Er hatte Recht, von seinem gewählten Standpunkt aus den herrlichen Heinrich Kleist in seiner Hermannsschlacht und dem Prinzen von Homburg einstweilen unberücksichtigt zu lassen. Uhland hat unter allen unsern Dichtern den Schatz deutscher Nationalität am reinsten gehoben; all dieß Träumen und Sehnen, dieß Hoffen und Dulden, aber auch all den Muth, all die Kraft, die nur beim Kampf in die vorderste Reihe tritt, nicht bei der Parade. Man kann Uhland gar nicht tadeln, ohne Deutschland mit zu tadeln, man kann Uhland jedoch loben, ohne Deutschland mit zu loben, denn jede Poesie idealisirt, indem sie einrahmt, wie ein Spiegel, seiner Gränzen wegen, zerstreute Einzelheiten zu einem scheinbar geordneten Ganzen zusammendrängt, das doch in der Natur keineswegs so harmonisch vorhanden ist. Uhland's Poesie ist eine Thräne, hervorgestoßen aus dem dunkelblitzenden Auge durch den Schmerz, der sich im Herzen ungeduldig ausdehnt und keinen Raum mehr findet; aber, wie viel schöner ist der Schmerz, als die Wunde, und wie viel schöner die Thräne, als der Schmerz! Solche Thränen sind erstickte Thaten; erniedrigten nur bei uns Schlaffheit und empfindungsselige Zerflossenheit das Weihwasser nicht so oft zum Waschwasser!

Es sind treffliche Bemerkungen, womit Wienbarg seine Charakteristik Uhland's einleitet. Gar nicht genug zu beherzigen ist, was er Seite 17 sagt: „Unsere Literatur ist ein Gespenst, die meisten Dichtgattungen sind ein Spuk, den Glauben oder Unglauben daran nennt man Aesthetik. Frisches, junges Leben wird ausgesogen, architektonische Kräfte werden gemißbraucht, um entseelte Formen zu begeistigen und fortzupflanzen und die Eitelkeit der Literatur durch sogenannte Kunstwerke zu befriedigen." Geht doch die Philosophie am Systematisiren zu Grunde, wie viel mehr die Poesie, die doch nur existirt, so lange sie frei ist. Der Trieb, ein Ende zu machen und das nicht auf Raum und

Zeit Beschränkte muthwillig und eigenmächtig einzupferchen, ist der häßlichste in der menschlichen Natur. Das Leben, in welcher Phase es sich auch befinde, hat immer Form, wenn auch zuweilen eine mit Händen nicht greifbare, es ist stets in Gährung, aber nie in Fäulniß; seine Form geht ihm jedoch eben verloren, wenn wir es mit den tyrannisirenden Allgemeinheiten, die sich vom Großvater auf den Enkel vererbten, in Einklang zu bringen suchen, dann erstarrt es, und den Strom, der uns das köstlichste Bad gewähren konnte, können wir höchstens noch zur Schlittenbahn umschaffen. Schützt euch vor dem Meer, aber strebt nicht, es in seiner Bewegung zu hemmen und einzudämmen; gelänge dieß jemals, so würde es zum Sumpf, und ihr Alle — die Schiffer nicht allein — stürbet eines jämmerlichen Todes. Es ist schon ein Unglück, daß die menschliche Gesellschaft der auf nichts Ursprüngliches zurückführenden Form des Staates bedarf, denn die genialsten Richtungen und Entwickelungen der Individualitäten werden dadurch im Keim erdrückt, und es ist die Frage, ob die übrig bleibenden, die allerdings innerhalb der Wälle und Mauern besser, wie sonst, gegen Wind und Wetter geschützt sind, in ihrer füllereichsten Ausbeute für die zurückgehaltenen und erquetschten Ersatz leisten. Wollt ihr noch weiter gehen, als die Nothwendigkeit euch drängt; wollt ihr dem Geist sogar auf seinem eigensten Gebiet unter dem hammelfrommen Namen einer Aesthetik die Constitution aufdringen? Was kommt dabei heraus? Freilich, ihr könnt dann gesetzlich schimpfen und strafen, ihr könnt heute ein Gefühl wegen Trunkenheit in die Wache setzen, morgen einen Gedanken wegen Beleidigung eurer Majestät auf die Festung schleppen und übermorgen eine Phantasie wegen ihrer allzukühnen Flügel in's Tollhaus schicken. Das Leben ist sein eigenes Gesetz und seine eigene Regel, aber ihr wollt den Gott noch immer erst anbeten, nachdem ihr ihn gekreuziget habt. So lange der Baum grün ist, schneidet ihr ihm die Zweige ab, und aus dem dürren, gefällten macht ihr — nicht eine Welle für eure Mühlen, sondern ein Götzenbild.

Was Wienbarg über Uhland, den Balladendichter, sagt, ist hübsch, es war aber widerlegt, ehe es noch geschrieben ward. Uhland, der Balladendichter, ist nicht der „in tausend Stücke gesprungene" Dramendichter; die Gedichte erschienen 1815, das erste Drama 1818. Ich würde diesen äußern Beweisgrund nicht anführen, knüpfte sich nicht ein innerer daran. Alle diese strömend

vollen Lieder und Romanzen waren fertig, bevor die edel-stille Kraft, die sie in's Dasein rief, sich für die Schöpfung eines dramatischen Werkes concentrirte, und wahrlich, sie tragen nicht den rothen Fieberfleck der im Dunklen umher tappenden Sehnsucht, die nicht findet, was sie sucht, und die deshalb den Gegenstand, über den sie stolpert, in die Arme schließt, an der Stirn, sie athmen jene lächelnd in sich selbst versinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rausch, aber keine Freude, kein Leben gibt. Allerdings schreitet, sowohl in den Liedern, wie in den Balladen, schon leise und nachtwandelnd der dramatische Geist, der später den Herzog Ernst und Ludwig den Bayer erzeugen sollte, und er ist es, der ihnen die feste Form, die tiefere Bedeutung verleiht, welche den guten Leuten, die hin und wieder eine Sage oder ein Gefühlchen in unschuldige Verse bringen, so schmählich abgeht. Doch das dramatische Element ist — mag diese Behauptung auch immer befremdlich klingen — so gut in der Poesie ein Wesentliches, ein solches, ohne das sie in's Nichts zerstiebt, wie das lyrische; von jenem kommt ihr der Leib, von diesem die Seele, und beide bedingen sich gegenseitig. Ist doch das Leiden selbst nur ein nach Innen gekehrtes Handeln! Seite 21 heißt es: „Wißt ihr, was ich an Uhland's unvollkommenen Dramen liebe? Es ist die lautere, wesenhafte, unter der Oberfläche meist trostloser Erscheinungen und von außenher angeflogener flitterhafter Bildung durch das ursprüngliche geistige Leben sich hinziehende und die Wünschelruthe an die goldhaltigsten Adern der Nation anschlagende deutsch-dramatische Poesie.“ Deutsch-dramatisch! das ist das rechte Wort, und dieß will unendlich viel sagen; denn deutsch und dramatisch sind Gegensätze. Eben weil Uhland so ganz deutsch-dramatisch ist, könnte er unserem Theater die heilige nationelle Weihe geben, die ihm fehlt, und die ihm allein Gehalt und Würde, Wirkung und Bestand verschaffen kann. Goethe's Götz ist nicht bühnengerecht und wird es durch die Scheere wohl schwerlich werden. Schiller's Wallenstein ist trotz seiner Breite doch bloßes Charakterbild, der dreißigjährige Krieg guckt nur hin und wieder, nur dann, wenn dem Herzog die Sentenzen ausgehen und wenn Max und Thekla von ihrer Liebe ausruhen, schüchtern hervor. Das Stück hat, mit aller Achtung gegen den großen Todten, dem ich nicht am Lorbeer zu pflücken gedenke, sei es gesagt, bei der Aufführung etwas Lächerliches: ein Gewitter, während dessen zwei Turteltauben sich

schnäbeln. Wilhelm Tell ist schon anders. Bertha und Rudenz sind bescheidener und halten ihre Seufzer, Thränen und Ahnungen besser zu Rathe; doch die dargestellten Verhältnisse sind zufällige, die sich unter ähnlichen Verhältnissen überall wiederholen, und man kann darnach germanische Natur, wenn man auch die Schweiz als Mitrepräsentantin derselben gelten lassen will, nicht beurtheilen, so wenig wie einen Menschen nach dem Porträt, das während seiner Krankheit entstand; auch kann ich den Anblick der Kraft, die äußere Fesseln bricht, nicht so erbaulich finden, wie Manche, warum ließ sie sich welche anlegen? Kleist's Hermannsschlacht und sein Prinz von Homburg führen uns, die zu weit zurück, jene zu weit vorwärts. Uhland wählte die historischen Momente besser als Kleist, er behandelte sie würdiger und größer als Schiller. Schon darum steht er im Vorgrund.

Am nämlichen Ort wird die Frage aufgeworfen, von welchem religiösen oder Schicksalsbegriff unsere tragische Dramatik ausgegangen sei. Wienbarg hüpft über sie hinweg, nimmt wenigstens ihre Beantwortung zu leicht. Dennoch ist hier die Wurzel des Gewächses. Menschennatur und Menschengeschick: das sind die beiden Räthsel, die das Drama zu lösen strebt. Der Unterschied zwischen dem Drama der Alten und dem Drama der Neuen liegt darin: die Alten suchten bei der Fackel der Poesie die Labyrinthe des Schicksals zu durchspähen, wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge, wie auf ein unerschütterliches Fundament, zurückzuführen. Jenen war dieses Zweck, was uns Mittel ist, und umgekehrt.

Bei den Alten ging das Leiden aus dem Handeln hervor; ihre Tragödie war eigentlich ein Triumph des Instincts. Der kecke erste Blitz des halb erwachten Bewußtseins beleuchtete den öden Olymp, und weil der Mensch die Götterhalle leer fand, suchte er in der eigenen Brust ein Centrum für den Kreis seines Daseins. Aber, wie er nun, um sich selbst sich drehend und dadurch den Pol der Welt negirend, in seiner spröden Isolirtheit dem großen Ganzen im Wege stand, packte ihn mit centnerschwerer Gewalt das unsichtbare Schwungrad, welches das All umtreibt, und schleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er sich sündig, und wußte nicht, worin; er fand sich gerechtfertigt in seinen irdischen Verhältnissen und ward den Alpdruck einer geheimen, ungeheuren Schuld doch nicht los von der

Brust; da ahnte er schaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann, als die Erkenntniß, daß in Dingen und Ereignissen, so wie im menschlichen Denken und Empfinden ein mysteriöses Letztes liegt, das, von welcher Beschaffenheit und Wirkung es auch sei, heilig geachtet werden will. Man erinnere sich des Oedipus, und der Art, wie in diesem immer Räthsel durch Räthsel gelöst wird.

Bei den Neuern dagegen gebiert das Leiden meistens erst das Handeln. Der Held geräth in den Strudel hinein, er weiß selbst nicht, wie; aber dem Untergang nah, zeigt er sich als tapferen, furchtlosen Schwimmer. Dieß kommt von dem Versuch, die Idee der Freiheit mit der Idee der Nothwendigkeit nicht sowohl auszugleichen, als zu vergleichen. Die moderne Tragödie hat daher, neben die antike gestellt, einen kränklichen Anstrich, den der Umstand, daß das Individuum ihr Ausgangspunkt ist, noch erhöht. Ich wünschte mir Zeit, alle Consequenzen dieser Gegensätze zu ziehen.

Soll ich nun den Grundbegriff der neueren Tragödie in der Kürze aussprechen, so finde ich ihn in dem herben Gebundensein des höchsten Adels menschlicher Natur in Leid und Tod, und in dem dadurch bedingten, ja als nothwendig vorausgesetzten Widerstand der Welt gegen das Große in seinem Werdedrang.

Von den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen geht Wienbarg zu einer Analyse des Uhlandschen Schauspiels Ludwig der Bayer über. Sie ist musterhaft und leistet Alles, was sie leisten soll, indem sie mit der Charakterisirung des Dichters die organisch damit zusammenhängende Charakterisirung des deutschen Dramas in seiner Totalität verbindet. Gewiß wird jeder Leser wünschen, daß Wienbarg dem Trauerspiel Herzog Ernst den gleichen Liebesdienst erwiesen hätte, dessen eben die Uhlandschen Stücke in ihrer prunklosen Einfachheit so sehr bedürfen, wenn sie endlich einmal zu der ihnen gebührenden Anerkennung gelangen sollen. Wäre es statthaft, die Kritik einer Kritik so weit auszudehnen, so würde ich selbst diese deutscheste Tragödie in ihrem Ader- und Nervengeflecht zu beleuchten versuchen; vielleicht geschieht es an einem andern Ort. Wir sind reich und halten uns für arm; wir haben die Diamanten, und die Leute, die sie zu schleifen verstehen, werden auch nicht ausbleiben. Möge Wienbarg recht bald mit seinem zweiten Heft erscheinen! Gar mancher schiebt jetzt am Weiser der Zeit und beschleunigt

nichts damit, als seine eigene Hinrichtungsstunde: er gehört nicht zu denen!

Lommel's Jugendlieder von 1821 bis 1833.

Amberg, Verlag von W. Lämmermann.

Der Titel ist zweideutig. Sind diese Lieder für die Jugend bestimmt? Da möchten wir den Verfasser denn doch alles Ernstes fragen, ob er die Unschuld verführen wollte. Hier treffen wir: Kommerslied, Hanseatenlied, neudeutsches Trinklied, Matrosenweihe, und noch Aergeres. Vergebens sehen wir uns nach einer Ermahnung zur Gottesfurcht um; nicht einmal vor den Folgen des Ungehorsams wird gewarnt, ja, der Dichter erfrecht sich, seinem zarten Publico die bekannte Semele in Jupiter's lockeren Armen vorzuführen, und von dem Fluch, der die Wollust trifft, sagt er kein Wort. Im Kommerslied verhehlt er es dem Unwissenden, daß man mit dem Wein zugleich das Podagra einschlürft. Wer im neudeutschen Trinklied eine eindringliche Darstellung der Wassersucht zu finden hofft, der irrt. Die Matrosenweihe könnte von einem Matrosenpresser abgefaßt sein, so absichtlich ist die gleißende Seite dieses ohnehin schon bethörenden Standes hervorgekehrt. Zwar hat der Verfasser, um seine Unvorsichtigkeit in etwas wieder gut zu machen, auch den Tod des Sokrates in Verse gebracht, aber in Hexameter, die nur die Philologie abzusingen versteht. Herr Lommel erkenne schaudernd, welches Unheil er in leichtsinnigen jungen Gemüthern angerichtet haben würde, wenn nicht die weise Natur ihm jene einschmeichelnden Gaben, durch die der Dichter oft so unwiderstehlich wird, glücklicherweise vorenthalten hätte. Oder, um auf den Titel zurückzukommen, irrten wir uns in unserer Voraussetzung; ist es etwa Herrn Lommel's eigene Jugend, die hier ihre metrische Auferstehung feiert, setzt er großmüthig die Rosinen seiner „glücklichsten Stunden" auf den Tisch, um ganz Deutschland zu tractiren? Dann muß die Theologie sich zurückziehen, und die weltliche Kritik in ihre Stelle treten. Diese spricht nun nicht von zu viel Gift, aber sie spricht von zu wenig Gift. Sie behauptet, nicht denjenigen Poeten müsse sie steinigen, der sie verführt, sondern denjenigen, der sie nicht verführt. Gerechter Gott, wie bemitleidenswerth ist der Mann in den Thorheiten und dummen Streichen seiner Jugend! Andere junge Bursche schleichen sich zu Laure oder zu

Lotte; er drechselt dem „Mucius“ ein Compliment in vier Versen und richtet einen „Brander“ gegen die Türken. Statt zu trinken, macht er ein paar Trinklieder, die ihn in den Verdacht bringen, nie getrunken zu haben. Ja, er besingt sogar „Thüring, den zwölfjährigen Sohn des letzten Frankenherzogs, Heden II., der zugleich mit seinem Vater im Jahr 717 in der Schlacht bei Vincy fiel.“ Ist es nicht entsetzlich? Seine Muse studirt die Chronologie; sie setzt seiner genügsamen Begeisterung den Abhub der Geschichte vor, einen Knaben, der sich Anno 717 ein Sonett verdiente, das er bis jetzt nicht erhielt. Im Gedicht St. Georg heißt es:

„Dieß ist das Bild vom heil'gen Reiter,
Den Völkerführern eingeprägt,
Zu dessen Ehr' manch junger Streiter
Noch heut' den alten Namen trägt
Und betet: liebster Namensvetter,
Stähl' meinen Arm durch Sturm und Wetter,
Und mach mein Herz, wie Deines, groß,
Dann laß auf mich die Drachen los!“

Gedichte von Julius Krais.

Heilbronn, Verlag von Karl Drechsler.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn die lyrische Poesie sich selbst besingt, wenn sie über die Würde des Sängerthums in Verzückung geräth, wenn sie die Wunder, die sie schon verrichtet hat, nicht zu vergessen vermag, sie ist dann am weitesten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Kann denn der Dichter die Harfe rühren, so lange er anbetend vor ihr auf den Knien liegt? Ist ein Gefühl, das keinen Gegenstand hat, als sich selbst, nicht eine unsinnige Heuchelei? Ja, gibt es auch nur Gedanken, die sich selbst denken? Zwar hat Goethe seinen „Sänger“, Uhland sein Lied: „Der Mohn“ gedichtet. Aber Göthe stellt den Sänger wirkend und handelnd dar, er stellt ihn in einem Moment dar, wo die niedergesungene Welt ihm ihr Herrlichstes entgegenbringt, wo er den Lohn, den er will, vorschreiben und an seinen Dank dafür die höchste Ausgleichung menschlicher Verhältnisse knüpfen kann. Uhland im „Mohn“ führt die tiefe Wahrheit aus, daß, wenn die Poesie ein Traum ist, in welchem die in ihrem innersten

Wesen vorgebildeten Möglichkeiten der Dinge sich entfalten, der Dichter den unfreiwilligen, ewigen Spiegel dieses Traums abgeben muß.

Julius Krais freut sich viel zu sehr darüber, daß er ein Dichter sei, um wirklich einer zu sein. Niemand ist gern, was er ist. Dieser Erfahrungssatz verbirgt einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich in ihm sucht. Alle Kraft des Menschen entspringt aus seiner Beschränkung, aber auch alles Unglück. Das Talent ist so gut eine Schranke, als sein Gegentheil, es fesselt, wenn auch nur an sich selbst. Die bedeutendsten Menschen tragen oft schwerer an ihren Vorzügen, als an ihren Mängeln und Leiden. Denn allem Individuellen liegt ein Bewußtsein des Allgemeinen zu Grunde, und jenes leistet nie für dieses Ersatz.

Die vorliegenden Gedichte gehören nicht zu den zeitlosen, sie kommen zu spät, und dieß ist das Hauptsächlichste, was die Kritik ihnen vorzuwerfen hat. Damals, als Friedrich Schiller producirend und theroretisirend die kühne Reaction gegen die echte Lyrik begann, als dieser hervorragende Geist, der so groß war, daß er selbst auf dem Wege der Unnatur die Wirkung nicht verfehlte, seiner Intelligenz die Harfe zu erobern suchte, um, statt der Melodien, Vernunftschlüsse und philosophische Systeme abzuspielen, damals hätten diese Gedichte erscheinen sollen. Zu jener Zeit hätten sie in ihrer Ex-Existenz vielleicht Glück gemacht, Schiller selbst hätte sie durch Aufnahme in die Horen oder den Musenalmanach stillschweigend gelobt, und der Verfasser würde nach und nach eine der bescheidenen Unsterblichkeiten vor sich gebracht haben, die, wenn sie auch stets im Ausgehen begriffen sind, doch hin und wieder in einem Schulbuch oder in Gotha und New-York frisch begossen werden. Jetzt ist das anders; der Dichter muß jetzt in eigener Person vertreten, was sonst auf die Rechnung seines Vorbildes gesetzt worden wäre, und er wird einen Proceß wohl nicht gewinnen, den Schiller verlor.

Lyrisches von E. Ferrand.

Berlin, Verlag von L. W. Krause.

Es thut uns leid, daß wir Ferrand nicht loben dürfen. Doch warum ist er auch der Conditor der deutschen Lyrik! Und warum ist er es so augenfällig und mit solcher Behaglichkeit, daß die Kritik ihn nothgedrungen als Repräsentanten einer ganzen

Classe zur Verantwortung ziehen muß. Unleugbar hat dieser Dichter Gemüth, aber sein Gemüth ist weiter nichts, als ein leicht und angenehm dahinfließender Strom, der freilich Alles abspiegelt, was ihm nahe kommt, der jedoch kein Gold und keine Perlen führt. Er gibt uns anmuthige Bilder, reizende Situationen und dergl., aber er weiß uns nicht die Perspectiven des Herzens zu erschließen, wir sehen, wie das Instrument angeschlagen wird, aber wir hören nicht den Klang. Weil er dieß fühlt, verzuckert er seine Gedichte mit jenen gangbaren allerallgemeinsten Empfindungen, deren sich die Dichtkunst auf ihrem jetzigen Höhepunkt billig enthalten sollte. Daher kommt die ärgerliche Erscheinung, daß seine Poesie, die in ihrem Grundelement gewiß nicht erheuchelt ist, dennoch einen Eindruck macht, als ob sie es wäre. Von einer echt poetischen Anschauung geht er aus und endet mit einer Trivialität, die uns jene selbst verdächtigt oder verdirbt; es ist uns, als sähen wir den Blitz, der die Welt zu entzünden drohte, eine Pfeife in Brand stecken. Dieß tritt nirgends deutlicher hervor, als in dem schönsten Gedicht der Sammlung: „Ein Wiederseh'n". Hier schildert der Dichter das dämmerungssüße Verhältniß zu einem kindlichen Mädchen, dem er einst unverstandene Küsse gab, die seiner Schwester galten, und das er, nachdem die Geliebte geschieden ist, plötzlich in vollem Glanz der Jugend und mit demselben Zauber geschmückt, der ihn der Todten zu Füßen warf, als Jungfrau vor sich stehen sieht.

„Du bist es, Du? Nun erst versteh' ich
  Das Sehnen, das mich zu Dir zieht;
Nach halb vergess'nen Zügen späh' ich,
  Mein Herz erzittert traumerglüht.

Als ich Dich sah vor manchen Jahren,
  Da, Mädchen, warst Du noch ein Kind,
Mit ros'gen Wangen, hellen Haaren,
  Und kindlich froh, wie Kinder sind.

Für deine schöne Schwester glühte
  Mein Herz in erstem Liebestraum,
Und neben der erschloss'nen Blüthe
  Sah ich die zarte Knospe kaum.

Doch oft, wenn ich erglühend zagte, —
  Der Blick so kalt, das Herz so warm —
Und bangend nicht zu sprechen wagte,
  Da zog ich Dich in meinen Arm.
— — — — — — — — —

Wie warst Du, Mädchen, ihr so ähnlich —
  Dein Blick macht mir die Seele weit;
Ich lächle still und denke sehnlich
  An jene frühe Liebeszeit.

Wie vortrefflich ist dieß Alles! Aber es ist nur dann vortrefflich, wenn etwas noch Besseres kommt, denn der Schatz den der Dichter nicht hebt, wird zur glühenden Kohle auf seinem Haupt. Und wie schließt das Gedicht?

— — — — — — — — —
  Ich meine träumend, sie zu seh'n.
Aus deinem Auge seh' ich winken
  Der Jugend hellen Liebestraum. —
Ich könnte Dir zu Füßen sinken
  Und küssen Deines Kleides Saum!

Damit ist es allerdings glücklich zu Ende gebracht, aber auch in ein pures Nichts aufgelös't. Die arme Idee! Man sieht ein holdes, geheimnißvolles Leben, wie es sich regt in stiller Werdelust, und wie es im Moment der Geburt auf einmal wieder in Luft und Wasser zerrinnt.

Erlebnisse des Herzens.

Liebes-Novelletten von Ferrand. Berlin, Verlag von L. W. Krause.

Was ist Leben? Das gewiß nicht, was der Gedanke an das leere Blatt, das man vollschreiben will, weil man nicht schlafen kann, einer lahmen Phantasie abjagt. Was sind Erlebnisse? Eindrücke, von denen man nicht weiß, ob man sie festhalten soll oder nicht, und denen man sich nur überläßt, um sich einbilden zu können, daß man noch nicht todt sei, wird Niemand dafür halten. Leben ist der innere Tigersprung, der Sättigung irgend einer Art erstrebt. Ein Erlebniß ist da, sobald eine Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist. Freilich hat jeder Tagelöhner das

Recht, seine Tochter Laura oder Elisabeth taufen zu lassen und sich vorzulügen, wenn er sie küßt, er küsse die Geliebte Petrarks, und wenn er sie ohrfeigt, er ohrfeige eine Königin von England. So mag denn auch ein Schriftsteller, der sein Herz so lange umrührt, bis es Blasen aufwirft, diesen hohlen Blasen immerhin die höchsten Namen beilegen; er verarge es der Kritik aber nicht, wenn sie dem Publikum, ihrer Pflicht gemäß, zuruft: bei diesem Wirth ist der gute Wein nur auf dem Schild zu haben, nicht in der Gaststube.

Himmel, welche Erfindungen! Ich weiß nicht, ob es noch ärmlichere giebt, denn ich kann mich nicht berühmen, alle schlechten Novellenschreiber zu kennen. Man höre. Der Verfasser tritt zu seiner Geliebten in's Zimmer. Er ist ernst und melancholisch. „Was fehlt Dir?“ Er will's ihr morgen sagen. Er verläßt sie und begiebt sich nach Hause, sie geht auf den Ball, verspricht ihm jedoch vorher, daß sie Abends zu ihm kommen will. Als Geist nämlich: wenn Dich ein Lüftchen umweht — man kennt das! Die Nacht bricht an, der Verfasser geht in seinem Zimmer auf und nieder, er trinkt Grog und bildet sich zuletzt ein, der Geist seines Mädchens sitze vor ihm auf einem Stuhl. „Warum ich so trübe bin, fragt wieder Dein Blick. Hör' zu, ich will Dir etwas erzählen!“ Nun erzählt er dem auf dem Stuhle sitzenden Geiste eine Geschichte, die keine ist, weil sich Nichts darin zuträgt, und die eine dieser Novelletten: Abendträume, ist fertig.

Es fällt mir nicht ein, den Marmor in die Waagschale zu legen, wenn ich den Werth des Kunstwerks bestimmen will; ich bin aber überzeugt, daß sich aus Luft keine Statuen meißeln lassen. Und dieß hat Ferrand hier versucht. Wer sich elegisch angeregt fühlt, wem alle Augenblicke die Erinnerung an Trivialitäten die Augen naß macht, der dichte Elegien; er vergesse jedoch nicht, daß ein Herz, das immer von sich selbst spricht, sich leicht in den Verdacht bringt, statt einer Nachtigall einen Kukuk zu beherbergen!

Genrebilder von L. Ernst.

Berlin, K. A. Wolff.

Diese Sammlung enthält drei Darstellungen, die jeden Titel eher rechtfertigen, als den gewählten, da sie von Allem, was das

Genrebild charakterisirt, nicht das Geringste aufzuzeigen haben. Die erste: Liebesleid, ist voll von jenem falschen, sich spreizenden Humor, der, ähnlich einem miserablen Bajazzo, dem die lustigen Einfälle ausgegangen sind, über sich selbst lacht, und der von Anderen Nichts verdient, als ein Nasenrümpfen oder einen Peitschenschlag. Die zweite: die Hand des Sohnes, liefert den Beweis, daß Mord und Todtschlag, ein Mädchenraub, ein durch einen Pistolenschuß erblindeter, alter Uhrmacher, ja sogar eine aus dem Grabe hervorwachsende Hand, sehr effectlos sein können, wenn nicht der rechte Mann davon erzählt. Die dritte: Kunst und Kritik, übertrifft, obgleich sie aus Reflexion und Raisonnement zusammengesetzt ist, jene beiden bei weitem; sie zeigt, daß der Verfasser, besitzt er nur halb so viel productives Talent, als Einsicht, gewiß noch einmal das Lobenswerthe hervorbringen wird. Ja, sie thut noch mehr, sie realisirt diese Hoffnung schon, wenn auch keineswegs im Ganzen, so doch hin und wieder im Einzelnen. Die Beschreibung eines fingirten Gemäldes: trauernde Möpse, ist ergötzlich und ironisirt auf glückliche Weise das Bestreben der Düsseldorfer Schule, die Malerei zur Mimik herabzuwürdigen. Der Schluß, wo ein Kunstkenner sich blamirt, indem er einem Maler über das gedachte Gemälde, das dieser für ein auf ihn gemünztes Pasquill in Farben halten muß, die größten Complimente sagt, weil er ihn für denjenigen hält, der es gemacht hat, ist komisch. Die Kritik soll kein Scheermesser sein, das über eine Warze stolpert und eine Lebensader zerschneidet; sie soll eine Pflugschaar sein, die zwar Wunden reißt, aber nur, damit Früchte wachsen. Der Verfasser ist wahrscheinlich noch jung und wird daher keinen Anstand nehmen, sein vorliegendes Buch zum Dünger eines besseren zu machen. Sollte ihn nicht der bloße jugendliche Hang, sondern ein Bedürfniß seiner Natur zum Komischen hingetrieben haben, so merke er sich für künftige Darstellungen der Art, daß das Komische, eben weil es stofflich Nichts ist, die größte Vollendung der Form verlangt, und daß es, seiner anscheinenden Abnormität ungeachtet, als ein Mysterium der Natur behandelt werden will. Der Humor ist der wahnsinnige Kuß, den das Höchste dem Gemeinsten aufdrückt: wer ihn zu beschwören gedenkt, der muß die Welt an ihren zwei Enden zu packen wissen.

Gedichte von Minna Fischer, geb. Loeber.

Arolsen. Speyer'sche Buchhandlung.

Ob es wohl erlaubt ist, an die lyrischen Gedichte einer Frau Ansprüche zu machen? Ich wage nicht, hierauf mit Ja zu antworten. Höchstens darf man verlangen, daß die Gedichte, die sie im Inhalts=Verzeichniß verspricht, wirklich im Buch stehen. Sappho ist berühmt durch ihren Sprung in's Wasser; ihre Gedichte sind verloren gegangen und verdanken vielleicht nur diesem Umstand ihre Unsterblichkeit. Geistvolle Romane, zarte Erzählungen, kecke Raisonnements, Alles dieses und mehr haben Frauen gebracht; keine einzige hat sich in der Lyrik ausgezeichnet. Die Karschin, um bei Deutschland stehen zu bleiben, erhielt von Gleim Ruhm und Namensdauer pränumerando ausgezahlt, aber die Nachwelt acceptirt Gleim's Wechsel nicht mehr. Bettina, die ein so genial=individuelles Gefühlsleben lebte, schrieb Briefe. Und diese Erscheinung ist entscheidend. Der Brief ist die Form, worin das weibliche Gemüth sich aussprechen soll. Der Brief läßt bei aller Tiefe eine gewisse Breite zu, die sich mit dem lyrischen Gedicht durchaus nicht verträgt, die aber dem Weibe, welches das Ziel oft nur darum nicht erreicht, weil es den Weg nicht hinter sich liegen lassen mag, nothwendig zu sein scheint.

Madame Minna Fischer, geb. Loeber, sagt in einem versificirten Vorwort: sie habe ihre kleinen Lieder lange Zeit nur für sich gesungen. Da macht sie einst einen Spaziergang und hört die Nachtigall. „Wer wagt es — ruft sie aus — noch zu singen, nachdem dein Lied erscholl?" Aber wehe, die Vögel singen alle, es fällt keinem ein, sich zu bescheiden. „Nun will ich auch laut werden!" denkt sie und borgt Herrn Speyer's Presse als Schnabel. Die beste Entschuldigung ist ein Ding, das Nichts taugt; was ist hiernach die schlechteste?

Wenn der Spatz nicht schweigt, nachdem er die Nachtigall hörte, so beweis't dies, daß er sie nicht versteht; es beweis't aber nicht, daß schlechte Musik in der Welt sein soll. In unserer goldpapiernen Zeit ist es weit leichter, Gedichte zu machen, als es bleiben zu lassen. Der Reim ist der König Midas, der Alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Ich will gar nicht sagen, daß die Gedichte der Madame Fischer schlechter sind, als andere: sie sind (das eine über ein Fläschchen mit Wurzelsaft nehme ich aus) innig und warm empfunden und hie und da von einem

sinnreichen Gedanken, einem artigen Einfall, einer hübschen Wendung durchblitzt. Ich sage nur, daß sie nicht besser sind, und darin liegt die Sünde. Dem Apoll keine Opfer zu bringen, das ist das einzige Opfer, das er von den Meisten verlangt. Aber dazu gehört Resignation, und die hat man nicht; denn es wäre ja doch möglich, daß der Wind des Tags unsere Lumpen und Fetzen auch einmal in die Höhe trüge. So wird es denn wahrscheinlich noch dahin kommen, daß ein Mann die Frage: Sie sind Lyriker? mit einer Herausforderung beantworten muß.

Schiller's Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt,

nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höheren Schulanstalten insbesondere. Von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Stuttgart, P. Balz'sche Buchhandlung.

Die Poesie setzt das, was man Bildung nennt, voraus, sie soll es nicht bringen. Sie hat, wie alle Kunst, das hohe Amt, an den Menschen die letzte Hand zu legen und ihm, nachdem er die Elemente der Welt und des Lebens durchdrungen und in sich aufgenommen hat, zu dem Gehalt die Form zu geben. Jeden inneren Nahrungsstoff gewinnt er besser und leichter auf anderem Wege, als auf dem ihrigen; an sie soll er sich erst wenden, wenn es sich am Schlusse des geistigen Prozesses, der sich in seiner Bedeutsamkeit immer steigert, um die eigentliche höhere Wiedergeburt handelt. Ihre eigenste Kraft liegt im Ausgleichen, im Ordnen und Bestimmen von Verhältniß und Maaß; sie ist die Waage im Chaos der Schöpfung. Man kann aus Gold so gut ein Grabscheit machen, als eine Monstranz; doch werden nur die Wilden dieß thun.

Es ist ein sonderbarer Irrthum, wenn man glaubt, die Bildung lasse sich stückweise für irgend einen bestimmten einzelnen Zweck mittheilen. Mir scheint dieß ebenso, als wenn man eine Handvoll Sonnenstrahlen aufgreifen wollte, um damit einen Ort, den die Sonne selbst nicht beglänzt, nothdürftig zu erhellen. Da kommt der Eine und trägt in Klopstock's gothischen Dom, den er für zu finster hält, das nöthige Licht hinein. Ein Zweiter erbarmt sich des Schiller und steckt ihm zu Ehren sein kleines Oellämpchen an. Ein Dritter wird nächstens den diamanten-

klaren Goethe beleuchten wollen. Ein Vierter drängt sich vielleicht gar zwischen Uhland und das menschliche Herz und instruirt dieses über die Empfindungen, die es bei den Wander- und Frühlingsliedern hegen soll. Möchten doch die Herren bedenken, daß die Straßenlaternen nicht zur Illumination des Sternenhimmels brennen.

Der Commentar, der hier zur Beurtheilung vor mir liegt, beschäftigt sich mit Schiller's lyrischen Gedichten. Lyrische Gedichte, sie mögen nun aus dem Geist oder aus dem Gemüth hervorgehen, sind Blumen. Die Blume ist die holdseligste Phase des Lebens, diejenige, wo der Ernst sich heiter und lieblich hinter ein reizendes Spiel versteckt, wo die glühenden Kräfte auf ihrem langen, mühsamen Wege von der Wurzel zur Frucht in schöner Pause ausruhen und ihr stilles Werk, wenn auch nicht stocken lassen, so doch nur scherzend und gaukelnd weiter treiben. Der Duft ist die vergeistigte Frucht. Wer die Blumen erklären will, der hat Gelegenheit, sich in alle Geheimnisse, in die dunkeln der Erde und die lichten des Himmels, zu verlieren, wie denn überhaupt jeder Faden, den man ergreift, zum Mittelpunkt führt, wenn man ihn nur abzuwickeln versteht. Damit ist es aber nicht gethan, daß man den Barometerstand aufzeichnet und das Erdreich aufwühlt, noch weniger damit, daß man den grünen Apfel verzehrt, der die rothe Blüthe verdrängte, und nun den Magen fragt, wie er sich verdauen läßt; das heißt statt des Schlüssels einen Klumpen Eisen reichen, woraus er geschmiedet werden kann. Und so weit kommt Herr Viehoff nicht einmal in seinem Commentar. Er begnügt sich, die Blätter zu zählen und den Busch zu messen. Dieß thut das Insect, das darauf herumkriecht, auch, obwohl unbewußt.

Die Schillerschen Gedichte stehen freilich in einem wunderlichen Verhältniß zur Lyrik und sind ein schweres Problem der Kritik. Es zu lösen, kann an diesem Ort nicht meine Sache sein. Wer zum Resultat gelangen will, muß mit der Untersuchung beginnen, ob Schillers Geist die lyrische Form zur Entladung bloß in manchen Stunden bequem und gelegen fand, oder ob sie ihm wahrhaft nothwendig war. Nie kann es darauf ankommen, die Siebenmeilensprünge eines Riesen in die vielen Hahnenschritte, die sie enthalten, aufgelös't zu sehen; der Riese macht sie nicht, damit der Zwerg sie nachrechne, er macht sie, damit der Zwerg vom erreichten Punkt aus weiter gehen soll. Aber, da scheidet

man die relativen Fürwörter von den demonstrativen, da flickt man einen kecken Schluß mit nüchterner Logik, da pinselt man an einem Wort herum, da zählt man alle Bettlerherbergen auf, wo der Adler hätte einkehren müssen, wenn er, statt zu fliegen, ehrbar zu Fuß gegangen wäre. Alles geschieht zwar der lieben Jugend wegen, und zum Besten der Leute, die in der Schule nicht fleißig waren und doch auch den Schiller lesen wollen. Doch die Nüsse sind hart, damit die Zähne scharf werden, nicht aber, damit die Nußknacker Beschäftigung finden sollen!

Eduard Elfen.

Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. Zwei Theile. Berlin, Verlag der Voß'schen Buchhandlung.

Aus diesen zwei Bänden ersieht man, daß der Verfasser ein gebildeter Mann ist, der Manches gelernt und gedacht hat. Theologie Philosophie, Aesthetik, Psychologie, Physiologie, sogar Nationalökonomie sind ihm geläufig. Zwar mischt er sie meistens nur auf's Gerathewohl durcheinander, wie Spielkarten; doch spricht er auch nicht selten eine hübsche Bemerkung aus und zieht wohl gar ein Resultat. Aber soll man Romane schreiben, um zu zeigen, daß man nicht umsonst auf Universitäten war? Darf man eine Kunstform zum Bazar erniedrigen, wo man die erworbenen Kenntnisse und Gedankenschätze zur Schau ausbreitet und pfundweise verhökert? Freilich ist dieß nach Goethe's verlockendem Vorgang in den Wanderjahren oft genug geschehen, und die vornehmen Herren, die ihren poetischen Geschöpfen statt warmen Blutes das Eiswasser der Reflexion in die Adern flößen, sehen mit Stolz und Achselzucken auf Andere herab, die vielleicht von einem engeren Gesichtskreis aus, aber jedenfalls mit größerem Talent, den historischen Roman cultiviren. Ich will dem letztern keineswegs das Wort reden, am wenigsten dem deutschen; er ist in meinen Augen Nichts weiter, als eine Form zweiten Ranges, eine solche, die durch das Bedürfniß einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Individuums ins Dasein gerufen ward, und die sich, nachdem Unzählige sie gebraucht oder gemißbraucht haben, wieder gänzlich aus dem Kreise der Kunst, oder vielmehr der Darstellung, verlieren wird. Ich will nur nicht, daß man die Sünde für eine Erweiterung des Lebens halte, ich will nicht, daß man, wenn unser alter Prometheus, nachdem er so schön blühende

Menschen schuf, zuletzt auch noch ein paar Marmorstatuen ausmeißelte, darin einen seiner schöpferischen Fortschritte sehe, ein factisches Geständniß, daß der todte Stein mehr sei, als das frische, athmende Fleisch. Ich will nicht, daß man die Bedeutung eines Romans und seines Helden nach der Atmosphäre, die ihn umgibt, nach der Welt, in der er sich bewegt, abmessen soll; nicht, weil es der Morgensonne gegenüberstand, sondern nur, weil die Morgensonne es ertönen machte, verehrte man das Memnonbild.

Wer ist dieser Eduard Elsen? Ein Perrückenkopf, wie er aus dem Laden eines Friseurs mit geschminkten Backen und schwermüthigen Glasaugen auf die Straße hinabschaut, sorgfältigst nach der neuesten Mode frisirt und aufgeputzt, als ob er eben aus der besten Gesellschaft käme. Der einzige Unterschied besteht darin, daß jener ruhig hinter Glas und Rahmen stehen bleibt, ein Ideal der jungen Leute von Erziehung und Ton, während Herr Eichholz seinen Eduard in den Zugwind schiebt, und, wenn dieser ihn umwirft oder ihm ein Stück vom angeklebten Schnurbart abreißt, uns einzureden sucht, er habe jetzt ein Schicksal. Addirt zum Nichts so viel ihr wollt, es bleibt ein Nichts: nur das Etwas kann sich vermehren. Es ist ein Kniff, dessen die poetische Ohnmacht sich gerne bedient, daß sie neben oder hinter ihr Nichts einen fremden Gegenstand stellt, den die Einfalt dann mit zum Nichts rechnet, um so eher, als das Nichts in seiner Existenzlosigkeit immer die Farbe seiner nächsten Nachbarschaft trägt. Dazu wird nun gewöhnlich die Wissenschaft oder auch irgend ein Zeitinteresse benutzt, und der solide Rahmen gilt für das Gemälde. Eduard Elsen ist Alles, was man nur sein kann unter dem Monde: ein harmloser Student, ein Faust im Kleinen, ein Libertiner, ein Journalist, ein Gefangener, ein Herumstreifer, zuletzt Beamter und Ehemann. Doch diese vielfachen Lebensformen reichen nicht hin, ihm Gestalt und Physiognomie zu geben, und es packt einen ein wahres Mitleid mit dem Verfasser, den man ängstlich bemüht sieht, den Schatten in Gränzen einzuschließen, und dem dieß durchaus nicht glücken will, da der Schatten sich natürlich immer verändert, wie die Dinge um ihn her. Naiv ist die Weise, wie er sich im unbewußten Gefühl der mißlingenden Darstellung zu helfen sucht. „Nun liegt auch dieß hinter Eduard &c. Nun hat er diese Erfahrung gewonnen &c. Nun erkennt er, daß &c.“ Mit solchen

Erläuterungen tritt er alle Augenblicke hervor und ahnt nicht, daß dieß die poetische Insolvenz ausdrücklich erklären heißt. Der Dichter soll nicht der Vormund seiner Geschöpfe sein; es unterscheidet die geistigen Kinder des Menschen von seinen leiblichen, daß jene entweder gar nicht, oder würdig auf die Welt kommen. Am originellsten wird in diesem Romane die Liebe behandelt. Gleich zu Anfang erscheint eine Alda, in die sich Eduard als Student bis zum Sterben verliebt, um sie dann über andere Weiber zu vergessen. Zuweilen, wenn sein vielbeschäftigtes Herz gerade Zeit hat, erinnert er sich ihrer wohl noch; einmal (damit ich von der Geschicklichkeit des Verfassers im Motiviren eine Probe gebe) bei Gelegenheit der Rede eines Geistlichen, der von den unerwarteten Fügungen der Trennung und des Wiedersehens spricht. Ganz am Schluß, als Eduard's Freunde es für nöthig erachten, daß er sich endlich nach einer „Lebensgefährtin" umsehe, stellt sie sich wieder ein; die Jahre sind wirkungslos an ihr vorübergegangen, sie spielt auch ein bischen Versteckens mit ihm, dann heirathen sie sich. Das ist albern, die Liebe ist das einzige Feuer, das, einmal erloschen, sich nie wieder anblasen läßt; der Magnet, der den Gegenstand, welchen er anzieht, nicht festzuhalten weiß, ist nicht der rechte.

Deutsche Sagen von Adolf Bube.

Gotha im Verlag von J. G. Müller.

Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz. Herausgegeben von Hermann Goedsche.

1. Band. 1. Heft. Meißen, bei Fr. W. Goedsche.

Die Bedeutung der Volkssage knüpft sich an ihr Verhältniß zur Geschichte und Poesie; einen selbstständigen Werth kann sie nicht in Anspruch nehmen. Man charakterisirt sie vielleicht am treffendsten, wenn man sie den unbewußt-poetischen Ausdruck der Geschichte nennt und in ihr das dunkle Streben der Völker sieht, ihre angeborenen Grundideen und Anschauungen in geheimnißvollen und großartigen Lebensbildern zu gestalten. Sie ist die natürliche Tochter der Mythe und unterscheidet sich von ihrer Mutter eigentlich bloß dadurch, daß, wenn die Mythe durchaus aus dem religiösen Bedürfniß hervorging, die Sage sich auf das religiöse Bedürfniß mehr nur zurückbezieht; eben darum hat in unbewußter Analogie mit dem Heidenthum die christkatholische

Kirche sie als Tradition und Legende in ihren Kreis gezogen und den Altar des unbekannten Gottes mit ihren frischen, blutrothen Blumen umwunden. Die Behandlung der Volkssage setzt Eines von Beidem voraus: einen formenden Dichtergeist, der ihren poetischen Elementen zu einem Körper verhilft, oder ein historisches Genie, das die verworrenen innern und äußern Zustände, die sich in ihrem Zwielicht abspiegeln, sondert und auseinanderwickelt. Es handelt sich nicht um gränzenlose Anhäufung des Materials, wenigstens jetzt nicht mehr; das Labyrinth steht da, und nicht derjenige verdient unsern Dank, der sich die Mühe gibt, noch ein Paar Kammern anzubauen, sondern derjenige, der uns für das Ganze oder für den einzelnen Theil den leitenden Faden reicht. Wer, wie Uhland, aus dem rohen Vitzliputzli der Sage einen von Schönheit leuchtenden Gott machen kann, den werden wir bewundern; wer dieß nicht vermag, der bestrebe sich, uns das Physiognomische der Völker und der Zeiten zu überliefern, er zeige uns, wie sie gedacht und gebildet haben und ob sie vorwärts oder zurückgeschritten sind, vor Allem aber scheide er das Willkürliche und völlig Ohnmächtige, das sich auch in diesem Kreise findet, von dem Lebengehaltigen und Bedeutenden aus. Eine Gemäldegallerie kann und soll nicht zu Stande kommen, aber ein Ideenalphabet und eine Hieroglyphensammlung.

Herr Adolf Bube hat für gut gefunden, die von ihm zusammengestellten Sagen in Verse zu bringen, sie haben dadurch an Deutlichkeit verloren und an Poesie nicht gewonnen. Herr Hermann Goedsche hat dieß nicht gethan und ist deshalb zu loben, um so mehr, als seine einfache, phrasen- und floskellose Prosa sich dem Gegenstande warm und innig anschmiegt. Beide haben bei der Auswahl zu wenig Strenge angewandt. Gerade hier sollten Wiederholungen am sorgfältigsten vermieden werden, auch sollte man sich billig enthalten, solche Dinge zu bringen, die sich, statt auf einen mystischen Zug der Natur, auf offenbare Albernheit und handgreiflichen Unsinn stützen. Der Aberglaube ist nur so weit zu achten, als er, wenn er auch nicht ist, was er sein sollte, doch wirklich Etwas ist; das Absurde und durchaus Fundament- und Inhaltlose hat keinen Werth. Was sollen alle diese Jungfernsprünge, diese herausgescharrten Glocken, diese Teufelsmauern u. s. w. Gebt uns ein Exemplar von Jedem, und fügt eine gute Bemerkung hinzu. Bube z. B. theilt da eine Sage von den ungenügsamen Bauern des Gerathals mit, die also

lautet: Im Frühling kamen immer in's Gerathal viele Vögel, die von den Bauern gefangen und verschmaus't wurden. Man ließ jedoch in der Regel einige übrig, damit sie Junge hecken und mit diesen im nächsten Frühling wiederkommen möchten. Einmal aber sind die Vögel fetter, als man sie je gesehen hatte; „da — fährt der Dichter fort — gab's ein Flintenwetter, dem keiner konnt' entgehen. Da aßen all die Bauern daran sich übersatt, da sah man Viele kauern und stöhnen sterbensmatt; ja, einer mußte sterben, der zwanzig Vögel aß, so geht hervor Verderben aus jedem Uebermaaß." Freilich; aber verdient solches Zeug den Druck? Und hat Bube, weil er solche Verse machen kann, ein Recht, auszurufen, wie er Seite 73 thut: „Das merke Dir, Gelichter: der Muse Blumen pflücken nur die beruf'nen Dichter in Stunden voll Entzücken?" Interessant ist, was Goedsche Seite 32 erzählt: „Ein in Polen um das Jahr 1436 reisender Breslauer Bürger wird in einem Wirthshaus bestohlen. Er hält den Wirth für den Dieb und führt ihn vor den Richter, wo dieser denn den Diebstahl auch sogleich eingesteht. Der Richter verurtheilt den Wirth zum Hängen, eröffnet aber dem Ankläger dabei, daß er nach dem alten Herkommen der Stadt ihn selbst henken müßte, weil kein Henker vorhanden sei: widrigenfalls habe der Dieb die Befugniß — ihn zu henken!"

Ueber Literatur und Kunst.

Die Literatur macht sich seit einiger Zeit gern selbst zum Gegenstand der Betrachtung. Ein Spiegel soll nun zwar nicht sich selbst sehen wollen, und ein Held soll den Degen nicht einstecken, um einen Hymnus auf sich zu dichten. Aber es gibt Zeiten des Kampfes und Zeiten der Ruhe; auf die Donner der Schlacht folgt das Umackern und Besäen des Schlachtfeldes. So gibt es auch in der Literatur Perioden der Production, die kühn vordringt und ihre Schritte nicht abmißt, und Perioden der Kritik. Eine Mutter gebiert ihr Kind und weiß selbst nicht, was sie geboren hat. Das Leben bemächtigt sich ihrer Geburt und macht daraus, was es kann oder will.

Wir wollen nur zugeben, daß wir so lange stillstehen, als wir uns nach dem zurückgelegten Wege umschauen; wir wollen aber dennoch keinen Anstand nehmen, dieß einmal zu thun. Aus dem, was hinter uns liegt, läßt sich am sichersten schließen

auf das, was vor uns liegt. Das letzte Ziel ist und bleibt freilich ein Geheimniß, und es ist sogar möglich, daß die Reise um die Welt des Geistes keinen anderen Ausgangspunkt hat, als die sichtbare Welt, daß wir uns über kurz oder lang plötzlich wieder an dem Ort finden, von wo wir ausgingen und dieß vielleicht zu einer Zeit, wo wir mit vollen Segeln in die Bucht von Utopien einzulaufen wähnen. Das Leben bewegt sich immer in Kreisen, die Kreisform aber, auch die engste, trägt das Gepräge der Unendlichkeit.

Es ist ein gewöhnlicher Irrthum und ein solcher, der fast die ganze Literatur ausfüllt, daß man sich leicht verführen läßt, das Wirthshaus, wo man einkehrt, für das Ende des Wegs zu halten. Man findet da guten Wein und erquickende Speisen, man sieht, daß dort so Mancher sein Gepäck abwirft und sich hinter den Ofen setzt; es ist so angenehm, sich im Gefühl der überstandenen Mühseligkeiten zu Bett zu legen und von einem zuvorkommenden Traum den Siegespreis zu erlangen. Aber welch ein Unglück, daß die Ruhe nichts ist, als der geschminkte Tod!

Die Anfänge der Literatur sind nie individuell und können es nicht sein. Allen gehört zuerst, was später Besitzthum des Einzelnen wird. Es scheint, als ob das allgemeine Vermögen, was sich eine Zeit lang sowohl im Denken und Empfinden, wie im Formen und Gestalten äußert, und Mythologieen und Sagenkreise erzeugt, sich blöde zurückzieht, sobald die erste begabte Individualität aufgeht und in den ihr bestimmten Kreis eintritt. Dann regt es sich nur noch passiv im Aufnehmen und Zurückweisen und wird so als unverfälschbarer Ausdruck des Bedürfnisses zum höchsten Kriterium des Dargebotenen.

Die deutsche Literatur war seit der Zeit, daß sie sich etablirt hat, schon mancherlei. In ihrer ersten Periode war sie für die Gelehrten nichts weiter, als eine Gelegenheit, ihre Lection aufzusagen, für die Poeten aber Golgatha und Pranger zugleich. Später wurde sie eine Ruhm-Intrade, eine Kanzelei, wo man die Diplome der Unsterblichkeit ausstellte. Jetzt ist sie eine Börse. Hiermit sind ihre verschiedenen Phasen freilich nur auf negative Weise bezeichnet. Aber aus den Krankheiten, die er überstand, zieht man die besten Schlüsse über die Beschaffenheit des Körpers.

Urtheile zu fällen ist hauptsächlich deshalb so bedenklich, weil das Urtheil sehr oft der Sache erst die Form gibt, und weil eine

einmal vorhandene Form nicht leicht wieder zerbrochen wird. Darum sollte man sich billig über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur alles Urtheils enthalten und den Zeitpunkt abwarten, wo die Verwirrung sich löſ't. Ein Anderes aber iſt ein Urtheil, ein Anderes eine überſichtliche Betrachtung.

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß in der gegenwärtigen Literatur=Epoche die kritiſchen Kräfte den producirenden bei weitem überlegen ſind. Dieß iſt an und für ſich kein Unglück, denn die Kritik in würdiger Erſcheinung iſt wieder Production. Aber es iſt ein Unglück, daß die Kritik, ihr zufälliges Uebergewicht mißbrauchend, auf die eigentliche Production einen prädeſtinirenden Einfluß auszuüben ſtrebt, der ihr nicht zukommt. Es iſt ungefähr ebenſo, als wenn die Polizei die Hochzeitsnächte dirigiren wollte, eben um dem Staat tüchtige Soldaten zu verſchaffen. Scheidewaſſer iſt kein Blut.

Auf die That folgt der Gedanke, nicht umgekehrt. Die That iſt der Stoff, an dem der Gedanke ſich verſucht. Von der That — auch die geiſtige der Kunſt iſt eine — fordern, daß ſie ſich dem Gedanken bequeme, daß ſie ſich zur Verkürzung eines ſeiner Sprünge hergeben ſoll, heißt ſie, wenn nicht vernichten, ſo doch heillos verkürzen. Einen Stuhl kann man ſich beſtellen, keinen Baum, obwohl aus dem Baum einer zurecht gezimmert werden kann. Die Natur war noch niemals ſo artig, nach einem ihr vorgelegten gelehrten Modell neue, corrigirte Geſchöpfe auszuführen, ſie macht die Adler und die Nachtigallen noch ſo, wie ſie ſie vor Jahrtauſenden machte. Auch die Kunſt wird ihre Würde zu behaupten wiſſen und ſich nicht zum Papagei der Speculation, die zuweilen nicht einmal Speculation iſt, erniedrigen laſſen.

Unſere Zeit iſt gar nicht eitel, aber ſie hält ſich doch für das Faß Pulver, das beſtimmt iſt, das Felſen=Fundament, worauf die ganze ſittliche und religiöſe Welt ruht, in die Luft zu ſprengen. Ob ſie ſich hierin täuſcht oder nicht, und ob ſie wirklich, wie ſie ſich einbildet, von Ideen oder von ein Paar mißverſtandenen Individualitäten, die ebenſo abnorm als groß ſind, regiert wird, will ich hier nicht unterſuchen. Nur dieß will ich rügen, daß ſie jetzt ſonderbarer Weiſe die Geſtaltung dieſer Ideen von der Kunſt, ſtatt, wie ſonſt, vom Leben verlangt. Die Kunſt iſt keine Hebamme.

Man wird mich nicht ſo mißverſtehen, als ob ich die Kunſt von der Zeit und dem, was ſie bewegt, losreißen wolle. Dieß

kann schon deshalb nicht meine Absicht sein, weil es unmöglich wäre. Die Zeit prägt jedem ihrer Erzeugnisse ihr Monogramm auf; im schlimmen Fall als Stigma, im guten als Glorienstrahl. Aber eben weil dieß immer geschieht, braucht es nicht förmlich zum Zweck erhoben zu werden.

Der Gott, vor dem man, wenn er erscheint, nicht sogleich anbetend auf die Kniee stürzt, ist ein Dieb, der Jupiter's Schlafrock stahl und den Donnerkeil vergaß. Die Sonne, die ihren Feind vernichten will, hat nichts zu thun, als — ihn zu beleuchten, und das macht ihr nicht einmal Mühe, denn es ist ihre Natur. Die Sonne trat zum ersten Male schüchtern hervor und erblickte die Finsterniß; da zitterte sie sehr. Sie wandelte den Himmelsbogen völlig hinauf, da war die Finsterniß verschwunden, als wäre sie nie dagewesen, und die Sonne rief aus: „Wie thöricht war ich, etwas zu fürchten, was gar nicht vorhanden war". — Ich glaube, die Idee, die nicht siegt, wie die Sonne, wird nie siegen!

Glaube und Wissen.

Ein Roman von Wilhelm Elias. Zwei Theile. Bremen, Verlag von Carl Schünemann.

Ich will diesem Roman keinen Vorwurf daraus machen, daß er seiner Idee nicht genügt; wie könnte das in der Kunst zur Erscheinung kommen, was sogar über die Gränzen der Geschichte hinausgeht! Alle großen Roman-Dichter: Cervantes, Goethe, Jean Paul, wußten es, daß man die Ufer nicht mit zum Strom rechnen darf, und wenn Herr Elias dieß nicht weiß, so ist es ein Beweis mehr dafür, daß er ihnen nicht gleicht. Das Leben ist ein Gegenstand der Darstellung, nicht der geheimnißvolle Urstoff des Lebens; den Menschen und die Welt, die ihn umgibt, kann man malen, nicht das Blut, das in seinen Adern fließt, nicht die Luft, die er athmet. Es ist charakteristisch, daß gerade die Mittelmäßigkeit sich so gern an unlösbare Probleme wagt, daß gerade sie es unternimmt, die zeugende und gestaltende Kraft bis in den Embryo hinein zu verfolgen und das Wachsen zu veranschaulichen.

Glaube und Wissen, für den Kopf Gegensätze, sind für das Herz Grade, die auf einen gemeinschaftlichen Superlativ hindeuten. Der Glaube ist das weibliche Vermögen des Geistes, das empfangende, wodurch er mit allem Unsichtbaren in sichtbarer Ver-

bindung steht. Das Wissen ist das überlieferte Resultat der höchsten Lebensprocesse. Die große Frage über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen hat bisher mit größerem oder geringerem Ernst noch jedwedes Zeitalter beschäftigt. Es kommt weit mehr darauf an, daß sie überall aufgeworfen, als darauf, wie sie beantwortet wird, denn sie bildet keine vorübergehende, sondern eine ewige Aufgabe der Menschheit, eine von denen, die, als geistige Gradierhäuser, den Geistern Würze und Salz nicht geben, sondern entlocken sollen. Leider aber werden die fundamentalen Dinge meistens nur in ihren Beziehungen, die doch immer mehr oder minder zufällig sind, erkannt und geschätzt; der Felsen trägt ein Haus, nun ist es seine Bestimmung, ein Haus zu tragen, und wenn er vielleicht zerspringt, weil der Erdgeist sich im Schlaf schüttelt, oder weil eine ungeduldige Quelle an's Licht will, so weiß man nicht mehr, wofür man ihn halten soll. Seit man die Uhren erfunden hat, kann jeder Uhrmacher sie verfertigen; weiß man aber darum, was die Zeit ist? Fast in allen Kreisen des Denkens und Forschens hat man aus geistigen Erlebnissen eine Art von Uhr zusammengesetzt, in deren Zifferblatt nur die Flachheit eine Uebersetzung der tiefsten Hieroglyphen zu sehen glaubt.

Der Roman ist seit lange eine Aula, wo alle möglichen Themata zu Tode disputirt werden und wo dieß um so leichter von Statten geht, als die Herren Autoren ihren fingirten Gegnern nicht mehr Witz zu leihen brauchen, als sie bequem widerlegen können. Herr Elias verwandelt die Aula in eine Kanzel; Niemand wird etwas dagegen haben, denn das Ungeschickte wird hinlänglich dadurch bestraft, daß es nicht gelingt. Aber er besteigt seine Kanzel mit all dem geistlichen Hochmuth, der den seligen Goeze unsterblich machte, mit all der Behaglichkeit, die sich weit mehr an der fremden Hölle wärmt, als an dem eigenen Himmel, mit all den zweideutigen Thränen, die nur wegen des Engels mit der goldenen Schale vergossen werden und für die der Nachbar als Zwiebel dient. „Wir würden — heißt es Seite 49 — gewiß nicht entschuldigt sein, wenn wir unsere Feder so sehr entwürdigt hätten, einen jener geist- und seelenlosen Verächter der göttlichen Lehre aus der sogenannten gebildeten Welt darzustellen, deren Empörung gegen das Christenthum sich aus der unedelsten aller Quellen herschreibt: aus Tugendhaß und sinnlicher Raserei. Denn wie sollten jene Jünglinge und Männer

unseres Deutschlands eine Lehre nicht verdammen, die ihren Fluch auf schnöde Thaten und Worte legt, die Selbstverläugnung und Demuth predigt und im Gegensatz mit ihnen den Geist statt des Fleisches frei zu machen strebt. Jene begabtern unter ihnen, die gewagt haben, die Koryphäen jener dumpfbrütenden, verworrenen und unklaren Geister zu werden und dem frivolen Gedanken das Wort zu leihen, hat die öffentliche Meinung und die Schmach, die sie in ihrer tolldreisten Thorheit auf sich luden, hinlänglich gerichtet." O, über diese gehässigen, immer fertigen Urtheilssprecher, die, unfähig irgend einer Erscheinung auf den Grund zu sehen, um so bereitwilliger sind, jede abweichende zu verdammen. Es gibt keinen Tugendhaß; die Sünde hat große Macht, aber die Macht, sich als selbstständigen Gegensatz der Tugend hinzustellen und diese in freiem Haß zu befehden, hat sie nicht. Das Fieber ist nur, so lange der Mensch ist, den es befiel; die Kraft, womit es den Körper bekämpft, saugt es aus dem Körper selbst. Die Sünde ist die Krankheit der Tugend, eine Krankheit, die sie in dem einzelnen Individuum ohnmächtig darniederwerfen und ihr das Hinaustreten in die lebendige Erscheinung unmöglich machen, die sie aber nimmermehr vernichten und sich an ihre Stelle drängen kann. Sinnliche Raserei trieb noch Keinen aus dem Schooß der Kirche heraus, der ihn nicht auch ohne sie verlassen hätte; dieß ist schon deshalb unmöglich, weil Niemand mit dem Christenthum zugleich dem Sittengesetz entläuft. Es ist ein ungeheurer Irrthum, die Religion, und zwar die positive, in anderem als im allerweitesten Sinne, für den Inhalt der menschlichen Natur zu halten, statt für ihre schönste und harmonievollste Form, für den vollkommensten Ausdruck der in ihr liegenden göttlichen Elemente; das Evangelium spricht nur von einer Wiedergeburt, nicht von einer Geburt an sich; jedenfalls müssen wir über den Pfeiler, den wir umklammern, den Erdboden nicht vergessen, der diesen trägt. Das Negiren setzt mehr Schweiß und Blut voraus, als sein Gegentheil; es verlangt jene hohe Kraft, die sich, dem reißenden Strom der Geschichte gegenüber, in sich selbst zusammenzuziehen und in heiliger Einsamkeit aus dem eigenen Kern die Welt in irgend einer ihrer Möglichkeiten hervorzuspinnen vermag, es ist die letzte Zuflucht der nicht ganz in der Schöpfung aufgegangenen ewigen Freiheit. Ich finde es schnöde, daß Herr Elias sich erlaubt, ein Paar neuere Schriftsteller auf zwei oder drei ihrer scheinbar antichristlichen Dar-

stellungen hin des Tugendhasses und der sinnlichen Raserei zu bezichtigen; oder kannte er sie etwa persönlich, hat er sie begleitet, ist er Zeuge gewesen, wie sie die Unschuld verführten und Prachtexemplare der Tugend beschmutzten? Romane und Novellen sind keine Confessionen, so wenig wie Statuen und Gemälde, nach denen man bis jetzt den Lebenswandel der Bildhauer und Maler noch niemals beurtheilte. Ich darf meine Indignation über diese Verdächtigungen aussprechen, denn ich bin auf keine Weise betheiligt.

Was soll ich nun über den Eliasschen Roman selbst sagen! Die Geschichte läßt sich nicht wiedererzählen, denn sie ist keine; spannende Situationen kommen nicht vor, Charaktere finden sich nicht, nicht einmal Figuren. Nur einen einzigen poetischen Ausdruck fand ich, das Gebet wird — sehr schön — eine irdische Auferstehung genannt. Sonst fehlt es sogar, woran es einem solchen Product, das sich zwischen Kunst und Wissenschaft in die Mitte stellt, am wenigsten fehlen sollte, an eigenthümlichen Gedanken-Entwickelungen; dieß geht so weit, daß der Verfasser, als einer seiner Helden durch Strauß im Glauben wankend gemacht wird, diesen Helden, statt aus eigenem Vermögen gegen Strauß etwas Erkleckliches vorzubringen, zu einem „berühmten Theologen" in's Haus schickt und ihn von letzterem, ohne daß wir genauer erfahren wie, von seinen Zweifeln curiren läßt. Auf ähnliche Weise macht er einen Freigeist durch Unglücksfälle mürbe und bekehrt ihn, statt durch Gründe, durch eine Krankheit. Jede nähere Analyse wäre zu grausam und zu langweilig.

W. Zimmermann's Gedichte.

Zweite Auflage. Stuttgart, bei Scheible.

Dieser Dichter hat einen schönen Kern, aber statt ihn zu entfalten, hat er ihn auf eine wunderliche Weise zu consolidiren gesucht. Fast jede lyrische Celebrität der Gegenwart: Heine, Grün, Lenau und mancher Andere scheint auf ihn Einfluß gehabt und ihn in der freien Entwickelung seiner selbst gestört zu haben; er ist wie ein Vogel, der sich fremde Flügel an den Leib klebt: wären es auch die des Adlers, sie werden ihn nicht tragen, sie werden ihn bloß im Gebrauch der eignen hindern. Wir sollen zwar die Zeit, in der wir uns bewegen, in unsere Speise verwandeln, so weit wir können; wir sollen aber nicht

uns selbst zur Speise der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgeht, was ihr ohne Kampf siegreichen Widerstand leistet, ist ewig und göttlich. Ich erkläre mir aus jenem unglücklichen Consolidirungsproceß das Weitschichtige der Zimmermannschen Formen, in denen sich der reizende Inhalt oft verliert, wie der Perlenstrauß im Meer: dieß gemächliche Spazierengehen des Gedankens im Gummi-Elasticum-Vers, dies kokette Sprödethun des Gefühls, das nicht auf ein Zauberwort, sondern nur auf eine bezaubernde Rede hört, dieß breite Wetterleuchten der Idee, das nur selten zum Blitz wird. Am meisten ärgert mich — nicht bei Zimmermann allein — das Zusammenkoppeln unselbständiger Bilder, das sich mit der Lyrik verträgt, wie das Stillestehen mit dem Gehen; ein Bild verwickelt sich in das andere, und durch alle zieht sich, wie durch die schimmernden Kügelchen eines Rosenkranzes, ein gemeiner Zwirnsfaden hindurch. Der Geist schlüpft, als hätte er uns die Seelenwanderung zu veranschaulichen, in jeden Käfer und jedes Rosenblatt hinein und vergißt, daß er an einem Körper genug, also an zweien zu viel hat.

Die Form hat aber nie einen Mangel, der nicht vom Inhalt ausginge; der Inhalt hat keinen, der nicht im Dichter selbst wurzelte. Dieß ist der Grund, weshalb die Kritik die formellen Gebrechen so streng rügen muß. Die Bestätigung findet sich bei Zimmermann. Dieser Dichter hat in vielen Fällen nicht den Gegenstand seiner Poesie, sondern nur die Ahnung des Gegenstandes; dann sind seine Gedichte nichts weiter, als Versuche, dem Gegenstand näher zu kommen und ihn zu unterwerfen. Gelingt der Versuch, so ist's doch immer nur eine Jagd, die ein glücklicher Erfolg krönte; gelingt er nicht, so müssen wir uns statt der Melodie das Instrument, dem ein Meister sie entlocken kann, gefallen lassen. Freilich ist das künstlerische Darstellen kein bloßes Ankleiden, welches, wenn man das bischen Putz ausnimmt, alles Andere voraussetzt; es soll jedoch auch keineswegs ein Brückenschlagen zwischen Subject und Object sein. Der Odem des Schaffens ist das erste Aufathmen eines geheimnißvollen Lebens, das sich selbst verstehen lernt, und die Form ist das klare, himmlische Augen-Oeffnen dieses Lebens.

Noch Eins muß ich an Zimmermann tadeln. Er scheint sich zuweilen mehr für Etwas, als durch Etwas zu begeistern. Die Glut ist da, nun greift er nach diesem oder jenem spröden Stoff

und sucht ihn flüssig zu machen. Dieß ist nicht das Rechte und kann am wenigsten beim Lyriker, der streng auf die innerliche Symbolik verwiesen ist, gut geheißen werden; die lyrische Poesie ist durchaus ein Tauchen, ein Ergründen des innern Reichthums: sie soll die Quellen des Menschen aufgraben und sich nicht um die Welt, sondern nur um ihren Wiederstrahl in Geist und Gemüth bekümmern. Dieses Alles findet auch Anwendung auf die Ballade und Romanze; das Lied ist ein dem Herzen abgelauschtes Selbstgespräch, Ballade und Romanze geben die Wechselrede zwischen dem Herzen und dem Geschick.

Aber, trotz der Gerechtigkeit meines Tadels, ist Zimmermann ein Dichter, und ein solcher, dem schon das Vortreffliche gelang. Wie schauerlich schön ist das Gedicht: La rose de Gueldres, Seite 43, wo die kalte, blasse Blume, die plötzlich geröthet da steht, dem Dichter vertraut: der Tod habe sie gestern gegrüßt, da sei sie vor Freuden roth geworden. Dieß heißt die Natur in ihren Mysterien enträthseln; der Halbpoet schiebt ihren Hieroglyphen, die er nicht aufzulösen vermag, einen willkürlichen Sinn unter, er gibt uns, da er die Frucht nicht zu pflücken versteht, einen hübschen Einfall über den Baum. Wie ergreifend ist das Gedicht: Letzter Gang, Seite 317. Ein Jüngling wird zum Tode geführt; er blickt zu dem Fenster eines bleichen Mädchens auf, die ihm eine rothe Rose herunterwirft, er zieht, die Rose im Munde, lächelnd weiter:

Trommeten rasseln, Fahnen flattern,
Und es rollt ein Haupt im Sand.
An den Locken hebt's der Richter
Hoch empor, zeigt's in der Rund,
Fest das treue Todtenantlitz
Hält die Rose in dem Mund.

Welche holde Apotheose des Lebens ist das Gedicht: Der Rosenbaum, Seite 357:

Ich geh' zum Baum und spreche:
„Ich möcht' gern eine Ros'",
Schnell fallen zehn der schönsten
Zugleich mir in den Schooß.

„Die frühen Tode" (118) ist ein abortus, enthält aber ein liebliches Bild. Die Todesengel durchziehen den Lebensgarten

und wetteifern, wer von ihnen den schönsten Strauß heim bringe. Das Geisternachtmal (179) gibt der bekannten Sage eine feste, christliche Basis und ist kernig ausgeführt. Der Strauß (152) enthält einen rührenden Zug, ist aber, trotz der zu Grunde gelegten guten Idee, völlig mißglückt. Daß einer Frau der Geliebte gestorben, drückt der Verfasser so aus:

Ach, die mit süßem Brande
Der Lust ihr Herz erhellt,
Die Sonne strahlt am Rande
Schon einer andern Welt.

Der Ritter von Ronceval (274) ist auf einen längst ausgebeuteten Contrast gebaut und schließt mit einer ekelhaften, modernen Effectmacherei. Im Wiegenlied (172) sagt eine Mutter zu ihrem Kinde, sie werde bald sterben, dann solle das Kind als ein rothes Röslein auf ihrem Grabe blühen; ich weiß nicht, ob das poetisch ist. Im Tod des Feldmarschalls (384) küßten sich Schiller und Bürger; diese Romanze ist bauschig, wie ein Reifrock.

Wilhelm Waiblinger's gesammelte Schriften.

Mit des Dichters Leben, von H. von Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Fünf Bände. Georg Heubel, Hamburg.

Man liest Seite 135 in Waiblinger's Leben: „Jetzt stieg sein Elend zu der höchsten Stufe, denn er konnte sich kaum noch so kleiden, daß er auf der Straße sich sehen lassen durfte. Freilich war es ein sonderbarer Anblick, und er mußte häufig über sich selbst lachen, wenn er sich zufällig in einem Spiegel sah, mit abgetragenem Frack, dessen Ellenbogen hier und da zu offenherzig waren und woraus das Futter und das Hemd neugierig und erstaunt in die bunte Römerwelt blickten, wenn er mit ängstlichen Blicken seine Beinkleider maß, die von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpften und kaum bis zu den Schuhen reichten, die gern den unruhigen Füßen die Aussicht in's Freie gestatteten, während auf dem von der Sonne gebräunten Haupte ein Hut thronte, der nicht in der neuesten Zeit aus der Fabrik hervorgegangen zu sein schien. Aber nicht dieser Aufzug, über den er am Ende selbst lachte, ja, über den er selbst in der tollsten Laune witzeln konnte, nicht die Karricaturen, die seine abscheulichen Landsleute, deutsche Maler ohne Talent und Kraft und Herz, in allen Straßen von ihm aushingen und verkauften, nicht das

Geschrei der Gassenbuben, die mit dem Ausruf: „ecco il poëta“ hinter ihm herliefen, alles dies kränkte ihn nicht, sondern der Gedanke, wie so Manche ihn verließen, die sich ihm für Freunde ausgegeben, ja, denen er Gutes erwiesen hatte, und die jetzt die Ersten waren, ihn zu verspotten und zu verhöhnen.“ O, wir kennen es wohl, dieß schreckliche Lachen, das sich wider sich selbst kehrt, wir kennen diesen entsetzlichen Witz, der das eigene Elend zu seinem Abgott macht, diesen grauenhaften Humor, der sich stellt, als ob die Todeswunde seine Lebensquelle sei! Aber vergesse nur Niemand, daß dies Alles aus einem hohen Stolz entspringt, der sich nur noch durch Selbstverläugnung zu retten weiß, daß jenes Lächeln nichts ist, als die Schminke, worunter ein Schmerz, der sich seines Ursprungs schämt, sich verbirgt, daß jener Witz, der die unwillkürlichen Thränen aus dem heißen Auge hinwegsengt, mehr kostet, als ein Schrei der Verzweiflung, daß jener Humor, der mit dem rothen Herzblut des Menschen possenhafte Karricaturen seiner selbst auf's Papier zeichnet, die Last, die er hinwegzuspotten scheint, verdoppelt. Eine edle Natur stößt den Pfeil, den sie nicht herauszuziehen vermag, mit aller Kraft tiefer in die Brust hinein und ruft aus: er kam mir eben recht; denn sie will sich schützen vor dem gemeinen Mitleid, das sich gerne an die Strebenden drängt, um auf ihre Kosten in wohlfeilen Rührungen zu schwelgen, sie will dem Schicksal eine Schande und der Welt eine Hinrichtungsscene ersparen. Der Kampf um die Existenz ist der einzige, mit dem ein Mensch um so eher verschont werden sollte, je höher er steht, und doch ist es gerade dieser, den die Bedeutendsten kämpfen müssen. Für den kümmerlichsten Wicht hat die Gesellschaft einen Platz, aber Genie und Talent sehen sich umsonst nach einem Zufluchtsort um. Im Kampf um die Existenz müssen sie sich aufreiben, und wenn dieser schmähliche Kampf in irgend einem außerordentlichen Fall einen Erfolg hat, so haben sie noch nichts gewonnen, als was sie gerechter Weise nie hätten entbehren sollen. Und es kann sich ereignen, daß die Kraft des Gefangenen nur eben zum Durchbrechen der Kerkermauern ausreicht, und daß er ohnmächtig dahinsinkt, wenn er an die freie Luft kommt.

Noch Anderes kam mir, als ich das Obige las, in den Sinn. Wahrscheinlich hat Waiblinger in der Periode, die sein Biograph so herzzerreißend schildert, Manches von dem, was die vorliegenden fünf Bände enthalten, geschrieben; noch wahrscheinlicher hat

er damals dafür keinen Verleger gefunden. Das Schicksal der deutschen Autoren ist doch zu grausam! So lange sie leben, können sie dem Buchhändler ihr Bestes bieten und er weis't sie, wenn sie nicht Charakter und Manneswürde mit in den Kauf geben wollen, schnöde ab; sobald sie todt sind, stöbert er ihre Nachlässe durch, findet nichts zu gering, plündert ihre Tagebücher und Correspondenzen und macht sie so noch im Grabe zum Werkzeug der Ungerechtigkeit gegen ihres Gleichen. Wer hätte dem armen Waiblinger, als er hungern und dursten, als er den Hohn der Malergesellen und Gassenbuben erdulden mußte, nicht gegönnt, daß er seine schlechteste Novelle an den Mann gebracht hätte! Wer kann, nun er längst hinabgeärgert ist, wünschen, daß auch nur die beste wieder abgedruckt wird!

Denn, um von allgemeinen Betrachtungen auf besondere überzugehen, die meisten der uns in diesen fünf Bänden dargebrachten Productionen ragen durchaus nicht über die Unterhaltungslektüre hinaus, sie haben ihre Zeit erlebt, und es ist eine Sünde gegen die Talente der Gegenwart, daß die Speculation, die sich gern hinter Pietät versteckt, sie neu auflegt. Hier finden wir Novellen und Erzählungen, die sich allerdings hie und da durch Beschreibungen und durch einzelne Gedankenblitze auszeichnen, die sich aber, was Glut und Kraft der Phantasie anlangt, auch nicht im Entferntesten mit Leopold Schefer vergleichen können, und die in Bezug auf die Erfindung und Verkettung der Situationen, so wie auf das, was man in diesem Kreise Charakteristik nennt, weit gegen Spindler, Emerentius Scävola u. A. zurückstehen. Wir finden Mährchen, die in der Ausführung bunt und keck, in der Idee aber nackt und leer sind, und dem Mährchen-Charakter, wenn man ihn nicht etwa in das simple Wegdenken der Unmöglichkeit zu setzen beliebt, in Nichts entsprechen. Wir finden Satyren, die freilich oft genug den richtigen Punkt treffen, bei denen uns aber dennoch nicht recht wohl wird, da sie, wenn auch aus einem kräftigen, so doch keineswegs aus einem ganz freien Geiste hervorgingen, und da die Satyre, die nicht aus der höchsten Freiheit entspringt, unbehaglicher wirkt, als die Philiströsität, die sie verspottet. Wir finden zwei biographische Darstellungen, die eine aus Waiblinger's eignem, die zweite aus Hölderlin's Leben, beide mit Anmuth und Leichtigkeit geschrieben. Wir finden Aphorismen und Tagebuch-Bemerkungen, die uns in das Innerste des Verfassers einen Blick thun lassen, und

die durch den regen Wechsel und die Mannigfaltigkeit, die in ihnen herrscht, anziehen. Wir finden zuletzt noch ein Trauerspiel: Anna Bollen. Hören wir, bevor wir unser Urtheil über dasselbe aussprechen, das, was Waiblinger selbst, Band 4, Seite 165, über das Wesen der Tragödie sagt: „Eine gräuliche Geschichte“ — heißt es da — „worin tüchtig geweint, geliebt, gehaßt und endlich gemordet wird, ist noch lange keine Tragödie, selbst dann nicht einmal, wenn im Kampf der Gemüther und im Einbrechen eines traurigen Schicksals eine sittliche Idee ergreifend dargestellt wird. Bürgerlichen Jammer, der uns wirklich zu entehrenden Thränen verlocken kann, will ich auf dem Theater nicht. Ich will eine Menschenkraft von ungeheurem, riesenhaftem Willen, in welthistorischen, nationalen Verhältnissen, die in einem entweder verschuldeten oder unverschuldeten Kampf mit einem Schlag auf Schlag, wie das jüngste Gericht, hereinbrechenden Verhängniß liegt und in diesem alle Menschennatur bis in die untersten Tiefen erschütternden und göttlich erhebenden Schicksalsstreit als eine endliche Kraft der unendlichen furchtbar untergeordnet wird. Eben aber dieses Unterliegen ist erhebend, ist groß, denn wir sehen den Kampf mit dem Höchsten, was wir denken können, den Kampf einer äußersten, endlichen Kraft, welche die gesammte Menschheit repräsentirt, mit dem Letzten und Allerhöchsten, mögen wir es nun Gott oder Schicksal oder Vorsehung nennen. Ich verlange in einer Tragödie Könige und Herren, Völker und gewaltige Stämme, Geschlechter und ganze Zeiten u. s. w.“ Waiblinger's Anna Bollen ist schön gedacht und großentheils mit Sicherheit und Klarheit ausgeführt, aber den Forderungen, die er, dem Vorstehenden nach, selbst an die Tragödie stellt, entspricht sie nicht. Ein lasterhafter König, der seine Majestät frevelhaft mißbraucht, um sich einer Gemahlin, die ihm im Wege ist, zu entledigen, kann wohl Abscheu und Entsetzen einflößen, aber was noch weiter? Anna selbst weiß zu viel von Maria Stuart, besonders im letzten Act. Der Charakter der Seymour hat schöne Züge und manches Einzelne ist noch außerdem zu loben, aber dem Ganzen fehlt eben der großartige Hintergrund, welcher es der Menschheit vindicirt. Doch verdient dieses Trauerspiel noch am ersten den Wiederabdruck. Auch ist es gar nicht die Frage, daß, wenn Langbein's und Johanna Schopenhauer's sämmtliche Werke erscheinen durften, auch Waiblinger's Hervorbringungen zu dieser Ehre berechtigt sind!

Leben und Briefe von Adalbert von Chamisso.

Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.

Wenig Menschen haben ein Recht auf eine Biographie, und eigentlich nur diejenigen, die bei einer entschiedenen Wirkung nach außen in dem Kreise ihrer Thätigkeit keine Gelegenheit fanden, ihr Inneres befriedigend und genügend darzulegen. Die wahrhaft großen Erscheinungen, die Träger der Menschheit, fallen der Geschichte anheim, und es ist schwer, ja unmöglich, sie vereinzelt aus dem Welt- und Zeitnexus herauszulösen; höchstens kann man ihnen selbst die Befugniß zusprechen, eine Scheidung der atmosphärischen Elemente, die sie nach und nach in sich aufnahmen, von den ihnen rein und ursprünglich angehörigen zu versuchen. Unter den minder bedeutenden Größen bedarf am wenigsten die echte dichterische der Nachhülfe eines Biographen zum Aufschluß oder zur Verständigung, denn was ist alle Poesie anders, als unmittelbare Entwicklung oder mittelbare Darstellung des Lebensprocesses eines bevorzugten Geistes? Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß Goethe seine Confessionen mit seiner Jugendgeschichte schloß, und wahrscheinlich hätte er, nach seiner Oekonomie, nicht einmal diese gegeben, wenn es ihm nicht auf bewunderungswürdige Weise gelungen wäre, die wichtigsten allgemeinen Zustände zugleich mit seinen eigenen anschaulich zu machen. Aber es gibt Dichter, in denen die Poesie eher ein Einsaugen, als ein Ausströmen ist, und die das Talent, das sie in sich finden, als Medium benutzen, das ihrem Wesen Fremde, oft sogar Entgegengesetzte, sich einzuverleiben oder sich näher zu bringen. Ein Blick in das Walten solcher Naturen, deren Werth von ihrer Bewußtlosigkeit abhängt, ist immer interessant und belehrend; kommt nun noch hinzu, daß sie, indem sie sich innerlich abrunden und befestigen, nach außen Einfluß gewinnen, so wird es wünschenswerth und nothwendig, daß ihr Wachsen und Umsichgreifen der Nation, der sie etwas geworden sind, in klaren, verständigen Umrissen gezeichnet werde, da die Selbsterkenntniß einer Gesammtheit, wie die des Einzelnen, nur aus genauester Beobachtung und Abschätzung der einwirkenden Potenzen hervorgehen kann.

Daß Chamisso zu den Dichtern der letztgedachten Gattung gehört, ist wohl einleuchtend. Er war ein sanfter, liebens-

würdiger Mann, aber er erzählte am liebsten grauenhafte Geschichten. Ihm ging Nichts über die Behäbigkeit; deßungeachtet schrieb er seine besten Sachen in den kunstgerechtesten Terzinen. Allenthalben zwischen seinem Leben und Wesen und seinem Dichten — in Inhalt und Form — ein scheinbarer Widerspruch, dessen Wurzel in dem instinctartigen Drang, jenes durch dieses zu supplementiren, gesucht werden muß, der aber auch in dem reinen, unverwüstlichen Humor, auf dem Chamisso ruhte, eine wahrhafte Ausgleichung erhält. Ich weiß nicht, ob eine tief eindringende Kritik seiner Poesie einen höhern symbolischen Charakter beilegen wird; ihm selbst, seiner aus dem Französischen in's Deutsche hineingewachsenen Persönlichkeit, kann sie denselben auf keinen Fall absprechen. Mir zum wenigsten war Chamisso hauptsächlich darum von jeher so wichtig, weil er, als Individualität, mir die ganze neufranzösische Literatur, so weit sie durch deutsche Befruchtung in's Leben gerufen wurde, in ihrem Entwicklungsgange vorzubilden schien.

Hitzig hat in den vorliegenden zwei Bänden mit jener schönen Selbstenthaltsamkeit, die Deutschland längst an ihm kennt und schätzt, über seinen vorangegangenen Freund berichtet. Bei der von ihm gewählten bescheidenen Manier, die Todten reden zu lassen, statt in eigener Person das Wort zu nehmen, kommt das, was man wohl ein biographisches Meisterstück zu nennen beliebt, nicht heraus; er läuft aber auch keine Gefahr, den Mann, den er liebt, bei dem Versuch der geistigen Wieder-Erweckung durch willkürliche spitzfindige Auslegungen zu verletzen, und seinen Zweck, ihn dem Herzen näher zu führen, erreicht er gewiß.

Buch der Lieder von Heinrich Heine.

Vierte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Heine's Buch der Lieder wird dem Publicum in der vierten Auflage vorgelegt. Ein Erfolg, von dem es scheinen möchte, daß er alle weitere kritische Besprechung überflüssig mache. Dieses wäre auch allerdings der Fall, wenn man ihn einzig und allein der Poesie dieser Lieder zuschreiben dürfte. Aber wenn es dem Dichter überhaupt oft genug begegnet, daß er seine nächsten und lautesten Wirkungen Elementen verdankt, die ihm seine ganze Celebrität verleiden könnten, so hat Heine dieses vielleicht noch öfter erfahren als ein Anderer. Ist es etwa die Grazie seiner

scheinbar so nachlässigen Verse, die so viele unselbstständige Geister zur Nachahmung reizt? Gewiß nicht, denn wer Grazie zu erkennen vermag, der erkennt auch, daß sie unnachahmlich ist. Es ist vielmehr die anscheinende Emancipation von der Metrik, die sie verführt, es ist die Hoffnung, daß der Vers ohne Füße gehen müßte, da er mit Füßen nicht gehen will. Bewundert man den freien Geist, der Stoffe, welche die Kunst bisher verschmähen zu müssen glaubte, in ihren Dienst zu ziehen verstand, ohne sich und sie zu beschmutzen? Ich wollte, es wäre so, aber ich fürchte, eine gewisse rohe Freude, eben diese Stoffe, an denen der Priester sich sonst vornehm die Füße abwischte, bevor er den Tempel betrat, jetzt im Tempel selbst als Teppich über den Altar ausgebreitet zu sehen, hat einigen Antheil an dem Behagen, womit die Masse Beifall klatscht. Der Verfasser der Reisebilder ist viel gelobt und viel getadelt worden. Aber ich müßte mich in ihm irren, wenn ihn als Dichter nicht manches Lob empfindlicher berührt hätte, als mancher Tadel. Denn wegen des Besten, was man gegeben hat, von beschränkten Geistern begeifert zu werden, was will es heißen? Poesie zu genießen ist so gut ein Talent, als Poesie zu bringen. Aber sich von dem Lumpensammler freund-brüderlich die Hand drücken lassen zu müssen, weil man sich zuweilen, wie Jener, in den Staub niederbückte, freilich nur um einen Diamanten aufzuheben, das muß fatal sein. Die Lyrik ist noch weit mehr als Drama und Epos National-Ausdruck eines Volks, und ein Dichter, der nicht harmonisch in dieser allgemeinen Volks-Poesie aufgeht, hat geringen Werth, er mag so viel Ideen- und Phantasie-Schätze aufhäufen und so viel momentanen Enthusiasmus erregen, als er immer will. Die deutsche Lyrik hat zwei Factoren: Gefühl und Reflexion, und am rationellsten, mithin am vollkommensten entwickelt sie sich, wo alle beide gleichmäßig und unzertrennt thätig sind, wo der Stoff aus der Tiefe des Gemüths als ein eigenthümliches Gefühl aufsteigt und die Reflexion die einrahmende Form erzeugt. Man muß freilich den Begriff der Letzteren nicht so eng nehmen, daß man nur den analysirenden oder den wiederspiegelnden Gedanken dafür gelten läßt; die Reflexion ist gleich mit dem Bewußtsein da, und eben das erwachende Bewußtsein gränzt als Allgemeines jedes Besondere ab und gibt ihm, indem es ihm nicht verstattet, sich unverhältnißmäßig auszudehnen, die Form. Diesem Grundtypus der deutschen Lyrik entspricht Heine's Poesie durchaus, und darum

ist er ein echter deutscher Dichter. Aus dem Innern des Gemüths quellen seine Lieder hervor, und wenn, seinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meistens die Gestalt des Witzes annimmt, so ist sein Witz doch nur das launige Veto, das dem Herzen gegenüber der Geist einlegt, niemals aber, oder selten, das kahle Centrum des Gedichts. Heine ist Humorist. Was ist Humor, was ist, da wir es hier nur mit dem Lieder=Dichter zu thun haben, zunächst lyrischer Humor? Was man gewöhnlich so nennt, ist ein leeres Produkt der Ohnmacht und der Lüge. Wer seine verworrenen Geistes= oder Gemüths=Zustände nicht klären oder den hiezu nothwendigen inneren Proceß nicht mit Resignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wohl den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und sucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es sei eine werdende Welt. Der Humor ist empfundener Dualismus; nicht die Karricatur des Ideals soll er zeichnen, oder seinen Schatten, sondern das Ideal selbst in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung. Allein, wenn die positive Kunst den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen scheidet, zu überfliegen sucht, so stürzt der Humor, als die negative, sich in diesen Abgrund hinunter, und hierin liegt so viel Verzweiflung, aber nicht so viel Trost, wie in der erschütterndsten Tragik, wenn er, was allerdings sehr selten ist, rein und rund zur Erscheinung kommt. Das ist bei Heine z. B. in dem schönen Gedicht: Mein Herz, mein Herz ist traurig rc. der Fall.

Man hat der Heineschen Poesie vielfältig die innere Wahrheit abgesprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht immer aufzufassen verstand. Es gibt aber in ästhetischen Dingen eine doppelte Wahrheit, wonach man zu fragen hat: die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt mit dem Ethischen noch enger zusammen, als die erstere. Es ist nicht genug, daß unser Gedachtes und Empfundenes wahr sei; damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigenthümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man sie nicht hat? Auch der Darstellungs=Proceß, worin die Form gewonnen wird, soll wahr sein; er soll aus dem Drange des Ueberflusses hervorgehen und Götter in die Welt setzen, nicht Lemuren. Dieses ist der wichtigste Punkt, denn von der Gestalt, worin eine Idee zur Erscheinung gelangt, hängt es ab, ob sie wie ein Jupiter verehrt, oder wie ein Vitzliputzli

verspottet werden soll, doch eben um diesen Punkt wird der plumpe Aesthetiker sich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zusammen und vergißt, daß man dieß Alles bei jedem der Berücksichtigung irgend würdigen Gegenstand voraussetzen muß, und daß Achill und Thersites sich in Allem, nur nicht im Fleisch und Blut, von einander unterscheiden. Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein Jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form ist aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar. Uebrigens wird sich der Humorist den Vorwurf der Unwahrheit weit öfter gefallen lassen müssen, als der ernste Dichter. Einen erkünstelten Hymnus verzeihen wir gern um Gottes Willen, an den er gerichtet ist, aber einen verunglückten Witz nimmermehr. Hier wäre Schlimmes und Schlimmstes zu sagen: doch werde einstweilen nur noch in Bezug auf Heine ausdrücklich bemerkt, daß es völlig so ungerecht sein möchte, ihn deswegen, weil er seinen tiefen, schönen Wald- und Meerliedern kecke, scharfe Zeichnungen fauler socialer Zustände gegenüber stellte, zu schelten, als es, wie ich schon im Eingang andeutete, abgeschmackt ist, ihm für die an diese todten Dinge verschwendeten neckischen Galvanisirungs-Versuche zu danken, statt für die dadurch in Geist und Gemüth des Dichters hervorgerufenen frischen, lebendigen Gegensätze.

Bei diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich es bewenden lassen. Dem Auge kann man zu Hilfe kommen, der Zunge nicht. Wer es nicht fühlt, daß Lieder, wie das Fischermädchen, die Wallfahrt zu Kevlaar, die Meerlilie (die übrigens nicht im Buch der Lieder steht) und andere — ganze Bände Lehrgedichte und Aehnliches in die Lüfte schnellen, dem wird es Keiner begreiflich machen.



Literaturbriefe.



I.

Eine Sendung neuer Bücher erinnert immer an das Gesicht des Apostels von dem Tuch mit den reinen und den unreinen Thieren und fordert zu sehr ernsten Betrachtungen auf. Wenn man erwägt, daß die Cultur eigentlich abnimmt, wie das Schreiben zunimmt, indem der Maßstab für das zu Leistende nothwendig verloren gegangen sein muß, bevor eine Zeit sich massenweise zum Leisten berufen glauben kann, so möchte man sich Gervinus und seinen Nachfolgern unbedingt anschließen und als Kritiker einen eisernen Besen in die Hand nehmen. Wenn man dann aber wieder bedenkt, daß die Generationen überhaupt nicht viel auf einander vererben und daß der wahrhaft Gebildete den Schatz seiner Bildung der Welt am Ende seiner Tage ebenso wenig testamentarisch zu hinterlassen und ihn in Circulation zu erhalten vermag, wie der große Gelehrte seine Gelehrsamkeit, so wird man milder gestimmt und fühlt sich geneigt, der Gegenwart ein gewisses naives Recht zuzugestehen, sich um die Vergangenheit nicht zu bekümmern. Nur darf dieß Recht nicht gar zu weit ausgedehnt werden, und zu weit wird es jedenfalls ausgedehnt, wenn die Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreift und ein vorhandenes, mehr oder minder gutes Bild hervorzieht, um es zu übermalen und ein schlechteres an die Stelle zu setzen. Das ist aber bei einigen neuen Dramen geschehen, die wir aus diesem Gesichtspunkt prüfen wollen.

Der Schmied in Ruhla.

Schauspiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig.

Den Stoff bildet die bekannte Anekdote von dem Landgrafen Ludwig dem Eisernen in Thüringen, der incognito als ein kleiner Nero in eine Schmiedewerkstatt eintrat und als ein zweiter Titus wieder daraus hervorging, weil der schlaue Cyklop ihm ein Collegium über Staatsweisheit gelesen hatte. Das gibt allenfalls,

wenn der rechte Meister darüber kommt, eine Ballade, nie ein Drama, weil man bei so rascher Gemüthsumstimmung nur an gefrierendes Wasser denkt, das seine Festigkeit vor dem ersten Sonnenblick wieder verliert, keineswegs aber zu dem neuen eisernen Mann das rechte Zutrauen faßt. Wenn jedoch ein Drama versucht werden soll, so hat Achim von Arnim längst gezeigt, wie es ausfällt, und Peter Lohmann's Verse sind nicht geeignet, Arnim's kräftige Prosa aufzuwiegen.

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer. Innsbruck, Selbstverlag.

Der Verfasser behandelt das Thema des Götz von Berlichingen, nämlich den Verzweiflungskampf des freien Adels gegen die Uebergriffe der Fürstengewalt, er bringt es aber so weit, wie der Dichter des Fust von Stromberg.

Die beiden Cagliostro.

Drama in fünf Acten von Robert Giseke. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Dieses Stück adressirt sich so ausschließlich an's Theater, daß es eigentlich nur durch eine Aufführung recensirt werden kann. Wenn diese gelingt, so ist jeder Salto mortale, den der Dichter zunächst durch das Ganze und dann auch wieder im Einzelnen wagt, vollkommen gerechtfertigt. Sie zu verlangen, ist er auch durch manche Vorzüge seiner Arbeit berechtigt; die Handlung ist nicht ohne Interesse und spannend angelegt, die Charaktere sind der Art, daß man vielleicht bei Lampenbeleuchtung ein paar Stunden an sie glaubt, und der Dialog ist flüssig oft sogar glänzend. Doch ist es gar wohl möglich, daß die Wirkung schon auf der Bühne in die eines Operntextes ohne Musik umschlägt; im Lesen ist das ganz gewiß der Fall, und weit mehr, wie bei'm Groß-Kophta, in dem dasselbe Wagstück mit ungleich größerer Virtuosität durchgeführt ist und der doch auch an der Unmöglichkeit scheitert, das unüberwindlich Nüchterne und Widerwärtige, was in der Natur des italienischen Erzlügners liegt, mit dem Wunderbaren zu verschmelzen. Das mag gelingen, wenn man eine Stufe höher steigt und den falschen Religionsstifter, z. B. Mohamed, nur nicht in Voltaire's Manier, in seine Elemente auflöst, denn da hat man es doch mit allgemeinen, die Welt umfassenden Zwecken zu thun, welche das Subject über die Mittel

hinwegblicken lassen, deren es sich bedient, und den Jesuitismus gewissermaßen vermenschlichen. Ein Cagliostro aber, der nichts weiter will, als behaglich leben und kurz vor dem Wechselarrest in Ruhe sterben, ist und bleibt in alle Ewigkeit der bloße Superlativ jenes ägyptischen Zauberers, der in den Champs Elysés zu Paris oder im Thiergarten zu Berlin, mit dem Würfelbecher in der Hand und der spitzen Mütze auf dem Kopf, für Kinder und Ammen um ein Billiges den Erxleben oder den Eckartshausen in Scene setzt.

II.

Es ist eine verwunderliche Erscheinung, die dem Literaturfreund nicht entgangen sein kann, daß sich im letzten Decennium die epischen Dichtungen in Deutschland ungemein stark vermehrt haben. Darin müßte man einen Fortschritt erblicken, wenn diese Dichtungen aus einer gesteigerten Fülle plastischer Kraft hervorgegangen wären, der die Formen der Novelle, der Erzählung und des Romans nicht mehr genügen konnten. Es verhält sich aber in den meisten Fällen geradezu umgekehrt; wer nicht das Zeug hatte, eine spannende Novelle, eine motivirte Erzählung oder einen wohl gegliederten Roman zu liefern, der trat als Epiker auf. Das Publikum ist leider noch immer geneigt, den Vers an sich schon als eine Leistung zu betrachten und sich in gebundener Rede Dinge gefallen zu lassen, welche es mit Entrüstung abweisen würde, wenn der Poet sie ihm in schlichter Prosa vortragen wollte. Man frage sich z. B., ob eine Handlung, wie sie dem in 10 oder 20 Auflagen verbreiteten Amaranth zu Grunde liegt, in dem nachsichtigsten aller Sterblichen wohl einen geduldigen Zuhörer fände, während vielleicht ein Kosakenhetman sein Roß anhielte, wenn er im Vorüberbrausen auch nur einen einzigen Zug von dem Kampf zwischen Hektor und Achill oder dem zwischen Hagen und Siegfried auffinge, um Alles zu hören. Denn Homer vergißt über den Ida und die schönen Aussichten, die der Berg darbietet, nicht den Jupiter-Ammon, der darauf sitzt, und der Dichter der Nibelungen über die gestickten Hofkleider nicht die Helden, die sie tragen sollen. Die ephemeren Epiker, von denen hier die Rede ist, kommen aber „vom Buchsbaumlöffel mit dem Pflaumenmus“ kaum zur Hand, die ihn zum Munde führen soll, und dennoch verlangt das Epos eben darum, weil es auf der einen Seite die Welt in ihrer ganzen

erdrückenden Breite entfaltet, um so unerbittlicher auf der andern, daß der Mensch sich mächtig von ihr abhebt. Zu den besten Produkten dieser Art gehört unbedingt:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es ist eine beachtungswerthe Talentprobe, aber auch er ist stark im Beiwerk und schwach im Hauptpunkt; die Beschreibungen sind vortrefflich und die Figuren sind unbedeutend. Der Verfasser hat die „letzten Tage von Pompeji" zu seinem Thema gewählt und erinnert an einen berühmten, zu seiner Zeit viel gelesenen Roman von Bulwer. Die Aehnlichkeit ist aber keine blos äußere, durch den Stoff hervorgerufene; das Gedicht ist im Gegentheil durch die ganz und gar moderne Behandlung der Liebe entschieden auf den Boden des Romans hinübergerückt worden und weist die Forderungen desselben nun doch wieder vornehm ab. Das gibt einen eben so unauflöslichen, als unerquicklichen innern Widerspruch zwischen der Staffage und den Figuren; wenn wir uns an die Ampeln und Marmorbecken halten, so vermissen wir die Lydia des Horaz, und wenn wir auf Euphorion und Jone eingehen, so wünschen wir ihnen deutsche Taufnamen und sehen uns nach der Theetasse um. Der Verfasser wende nicht ein: der Mensch bleibt zu allen Zeiten und unter allen Umständen Mensch. Das ist vollkommen richtig, aber er wird in allen seinen Lebensäußerungen durch die jedesmalige Culturstufe seines Volkes bedingt, und der Römer hatte nicht die entfernteste Anlage zum Werther. Dieser Mangel ist schlimm; noch schlimmer ist ein anderer. Ein Bild kann an einen verkehrten Platz gehängt und dessen ungeachtet gut ausgeführt sein; ein deutscher Jüngling kann sich in Pompeji wunderlich ausnehmen, aber uns recht wohl gefallen, sobald wir ihn in Gedanken unter eine Linde versetzen, die melancholisch vom Mond beschienen ist. Doch dem Euphorion ist auch dadurch nicht zu helfen; der Verfasser hat den Uebergang vom Epos zum Drama, vom äußern Umriß zum treibenden und springenden Lebenspunkt, nicht ein einziges Mal gefunden, und bis auf einzelne Züge, die aber eben darum an Funken erinnern, die in's Wasser fallen, ist Alles todt und kalt geblieben. Im ganzen Homer steht nicht

eine Rede, die trotz der unendlichsten Kunst, die sich hinter ihr verbirgt, nicht einen Eindruck machte, als ob sie improvisirt wäre; im ganzen Euphorion findet sich keine, die nicht sorgfältig für ein Deklamatorium vorbereitet und auswendig gelernt schiene. Dagegen verdienen die Schilderungen das höchste Lob und aus dem Ganzen spricht ein reicher, gebildeter Geist, der zwar nicht berufen sein dürfte, die Geheimnisse der Menschenbrust zu verkünden, der aber auf anderen Gebieten gewiß Erfreuliches leisten wird.

Jerusalem.

Epische Dichtung von Adolf Stern. Leipzig, Verlag von Heinrich Hübner.

In diesem Gedicht decken sich Staffage und Figuren besser, wie in dem vorigen, die Aufgabe war aber freilich auch leichter, denn wir stehen auf dem Boden der jüdisch-christlichen Weltanschauung und haben Menschen vor uns, die nicht bloß unser Fleisch und Blut mit uns theilen. Das soll jedoch nicht zum Nachtheil des Verfassers gesagt sein; er hat den Fall Jerusalems in einer Reihe ergreifender Bilder vorgeführt und nicht bloß im Ganzen historischen Blick bewiesen, sondern auch im Einzelnen jenen feinen Sinn für's Detail beurkundet, von dem die Beseelung abhängt. Hier werden keine Platonischen Dialoge gehalten, sondern menschliche Gespräche, die zu dem, was eben vorgeht, in unmittelbarster Beziehung stehen, ohne darum in's Triviale zu fallen und etwa die orthographischen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit zu rechnen. Dafür spricht auch Alles zum Herzen.

Anna.

Ein livländisches Lebensbild von Minna von Mädler, geb. Witte.
Hannover, Carl Rümpler.

Ein Buch, das aus dem Elsaß oder aus den Ostseeprovinzen kommt, kann gewiß bei jedem Deutschen auf doppelte Nachsicht zählen. Wenn sich daher auch nicht leugnen läßt, daß diese „Anna“ besser als einfache Novelle hervorgetreten wäre, da der gestrenge Gebieter, der Reim, ihr mehr genommen, als gegeben hat, so wird sie sich dennoch Freunde erwerben und verdient es auch durch manche liebliche Schilderung und manchen der Natur abgelauschten Zug.

III.

Die Singvögel gehen im deutschen Dichterwalde nicht aus; auch in den letzten Monaten hat sich, unbekümmert um Eis und

Schnee, wieder eine große Anzahl eingestellt. Wir wollen sie dießmal in solche eintheilen, die einzeln fliegen, und in solche, die in Schaaren erscheinen, und die ersteren zuerst vornehmen. Freilich müßten wir lächeln über unser eignes Geschäft; das Echo, das sie finden, ist ihre beste Kritik, und wenn die Nachtigall überhört wird, weil es gerade Jahrmarkt ist und alle Liebenden zum Tanz eilen, der Spatz aber Jubel erregt, weil sein Geschmetter zum Lärm der Janitscharenmusik paßt, so läßt es sich beklagen, aber nicht ändern. Der Tag verrauscht, die Nacht bricht ein und wie Weniges erlebt den nächsten Morgen!

Gedichte von Carl Gottfried Ritter von Leitner.

Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Viktor Lohse.

Diese Sammlung tritt bereits in zweiter Auflage hervor und sie verdient eine noch größere Verbreitung, denn sie bietet des nachhaltig Schönen Vieles dar. Zwar können wir nicht mit Carl von Holtey in Leitner einen Balladendichter erblicken, der, wenn nicht neben, so doch unmittelbar hinter Ludwig Uhland mit erhobenem Haupt einher zu schreiten berechtigt wäre. Dazu fehlt nicht mehr, als geradezu Alles: Tiefe und Ursprünglichkeit der Erfindung ebenso, wie Glut und Präcision der Ausführung. Auch in seinen Liedern vermissen wir den leichten Flügelschlag der Fittiche, ohne dafür durch Gold und Edelsteine in den Fängen entschädigt zu werden; sie können so wenig als Gemüthsergüsse, wie als Reflexionserzeugnisse befriedigen. Die Gelegenheitsgedichte wären sogar besser ganz weggeblieben; derartige Votivtafeln dürfen nur Goethe und Schiller aufstellen, und der letztere hat es nicht einmal gethan. Höchst Erfreuliches liefert der Dichter dagegen im Sonett und vortrefflich ist er im Epigramm. Die Abtheilungen: „Im Park Rosenhain" und „Friedhof-Blumen" sind lyrischer als alle seine Lieder, und plastischer als alle seine Balladen, und in den „vermischten Distichen" finden sich Stücke, welche die griechische Anthologie zieren würden; z. B. Canova, die Tanzende und Anderes.

Neue Gedichte von Rudolf Gottschall.

Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Wenn die Schönheit auf dem Wege des Bürstens, Reibens, Zähneputzens und Salbens zu Stande käme, so hätten wir sie hier vollendet vor uns stehen. Dieser Mittel bediente sich jedoch die

Venus nicht, ehe sie aus dem Meere emporstieg, sondern Frau v. Pompadour, bevor sie ihr Boudoir verließ. Die ganze Sammlung macht den Eindruck absichtlicher und bewußter Koketterie, und das sowohl durch die Materie, wie durch die Form. Angelernte und geschickt nachgemachte Naturlaute wechseln ab mit sogenannten socialen Bildern: jene erinnern an die Italiener, die in großen Städten zur Weihnachtszeit mit künstlichen Vögeln hausiren gehen, deren Gezwitscher sie nachäffen; diese, z. B. Mammon, würde man kaum bei Eugen Sue ertragen. Der Vers tänzelt bald leichtfertig dahin, ohne Grazie zu erlangen, und erhebt sich bald wieder in überkühner Vermessenheit zur gereimten Ode, ohne den Inhalt sonderlich zu steigern, wenn man ihn nicht in der Ueberschrift erblickt. Wie stechen solche gespreizte Prachtstücke gegen das einfach-natürliche „Strandbild" ab, das für des Dichters Talent ein besseres Zeugniß ablegt, als der ganze übrige Band.

Gedichte von Otto Banck.

Leipzig, Verlag von Carl Fr. Fleischer.

Auch aus dieser Sammlung spricht eine Individualität, die sich ihrer stark bewußt ist. Aber das Selbstgefühl hat hier nichts Widerwärtiges, es ist der natürliche Ausdruck einer Jugendkraft, die sich zum ersten Mal an dem stumpfen Widerstand der Welt versucht und ihn vielleicht zu gering anschlägt, nicht aber das traurige Product eines künstlich unterhaltenen Rausches, der die Illusion um keinen Preis fahren lassen will. Die positive Seite des Dichters liegt in der Reflexion, wenn er auch nichtsdestoweniger dem Gemüthsleben manches reizende Bild abgewinnt, und gipfelt, wie bei Leitner, im Epigramm, jedoch in derjenigen Gattung desselben, welche man zu Eschenburg's oder Bouterweck's Zeit die französische oder altdeutsche zu nennen pflegte. Mancher seiner „sinnreichen Einfälle", um den alten Namen zu brauchen, verdiente im Logau zu stehen, und Besseres kann man schwerlich zur Empfehlung des Buches sagen.

Gedichte von Emil Kuh.

Braunschweig, Georg Westermann.

Der Dichter ist uns schon als Erzähler begegnet, und wir haben schon bei Beurtheilung seiner Erzählungen, so scharf sie im Allgemeinen auch ausfallen mußte, sein seltenes Talent für

alles Zuständliche bereitwilligst anerkannt.*) Da das Zuständliche nun in der Lyrik Hauptsache ist, so versteht es sich von selbst, daß er uns jetzt in viel höherem Maße befriedigt, wie früher. Seine Sammlung enthält zwar keine jener wunderbaren Kunstkrystalle, die sich an Phantasie, Herz und Geist zugleich wenden, weil alle drei gleichen Antheil an ihnen haben, aber sie bietet Manches dar, was, wenn es auch von der höchsten Region ausgeschlossen bleibt, doch ohne Zweifel in der unmittelbar an sie grenzenden auf einen Ehrenplatz Anspruch machen darf. Wir dürfen sie daher jedem Freunde echter Poesie warm empfehlen.

IV.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, die in Schaaren fliegen, wenigstens dießmal; denn die Möglichkeit, sich noch einmal höher zu erheben und dann vom großen Schwarm abzusondern, wollen wir nicht jedem der Dichter absprechen, die uns jetzt beschäftigen werden. Nach der alten Rangordnung geht das Geistliche dem Weltlichen voran; prüfen wir denn zunächst die Sänger, die sich vom Kirchendach herab vernehmen lassen, anstatt sich auf dem Apfelbaum zu wiegen oder im blühenden Hollunder zu verstecken. Da treffen wir zuerst Carl Simrock's Sionsharfe (Elberfeld, B. L. Friederichs), die wir nur darum hier herein ziehen — denn ihr gebührte allerdings ein anderer Platz — um ein Maaß für das Uebrige zu haben. Diese Sammlung altkatholischer Kirchenlieder, mit gewohnter Vorsicht und Geschicklichkeit vom Herausgeber zusammengestellt, ist historisch ebenso interessant, als sie ästhetisch und ethisch befriedigt; sie adressirt sich nach der Vorrede an alle Freunde des Schönen und der geistlichen Dichtung, ohne Unterschied der Confession, und diese ernsten Klänge, die zum Theil schon ein volles Jahrtausend heiligte, werden auch ohne Zweifel jedes empfängliche Gemüth trösten, erschüttern oder erheben. Anders steht es mit den Gedichten Gedeon's von der Heide (Schaffhausen, Fr. Hurter). Weit entfernt, die Religion zu suchen, wo der Dogmenstreit ein Ende hat und wo das: „Ein' feste Burg ist unser Gott" harmonisch mit dem „Ave Maria" zusammenklingt, thut der Verfasser Alles, was irgend an ihm liegt, um den kirchlichen Hader auf's Neue zu entzünden. Glücklicherweise bleibt die Kraft weit hinter dem Willen zurück, obgleich das Selbstbewußtsein in ihm unglaublich

*) Der Leser vergleiche in Band 11: Kleine Anzeigen, 3. D. H.

stark ist und ihm gestattet, sich seinem Volk am Rhein als einen „Barden" zu empfehlen, wegen dessen es alle anderen fortjagen müsse. Es hat daher Nichts zu sagen, daß er den Erzbischof von Köln für einen Märtyrer und einen Heiligen zugleich erklärt und den Zeitgeist in den Bann thut; im Interesse der Religion selbst möchten wir ihm aber rathen, keine zweite Ballade, wie die „Rosenkranzpredigt des heiligen Dominicus" zu machen, denn er ist nicht der Mann, der unsern Herrn und Heiland Jesus Christus mit einer Dirne in ihrer Kammer zusammenbringen kann, ohne ihn zu prostituiren. Seinen Wunsch, daß sich der „ketzerischen" Literatur eine katholische gegenüber stellen möchte, wird übrigens jeder patriotisch gesinnte Protestant theilen; es wäre ein schöner Gewinn, wenn wir, mit oder ohne Wunder, einen zweiten Schiller oder einen zweiten Goethe erhalten könnten, und auch ein Calderon oder ein Cervantes wären nicht zu verachten. Viel erquicklicher, wenn auch poetisch nicht eben bedeutend höher stehend, sind Ernst Pfeilschmidt's heil'ge Zeiten. (Leipzig, Brockhaus.) Das inhaltschwere Evangelienwort: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" bildet den Kern des anspruchslosen Büchleins, und Christen aller Confessionen werden es mit Erbauung lesen können, denn wenn es auch Luther, Zwingli und andere große Vorkämpfer der Reformation feiert, so geschieht das auf edel menschliche Weise und kann den vernünftigen Katholiken so wenig verletzen, wie die Verherrlichung der Heiligen und Märtyrer den Protestanten in der „Sionsharfe". Durchaus trivial sind dagegen Georg Wilhelm Schulze's geistliche Lieder (Halle bei Richard Mühlmann) und werden, obgleich fast allen bekannten Kirchenmelodien angepaßt, schwerlich in irgend einem Gesangbuch gastliche Aufnahme finden; das reicht noch nicht einmal an den allezeit fertigen Johann Rist, und Rist fand doch wenigstens die Sprache noch nicht auf der Stufe vor, wo sie „für Jeden dichtet und denkt", der selbst Nichts in sie hineinzulegen hat.

Indem wir nun zu den weltlichen Sängern übergehen, begegnen wir zunächst zwei Veteranen, Veteranen des Lebens und zum Theil auch der Literatur. Carl Ludwig Storch (Gedichte, bei Brockhaus) bietet in einem mäßigen, wohl gesichteten Bande die reifen Resultate gediegener Mannes- und Menschenbildung dar, aber, wir fügen es um so unumwundener hinzu, als der Dichter selbst in der Zueignung auf ungeschminkte Wahrheit dringt, ohne poetische Verklärung. Seinem Talent können wir den Vor-

beer nicht zuerkennen, wohl aber seinem Charakter den Eichenkranz. A. v. Maltitz (Noch ein Blatt in Lethe; Weimar, T. F. A. Kühn) zeichnet sich durch scharfe und kühne Schilderungen unserer gesellschaftlichen Zustände aus und würde sich in diesem Gebiete bei etwas weniger Breite hier und da zum Vortrefflichen erhoben haben; die lyrischen Anläufe dagegen wollen Nichts sagen und die biblischen Scenen erinnern an die Zeit Geßner's, wo man Adam und Eva darzustellen glaubte, indem man ihnen die modernsten Empfindungen und Gedanken lieh, statt einfach ein Kind auf seinem ersten Spaziergang zum Vorbild zu nehmen. Das „Nebelleben" eines Anonymus (Weimar, bei T. F. A. Kühn) ist zu platt, um mehr als erwähnt werden zu können; diese Reimereien gehören zu den Pilzen, die nach des Verfassers eigner Meinung über den Gräbern gefeierter Größen emporschießen, sobald sie geschlossen sind. Dem „Album lyrischer Originalien, zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein-Tunnel Verunglückten herausgegeben von Friedrich Dier" (Basel bei Schweighauser) möchte man des frommen Zwecks wegen die größte Verbreitung wünschen. Es ist auch insofern interessant, als es aus allen deutschen Gauen, vom danisirten Holstein an bis zum französisirten Elsaß hinauf, poetische Proben liefert. Wenn man jedoch aus diesen auf den Stand des deutschen Parnasses überhaupt schließen müßte, so wäre das Ergebniß traurig. Glücklicherweise haben wir das nicht nöthig. Adolf Strodtmann's „Hoheslied der Liebe" (Hamburg, Th. Niemayer) und Ludwig Bund's „Nachtschatten" (Düsseldorf, in Commission bei Schaub) fassen wir zusammen; was sich hier für Poesie ausgibt, ist ein Gemisch von Sprachschaum und Rhetorik. Höchst vortheilhaft stechen gegen diese Produkte einer willkürlichen innern Erhitzung die Gedichte von Albert Träger (Leipzig, Ernst Keil) ab. Die Sammlung ist jedenfalls verfrüht und darum zu monoton, aber der Dichter erregt Hoffnungen durch die Tiefe seiner Empfindungen und das weise Maß seines Ausdrucks.

V.

Brunhild.

Eine Tragödie aus der Nibelungensage. Von Emanuel Geibel.
Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Ob das Nibelungenlied die dramatische Behandlung vertrage oder nicht, ist seit lange eine offene Frage der Literatur. Der

Versuche liegen mehrere vor, aber keiner ist entscheidend gewesen, obgleich sich in Fouqué ein echt poetisches und in Raupach ein unbestreitbares theatralisches Talent dazu ansetzte. Es ist bekannt, daß Fouqué's „Held des Nordens", der sich freilich nicht unmittelbar an das Nibelungenlied anschließt, sehr warm von Jean Paul belobt wurde, und das sogar, was wir heutzutage kaum noch begreifen, auf Kosten Schillers; es ist nicht weniger bekannt, daß Raupach's „Nibelungenhort" sich ebenso gut, wie seine Hohenstaufen, die Bühne eroberten. Fouqué's Dichtung ist auch wirklich nicht arm an einzelnen charakteristischen Zügen, aber sie leidet an jener gesuchten Erhabenheit, die ebenso einförmig als unerträglich ist und die Circulation des Blutes aufhebt, so daß die Menschen erfroren umfallen, wie auf hohen Alpen; er stellt Geschöpfe hin, die mit uns gar nicht mehr verwandt sind, weil sie wie die Bewohner des Mondes, wenn er deren hätte, ohne Luft und Wasser leben können. Raupach's Drama ist mit der gewohnten Geschicklichkeit des Verfassers auf den Theater-Effect berechnet und wird seinen Zweck auch selten verfehlen, wenn die Hauptrollen gehörig besetzt werden; an und für sich betrachtet, bleibt es auch hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück und gleicht einem buntscheckigen Gemälde, das zum Theil aus einem zerschnittenen Nürnberger Bilderbogen, zum Theil aus den Resten und übriggebliebenen Fetzen eines Michel Angelo zusammengeklebt ist. Das gewaltige Epos, das zu Grunde liegt, ließ sich nicht ganz zerstören, hier und da ragt in die moderne Bettelwirthschaft noch der eine oder der andere der riesenhaften ursprünglichen Umrisse hinein, hin und wieder zeigt einer der urweltlichen Recken noch die eherne Faust. Aber das Alte taucht nur auf, um das Neue todtzuschlagen und dann wieder spurlos zu verschwinden. Der Grund des Mißlingens liegt in beiden Fällen in der Motivirung. Fouqué motivirt gar nicht, er stellt seine Helden wie mathematische Größen hin, und wenn sie nun im Tode den Hauptspaß des Lebens erblicken und im Schlangenthurm, von den Würmern schon angefressen, noch Kampf- und Schlachtlieder singen, so überrascht uns das so wenig, wie irgend eine neue Bestätigung des alten Satzes, daß zweimal zwei vier sind, rührt und erschüttert uns aber auch eben so wenig. Raupach dagegen motivirt verkehrt; er bleibt stehen oder trippelt im Hahnenschritt näher, wo er nicht schnell genug vorübereilen könnte, und zieht Siebenmeilenstiefeln an, wo er verweilen sollte.

Denn, wie Alle, denen die Einsicht in die Natur des Mythos versagt ist, will er das Ungeheure, das auf Glauben rechnen muß, weil es alles Maaß überschreitet, motiviren und läßt dabei die Momente, wo die Recken zum Menschlichen zurückkehren und wo der Dichter sie dem Gemüth näher zu führen vermag, unbenutzt. Der neueste Bearbeiter, Emanuel Geibel, hat nun ganz einfach mit dem Mythos gebrochen und Alles, was an ihn erinnert, über Bord geworfen; dieser Ausweg scheint uns jedoch der unglücklichste von allen. Zunächst gelingt das Manöver nicht ganz, der Lindwurm und die Tarnkappe werden zwar beseitigt, aber die Brunhild mit ihrer Riesenkraft bleibt übrig und nimmt sich ungefähr so aus, wie ein Walfisch unter Blumen und Schmetterlingen, während er doch mit dem Robben oder dem Hai spielen müßte. Dann aber vernichtet das Manöver geradezu den Stoff und würde, wenn es unumgänglich nothwendig sein sollte, nur beweisen, was von so mancher Seite mit Nachdruck behauptet wird, daß dieser sich für die dramatische Behandlung durchaus nicht eignet. Denn das Eigenthümliche desselben liegt ja eben in der wunderbaren Mischung des Ungeheuren und des rein Menschlichen, und wenn man diese dunkle, blutige Fabel, die recht gern aus einer Hofgeschichte hervorgegangen sein kann, wieder zur Hofgeschichte herabsetzt, so ist die Frage erlaubt, warum man nicht noch einen Schritt weiter ging und auch die Namen strich. Von Hagen erträgt man's nicht, wenn er über Zurücksetzung klagt und sich mit einem alten Hunde vergleicht, der aus der Thür gejagt wird; sein Grimm stammt aus einer anderen Quelle. Aber einem quieszirten Hofmarschall würde man mit Ruhe zuhören und ihm, wenn der Mann sonst brav und gut wäre, sein herzliches Mitleid schenken. Das Stück ist daher als ein unbedingt verfehltes zu bezeichnen, so lange man es als den dritten namhaften Versuch betrachtet, das Zaubergold des Nibelungenhorts zu heben; sonst aber steht es in Nichts hinter dem „König Roderich" des Dichters zurück und ist ebenso reich an sinnigen Gedanken, zarten Empfindungen und reizend ausgemalten Bildern, wie dieser. Daß es bei einem so großen Mißgriff im Ganzen für die Literaturfrage selbst Nichts entscheidet, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Das gefangene Bild.

Dramatische Phantasie in drei Aufzügen von S. H. Mosenthal.
Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Diese dramatische Phantasie versetzt uns lebhaft in die Zeit zurück, wo Friedrich Kind, den wir jetzt nur noch aus dem Freischütz kennen, mit „Van Dyk's Landleben" so viel Glück machte. Was wurde damals nicht Alles aus einem Maler, wenn er in die Hand des Dichters fiel! Fromm, wie ein Kind, und zart, wie eine Jungfrau, malte er nicht bloß Heilige, sondern war selbst einer und fuhr auch gewöhnlich, meistens durch Vermittelung der Hektik, die seit Oehlenschläger's Correggio hinzu kam, nachdem der Tieck=Wackenroder'sche Stern bald die übrigen Ingredienzien geliefert hatte, bei lebendigem Leibe zum Himmel, um die Aureole entgegenzunehmen. So schön träumt die Welt nicht mehr von den Leuten, die den Pinsel führen, seit die Kunstausstellungen permanent geworden sind und die Bilder so anwachsen, daß sie durch den übertriebenen Leinwandverbrauch die Müllersäcke zu vertheuern drohen. Wo käme der unbegränzte Respect vor der „göttlichen Kunst der Farben" auch noch her, nun es Gemälde gibt, die nicht blos die Augen, sondern auch die Beine des Beschauers ermüden, weil er eine halbe deutsche Meile zurücklegen muß, bevor er zu Ende kommt: wer je in die Nothwendigkeit versetzt war, die historische Gallerie zu Versailles zu durchwandern, wird uns verstehen und uns schaudernd beistimmen. Es ist deshalb zu besorgen, daß die „dramatische Phantasie" sich nicht so leicht ein= und durchschmeicheln wird, als früher wahrscheinlich geschehen wäre. Nichtsdestoweniger gehört sie zum Besten, was der Verfasser geliefert hat, denn wenn sie in der Motivirung auch noch schwächer ist, wie seine übrigen Arbeiten, und mehr als einmal aus dem Sublimen in's Ueber=Sublime hinein geräth, so will das hier zunächst nicht so viel sagen wie anderswo, wo wir es mit derben Bauern= oder scharfen Judennaturen zu thun haben, und dann ist die Grundstimmung des Ganzen von Anfang bis zu Ende vortrefflich festgehalten.

VI.

Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820. Von Sebastian Brunner.
Wien, Wilhelm Braumüller.

Ein Mönch tritt mit seiner Almosenbüchse in eine Schenke ein, um für seinen Orden zu sammeln. Einer der Gäste, von

Wein und Bier erhitzt, erblickt ihn kaum, als er sich auch erhebt und ihm in's Gesicht spuckt. Der Mönch trocknet sich gelassen mit dem Zipfel seiner Kutte ab und sagt dann: Das war für mich, nun gib mir auch etwas für meine Armen! Dieser Mönch soll der Pater Hoffbauer gewesen sein. Wäre es erwiesen, so würde er Yorick's Lorenzo noch übertroffen haben und eine Statue verdienen; die Geschichte ist jedoch sehr alt und wird hier zum ersten Male mit seinem Namen verknüpft. Aber auch ganz abgesehen von ihr, war Hoffbauer offenbar eine höchst merkwürdige und in einem bestimmten Kreise bedeutende Persönlichkeit, die man keineswegs mit den Augen ihres Biographen zu betrachten braucht, um ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können. Von armen Eltern geboren und trotz seiner Anlagen und Wünsche nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters gezwungen, ein Handwerk zu lernen, macht er als Bäckergesell von seinen geringen Ersparnissen mehrere Reisen nach Rom, studirt unter den kümmerlichsten Umständen, und von Zeit zu Zeit immer zum Backtrog als der letzten Zuflucht in der äußersten Bedrängniß zurückkehrend, mit Eifer Theologie, wird in seinem 35. Jahre endlich zum Priester geweiht und stirbt in Wien als Generalvikar eines Ordens, den er selbst aus Italien, wo man dem kühnen Unternehmen kopfschüttelnd und mißtrauisch zusah, nach Deutschland verpflanzt und weit ausgebreitet hat. Dazu gehört eine Energie des Charakters und eine Beharrlichkeit des Willens, die nicht blos auf der katholischen Wagschale schwer wiegen und den Kenner der Literatur lebhaft an Jung Stilling erinnern werden. Das Bild einer so rastlosen und vor keinen Hindernissen zurückschreckenden Thätigkeit muß in unseren Tagen, wo nur noch die Federn von Stahl sind, selten aber die Männer, die sie führen, doppelt heilsam wirken; in diesem Sinne sei das Buch denn empfohlen. Die Arabesken, die sich bunt um die Hauptfigur herumziehen, sind auch nicht ohne Interesse und zuweilen sogar sehr pikant. Eine hervorragende Rolle spielen die Romantiker Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Clemens Brentano; doch werden sie keineswegs wie die Kinder des Hauses behandelt, was ein beachtungswerthes Zeichen sein dürfte. Von Clemens Brentano, dem Bruder der Bettina, den man sich nach ihren Schilderungen in glänzenden Verhältnissen denkt, erfährt man mit Erstaunen, daß er in Wien nahe am Hungerleiden war und Almosen annehmen mußte; auch wird eine garstige Antwort

erzählt, die ihm auf eine etwas vorlaute Frage von dem berühmten Veith ertheilt wurde. Ob es mit der Jugenderziehung unter dem Kaiser Josef so schlecht stand, wie hier berichtet wird, bleibe um so eher dahin gestellt, als es auf keinem Gebiet gegen den Fortschritt Etwas beweisen kann, daß der Uebergang mit Thorheiten und Excentricitäten verbunden ist. In der Nacht sitzt man ruhig, in der Dämmerung fällt man leicht in den Graben oder geräth in den Sumpf und erst beim vollen Tageslicht erlangt man einen festen, sichern Schritt.

Kein Hüsung.

Von Fritz Reuter. Greifswald und Leipzig, Th. Kunike.

Dieß Idyll verspricht in der ersten Hälfte sehr viel, hält aber leider in der letzten sehr wenig. Die Bedrängniß des Liebespaares, das sich nicht heirathen kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubniß zur Niederlassung nicht erhält und sich doch heirathen muß, wenn das Mädchen nicht mit Schande bedeckt dastehen soll, ist vortrefflich geschildert. Aber das einfache Bild durfte trotz des dunklen socialen Hintergrundes, gegen den es sich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnsinn enden; eine versöhnende Lösung war durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Dichter ist auf das Gebiet der Tragödie hinüber geschritten und hat noch obendrein zu den äußersten Mitteln derselben gegriffen, zu denen, die selbst Shakespeare sich für den Lear und Hamlet aufgespart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerstört und dem Leser ist zu Muthe, als ob er auf einem harmlosen Spaziergange plötzlich unter Löwen und Tiger geriethe, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen sind. Ein Gewitter muß keine Lämmer erschlagen; der Wolf ist ihr Schicksal. Dennoch ist das Gedicht eine höchst beachtungswerthe Talentprobe; auch steht ihm sein plattdeutsches Gewand recht gut und von Seiten der Erfindung geht es weit über Klaus Groth hinaus.

Norddütsche Stippstörken un Legendchen.

Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, Fincke'sche Verlagshandlung.

Ganz anders aber verhält es sich trotz der zweiten Auflage mit den hier zusammengestoppelten Mährchen. Sie gehören zum

Plattesten und Trivialsten, was in diesem Genre je hervorgetreten ist, und sind mit einer Breite vorgetragen, welche die Geduld auf eine noch härtere Probe setzt, als der dürftige Inhalt selbst.

Hans Sachs.

Eine Auswahl aus dessen Werken. Herausgegeben von Georg Wilhelm Hopf. 2 Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid's Verlag.

Der Herausgeber hat gewiß Recht, wenn er annimmt, daß Hans Sachs mehr durch literar-historische Ueberlieferung berühmt, als durch seine Werke bekannt sei. Auch wird der Kundige ihm unbedingt beistimmen, wenn er meint, daß der alte Volksdichter dieß Schicksal nicht verdiene, denn wenn ihm auch die unerläßliche Classicität der Form die Unsterblichkeit nicht verbürgt, so sichert ihm doch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und das Eigenthümlich-Treuherzige seiner Manier noch auf lange auch in weiteren Kreisen ein lebendiges Interesse und immer wird er eine reiche Fundgrube für die deutsche Culturgeschichte bleiben. Das Unternehmen, ihn im Andenken der Nation durch eine neue Auswahl seiner charakteristischen Dichtungen wieder aufzufrischen, gehört daher nicht zu den überflüssigen und wird bei dem Literaturfreund um so eher auf Förderung und Unterstützung rechnen dürfen, als es sich an das frühere von Götz anschließt und dieses ergänzt und gewissermaßen abrundet.

VII.

Rahel und ihre Zeit.

Von Eduard Schmidt-Weißenfels. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein höchst buntscheckiges, aber auch höchst überflüssiges Buch. Wenn die Phrase den Gedanken ersetzen könnte, so müßte man es loben. Aber die Periode ist vorüber, wo hochtrabende Redensarten, wie: „Die französische Revolution war die Hebamme der neuen Zeit", oder: „Börne war das grollende Deutschland", oder: „Rahel war ein Epos", die Geistesarmuth und den Mangel innerer Reife wenigstens in den Augen der Menge mit einigem Glück zu verdecken vermochten; der letzte Journalleser würde lachen, wollte Jemand die Elsler noch einmal „Weltgeschichte" tanzen lassen. Wenn das Ueberschrauben und verhimmelnde Karrikiren längst fixirter Gesichtspunkte, das unmotivirte Wieder-

aufnehmen längst zurückgewiesener oder doch auf das bescheidenste Maaß reducirter eine literarische That wäre, so würde hier eine vorliegen. Aber es heißt verwirren und über den Haufen stoßen, nicht aufklären und näher bestimmen, wenn man den kleinen Berliner Cirkel der Frau von Varnhagen oder gar das Boudoir des Fräuleins Levin dicht neben den großen europäischen Salon der Madame Staël-Holstein oder das väterliche Haus der Mademoiselle Necker rückt. Es heißt bis in's Lächerliche übertreiben, wenn man die Rahel, deren pikante Begabung Niemand bestreitet, zum Centralpunkt alles „schöngeistigen" Lebens in Berlin, ja in Deutschland erheben und selbst Goethe's Stellung auf ihre Bemühungen zurückführen will, obgleich es vollkommen richtig, aber auch ebenso bekannt und begreiflich ist, daß er die Anerkennung seiner olympischen Ueberlegenheit erst sehr spät und nicht etwa, wie Mancher glauben mag, der ihn jetzt bewundert, gleich durch den Götz und den Werther errang. Es heißt jedenfalls auch zu weit gehen, wenn man Heinrich Heine's Dichterruhm zu einem Topfgewächs des Rahelkreises macht, so unzweifelhaft es auch zu sein scheint, daß die grenzenlose Ueberschätzung dieses Talents, die so wenig ihm selbst wie seinen Zeitgenossen zum Segen gereichte, von dort ausging und so dankbar wir auch für das endliche Lüften des so lange mit großer Klugheit festgehaltenen Schleiers sein wollen. Dieser Art ist nun aber auch die ganze Monographie: durchaus schief in der Anlage und phrasenhaft in der Ausführung; wir müssen sie daher für einen ganz und gar mißlungenen Panegyrikus erklären.

Die Selbstbekenntnisse Schillers.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena. Von Dr. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Joh. Chr. Hermann'scher Verlag.

Ein Meisterstück in Form und Gehalt, das einmal wieder zeigt, was die gesunde Speculation vermag, wenn sie nicht zu stolz ist, an die Erscheinungen heran zu treten. Bei dem berühmten Namen des Verfassers bedarf diese Publication keiner Empfehlung; sie wird aber Manchen auf schmerzliche Weise an dessen frühere Thätigkeit auf ästhetischem Gebiete erinnern, wie er sie namentlich in der deutschen Monatsschrift von Adolf Kolatschek in Bezug auf das neue Drama entwickelte, und den lebhaften Wunsch rege machen, ihn nach so langer Pause zu dieser zurückkehren zu sehen.

Schiller's Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Erster Band. Berlin, Franz Duncker.

Eine Biographie, die erst zur Hälfte vorliegt, gleicht einem Gemälde, das erst halb fertig ist. Beide setzen die Kritik in Verlegenheit, denn sowohl ihr Lob wie ihr Tadel kann widerlegt werden; sie wird sich deshalb das letzte Wort und die Revision immer vorbehalten. Indem wir uns dem Werke zuwenden, das uns zu dieser Bemerkung Anlaß gibt, können wir ihm zunächst bezeugen, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfniß entgegenkommt, und das ist schon viel. Gustav Schwab genügt nicht mehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihm eine Masse des wichtigsten Materials, das erst lange nach ihm flüssig wurde, für seine verdienstliche Leistung nicht zu Gebote stand; und doch ist neben ihm kein Anderer zu nennen. Der neue Bearbeiter hat dieß Material auf das Sorgfältigste zusammengelesen und benutzt, wozu kein gewöhnlicher Grad von Fleiß und Gewissenhaftigkeit gehörte. Auch mit dem Gesichtspunkte, den der Verfasser im Einleitungscapitel aufstellt, stimmen wir überein; gewiß ist Schiller, der von frühster Jugend auf entbehrte und duldete, weit eher das deutsche Normalkind, als Goethe, den nicht blos die Muse, sondern auch das Glück schon in der Wiege anlächelte. Es ist keine Frage: der in einer Hütte geborene, in einer militärischen Zwangsanstalt erzogene, durch's Leben gehetzte und endlich wie ein Bettler verscharrte Schiller, der nun doch in einer Fürstengruft ausruht, gibt einen ganz vortrefflichen Helden für ein Volksbuch ab. Aber Palleske hat den Ton nicht getroffen; Phrasen, wie: „Der Stein verschweigt den Menschen, um den Gott zu offenbaren", muß man nicht brauchen, wenn man auch von Dannecker's Büste ausgeht, sie schrecken Jedermann ab, nicht blos den Bauer und Bürger, sondern auch und noch mehr den Mann von ästhetischer Bildung. Die ganze Darstellung leidet an Schwulst, keine Gestalt tritt plastisch hervor, wenn man den Herzog Carl ausnimmt, der scharf und prägnant, aber schwerlich ganz treu gezeichnet ist, und man athmet ordentlich auf, wenn der brave, natürliche und trotz seiner Geradheit feinsinnige Streicher einmal citirt wird. Dies ist das Hauptgebrechen, das uns aber nicht verhindert, das Werk als interessant und theilweise auch als geistreich zu empfehlen; was wir gegen die kritischen Erörterungen einzuwenden hätten, versparen wir für eine spätere gründliche Ausführung.

VIII.

Der Nachsommer.

Eine Erzählung von Adalbert Stifter. 3 Bände. Pest, Heckenast.

Drei starke Bände! Wir glauben Nichts zu riskiren, wenn wir Demjenigen, der beweisen kann, daß er sie ausgelesen hat, ohne als Kunstrichter dazu verpflichtet zu sein, die Krone von Polen versprechen. Wir machen jedoch den Verfasser nur in geringem Grade für das mißrathene Buch verantwortlich; er war sogleich bei seinem ersten Auftreten Manierist und mußte, verhätschelt wie er wurde, zuletzt natürlich alles Maaß verlieren. Anfangs schüchtern und durch die Erinnerung an Lessing's Laokoon in der behäbigen Entfaltung seiner aufs Breite und Breiteste angelegten Beschreibungsnatur vielleicht noch ein wenig gestört, machte er bald die Erfahrung, daß dieser einst so gefährliche Laokoon in unseren Tagen Niemand mehr schadet, und faßte Muth. Zuerst begnügte er sich, uns die Familien der Blumen aufzuzählen, die auf seinen Lieblingsplätzen gedeihen; dann wurden uns die Exemplare vorgerechnet, und jetzt erhalten wir das Register der Staubfäden. Man ging dem alten Salomon Geßner einmal mit einem Geburtstagsepigramm um den Bart, worin es hieß, zwei Musen rissen sich um ihn und Gott Apoll lasse, „um diesen Streit zu schlichten, ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten!“ Das wurmte den deutschen Zwillingsbruder des Aristoteles und er setzte in dem Hauptwerke seines Lebens für alle Zeiten zwischen beiden Künsten den unverrückbaren Markstein. Geßner m a l t e aber doch noch wenigstens, was würde Lessing wohl zu Leuten sagen, die unter dem prahlerischen Aushängeschild der „Ursprünglichkeit“ und des „gesunden Realismus“ nur Farben reiben, ja oft sogar nur Farbstoffe zusammentragen? Man braucht die Ideen nur zu erlassen, wenn man den Zustand herbeiführen will, in dem die Palette selbst für ein Bild ausgegeben wird. Das Aeußerste der Richtung scheint nun endlich in dem Stifterschen Nachsommer erreicht zu sein. Was wird hier nicht Alles weitläufig betrachtet und geschildert; es fehlt nur noch die Betrachtung der Wörter, womit man schildert, und die Schilderung der Hand, womit man diese Betrachtung niederschreibt, so ist der Kreis vollendet. Ein Inventar ist ebenso interessant, und wenn die Gerichtsperson, die es abfaßt, ihr

Signalement hinzufügt, so sind auch alle Elemente dieser sogenannten Erzählung beisammen.

Graf Mirabeau.

Von Theodor Mundt. 4 Theile. Berlin, Otto Janke.

Theodor Mundt ist ein recht genießbarer Schriftsteller geworden, seit er es aufgegeben hat, einen Dichter vorstellen zu wollen. Es mangelt ihm durchaus an Phantasie, aber er hat ein schönes Combinationsvermögen, und wenn es ihm auch nie gelingen wird, das Aus- und Durcheinander der Menschen und der Dinge zu veranschaulichen, so hat er doch einen klaren Blick für das Nach- und Nebeneinander und weiß es mit geschickter Hand festzuhalten. Sein Thomas Münzer, in dem er es auf Charakter- und Situationsschöpfung angelegt hatte, gehört eben deshalb zu den widerwärtigsten Zwittergeburten, die der erhitzte Verstand jemals mit einer völlig stumpfen Einbildungskraft erzeugt hat, und wird den Wenigen, die ihn nicht ganz vergessen haben, nur der Vorrede wegen im Gedächtniß geblieben sein, die den Mangel an poetischem Leben, den der Verfasser selbst empfinden mochte, mit historischer Thatsächlichkeit entschuldigen wollte. Sein Graf Mirabeau dagegen, in dem er sich begnügt, das weitläufige Memoiren- und Briefmaterial zu einer interessanten Lektüre zu verarbeiten, ist ein geistreiches Buch, das den Leser mit den Anfängen einer großen Zeit bekannt macht, und dafür, daß es an Spannung hinter den verwandten Leistungen der Franzosen zurücksteht, durch die gediegene Bildung, die aus den vielfach eingestreuten Reflexionen spricht, hinreichend entschädigt.

Erzählungen des Heimgekehrten.

Von H. Lorm. Prag, Carl Bellmann.

Dieses Buch entspricht seinem Titel; der Verfasser erzählt wirklich wie Einer, der von einer Reise heimkehrt und, während er den Staubkittel ablegt und den Mantelsack aufschließt, seiner Familie Alles zum Besten gibt, was ihm gerade einfällt, lustige Anekdoten, tragische Geschichten, Börsenpreise und Bemerkungen. Das Publikum wird aber auch die Rolle der zuhörenden Familie mit Vergnügen übernehmen, denn der Verfasser hat für das kleine Nebenbei des Lebens ein echt französisches Talent.

IX.

Der deutsche Roman hat seit Jahren kein Produkt mehr aufzuzeigen, das auch nur der Tendenz nach über das Gebiet der Unterhaltungslektüre hinausginge. Gutzkow's „Ritter vom Geist“ und Freytag's „Soll und Haben“ sind die letzten Erscheinungen von innerer Bedeutung. Auch die Dutzende von Bänden, mit denen die neueste Messe uns beschenkte, bieten keine einzige Ausnahme dar, und man kann kaum über ihr Verhältniß zur Literatur, sondern eigentlich nur über ihr Verhältniß zur Leihbibliothek sprechen. Gemeinsam ist ihnen, wie den Romanen zur Zeit Cramer's und seiner Spießgesellen die Ritterburg und der grüne Wald, oder zur Zeit Lafontaine's das friedliche Familienzimmer, in unseren „vorgeschrittenen“ Tagen der soziale Hintergrund, die politische Decoration und der historische Puppentanz. Der Stoff wird meistens Memoiren entlehnt, die wahrlich zu anderen Zwecken geschrieben wurden, und die Raisonnements sind fast immer auf Saint-Simon, Fourier und Proudhon zurückzuführen, wenn sich die Verfasser dessen auch kaum selbst bewußt sein mögen. Diese Charakteristik ist natürlich nicht strict auf jede der Novitäten anzuwenden, die uns jetzt näher beschäftigen werden; neben der neuen Richtung läuft auch noch manche der alten fort und wickelt sich vollständig ab. Im Allgemeinen aber ist sie ebenso gewiß richtig, wie sie geeignet sein wird, unser cursorisches Verfahren zu motiviren.

Verworfen.

Roman von Julius Gundling. 2 Bände. Leipzig, L. Wiedemann.

Ein Werk, das man nur in die Hand zu nehmen braucht, um den Rinaldo Rinaldini wieder schätzen zu lernen. Es liegt ein ganz guter Einfall zu Grunde, aber er zerbröckelt dem Verfasser so völlig unter den Händen, daß er in alle Winde verfliegt. Dabei werden der guten, todtenstillen Stadt Prag Ungeheuerlichkeiten aufgebürdet, die sich kaum in den Tiefen eines Ozeans, wie London, verbergen könnten. Das ist Boz in seinen ärgsten Verirrungen, ohne die nothwendigsten seiner Voraussetzungen.

Rom und Sahara von Hans Wachenhusen.

4 Theile. Berlin, Otto Janke.

Dieß Buch steht höher. Der Verfasser hat nicht blos hin und wieder einen guten Einfall, er weiß ihn auch festzuhalten

und zu verwenden. Das böse Gewissen, das aus der Vorrede spricht, hatte aber allen Grund, sich zu regen, und die Entschuldigung, daß man sich nach langem Reiseleben nicht sogleich am „literarischen Spinnrad" heimisch finden könne, ist nicht stichhaltig. Der Maler, dem die Hand noch fliegt, soll den Pinsel liegen lassen und seine zitterigen, durcheinander laufenden Linien nicht durch den lustigen blauen Montag, der dem Arbeitsmorgen vorherging, rechtfertigen wollen. Dieß Gemisch von Naturschilderungen, Reflexionen und überromantischen Abenteuern, die in gar keiner organischen Verbindung mit einander stehen, hat nicht den geringsten Kunstwerth, doch ist ein gesundes Element darin, und jedenfalls wird es manchen Leser ansprechen, wie ein Kaleidoskop.

Leben und Lieben in Norwegen.

Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben. Von Theodor Mügge. 2 Bände. Frankfurt a. M., Meidinger's Sohn u. Comp.

Leben und Lieben in Norwegen ist ganz vortrefflich von Henrik Steffens in seinen Novellen dargestellt worden. Theodor Mügge ist weit hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben, wir wollen daher einfach an diesen erinnern.

Shelley.

Biographische Novelle von Wilhelm Hamm. Leipzig, Theodor Thomas.

Dieß Büchlein ist frisch und mit Begeisterung geschrieben, aber die Begeisterung lodert noch nicht auf dem rechten Altar. Shelley ist zunächst nicht der außerordentliche Dichter, für den der Verfasser ihn hält; daran fehlt trotz „Cenci" und „Königin Mab" gar Viel. Wenn er es aber auch wäre, so würde er darum noch durchaus kein Recht haben, die Wahlverwandtschaften durchzuspielen, ohne durch den tragischen Schluß für den Bruch mit der Pflicht zu bezahlen, und tragisch soll es doch wohl nicht sein, daß er äußerlich verunglückt, bevor die innere Zerknirschung eingetreten ist? Dem Gesetz gebührt das Pathos, das der Verfasser seinem Helden zuwendet; es gibt im ethischen Gebiete so wenig Künstlerrechte wie Königsrechte.

Deutsche Träume.

Roman von Ludwig Steub. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Dieser Roman ist aus einer Gesinnung hervorgegangen, die nicht genug gepriesen werden kann. In dem Verfasser ist das

Gefühl der deutschen Schmach lebendig geworden, wie in Wenigen, und er bemüht sich, ihre Grundwurzel bloszulegen, indem er das deutsche Philisterium in allen seinen Abzweigungen nach oben und unten darzustellen sucht. Dafür drücken wir ihm die Hand. Leider fehlt ihm aber die Kraft, seinen Intentionen nachzukommen. Darum hat er es ebenso wenig zu einer wohlgegliederten, spannenden Handlung, als zu eigenthümlichen Gestalten gebracht. Nichtsdestoweniger ist ihm Manches gelungen, besonders in den Episoden, und sein Buch wird schon des männlichen Geistes wegen, in dem es empfangen ist und der es mit heiligem Feuer getauft hat, Freunde finden.

X.

Die Freimünzer.

Roman in drei Büchern. Von F. Mühler. 3 Bände. Leipzig, J. F. Hartknoch.

Dieser Roman ist unter allen neu erschienenen der bei weitem interessanteste. Empfangen im Geiste Eugen Sue's und Alex. Dumas', theilt er in gleichem Maaße die Fehler und die Vorzüge ihrer Schöpfungen. Unmöglich in den Voraussetzungen und platt in der Auflösung, ist er meisterhaft in der Verwickelung. Der Held mit seiner Vor- und Nachgeschichte ist ein Unding, die junge Engländerin, die ihm durch die ganze Welt nachrennt, um ihm ihr Geld und ihre Hand anzubieten, überschreitet die Romanfreiheit, die ihre Grenzen hat, wie die Maskenfreiheit, auf das Unglaublichste, der Papa Goldmann und die russische Gräsin, die sich zum Schluß in seine Eltern verwandeln, könnten ein paar Kartenfiguren um die Realität ihrer Existenz beneiden. Doch es steht nicht um ein Haar breit besser um Fleur de Marie und um den Grafen von Monte Christo, die nichtsdestoweniger ganz Europa, das solide, nüchterne Deutschland keineswegs ausgenommen, entzückten. Die zur Sprengung der Spielhölle und zur Begründung des crédit mobilier angewandten Mittel haben, so prosaisch weitläufig sie uns auch vorgerechnet werden, nicht viel vor Huon's Wunderhorn, mit dem der ehrwürdige Wieland sich in den schlimmsten Nöthen zu helfen wußte, voraus, und man wundert sich ordentlich, daß der Dichter nicht einfach zur Allraunwurzel greift, statt zur chemischen Tinktur. Wer das aber tadeln will, der erinnere sich an den Sack, den der Graf v. Monte Christo als Scheintodter aufschneiden muß,

während er, fest eingenäht, 1000 Fuß hoch vom Castell herab in's Meer geworfen und zur Vorsicht noch mit einigen nachgesandten Kugeln bedient wird. Wir halten es für kein beneidenswerthes Glück, die Großmutterrolle in Männerkleidern mit Erfolg zu spielen, und wenn Herr Alexander Dumas stolz darauf ist, daß das schlüpfrige Europa seinen Geschichten mit Prädilection ein geneigtes Ohr schenkt, und im Vollgefühl eines solchen Triumphs sich erdreistet, von einer „kleinen deutschen Literatur" für das „kleine Deutschland" zu reden, so können wir nur mitleidig lächeln, indem wir an die noch kleinere griechische Literatur des noch kleineren Griechenlands denken, die nichtsdestoweniger nach und nach den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Aber auch unter den Großmüttern gibt's Unterschiede, und diejenige, deren Zunge das Opiat besser vertritt, verdient den ersten der Kränze, die die kleinen Kinder zu vertheilen haben. Diesen darf Herrn Dumas nun Keiner streitig machen wollen, denn der Opiumrausch, in den er seine Leser zu versetzen weiß, hält bis zur letzten Minute vor, während man bei den meisten seiner Mitbewerber vor der Zeit erwacht und ernüchtert und fröstelnd dem ungeschickten Erzähler gern mit der Hand den fortplappernden Mund verschließen möchte, weil man den Hahn schon rufen hört. Wenig Franzosen und kein Deutscher aber sind Sue und Dumas so nahe gekommen, wie der Verfasser der Freimünzer; wenn er fortfährt, wie er angefangen hat, so wird er sich einen glänzenden Platz in der Unterhaltungsliteratur erobern und bedeutend dazu beitragen, uns in diesem stark gesuchten Artikel von unseren übermüthigen Nachbarn jenseits des Rheins unabhängig zu machen.

Die Königin.

Historischer Roman von Ludwig Storch in vier Bänden.
Leipzig, J. F. Hartknoch.

Viel solider geht es bei Storch her, aber das Resultat ist trotzdem viel weniger befriedigend. In die Sphäre der Kunst erhebt er sich ebenso wenig wie Mühler, und in der Sphäre der Unterhaltungslectüre bleibt er weit hinter ihm zurück. Es war an und für sich schon ein unglücklicher Gedanke, von den Unruhen in den Cevennen auszugehen. Tieck und sein vortrefflicher Torso sind noch nicht vergessen, und die Vergleichung ist unvermeidlich. Die Handlung verläßt dieß Terrain nun zwar so bald,

als möglich ist, und das beweist, daß der Verfasser die Gefahr kannte, die er neben jenem Dichter lief, aber sie ist und bleibt lahm und wickelt sich in gar zu großer Breite ab, auch kann der Ausgang, die Proclamation der Heldin zur Königin der Huronen, kaum den Titel rechtfertigen, geschweige höheren Ansprüchen genügen. Wir sehen Storch lieber auf deutschem Boden.

Erzählungen bei Nacht.

Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Heinrich Matthes.

Der Verfasser beklagt sich in einem Nachwort bitter darüber, daß ihm vielfach die Nachahmung Callot-Hoffmann's zum Vorwurf gemacht worden sei. Uns scheint dieser Vorwurf nun ebenso gerecht, als die Widerlegung thöricht, die er versucht und die mit einer Herabsetzung Hoffmann's beginnt. Es ist ganz gewiß, daß seine „Creaturen" von den „Figuren" des „unseligen" Hoffmann ausnehmend verschieden sind; die Identität wird wohl auch Niemand behauptet haben. Aber noch gewisser ist es, daß diese seine Kreaturen durch Hoffmann in's Leben gerufen wurden und je unbewußter dieß subjectiv geschehen sein mag, um so größer ist objectiv die Abhängigkeit. Sie gereicht ihm jedoch auch keineswegs zur Schande, denn Hoffmann war eine elementarische Natur von seltenem Umfang und außerordentlicher Energie, und wenn die unnatürliche Begeisterung für die Elle des Krämers und die Sense des Bauern einmal wieder vorbei ist, wird man mit Vergnügen, wenn auch nicht mit unverständiger Bewunderung, wieder zu der wunderbaren Laterna magica zurückkehren, die er in die Welt hineinhing. Schlimm ist es nur, daß der Verfasser seinen Meister nicht erreicht, und der Unterschied zwischen dessen Schöpfungen und seinen Nachbildungen, auf den er ein so unglückliches Gewicht legt und den wir ihm leider bestätigen mußten, hat einzig und allein in der Unzulänglichkeit seines Talents ihren Grund. Hoffmann's Phantasiestücke, mag man sie nun hoch oder niedrig stellen, sind immer voll und rund, wie Träume. Solitaire setzt die seinigen mühselig aus den widersprechendsten Elementen zusammen und glaubt sie zu motiviren, weil er dem Regenbogen, der nicht ganz werden will, mit dem Tüncherpinsel nachhilft. Doch fehlt es seinen Erzählungen keineswegs an gelungenen Partien; aber wie sieht es mit den Compositionen im Ganzen aus!

Bilder aus dem häuslichen Leben von Karl von Holtei.

Zwei Bände. Berlin, Artistische Anstalt.

Christian Lammfell.

Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Zweite Auflage.
Breslau, Eduard Trewendt.

Holtei's schönes Talent muß sich auf das wirkliche Leben stützen, wenn es Gedeihliches und Erfreuliches bringen soll. Seine Vagabunden bildeten eine Art Ergänzung seiner 40 Jahre, die man mit Recht in unserer Memoiren-Literatur sehr hoch stellt; daher kam ihnen das Gerundete der Gestalten und das Gesättigte des Colorits. Sein Christian Lammfell ist das Product freier Erfindung; daher fehlen diesem zweiten Roman, den wir für verblaßt und gedehnt erklären müssen, die Vorzüge des ersten. In hohem Grade vortrefflich sind dagegen wieder die Bilder aus dem häuslichen Leben; Niemand wird sie ohne Befriedigung aus der Hand legen.

XI.

Die Dresdner Galerie.

Geschichten und Bilder. Von A. v. Sternberg. Zweites Bändchen.
Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der erste Theil dieses Werkchens ist uns nicht zu Gesicht gekommen, den zweiten müssen wir zum Vorzüglichsten rechnen, was jemals aus Sternberg's Feder hervorgegangen ist. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, die berühmtesten Bilder, welche die erste Gemäldegalerie Deutschlands enthält, zu Mittelpunkten kleiner Novellen zu machen, und er ist ebenso reizend als erschöpfend ausgeführt worden. Bald ist es das Schicksal des Meisters, bald das seines Werkes, welches den Stoff abgibt, und während die Anekdote uns auf das Angenehmste beschäftigt, fühlen wir uns zugleich in die vorübergerauschten Zustände verschwundener Jahrhunderte versetzt. In der „grünen Spinne" sind sogar Elemente echtester Mährchenpoesie; das allerliebste Stück würde Goethe's neuer Melusine zur Seite stehen, wenn der Schluß weniger trivial wäre. Einige Stylnachlässigkeiten müssen wir aus demselben Grunde streng rügen, aus dem das Auge an polirtem Stahl keine Rostflecken duldet; ein Schriftsteller wie Sternberg sollte nicht vergessen, daß das feinere Ohr ein übel lautendes „ist", „hat" oder „wen" darum nicht weniger hört, weil es in der Feder stecken bleibt.

Drei Jahre von dreißigen.

Ein Roman von Ludwig Rellstab. Neun Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einer unserer angesehensten Historiker den Wunsch ausspricht, daß der historische Roman nie erfunden sein möchte, so können wir ihm nicht beistimmen, müssen vielmehr an Goethe's Ansicht festhalten, daß mit Walter Scott eine ganz neue Art der Kunst von unberechenbarer Bedeutung hervorgetreten sei. Aber freilich hat von Walter Scott's zahllosen Schülern keiner den Meister erreicht und wenige sind ihm so nahe gekommen, daß sie auch nur die Existenzberechtigung mit ihm theilen. Ludwig Rellstab, sonst ein achtungswerther Autor, in dem die productive und die kritische Begabung in einem schönen Gleichgewicht stehen, ist nun unter diesen Schülern einer der letzten. Es war an und für sich ein höchst unglücklicher Gedanke, den dreißigjährigen Krieg zum Thema zu wählen; ist denn Schiller's Wallenstein nicht da, und hat der Dichter demjenigen Leser, dem dieß ungeheure Bild nicht genügt, noch irgend Etwas zu sagen? Die Ausführung erinnert nun aber obendrein an Nichts so lebhaft, als an Ben Jonson's Tragödien, in denen die nackte Geschichte bekanntlich für die ausgebliebene Poesie entschädigen sollte. Eine Menge historischer Züge werden gehäuft, allein sie nehmen sich aus, wie die Libelle im Bernstein oder das Insect im Harz, wenn sie auch beweisen, daß der Verfasser gründliche Studien gemacht hat, denn es fehlt ganz und gar an lebendigen Charakteren. Darum will auch für die Haupthandlung durchaus kein Interesse aufkommen, obgleich es keineswegs an spannenden Episoden mangelt.

Die Heimatlosen.

Erzählung aus den Freiheitskriegen. Von O. Glaubrecht.
Frankfurt a. M., Heider und Zimmer.

Dieser Roman schildert die Zeit, wo der Deutsche in seinem eignen Vaterlande heimatlos war, wo die heiligsten Regungen der Seele als verbrecherisch bestraft und die natürlichsten Empfindungen von einer fremden Polizei mit Acht und Bann belegt wurden. Es war die glorreiche Zeit, wo am Strand der Elbe der Hamburgische unparteiische Correspondent, das älteste Journal Deutschlands, in französischer Sprache erschien, und wo in Triest an den Ufern des Adriatischen Meeres der Napoleon'sche Soldat

an Regentagen aus Kommisbrod ein Trottoir erbaute, um trocknen Fußes über die Straße gehen zu können und nebenbei den staunenden Barbaren den erlangten Culturgrad der großen Nation recht augenscheinlich zu machen. Es ist heilsamer, daß an diese Zeit erinnert wird, als wenn ein neuer Heinrich Heine ein neues Buch „Le Grand“ lieferte oder ein neuer Gaudy einen neuen Band „Kaiserlieder“. Wäre der wohlgemeinte Roman nur nicht durch ungesunde pietistische Elemente und durch einen Kirchthurmpatriotismus, dem das deutsche Volk eben sein ganzes Elend verdankt, in einigen Partieen gar zu sehr entstellt.

Meister Putsch und seine Gesellen.

Ein helvetischer Roman in sechs Büchern (zwei Bänden) von Alfred Hartmann. Solothurn, Jent und Gaßmann.

Als dichterische Leistung betrachtet, ist das Buch nur mittelmäßig, es wirft aber ein blendendes Licht auf manche schweizer Zustände und verdient aus diesem Grunde Empfehlung, wenn man auch bei der Lectüre ein Gefühl hat, als ob man durch ein mittelalterliches Bleifenster, das mit seinen kleinen runden Scheiben jedes Object in hundert Stücke zerschneidet, in's Freie schauen müßte. Die Schreibart ist ungebührlich vernachlässigt; wer sagt denn im Deutschen z. B. „Kaltblut“ statt „kaltes Blut“?

Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg.

Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler.

Ein zwar leichtes, aber äußerst frisches Feuilletontalent, welches den Beweis liefert, daß der Deutsche dem Franzosen darum nicht an Anmuth und Zierlichkeit nachsteht, weil er ihn an Ernst und Tiefe übertrifft. Diese zwei Bände enthalten des Interessanten und Ansprechenden in den mannigfaltigsten Formen sehr viel, und wenn die ästhetischen Urtheile, die hin und wieder eingeflochten sind, auch keineswegs von gründlicher Einsicht zeugen, wenn namentlich in dem Abschnitt: „Die Deutschen in London“ gewissen Leuten viel zu viel Ehre geschieht, so wird der Leser sich doch gewiß an den Novelletten und Reiseskizzen ergötzen.

Paul Werner.

Ein Daguerrotyp von Th. König. Zwei Theile. Leipzig, Otto Wigand.

In diesem Roman tritt ein entschiedenes komisches Talent hervor, das sorgfältige Pflege und Ausbildung verdienen dürfte.

Hier zeigt es sich nur noch episodisch, aber hier und da, z. B. in der Scene zwischen dem Pastor und seinem zum Original erzogenen Sohne, dem Candidaten, der eine neue Mutter erhalten soll, mit großem Effect. Auch die ernsten Partieen sind nicht schlechter, als gewöhnlich: aber freilich auch nicht besser.

XII.

Die Fürstin der siebenten Werst.

Roman in vier Büchern von A. Th. v. Grimm. 2 Bände. Leipzig, J. J. Weber.

Unter allen Romanen, die das laufende Jahr uns gebracht hat, verdient dieser unbedingt die Krone. Hier haben wir nicht allein, wie in den von uns hervorgehobenen Freimünzern, eine interessante Verwickelung; hier haben wir auch einen gesunden Ausgangspunkt und ein befriedigendes Ziel. Sieben Werste von Petersburg liegt das Irrenhaus, und in diesem Irrenhause werden nicht bloß die Geisteskranken, sondern zuweilen auch die Unbequemen, die man nicht nach Sibirien schicken kann und in der Residenz aus dem einen oder dem andern Grunde nicht dulden mag, durch einen gefälligen Polizeiminister untergesteckt. Eine deutsche Predigerstochter, mit der ein junger russischer Fürst sich vermählen will und die am Ende ihrer Brautreise von Charkow nach Petersburg auf der siebenten Werst verschwindet, um gegen ihren Bräutigam von seiner intriguanten Tante zunächst für wahnsinnig, dann gar für todt ausgegeben zu werden, ist die Heldin des Buchs. Ihre Schicksale sind so außerordentlich und unter den gegebenen Verhältnissen doch wieder so natürlich, daß sie die größte Spannung erregen und dennoch nicht die geringste Verwunderung hervorrufen, und das ist die beste Probe der künstlerischen Wahrheit, denn wenn wir Papageno und Papagena durch Feuer und Wasser schreiten sehen, so lassen wir uns das im ersten Augenblick zwar auch gefallen, aber gleich nachher schütteln wir den Kopf und schämen uns, an die Königin der Nacht geglaubt zu haben. Trotzdem ist die Handlung, obgleich sie es mit dem Besten der Franzosen aufnimmt, noch nicht die stärkste Seite des Romans; diese ist vielmehr in der Darstellung der russischen Zustände zu suchen. Die beiden Hauptstädte des ungeheuren Moskowiterreichs und im Gegensatz zu ihnen das Dorf der Steppe, das Osterfest und die berühmte Butterwoche sind noch nie so

lebendig geschildert worden, wie es hier geschieht; man kann das Buch nicht allein mit Vergnügen, sondern auch mit gutem Gewissen lesen, denn man belehrt sich, indem man sich ergötzt, und wenn der Stil auch immer hart, mitunter sogar entschieden undeutsch ist, so wollen wir dem Verfasser dieß bei so vielen andern Vorzügen um so weniger allzu hoch anrechnen, als seine Wiege, trotz seines deutschen Namens, schwerlich in Deutschland gestanden haben dürfte.

Auf der Düne.

Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Karl Meyer.

Auch dieß ist eine Achtung gebietende Production, die aber am Schluß in Widerspruch mit sich selbst tritt, indem sie das Gebiet des Zarten und Sinnigen, in welchem sie sich mit so viel Glück bewegt, ohne Noth mit dem des Tragischen vertauscht und dadurch in's Gräßliche umschlägt. Unsere Berliner Scheherezade, Luise Mühlbach, hat das Recht, Duelle mit blutigem Ausgang zu bringen, weil ihr Held gelauscht und gehorcht und dabei falsch gehört hat; der Verfasser der ersten zwei Dritttheile dieser Novelle ist als Talent zu bedeutend, um in dem letzten von einem ähnlichen Privilegium Gebrauch machen zu dürfen. Zwischen Gustav und seiner Frau steht im entscheidenden Moment ja kein Mensch mehr, sondern nur eine Wachspuppe, die eine Zeit lang für einen Menschen gehalten wurde; warum muß er fallen?

Heinrich Falk.

Roman in drei Bänden von Otto Roquette. Breslau, Trewendt.

Der Uebergang von der lyrischen Ueberschwänglichkeit zur dürrsten Prosa ist wohl selten so unglücklich gemacht worden, wie hier; von dem Mondlicht, das „über Dächer klettert", ist gar Nichts hängen geblieben, und die Sterne, die „schweigenden Siegel", sind ebenfalls gänzlich erloschen. Dem Verfasser gebricht es durchaus an plastischem Vermögen und sein Roman ist ganz und gar verfehlt. Dieß kann den einsichtigen Aesthetiker, der Roquette's Productionen aufmerksam im Auge behalten hat, zwar nicht überraschen, denn einem Dichter, welcher die Sterne zunächst mit Siegeln vergleicht (um auf den vorhin aus guten Gründen citirten Vers zurückzukommen) und an diesen Siegeln dann sogar noch das sich von selbst verstehende Schweigen, statt der Unzerbrechlichkeit, die wenigstens fehlen könnte, hervorhebt, welcher also

das vom Gegenstand absolut Untrennbare durch einen Act des Raffinements zur wechselnden Eigenschaft macht, einem solchen Dichter muß es wohl an aller Anschauung mangeln, und ohne diese gibt es keine bildende Kraft! Das größere Publikum jedoch wird es jetzt erst erfahren und sich verwundern, denn es läßt sich im Lyrischen viel bieten.

Die Chronik der Sperlingsgasse.

Von Jacob Corvinus. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Schotte u. Co.

Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Paul's und Hoffmann's einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.

Zwischen Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder von Jacob Frey. 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber.

Diese Arbeiten sind sehr ungleich. Sie lehnen sich alle an schweizerische Zustände an und erhalten dadurch, soweit sie sonst auch in ihrer bunten Mischung auseinandergehen, eine gewisse Einheit. Aber der Verfasser, der den Pinsel recht gut zu brauchen weiß, läßt es oft beim Crayon bewenden und gibt statt des ausgeführten Bildes eine bloße Zeichnung. Wer die „Dorfehe" und den „Kindersegen" gemalt hat, der hätte den „Breitenhans" und das „verlassene Haus" zurückhalten oder in anderer Gestalt auf die Ausstellung schicken sollen. Bei alledem aber haben wir es nicht bloß mit einem ausgesprochenen Talent, sondern auch mit einem interessanten Buch zu thun.

Neue Novellen von Ernst Willkomm.

Zwei Bände. Nordhausen, Adolf Büchting.

Willkomm's neue Novellen sind, wie seine alten; sie werden die Zahl seiner Freunde schwerlich vermehren, aber auch gewiß nicht vermindern. Es ist, was die Solidität der Materie betrifft, kein Rückschritt zu beklagen und, was die Trockenheit und Steifigkeit der Form anlangt, freilich auch kein Fortschritt zu begrüßen; der Dichter ist, was er war, und wird, wie Jehova, wahrscheinlich bleiben, was er ist.

Aus dem Salonleben.

Ein Roman von Karoline v. Göhren. Zwei Bände. Nordhausen, Ad. Büchting.

Zwei mäßige Bändchen, die ein paar müssige Stunden recht angenehm ausfüllen und aus denen, wenn auch eben kein eminentes Talent, so doch eine gediegene Bildung spricht. Es wird Niemand gereuen, sie durchzulesen, denn es ist wohlthuend, in guter Gesellschaft zu sein.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Carl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, Brockhaus.

Dieser Roman gehört dem neuen Jahre an, nicht dem alten, darum haben wir ihn uns bis zuletzt verspart. Es ist bei der Bedeutung des Autors und des Themas, das er sich gewählt hat, eine Unmöglichkeit, auf den vorliegenden ersten Band hin ein Urtheil über das Werk abzugeben. Nach der Vorrede sind es die kirchlichen und confessionellen Conflicte, die der Verfasser zu behandeln denkt; gelingt es ihm, sie rein und rund darzustellen, ohne dem protestantischen oder dem katholischen Princip, aus dem sie hervorgehen, in dem beiden gemeinschaftlichen urchristlichen Kern zu nahe zu treten, so wird er sich ein schönes Verdienst um die deutsche Cultur erwerben. Der erste Band verräth noch wenig oder nichts von seinem Plan, doch das ist gerade gut, denn es beweist, daß wir uns hier vor der fatalen tendenziösen Spitze, die durch so viele Arbeiten des jungen Deutschlands wie eine Stecknadel hindurchging, nicht zu fürchten brauchen. Er ist aber, und mehr will die Lesewelt einstweilen gar nicht wissen, höchst fesselnd, und der Mord, der seinen Mittelpunkt bildet, erschließt nach allen Seiten hin eine wunderbare Perspective, von der wir nur wünschen, daß sie gehörig erschöpft werden möge.

XIII.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus.

2 Bände. Berlin, Schindler.

Ein Buch von seltener Gediegenheit, das wir jedem Gebildeten warm empfehlen. Der erste Band enthält drei Aufsätze über Bildung und Wissenschaft, über Ehre und Ruhm und über den Humor; der zweite ebenfalls drei über Geist und Sprache, über den Takt und über die Vermischung und

Zusammenwirkung der Künste. Alle sind gehaltvoll und werden, wenn sie das Thema auch nicht immer vollständig erschöpfen, doch sicher auf's fruchtbarste zum eignen Denken anregen; die Abhandlung über Geist und Sprache müssen wir mit zum Tiefsinnigsten rechnen, was über diese geheimnißvollste aller Materien je geschrieben worden ist. Das ist eine andere Auffassung, als diejenige, die sich in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth hervorwagt und die einmal wieder recht schlagend zeigt, daß die Virtuosität im Genre sich sehr wohl mit völliger Unklarheit über den Zweck der Kunst und den Werth ihrer Mittel verträgt. Wir kommen nicht ohne triftigen Grund bei einer Gelegenheit, die uns vergönnt, das höchste Lob auszusprechen, auf das vorlaute Büchlein des sonst so tüchtigen Holsteiners zurück; es ist doch gar zu traurig, wenn ein wackerer Mann nicht einsehen will, daß es sich um's Spiel und nicht um die Vervielfältigung der Flöten handelt und daß der vom Meister vernachlässigte Ast seinen Proceß darum noch gar nicht gewonnen hat, weil er beweisen kann, daß auch aus ihm ein Instrument zu bohren gewesen wäre.

Der Mensch und die Leute.

Von Bogumil Goltz. 5 Hefte. Berlin, Franz Duncker.

Bogumil Goltz hat sich durch sein Buch der Kindheit einen Namen gemacht; ich sagte in meiner ausführlichen Charakteristik, er sei der Einzige, der den Weg zum Paradiese der Jugend zurückgefunden habe, und das Wort hatte Grund.*) Das „westpreußische Idyll“, das er folgen ließ, war eine Olla potrida und ging mit Recht spurlos vorüber; der „Kleinstädter in Aegypten“ war wieder markig und charakteristisch, fiel aber hier und da in einen Orakelton, den seltsam genug gerade Der am leichtesten annimmt, der erst spät Gehör findet. Jetzt ist das Orakel vollkommen ausgebildet. Der Verfasser hat viele glückliche Einfälle, die aber sammt und sonders seinem subjectiven, durch die wunderlichsten Sympathien und Antipathien bedingten Verhältniß zum Gegenstand entspringen; auch beobachtet er scharf, aber so einseitig verbittert, daß er über ein Mäuseloch, das ihn an der Façade ärgert, gar wohl den Thurm eines Doms übersehen kann. Das Alles trägt er nun mit einem Anspruch auf Allgemein-

*) Der Leser vergleiche diese ausführliche Charakteristik, am Schlusse von Band 10. D. H.

gültigkeit vor, als ob vom pythagoräischen Lehrsatz die Rede wäre, und daher rührt es, daß man den seltsamen Kauz auf seinen Kreuz- und Querzügen mit Vergnügen begleitet und ihm doch am Ziel fast immer den Rücken kehrt. Nichtsdestoweniger gehört sein Buch zu den interessantesten Erscheinungen des letzten Jahres; es bringt im ersten Heft eine Menge Bemerkungen über den Menschen und versucht dann die Hauptnationen, Engländer, Franzosen, Spanier, Türken, Russen, Polen, Juden und Italiener zu charakterisiren, indem es sie an uns Deutschen mißt. Die Wärme, womit es das Heimische gegen das Fremde verficht, thut wohl, und es ist den enthusiastischen Touristen gegenüber auch gut placirt, die es vergessen, daß man auf Reisen ruhig vor den Bildern steht, zu Hause aber, schweißbedeckt, mitten darin.

Deutsche Cultur- und Sittengeschichte.

Von Johannes Scherr. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Otto Wigand.

Dieses Werk, das in seiner kernigen Gedrungenheit doch kein einziges Culturmoment überhüpft oder zu karg abfertigt, möchten wir in eben so vielen Händen erblicken, wie den Katechismus Luther's. Es ist ein Volksbuch, wie ihrer wenige geschrieben werden, und gibt über das Woher unserer Nation so bündigen Aufschluß, daß über das Wohin gar keine Frage mehr entstehen kann.

Schiller, als Philosoph.

Vortrag von Kuno Fischer. Frankfurt, Hermann.

Ein vortrefflicher Pendant zu Schiller's Selbstbekenntnissen von demselben Verfasser. Wer das weiß, was es heißt, die Ideenwelt eines Dichters in ein System zu bringen, sie nämlich auf einen Alles bedingenden Mittelpunkt zurückzuführen, ohne ihr die Schönheit und Freiheit der lebendigen Bewegung zu rauben, der wird die Meisterhand bewundern, die sich hier zeigt. So leicht es ist, über Schiller's Philosophie zu schreiben und sie einzurangiren, so schwer war es, sie aus sich selbst zu entwickeln, und so sehr ist es gelungen. Nicht das am geringsten anzuschlagende Verdienst war es, sich bei der Lösung dieser Aufgabe jeder eignen Zuthat zu enthalten, nur hier und da wird eine, freilich bedeutungsschwere Frage aufgeworfen, die wichtigste von allen S. 106, an der kein Dramatiker vorbeigehen darf, indem mit ihrer Beantwortung wenigstens die Tragödie entweder steht oder fällt.

Goethe's Leben von Heinrich Viehoff.

3. Auflage. Stuttgart, Adolf Becher.

Die ersten Auflagen dieses Werks sind uns nicht bekannt geworden und von der neuesten liegen uns erst zehn Lieferungen vor. Diesen können wir das Zeugniß nicht versagen, daß das vorhandene von Jahr zu Jahr anschwellende Material gewissenhaft benutzt und vortrefflich vertheilt ist. Unser Urtheil müssen wir uns jedoch vorbehalten, da die biographische That erst beginnt, wenn Goethe, an dessen Hand der Verfasser bisher einherschritt, ihn sich selbst überlassen hat.

XIV.

Ueber das deutsche Drama haben wir dießmal recht Erfreuliches zu berichten, ohne jedoch darum auch an das deutsche Theater neue Hoffnungen zu knüpfen, denn dieses kümmert sich nicht um die höhere Production und hat es immer nur gezwungen gethan, selbst die Zeit Schiller's und Goethe's nicht ausgenommen. Johannes Scherr sagt in seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte": „Vereinzelte glückliche Würfe älterer oder jüngerer Talente, wie Grillparzer's Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen", und Hebbel's Trauerspiel: „Herodes und Mariamne", vermochten die Oede unserer Bühne nicht auszufüllen, und es ist diese den spektakelnden Experimenten einer Schaar von dramatischen und dramaturgischen Charlatanen preisgegeben." Dieß Wort ist vollkommen richtig und wird noch lange eine Wahrheit bleiben, man soll darüber nur nicht vergessen, daß das deutsche Volk nichtsdestoweniger durch diese vereinzelten, glücklichen Würfe nach und nach ein ganz vortreffliches Repertoir erhält, das in's Leben treten kann und wird, sobald die Jedermann seit Lessing bekannten allgemeinen Bedingungen für ein freies und unabhängiges Nationaltheater gegeben sind.

Columbus.

Trauerspiel von Carl Werder. Berlin, Veit u. Comp.

Wir können freilich nicht mit dem alten Tieck (s. den letzten Band seiner vermischten Schriften) ein Werk des Genius in diesem Stück erblicken; dazu ist es, um dem Maler einen Ausdruck abzuborgen, viel zu akademisch, und gerade da am allermeisten, wo es, wie im Versbau, das Gegentheil erstrebt. Wir können

es aber noch viel weniger dem kritischen Troß überlassen, der sein Müthchen daran kühlte, als es vor einer Reihe von Jahren auf der Bühne erschien. Der Verfasser ist ein Mann von viel Geist und von wenig poetischem Vermögen; das Eine beweist er durch die Architectonik seiner Tragödie, das Andere durch die Ausführung. Aber auch Lessing war weit davon entfernt, ein specifischer Dichter zu sein und über eine genügende Fülle individuellen Lebens zu gebieten, und hat dennoch den Grundstein zum deutschen Drama gelegt. Der Verfasser hat sich seinen Helden vortrefflich ausgewählt und wir wollen nicht mit ihm rechten, daß sein Visionär dem schlauen Genueser der Geschichte sehr unähnlich sieht; in den tragischen Kreis geht kein historischer Charakter ohne die ideale Weihe ein. Ebenso ist es tief gedacht, daß dieser Held nicht an irgend einer speziellen Bosheit, die nur ganz nebenbei eine Rolle spielt, sondern an dem gemeinen Grundzug der menschlichen Natur überhaupt, an der Habsucht seiner Landsleute und an dem Neid seines Königs scheitert. Dagegen ist die Katastrophe des Schillerschen „Wallenstein“ mit ebenso großem dramatischen wie historischem Unrecht in das Stück herübergezogen. Der Vertrag zwischen Ferdinand dem Katholischen und Christoph Columbus konnte gehalten werden, ohne die Rechte der Majestät zu beeinträchtigen, nicht aber der zwischen Ferdinand II. und dem Herzog von Friedland. Dieß ist der Hauptfehler. An der Diction, die sonst körnig und gedankenreich ist, müssen wir die absichtliche Nachahmung des Shakespeareschen Verses, ja der Schlegelschen Uebersetzung dieses Verses, rügen; dieß Auseinanderreden, Verrenken und dann wieder plötzliche Abbrechen des Jambus ist schon Grabbe mißglückt, und doch nimmt es sich im Herzog Gothland noch viel natürlicher aus wie hier. Der Verfasser hätte nach Lessingscher Präcision, statt nach Shakespearescher Anschaulichkeit streben sollen; dann wäre er auch nicht auf die allegorische Bilderjagd verfallen, die so traurige Resultate geliefert, wie z. B. S. 143:

Mein Plan spinnt ihm ein Netz aus dem, was er gern hätte,
Wieh'rt wie ein Roß und klirrt wie eine Kette.

Der Sohn des Fürsten.

Trauerspiel von Julius Mosen. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung.

Dieses Stück ist unbedingt das beste, welches Mosen der Literatur übergeben hat, und ein sehr schöner Verstoß gegen seine

eigene Theorie vom historischen und pathologischen Drama, denn es ist glücklicherweise historisch und pathologisch zugleich. Es theilt den Stoff mit dem Laubeschen „Prinz Friedrich“ und ist, wie wohl nicht erst bemerkt zu werden braucht, aus einem unendlich viel poetischern Geist hervorgegangen, wie dieser, dürfte aber doch an theatralisch-dramatischer Schlagkraft weit hinter ihm zurückstehen, und das nicht blos von der Bühne herab, sondern auch bei der Lectüre. Der Grund ist darin zu suchen, daß der Dichter seinen Helden auf verkehrte Weise idealisirt und ihm Eigenschaften geliehen hat, die Friedrich der Große nur so weit besaß, als sie überhaupt zur menschlichen Natur gehören, die aber durchaus nicht zur individuellen Geltung in ihm kamen. Der Freund Voltaire's konnte selbst in seinem Verhältniß zu Katt nicht empfinden, wie Posa; jede seiner Gemüthsregungen mußte in seiner Jugend ebenso sicher in Sentimentalität umschlagen, wie im Mannes- und Greisenalter in kaustischem Witz verfliegen. Der Dichter darf aber nur steigern, was wirklich vorhanden ist, nicht hinzuthun, was dem Grundton eines Charakters widerspricht, denn das unterscheidet die natürliche Phosphorescenz von der bengalischen Flamme, und er sündigt ebensosehr, wenn er über die ursprünglich gegebenen Bedingungen hinausgeht, als wenn er bei der gemeinen Natur stehen bleibt. Von diesem Grundmangel jedoch abgesehen, an dem auch der alte König leidet, obgleich freilich viel weniger, ist das Drama Jedermann zu empfehlen, der den Umgang mit jenen Geistern liebt, die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch, wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben, daran erinnern.

Adalbert vom Babanberge.

Trauerspiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble.

Adalbert vom Babanberge steht bedeutend höher als der Narciß und macht eben darum auf dem Theater weit weniger Glück, weil er sich nicht zum Paraderoß der Virtuosen eignet. Der Verfasser mußte bisher trotz alles Lärms für den ästhetisch Gebildeten eine Erscheinung sein, deren Analogon in einem Spirituskeller zu suchen ist, dessen Gase sich entzündet haben. Grabbe leistete in seinem Mohren Berdon, dem „Gift abgekitzelt“ wird, schon recht Erkleckliches, aber diese seine Exposition des

Herzog Gothland steht gegen die Katastrophe des Narciß, der am Anblick seines Weibes stirbt, so weit zurück, wie der plumpe, sich selbst verrathende Arsenik gegen den feinen, rasch entschlüpfenden und nicht einmal mehr vor dem Chemiker zitternden Strychnin. Auch haben die tollen Gräuel der Grabbeschen Erstlingsproduction doch wenigstens in der unerheuchelten, erschreckend wahren subjectiven Verzweiflung des Dichters einen Schatten von sittlichem Widerhall, während der Verfasser des Narciß mit Behagen in seiner Welt der Fäulniß und Verwesung herum zu spazieren scheint. Ganz anders sieht es im Adalbert vom Babanberge aus; hier weht uns ein frischer, gesunder Hauch entgegen, hier haben wir es mit berechtigten Conflicten zu thun, für welche die ethische Lösung mindestens redlich gesucht wird, und wenn der Verfasser auf diesem Wege fortschreitet, so wird er ohne Zweifel noch Stücke liefern, die nicht blos Glück machen, sondern auch Glück zu machen verdienen.

XV.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot.

Tome premier, Leipzig, F. A. Brockhaus.

Guizot ist der ehrlichste und vorurtheilsfreieste aller Franzosen. Wo er ungerecht und unbillig wird, hat man nicht die persönliche, sondern die Nationalschranke vor sich, den Punkt also, wo die Möglichkeit friedlicher Verständigung zwischen den Völkern aufhört und das tragische Gesetz, das dem Weltlauf zu Grunde liegt, wie seinem Spiegelbilde, dem Drama, mit seinen blutigen Consequenzen eintritt. Wer sich gründlich unterrichten will, wie weit Franzosen und Deutsche sich verstehen und wie weit nicht, der studire dieß höchst merkwürdige Buch; schärfer findet er die Demarcationslinie nirgends gezogen, besonders in den Abschnitten, wo von der Berichtigung der Territorialkarte und von der Zurücknahme der in Paris zusammengebrachten Kunstschätze die Rede ist. Auf die liebenswürdige Aeußerung Napoleons, daß im russischen Feldzuge keineswegs 300 000 Menschen darauf gegangen seien, da sich ja 100 000 Deutsche unter der Zahl befunden hätten, wollen wir nur ganz nebenbei die naiven Sänger unserer „Kaiserlieder" aufmerksam machen.

Paris und Louis Napoleon.

Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Von Theodor Mundt. 2 Bände. Berlin, Otto Janke.

Auch diese Skizzen bestätigen das von uns über Theodor Mundt bei Gelegenheit seines „Mirabeau" abgegebene Urtheil. Als er noch darauf ausging, den Mond zu entdecken, der von der Himmelshöhe herab das Ebben und Fluten des politisch socialen Lebensstromes regiert, befand er sich selten mit den Astronomen im Einklang. Nun wo er sich harmlos der Erschei-nung selbst hingibt und das bunte Farbenspiel des Wellen-tanzes aufzufangen sucht, gibt er so reizende Bilder, daß man ihn zu den besten Daguerrotypisten rechnen muß. Wir können sein Buch jedem Freunde einer anmuthig anregenden Lectüre eme pfehlen; Keiner wird es bereuen, an seiner Hand das „neue Frankreich" zu durchwandern, wenn auch Mancher hie und da, z. B. in dem Abschnitt: „Die dramatische Galanterie" seine Schritte mehr wie der Autor beschleunigen mag.

Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege.

Mit einem Blick auf verwandte Dichtungen. Ein Vortrag, gelesen in Elberfeld von Dr. Wilhelm Herbst. Mainz, Kunze.

Eine vortreffliche historische Monographie unserer politischen Befreiungspoesie, mit deren ästhetischem Ausläufer wir uns frei-lich nicht überall einverstanden erklären können, auf die wir aber um so lieber aufmerksam machen, als sie die beste Darstellung Schenkendorf's bringt, die uns bekannt ist, und als wir diesen mit dem Verfasser für den eigentlichen treuen Eckardt jener Sage halten.

XVI.

Wenn wir erst jetzt zu den Singvögeln zurückkehren, so hat der aufmerksame Leser aus diesem Umstande schon von selbst den Schluß gezogen, daß wir keine Nachtigall entdeckt haben. In der That wenden wir uns weniger aus Interesse, als aus Pflicht-gefühl, der zahlreichen Schaar von Lyrikern zu, die sich seit unserem letzten Bericht wieder um uns versammelt hat. Junge Dichter beurtheilen und junge Leute über die Welt belehren, ist fast Eins und Dasselbe; es heißt in beiden Fällen Illusionen zerstören und aus süßen Träumen erwecken. Der Kritiker

schreitet, wie Hamlet, kopfschüttelnd durch den Bardenhain hindurch und murmelt: Worte, Worte, Worte! Der Sänger hat aber seine Freude an diesen Worten und seine Freude hat meistens sogar eine Art Berechtigung, denn indem er die Worte braucht, bemerkt er erst, welch ein Schatz von Tiefsinn und Poesie in ihnen aufgehäuft liegt und weil er etwas Neues sieht, wenn sie ihm zum ersten Mal in voller Lebendigkeit durch den Kopf gehen, bildet er sich ein, auch Andere müssen etwas Neues sehen, und begreift den Tadel nicht. Hieran wollen wir nachdrücklich erinnern, bevor wir zur Revue schreiten, um wo möglich Protesten aus den Ostseeprovinzen und Reklamationen aus Preußisch-Polen den Weg zu verlegen, die auf absoluter Verkennung des uns durch die Sache selbst angewiesenen Standpunktes beruhen.

Rosen und Trauerweiden.

Von Franz Josef Egenter. Ulm, Verlag von Nübling.

Der Verfasser macht wohl auf den Dichternamen keinen Anspruch; mit den in der Vorrede seines Büchleins über Ehe und Familie ausgesprochenen Ansichten sind wir vollkommen einverstanden, und der sittliche Ernst, der aus seinen Versen spricht, wird in den Kreisen, die keine ästhetischen Forderungen mehr erheben, ohne Zweifel zu fruchtbarem Nachdenken anregen.

Neue Lieder des Leids.

Von L. Kiel, Schröder u. Co.

Wir glauben gern an den Ernst und die Tiefe des Schmerzes, der dem Verfasser diese Lieder eingegeben hat, aber die goldene Zionsharfe, die über Dante rauschte, als er vor Leid verging, hat er nicht vernommen, zum wenigsten hat er ihre Himmelsklänge nicht aufzufangen und nachzusingen vermocht.

Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz.

Von Paul Rieder. München, Finsterlin.

Der Verfasser ergeht sich in den mannigfachsten Formen, thut aber in einer jeden nur seine gänzliche Poesielosigkeit dar, die noch obendrein mit einer selbst in unseren Tagen seltenen Abgeschmacktheit des Ausdrucks gepaart ist. Die vom Barett des Ritters herunterfallende Perle macht sich „flott“; die Nachtigall

bringt kein Lied „empor", als ob der Ton aus der Kehle, wie der Waarenballen aus dem Schiff, mittels eines Krahns heraufbefördert werden müßte; der Bauer „schlitzt" mit seiner Faust die Thür auf, anstatt sie zu öffnen, freilich in einem Sonett, worin noch die Reime: „blitzt, schwitzt und klitzt" vorkommen.

Leben und Liebe.

Gedichte von Ludwig Eichrodt. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Ein Geistesverwandter des Vorigen, der den willkürlichen Einfall, wie dieser, mit dem poetischen Gedanken verwechselt, jedoch im Ausdruck über ihm steht, obgleich er auch, durch Reimnoth gezwungen, den Pegasus zu Tode „glätten" läßt, das „Licht" des Verstandes in die „Stürme" streut und „Gefühl ohne Leib greift". Wo er sich in freier Form bewegt, wie z. B. in dem Gedicht: „Andere Welt", zeigt er ein beachtungswerthes Schilderungstalent, welches indeß am besten in einfacher Feuilletonprosa zu verwerthen sein dürfte. Der Muth, in der „alten Geschichte" Hero's und Leander's tragischen Liebestod nach Schiller noch einmal als Ballade zu bringen, deutet auf jene Verständnißlosigkeit für das Element der Poesie, die in trockenen Naturen nur gar zu gern positiv wird und sie zur Production reizt; er war aber noch nie übler am Platz, wie hier, denn die „Alte Geschichte" hat auch nicht einen einzigen neuen Zug erhalten.

Gedichte von Carl Stelter.

Leipzig, Carl Knobloch.

Gedichte von Oscar Frhrn. v. Warkotsch.

Berlin, J. Bachmann.

Auf der See.

Gedichte von Heinrich v. Littrow. Dritte Auflage, Triest, Schimpff.

Gedichte von Fr. Wilh. Schuster.

Schäßburg, C. J. Habersang.

Gedichte von Georg Christian Dieffenbach.

Berlin. J. A. Wohlgemuth.

Poetisches Alpha von A. G. v. Thünen.

Bremen, C. Schünemann.

Diese sechs Sammlungen sind sich an poetischem Werth so ziemlich gleich, wenn sie sich auch stofflich sehr von einander unter-

scheiden. Aus allen spricht eine liebenswürdige Persönlichkeit, sie sind sich aber auch so geschwistermäßig ähnlich, daß die einzelnen kleinen Abweichungen fast ganz in der Physiognomie verschwinden. Stelter, Warkotsch, Littrow und Schuster schaukeln sich nach dem Vorbilde Egmont's mit größerer oder geringerer Behaglichkeit auf dem Baume des Lebens, Jeder auf einem anderen Zweige; Thünen macht mit etwas keckem Zunge den Spottvogel und Tieffenbach mahnt an den Ernst, der aller Dinge Anfang und Ende ist.

Gedichte von Ludwig Pfau.

Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Franckh.

Hier haben wir endlich wirklich einmal Gedichte vor uns, Gedichte, welche freilich nicht von einer Persönlichkeit ausgehen, die etwas ganz Neues in die Welt bringt, oder, wie Schiller sagt, in der Natur die Natur vermehrt, denn das thut nur der Genius, welche sich aber trotzdem in Form und Gehalt so hoch über das Mittelgut des Tages erheben, daß der Leser, der sie in die Hand nimmt, ohne Zweifel ebenso rasch aufjubeln wird, wie der Kritiker, der sich berechtigt fühlt, sie ihm auf's Wärmste zu empfehlen. Hier finden sich Lieder, die nicht blos darum naiv und gemüthreich zu sein glauben, weil sie sich aus guten Gründen bewußt sind, keine zweifelhaften Verbindungen mit dem Geiste zu unterhalten; hier finden sich Balladen und Romanzen, die nicht blos darum Werth haben, weil manche alte Chronik nachgerade in Staub zerfällt und weil, wie das Zarnckesche Centralorgan einmal sagte, die Stoffe durch den Versificator doch einstweilen unter Dach und Fach gebracht werden. Allerdings sind, wie bereits bemerkt wurde, die Weisen nicht neu, aber doch die Variationen, und wie selten ist schon das in unserer dichterreichen und poesiearmen Zeit!

XVII.

Dramatische Werke von Carl Goldschmidt.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von seinen Freunden. 2 Bde.
Berlin, Reimer.

Auch diese Werke muß die gewissenhafte Kritik, wie die früher nach Gebühr hervorgehobenen Beiträge von Werder, Mosen und Brachvogel, als eine sehr schätzenswerthe Bereicherung unserer

dramatischen Literatur willkommen heißen. Dem Dichter sind die Originalversuche zwar weniger gelungen, als die Bearbeitung und Verschmelzung fremder Schauspiele, denn seine Phantasie reicht nicht aus, um seine immer sinnigen Ideen lebendig auszugestalten, um die Fabel über die frostige Sphäre der Berechnung zu erheben und den Charakteren Seele einzuhauchen. Aber als Adoptivvater ist er vortrefflich, und wer in unserer auf das Parodiren und Satirisiren versessenen Zeit die Empfänglichkeit für die echte Komik noch nicht ganz verloren hat, der wird für die köstlichen altenglischen und spanischen Reliquien, die ihm hier in neuer Fassung geboten werden, namentlich für die Stücke von Beaumont und Fletcher gewiß dankbar sein. Unsere Bühnen freilich dürften sich schwerlich beeilen, den „Ritter von der brennenden Keule" oder „die Flucht" vorzuführen und bei dem verzweifelten Zustande, der nun einmal besteht, haben sie vielleicht auch Recht, wenn sie zögern und sich bedenken. Denn es ist unleugbar, daß sich Jedermann für eine lächerliche Anecdote, die man ihm vom Nachbar erzählt, im ordinären Sinne mehr interessirt, wie für die Gaskognaden Sir John Falstaff's, und daß eine Mordgeschichte, die eben unterm Fenster vorfällt, momentan mehr fesselt, als der König Lear. Wenn ein Theater sich nun in Folge dieser Wahrnehmung ein halbes Jahrhundert lang dazu herabließ, ein Bedürfniß zu befriedigen, das mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat, so ist der Rückweg in die Idealwelt, die nach Schiller's schönen Worten auf dem „bretternen Gerüst der Scene" aufgethan wird, allerdings nicht leicht zu finden, und man thut wohl, auf dem bisherigen Pfade rüstig fortzuschreiten, bis man da anlangt, wo Amerika schon jetzt steht. Mittlerweile flüchte sich das Drama zum Leser und harre getrost einer bessern Zukunft; sie wird kommen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wissen gar wohl, daß wir mit diesen Worten gegen ein weit verbreitetes Vorurtheil verstoßen; es ist aber eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung, daß dramatische Dichtungen bloß für die Darstellung und nicht auch für die Lektüre bestimmt sind, eine Behauptung, die schon den Aristoteles geradezu in's Gesicht schlägt und die eben nur aus der miserablen Beschaffenheit des gewöhnlichen Theaterstücks abstrahirt ist. Niemand wird es bestreiten, daß ein gebildeter Mensch Trauerspieldichter, wie Raupach, und Komödienschreiber, wie Bauernfeld, nicht lesen kann, wenn er auch die eine oder die andere ihrer Fadaisen mit

Vergnügen sieht; noch weniger aber wird irgend Jemand leugnen, daß die Beschäftigung mit den Schöpfungen Goethe's, Schiller's und Lessing's auch im einsamen Kämmerlein Genuß und Nutzen gewährt. Das Drama adressirt sich an den Leser und an den Zuschauer zugleich; wenn es dem Leser nichts bietet, so ist es sicher nicht poetisch, und wenn der Zuschauer zu kurz kommt, so kann es nicht dramatisch sein. Die Darstellung wird immer die Wirkung des Totalgebildes erhöhen, die Lektüre aber die des Details verstärken, das auf der Bühne viel zu rasch vorüberfliegt, um in seiner ganzen Tiefe und Schönheit aufgefaßt werden zu können, und so werden sich beide, wenn nur das rechte Werk vorhanden ist, gegenseitig ergänzen und in die Hände arbeiten. Dem Leser empfehlen wir denn auch Carl Goldschmidt's dramatischen Nachlaß.

Sokrates.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen.

Wir haben schon einmal daran erinnert, daß unsere Zeit sich unter Anderem auch darin gefällt, an die Stelle des vorhandenen Guten etwas Neues, wenn auch Schlechteres, zu setzen. Der Fall liegt hier wieder vor. Oehlenschläger's Tod des Sokrates ist keineswegs ein Meisterstück, er gehört nicht einmal zum Besten des alten Skalden und ist in manchem Betracht trivial. Aber gegen den Versuch des Herrn Eckardt gehalten, ist die Tragödie des dänischen Dichters gar nicht genug zu loben, denn sie ist doch nicht, wie jener, aus frostiger Abstraction hervorgegangen, sondern poetisch empfangen und geboren. Wenn das Münchener Preisgericht die Eckardtsche Dichtung als eine „höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete" hervorhob, wie wir aus dem Vorwort erfahren, so ist bei diesem Urtheil, soweit es ein Lob sein soll, wohl zu wenig erwogen worden, daß der Gedanke im Drama nur insofern Werth hat, als er individualisirt hervortritt, d. h. als er das Product eines bestimmten Menschen und eines bestimmten Zustandes ist. Das ist nun schon dann nicht mehr der Fall, wenn er sich als sogenannter schöner Sinnspruch auf die Nadel spießen und in ein Stammbuch übertragen läßt, und hier haben wir gar förmliche philosophische Systeme in Dialogen vor uns, die dadurch nicht lebendiger werden, daß der Verfasser sie mit witzigen Einfällen, gleich zu Anfang z. B. mit einem sehr bekannten des Königs von Preußen, spickt. Als

vollgiltigen Beweis nur das kurze Citat, daß Platon und Helena, die beiden Liebesleute des Stückes, sich gleich nach dem ersten Sehen mit den Worten: „Der Gottheit Abbild du!" und: „Mein Urbild du!" bekomplimentiren.

Herz und Haupt.

Dramatisches Gedicht von Karl Schwebemeyer. Berlin, Springer.

Eine der seltsamsten Verirrungen, die uns je vorgekommen sind. Das Buch enthält 500 Seiten, ist eng gedruckt, hat es mit Allem in der Welt zu thun, nur nicht mit den Leidenschaften des Menschen, und will ein Drama sein! Wir können es so wenig den Lesern, als den Bühnen empfehlen, Diejenigen ausgenommen, die sich über staatsrechtliche Dinge auf ungewöhnlichem Wege unterrichten wollen.

Barbarossa's Erwachen.

Ein Geisterspiel von Maximilian Iohn. Berlin, Plahn.

Wohlgemeint, wie das vorige, aber gänzlich poesielos; übrigens stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er meint, daß der „edle Preußenaar" nur soweit Heil und Ruhm verdiene, als er sich dem deutschen Genius neige.

Antonius und Cleopatra.

Von Ottiker. Zürich.

Der Verfasser glaubt, Shakespeare's wunderbare Tragödie, die ihm nicht genügt, übertroffen zu haben; wir fragen: ist das Ernst oder Scherz?

XVIII.

Die Sansara.

Roman in vier Bänden von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. L. Herbig.

Der Titel dieses Romans ist ein Kompliment für Arthur Schopenhauer; das Werk selbst ist es weniger. Aber wenn der Verfasser auch der Aufgabe, zu deren Lösung er sich durch die Wahl eines so prätentiösen Titels anheischig machte, keineswegs Genüge geleistet hat, so hat er doch sein bestes Buch geschrieben. Diese „Sansara" ist der erste deutsche Roman, bei dem die Verwahrung gegen die unbefugte Uebertragung in's Französische und Englische uns nicht geradezu lächerlich vorkam; er ist vollkommen geeignet, auch jenseits des Rheins, wo er nur mit den Herren Sue und

Dumas concurrirt, Leser zu finden, wenn man sich auch jenseits des Canals, im Vaterlande des großen Walter Scott, spröder zeigen dürfte. Wir können den Roman jedem Freunde einer ebenso spannenden wie geistreichen Lektüre auf's Wärmste empfehlen und fordern den Verfasser auf, den mit so großem Glück betretenen Weg ohne Zaudern und Schwanken fortzusetzen. Der Roman ist die eigentliche Sphäre seines Talents, nicht das Drama; dort ist es gestattet, die Verwickelung, sowie sie den höchsten Grad erreichte, durch einen „plötzlichen Schlagfluß“ zu lösen, im Drama würde durch ein ähnliches Mittel nicht blos das Interesse am Gegenstand zerstört, sondern auch die Kunstform selbst aufgehoben.

Ein Schneider.

Roman von Carl v. Holtei. 3 Bände. 2. Auflage. Breslau, Ed. Trewendt.

Dieser Roman steht gegen den Meißnerschen an Glanz des Colorits zurück; an Kraft und Schärfe der Zeichnung übertrifft er ihn. Für ein „Volksbuch“ möchten wir ihn freilich nicht erklären, wie einige Beurtheiler gethan haben, noch weniger möchten wir behaupten, daß er „von Allen“ gelesen werden kann, denn er enthält Dinge, die selbst einem „Familienvater“ zu stark sein dürften, wenn er nicht die französische Vorschule durchgemacht hat, wie z. B. das Verhältniß Bartolini's zu Beate. Aber ohne Frage hat der Verfasser in diesem Schneider ein würdiges Seitenstück zu seinen Vagabunden geliefert, die ja auch nicht neben Bibel und Gesangbuch in der Hausbibliothek aufgestellt werden können, und das will etwas sagen, da er diesmal nicht, wie früher, aus der Fülle seiner eigenen Lebenserfahrungen schöpfen konnte, sondern frei erfinden mußte. Auch wollen wir, um ja nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich hinzufügen, daß der Roman, wenn er auch hier und da in's Bedenkliche und Bedenklichste abschweift, sich doch im Allgemeinen in gesunder Sphäre abspinnt und an einfach rührenden, ja erschütternden Scenen reich ist.

Marianne oder um Liebe leiden.

Roman von Heinrich König. Zwei Bände. Frankfurt, Meidinger Sohn u. Comp.

Diesen Roman können wir bei aller Achtung vor dem oft bewährten Talent des Verfassers bei weitem nicht so hoch stellen, wie die beiden vorher besprochenen. Eine Fußverrenkung, aus

der sich die „Rose“ entwickelt, will uns als Grundmotiv der Peripetie nicht passend erscheinen, und die Bestechung des Arztes, um ihn zur Anwendung schädlicher Mittel zu bewegen und dadurch eine körperliche Entstellung der Heldin herbeizuführen, dünkt uns auch für eine Aristokratin vom reinsten Wasser, die eine Mesalliance zwischen ihrem Sohne und der Gouvernante verhindern möchte, zu viel; geradezu widerwärtig kommt es uns aber vor, wenn sogar der „leichten Ausscheidung“ gedacht wird, mit der das Uebel endlich weicht.

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking.

Vier Theile. Hannover, C. Rümpler.

Viele ringen um den Preis der modernen Novelle; wir möchten ihn Schücking zuerkennen; denn wir kennen Niemand, der mit einem so scharfen Blick für die Verwicklungen der modernen Welt eine so geschickte Hand für die Entwirrung derselben verbände. Hiefür ist fast jedes der in diesen vier Bänden enthaltenen elf Stücke ein glänzender Beweis und wir glauben zur Empfehlung der Sammlung nichts Besseres sagen zu können.

Die Ironischen.

Erzählung von Carl Altmüller. Göttingen, Georg H. Wigand.

Wie vortrefflich haben Jean Paul und Wilhelm Hauff das Studentenleben geschildert! Das hat Herrn Altmüller aber nicht abgehalten, sich auch noch einmal daran zu versuchen. Wir können das nur beklagen, denn das Idyllische ist ihm in's Sentimentale umgeschlagen und das Komische in's Gespreizte. Sein Stil ist leicht und gefällig, doch erbebt nur ein Schrank bis in's „Inwendigste“, eine Jungfrau aber bis in's Innerste, ersterer etwa, wenn die Erde zittert, letztere allenfalls auch, wenn sie das Tagebuch ihres Geliebten liest.

XIX.

Zu allen guten Stunden.

Dichtungen von Julius Hammer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Julius Hammer ist der beste Repräsentant Dessen, was man in Deutschland gesunde Hauspoesie zu nennen pflegt. Der Deutsche empfindet das Bedürfniß der sittlichen Einkehr bei sich

selbst lebhafter als die übrigen Völker Europa's; er feiert den Carneval und den Aschermittwoch immer zugleich und betrachtet sein eignes Gesicht selten im Spiegel, ohne sich zu erinnern, daß doch eigentlich ein Todtenkopf dahinter steckt. Darum nimmt er auch die Kunst lieber von der ernsten als von der fröhlichen Seite, und Dichter, die ihm einen Rosenkranz reichen, sind ihm willkommener als Dichter, die ihm zum Tanz aufspielen; er denkt so gern an's Ende, daß er den Anfang darüber vergißt. Neben dem Beschaulichen verlangt er das Erbauliche, und wenn er im Verlaufe der Zeit und der allgemeinen Nationalentwickelung auch allgemach von Benjamin Schmolcke zu Heinrich Zschokke vorrückte und den Deisten mit dem Pantheisten vertauschte: immer ist es derselbe Trieb, um dessen Befriedigung es sich handelt. Diesem Triebe kommt auch Hammer in seinen Dichtungen entgegen, und nach unserer Meinung in seiner einfachen, unverkünstelten Weise besser und eindringlicher als Schefer und Rückert in ihren hierhergehörigen Produktionen; eine Familienbibliothek, die sein „Schau um dich und schau in dich" aufgestellt hat, wird sich gewiß durch sein „Zu allen guten Stunden" vervollständigen müssen, denn in beiden Büchern weht der nämliche Geist einer sinnig ernsten Betrachtung des Menschen und der Dinge.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Vierte Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Die Sänger kommen und gehen und nur die auserwähltesten überdauern das grüne Laub und verbinden das Alter des Adlers mit dem Jugendschmelz der Nachtigall. Wo ist Hölty, wo sein Freund Bürger, wo sind Salis und Matthisson? Der „Dichter der Griechenlieder" ist noch nicht im Andenken seines Volkes erloschen, wie diese neue geschmackvolle Auflage beweist, er verdient auch eine liebevolle Erinnerung, nur möchten wir ihn endlich einmal von seinem literarischen Titel erlöst sehen, da dieser über sein innerstes Wesen etwas ganz Verkehrtes aussagt. Wilhelm Müller hat viel eigenthümlicher von Wein und Liebe als von der Befreiung Griechenlands gesungen, ja er verwandelt sich fast augenblicklich in einen Rhetoriker, wenn er die Flöte bei Seite legt und nach der Tuba greift, und redet dann, statt zu blasen.

Freud' und Leid.

Lieder und Bilder von C. Dräxler-Manfred. Hannover, Rümpler.

Das Selbstbewußtsein, das aus den „Parabasen" spricht, wird durch die Leistungen nicht gerechtfertigt. Wie kann man einen so hohen Ton anschlagen, wenn man noch der Gefahr ausgesetzt ist, die Welt „mit ihrem Spaten ein Neugierfeld durchwühlen zu lassen". Das ist die Plastik der Reimverlegenheit in nacktester Gestalt.

Mythoterpe.

Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George. Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus.

Ein lobenswerthes Unternehmen, jedoch mehr von ethnographischem und historischem als poetischem Verdienst, das in simpler Prosa entsprechender ausgefallen wäre als in Versen, soweit es nämlich nicht geradezu übersetzt und produzirt, sondern bei Europäern, Asiaten und Amerikanern den Spuren des mythenbildenden und dichtenden Volksgeistes nachgeht und eine verschwundene Weltanschauung in ihren Wurzeln bloßzulegen sucht. Nichtsdestoweniger verdient die Sammlung auch in dieser Gestalt Anerkennung, in Amara George scheint sich ein liebenswürdiges, receptives Talent anzukündigen, A. Kaufmann hat in seiner „Mähderin", der Krone des Ganzen, ein reizendes Idyll geliefert, und nur Herrn Daumer fehlt es hier wie überall: er gibt seine Sehnsucht nach Sinnlichkeit für Sinnlichkeit aus und macht in seinen poetischen Versuchen einen Eindruck, als ob man die Logik mit der Grammatik tanzen sähe.

Deutsches Dichteralbum.

Herausgegeben von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Berlin, Bachmann.

Wer ein Dichteralbum zusammenstellt, der hat eine so leichte Aufgabe wie der Wind, der die Blüthenbäume schüttelt; Alles, was fällt, ist schön. Wir brauchen daher dem Publicum nicht erst die Versicherung zu geben, daß Herr Fontane einen duftigen Kranz geflochten hat, aber wir möchten ihn selbst fragen, warum er an einigen reichen Blumenbeeten, z. B. an dem Dingelstedtschen, absichtlich vorübergegangen ist, und wie die garstigen Brennnesseln mit hineingerathen sind, welche die Herren Merkel, Lepel, Kletke und Andere, von denen die Nation nichts weiß, unter all den Lilien und Rosen ausbieten. Am allerauffallendsten ist es,

daß ein Friedrich Eggers, von dem unseres Wissens nicht einmal eine Sammlung existirt, als Repräsentant des plattdeutschen, mecklenburgischen Idioms eingeführt, und Fritz Reuter, der markige Vorgänger Klaus Groth's, von dessen Dichtungen ganz Mecklenburg widerklingt, ignorirt wird.

Deutsche Liebeslieder seit J. C. Günther.

Eine Codification von Theodor Storm, Berlin, Schindler.

Dieser Kranz war schon schwerer zu flechten, aber er ist mit weiser Auswahl sinnig zusammengesetzt. Nur Theodor Mommsen's Beitrag hätte wegbleiben sollen; alle seine Verdienste um die Geschichte Roms, die wir bereitwilligst anerkennen, wenn wir auch Niebuhr's Vorarbeiten nicht darüber vergessen, können solcher Bonbondevisenpoesie keinen Pardon auswirken.

Gedichte von Wilhelm Hertz.

Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Unter einer Menge neuer Sammlungen, über die wir absolut gar nichts zu sagen haben, da wir keine Naturgeschichte des Dilettantismus schreiben, sticht diese vortheilhaft hervor, und zwar durch eine gesunde Sinnlichkeit, die freilich noch oft über die Schranken der Schönheit hinausgeht, die sie aber noch öfter einhält und es dann zu anmuthig beseelten Bildern bringt. Der junge Dichter ist allerdings nicht selten für das Verkehrte begeistert, aber seine Begeisterung selbst ist echt und besonders hoch rechnen wir es ihm an, daß seine Flamme rein und hell lodert und sich nicht in den traurigen Catachresenrauch verliert, der die plastischen Linien verhüllt, ohne Farben dafür zu geben; kaum einmal, in der sonst vortrefflich durchgeführten Erzählung Schasara, „schwankt das Schifflein seines Lebens auf den Gliederwellen seiner Geliebten". Die Sammlung erinnert vielfach an die vor längerer Zeit von uns angezeigten Gedichte von Emil Kuh, ja wir würden glauben, daß Kuh bedeutend auf Hertz eingewirkt hätte, wenn er selbst nicht erst in die Literatur eingetreten wäre.

XX.

Schiller's Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Zweiter Band. Berlin, Franz Duncker.

Der zweite Band dieses Werkes ist ebenso ungleich gehalten wie der erste, von dem wir bereits eine Anzeige lieferten. Auf

Partieen, die in Form und Gehalt wenig zu wünschen übrig lassen, folgen andere, über deren Geziertheit man erstaunen muß. Wer kann z. B. das Zwiegespräch zwischen dem „Dichter" und der „Wahrheit" lesen, das der Verfasser bei Gelegenheit des Don Carlos im Bauerbacher Walde halten läßt, ohne das Buch wenigstens für einen Tag unwillig zuzuschlagen? Höchst anerkennungswerth ist dagegen der Abschnitt über den Dresdner Freundeskreis und stellt diesen in eine ganz neue Beleuchtung. Das kommt namentlich der Gestalt F. L. Huber's zu statten, für den übrigens auch noch der Umstand anzuführen wäre, daß er Schiller's hartes Urtheil über seine dramatische Begabung, in einem Briefe an Körner niedergelegt und bei dem bestehenden innigen Verkehr ihm gewiß mitgetheilt, so gelassen ertrug. Dieß spricht noch mehr für seinen Charakter wie alles Uebrige, denn dessen sind die Halbtalente in der Regel so wenig fähig, daß sie in gleichem Falle das Räucherfaß vielmehr auf der Stelle umkehren und dem bis dahin enthusiastisch verehrten Meister zum Dank für seine Aufrichtigkeit die Kohlen in's Gesicht schleudern. Sehr gut ist auch das Herzensverhältniß zu den Schwestern Charlotte und Caroline dargelegt, obgleich die entgegengesetzte Auffassung dadurch schwerlich für immer beseitigt sein dürfte. Am schwächsten sind die ästhetischen Urtheile und zwar in beiden Bänden. Wenn z. B. das ganze neuere bürgerliche Drama auf „Kabale und Liebe" zurückgeführt wird, so ist das so richtig und so unrichtig, als wenn man „Kabale und Liebe" auf die Emilia Galotti zurückführen wollte; noch ein Schritt und Sophokles und Aeschylos, Shakespeare und Schiller selbst sind Ausläufer von Thespis. Wenn die Jungfrau von Orleans ein „Selbstbekenntniß" des Dichters sein soll, so ist das entweder eine Trivialität, da jedes Drama im weitern Sinne ein solches ist, oder eine Piquanterie, die wenig geeignet scheint, die unermeßliche Kluft, welche trotz des nicht genug zu bewundernden architectonischen Bau's gerade in diesem Stück zwischen der naiven Aufgabe und der sentimental reflectirenden Lösung liegt, zu überbrücken. Wenn nun gar in der wurzellosen Braut von Messina, deren Werth ausschließlich auf dem großartigen Detail beruht, eine aus lauter „Häßlichkeiten" entspringende wahre tragische Schuld entdeckt, und wenn es ein genialer Gedanke genannt wird, daß der Dichter aus der ihm oft vorgeworfenen Confusion des Glaubens und der Weltanschauungen „die ewige

Ordnung des Gewissens“ hervorgehen läßt, so will diese Spitzfindigkeit noch weniger bedeuten. Die menschliche Natur verlangt ein gerechtes Maaß und auf den verbotenen Besuch einer Leichenceremonie u. s. w. kann im Leben gar wohl Mord und Tod folgen, nur in der Tragödie darf es nicht geschehen, wenn nicht ganz andere Momente hinzukommen.

Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Compositionsweise des Sophokles u. s. w.

Von Adolph Schöll. Leipzig, Wintersche Verlagshandlung.

Der Verfasser hat unbedingt Recht, er wird aber doch mit mit seinen Gegnern nicht fertig werden, denn sie sind nicht im Stande, ihn zu verstehen. Doch das ist auch gleichgiltig; wenn er die Philologen alten Schlages nicht bekehrt, so wird ihn die warme Theilnahme, die seine ausgezeichnete Schrift bei wahren Dichtern und einsichtigen Aesthetikern finden muß, über dieß Unglück gewiß vollkommen trösten. Ein auf lauter Nebenumständen beruhender Beweis mag so complicirt sein wie er will: er entscheidet in wissenschaftlichen Dingen gar nichts, wenn er mit der Hauptsache in Widerspruch steht. Wie viele juristische Protokolle liegen vor, in denen die unverdächtigsten, glaubwürdigsten Personen für die wirkliche Existenz des Kraken oder des Vampyr Zeugniß ablegen. Dennoch sind Kraken und Vampyr bis dato nicht in die Naturgeschichte eingetragen worden. Ebenso steht es mit der Vielvaterschaft der Nibelungen und mit der Abstellung der Tetralogie durch Sophokles; Schöll wird so sicher durchdringen wie Holtzmann.

Psychologische Aufschlüsse über Shakespeare's Hamlet.

Von T. V. Storffrich. Bremen, Schünemann's Verlag.

Wenn wir nicht irren, so war es der einst hoch renommirte Berliner Theaterkritiker Rötscher, welcher eine Abhandlung über den Hamlet mit dem Bemerken schloß, daß er den Gegenstand völlig erschöpft zu haben hoffe. Das hat aber zum Glück die Kritik nicht abgehalten, sich nach wie vor gründlich mit dem Hamlet zu beschäftigen, und wir müssen diesen neuesten Beitrag eines Schriftstellers, der wenigstens uns bis jetzt gänzlich unbekannt war, als einen höchst interessanten und im besten Sinn eigenthümlichen bezeichnen. Zwar geht der Verfasser von einem

verkehrten Gesichtspunkte aus, wenn er glaubt, daß Shakespeare's dramatische Kunst die Wahrheit über die Schönheit setze oder „höheren" Zwecken diene, wie er sich ausdrückt; Shakespeare macht es sich mit der Schönheit nur nicht bequem, er legt sie nicht willkürlich in die Welt hinein, sondern er holt sie aus der Welt heraus und er muß die Welt mit allen ihren Rissen und Sandbänken freilich umsegeln, ehe er zeigen kann, daß sie rund ist. Auch in seinen Ausführungen über Hamlet beruht beim Verfasser Manches auf der allerdings zuweilen schwer vermeidlichen Verwechselung des Colorits mit der Zeichnung, Vieles dagegen ist vortrefflich und läßt von seinen in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten über denselben Gegenstand das Tüchtigste erwarten.

Physiognomie und Charakteristik des Volks.

Von Bogumil Goltz. Berlin, Otto Janke.

Eine neue Expectoration in der alten Manier des Verfassers, geistreich und nicht selten tiefsinnig in den Beobachtungen, schrullenhaft und mitunter aberwitzig in den Folgerungen, immer aber interessant.

XXI.

Walter Scott. Ein Lebensbild.

Aus englischen Quellen zusammengestellt von Dr. Felix Eberty.
Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Walter Scott hat ein höchst eigenthümliches Schicksal gehabt. Er war Decennien lang der ausschließliche Liebling Europas und jetzt schämt sich fast jede gebildete Köchin, mit einem Roman von ihm in der Hand betroffen zu werden. Man hat den Spieß, mit dem man andere vertheidigt, geradezu umgedreht und gegen ihn gekehrt. Wie wird mit der Popularität geprahlt, wenn es in Deutschland einmal gelingt, einen Roman über die zweite Auflage hinaus zu bringen; welche ästhetischen Schlüsse werden aus einem solchen Factum, das doch immer ebenso viel für den Scharfblick des Verlegers wie für das Talent des Verfassers beweist, weil es ebenso gut äußere als innere Gründe haben kann, abgeleitet! Mit welcher Sicherheit wird der goldene Stuhl neben Cervantes und Goethe bestiegen und wie gnädig blickt man auf Fielding und Richardson, denen man allenfalls noch ein Plätzchen auf dem Fußschemel gönnt, hernieder, wie tief verachtet man

Spindler und Clauren, die doch auch einmal galten und lange genug. Bei Walter Scott soll die Popularität aber nichts gelten, ja es soll gegen ihn zeugen, daß der Hofrath über einen neuen Roman von ihm die Sessionsstunde und der Bediente das Kleiderbürsten vergaß, der Präsident aber die ganze Sitzung. Man rümpft die Nase und wenn man damit nicht auskommt, so wirft man ihm Trivialität und Ideen-Mangel vor. Er ist aber nicht trivial, sondern bloß einfach, wie alle wahre Größe, und es fehlt ihm nicht an Ideen, sondern nur an Subtilitäten, denen er allerdings ängstlich aus dem Wege geht, weil die Kunst nichts mit ihnen zu schaffen hat.

Nichts wäre mehr an der Zeit als ein Lebens- und Charakterbild dieses ganz außerordentlichen Mannes. Auch würde ein Deutscher geeigneter sein, es zu liefern, als ein Engländer, Carlyle etwa ausgenommen; denn es handelt sich dabei vor allem um die ästhetische Würdigung, und diese hängt von der endlichen Feststellung einiger Grundbegriffe ab, die noch immer schwanken und die jenseits des Canals, wo man die National-Oekonomie mit zur Philosophie rechnet, schwerlich zur Fixirung gelangen. Denn, um nur eins zu berühren: was ist der historische Roman an sich und welche Bedeutung kommt ihm zu? Hat Goethe Recht, der vom Waverley an eine ganz neue Kunst datirte, oder Gervinus, der diese Zwitter-Gattung nicht blos aus der Geschichte, sondern auch aus der Literatur hinauswerfen möchte? Der Verfasser, der uns hier beschäftigt, Eberty, hat die Aufgabe nicht gelöst, er hat sie sich nicht einmal gesetzt, und da er dieß selbst in seiner Vorrede ehrlich und offen bekennt, so dürfen wir nicht mit ihm darüber hadern. Er hat eine Lebensgeschichte geliefert, wie sie vor fünfzig und mehren Jahren befriedigend gefunden wurden: dieß hat mein Held gethan und dieß ist ihm widerfahren, nun bestimmt selbst, wohin Ihr ihn stellen wollt! Wir können ihm aber nicht beitreten, wenn er meint, daß sein Zweck nicht ebenso gut durch Uebersetzung der Lokhartschen Memoiren zu erreichen gewesen wäre; im Gegentheil, wir hätten diesen Weg vorgezogen, auch ist eine solche ja, wenn auch mit vernünftigen Kürzungen und Auslassungen, längst vorhanden. Entweder eine wirkliche Biographie oder das Material zu einer solchen! Nichtsdestoweniger wird das vorliegende Buch auch in seiner Zwitter-Gestalt ein Publicum finden. Denn es ist wahr, daß Walter Scott's sittliche Eigenschaften, wie der Verfasser sagt,

die Bewunderung der Welt in ebenso hohem Maaße verdienen wie sein Genie, und es dürfte kaum noch einen zweiten Mann geben, den man, wie ihn, zugleich im Pantheon der Kunstgeschichte als unerreichbares Vorbild des strebenden Künstlers, und im Ehren- und Tugendspiegel der Menschheit als erhabenes Muster des kämpfenden und sich selbst bezwingenden Menschen aufstellen dürfte. Er ziert die Ruhmeshalle wie den Kinderfreund, und damit ist das höchste Lob ausgesprochen. Warum ihm ein Platz im Pantheon gebührt, wird nun Niemand erfahren, der Eberty's Lebensgeschichte Walter Scott's liest, denn dazu gehört eben eine gründliche Analyse seiner Werke, da diese, wenn ihre seltenen Verdienste jedermann wirklich so einleuchteten, wie der Biograph glaubt, wohl nicht so rasch von Cooper, Bulwer, Marryat 2c. aus der allgemeinen Gunst verdrängt worden wären, wie sie es doch unleugbar sind. Aber daß sich ihm sogar der noch sprödere Kinderfreund öffnen muß, wird jedem klar werden, der das Buch durchläuft, denn alle die einzelnen Züge, die ihm bei Jung und Alt das Herz gewinnen, sind treu und gewissenhaft an einander gereiht, wenn auch nicht aus ihrem organischen Quellpunkt abgeleitet, und einem Leserkreise, der auf die psychologischen und ästhetischen Entwickelungen, die auf einem höheren Standpunkt nicht erlassen werden können, Verzicht leistet, weil ihm der anecdotische Reiz genügt, können wir es als eine ebenso angenehme wie gesunde Lektüre empfehlen.

XXII.

Die deutsche Sprache.

Von August Schleicher. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag.

Es ist seit einer Reihe von Jahren sehr viel für die Lösung eines Problems geschehen, das Jahrhunderte hindurch, wenn auch nicht geradezu vernachlässigt, so doch in der Regel außerordentlich flach oder höchst abenteuerlich aufgefaßt wurde. Der ganze Mensch in seinem Verhältniß zur Welt, ja, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu sich selbst, beruht auf der Sprache; sie ist das Maaß der Völker wie der Individuen, nach Anlage und Entwickelungsgrad, und ein Lebensproceß, in dem alle übrigen sich abspiegeln. Dennoch hat es, von einzelnen tiefsinnigen Aussprüchen abgesehen, wie sie sich schon bei Plato finden, unglaublich lange gedauert, bis sich die philologische Ameisenthätigkeit, die es an redlichem

Fleiß nie fehlen ließ, die aber nicht über das Material hinaus kam, auch nur im bescheidensten Sinne zur Wissenschaft steigerte. Wenn man sich an gewisse Preisfragen erinnert, die von den ehrwürdigsten Akademien gestellt wurden, so sollte man denken, die heilige Theologie habe zu ihrer Zeit den Thurmbau zu Babel und die daher rührende Vielzungigkeit des menschlichen Geschlechtes ebenso hitzig vertheidigt wie das Ptolomäische System und den Stillstand der Erde, während sie den Gelehrten doch gerade diesen Posten ihres weitläufigen Gebäudes mit löblichster Liberalität völlig preisgab. Trotzdem setzte man die Controversen über die richtige Aussprache des Griechischen und Aehnliches nur aus, um zur Abwechslung einmal zu untersuchen, ob das Sprechen dem Menschen angeboren sei oder ob nicht vielmehr Gott der Herr unter anderen Functionen auch die des Sprachmeisters bei Adam und Eva im Paradiese versehen habe. Es ist in Bezug hierauf gewiß unendlich bezeichnend, daß ein solcher Universalkopf wie Kant, der keinen Stein auf dem andern ließ und jede Anschauung, die er im menschlichen Gehirn antraf, zum Begriff zu verdünnen, jeden Begriff zur Anschauung zu verdicken suchte, bei dem Medium, dessen er sich bediente, keinen Augenblick verweilte und die Sprache auch nicht der flüchtigsten Prüfung unterzog. Sein wunderlicher Zeitgenosse Johann Georg Hamann, der sogenannte Magus des Nordens, wußte aber gar wohl, wie nothwendig das sei und rief seinem bequemen Freunde Jakobi, als dieser sich aufs behaglichste zwischen Realismus und Idealismus, Vernunft und Glauben zu schaukeln begann, mit bitterem Hohne zu: Verba sind Deine Götzen! Auch gibt es keine glänzendere Illustration des Fundamentalsatzes aller neueren Philosophie und ganz besonders der Kant'schen, als eben die Sprache, und die gründliche Betrachtung derselben hätte dem Altmeister manche Mühe ersparen können, die er sich nun machen mußte, um auf einem Umwege zu seinem Resultate zu gelangen, das auf dem nächsten zu erreichen gewesen wäre.

Wir dürfen, ohne frühere Verdienste zu unterschätzen und ihnen zu nahe zu treten, wohl sagen, daß die Sprachwissenschaft im höchsten Sinne bei uns erst von den Gebrüdern Grimm und Wilhelm v. Humboldt datirt. Wenn auch die einzelnen Phasen des geheimnißvollen Sprachprocesses schon vor ihnen vortrefflich beobachtet und dargestellt wurden, so haben doch sie erst das Gesetz entdeckt, nach dem er sich trotz allen Anscheins der

Willkürlichkeit und Zufälligkeit so gemessen und gebunden abwickelt, wie irgendein anderer, und diese That ist kaum hoch genug anzuschlagen. Denn erst durch sie wurde die unter allen Umständen heilsame und doppelte Frucht bringende Theilung der Arbeit möglich, und nun regt es sich auch in fröhlicher Thätigkeit auf allen Gebieten, da man sich jetzt bei dem klar erkannten gemeinschaftlichen Mittelpunkte ruhig von einander entfernen kann, ohne Gefahr zu laufen, sich nicht wieder zusammenzufinden. Die Philosophie sucht mit Eifer nachzuholen, was sie versäumt hat, und bemüht sich innerhalb der von Humboldt durch sein unsterbliches Werk über die Kâwi-Sprache für alle Zeiten festgesetzten Grenzen einen tiefern Einblick in den geistigen Zeugungsact und mit ihm zugleich in den Ursprung des menschlichen Selbst- und Weltbewußtseins überhaupt zu gewinnen; wir haben schon vor Jahren in diesen Blättern auf eine ausgezeichnete Monographie von M. Lazarus in seinem „Leben der Seele" hingewiesen, als auf einen classischen Beitrag zur Ergründung dieses Mysteriums. Die Physiologie arbeitet der Linguistik in die Hand und systematisirt, an den alten Kempelen und sein Buch über seine berühmte Sprechmaschine anknüpfend, die Lautlehre, wobei sie fast die ganze frühere von zahllosen Irrthümern wimmelnde Terminologie zerstören muß, weil sie „aus gänzlicher Unbekanntschaft mit der eigentlichen Natur der Dinge" hervorgegangen ist; hier hat Brücke ohne Zweifel in seinen „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute" das Meisterstück geliefert. Die Linguistik selbst aber hat sich unter Führerschaft der Gebrüder Grimm zu der Höhe der vergleichenden Anatomie erhoben und wetteifert mit Cuvier, indem sie aus Sprachtrümmern die untergegangenen Sprach-, ja Völkerorganismen wieder herstellt, wie er aus Knochenresten die verschwundenen Thiergeschlechter. So ist die Sprachwissenschaft denn auf dem Punkte angelangt, wo sie den allgemeinen Menschen wie den historischen in wunderbarer, sich gegenseitig bedingender Doppelspiegelung reflectirt, und wer wagte zu bestimmen, wie weit sie noch kommen und welche Lichter sie namentlich noch auf die Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes werfen wird!

Zu den größten Hoffnungen in dieser Beziehung berechtigen uns vor allen die Arbeiten Schleicher's über den indogermanischen Sprachstamm. Wie einem Scherbenberg der Welt steht er dem Sprachgeschiebe gegenüber, das sich im Laufe der Jahrhunderte

wüst und ungeheuerlich aufgethürmt hat, wie das Eis bei einem Eisgange, und läßt uns, indem er es wieder auseinander legt, in Tiefen schauen, die uns bisher so gut wie völlig verschlossen waren; was dem Archäologen das Bruchstück einer Vase, das ist ihm ein Wort. Die alte Philologie suchte ihre Größe gern darin, daß sie das Große klein machte und z. B. unbekümmert um den Einspruch der Aesthetik, ja der Logik, die größten Kunstgebilde auflöste und von organischen Schöpfungen zu Compilationen herabsetzte. Die neuere Linguistik ist in Schleicher wahrhaft productiv geworden und macht umgekehrt das Kleine groß. So ist denn auch seine „Deutsche Sprache", das Werk, das uns zu diesen Betrachtungen den Anlaß gab, etwas ganz anderes als die meisten Leser sich bei dem Titel denken werden: keine Angst- und Zwangsgeburt, wie so manche Grammatik, die gleich grau auf die Welt kommt, sondern ein frisches, fröhliches Kind markigen Nationalgefühles, bei dem Philosophie und Geschichte Gevatter standen. „Wäre es mir nicht geglückt — sagt der Verfasser in seiner Vorrede — ein für jeden Gebildeten unserer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu schreiben, so müßte es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, sondern nur einen nationalen Zweck. Ist es aber, daß mein Buch bei dem Leserkreise, für welchen es bestimmt ist, dem Gefühle der Werthschätzung und Heilighaltung unserer Muttersprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutschen Sprache Wesen und ihre Schönheit genießen lehrt, ist die vorliegende Schrift so gethan, daß sie zur Klärung des deutschen Volksbewußtseins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühls ein wenn auch geringes Scherflein beiträgt, so wird durch sie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wissenschaftlichen Belehrung steht." Der Verfasser kann ganz ruhig sein, es ist ihm nicht allein das, sondern unendlich vielmehr geglückt!

XXIII.

Hermann Samuel Reimarus.

Von David Friedrich Strauß. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Kleine Schriften von David Strauß.

Ebendaselbst.

Es sind seltsame Empfindungen, mit welchen man mitten im tiefsten Frieden ein Zeughaus betritt und sich die Zerstörungs-

und Vernichtungswerkzeuge des Krieges betrachtet. Wozu dem Tode so viele neue Sensen schmieden; hat er nicht an seiner Hippe genug? So denkt man, wenn man eine Waffenkammer nach der andern durchschreitet und die Mordinstrumente mustert, die Bellona aus der Hand gelegt und in Ruhestand versetzt hat. Und wie wäre es auch anders möglich in einer Zeit, wo Frühling, Sommer, Herbst und Winter den Menschen in fröhlichem Wechseltanz mit ihrem Segen überschütten und wo ein Tropfen Blutes, im Uebermuth des Rausches oder aus Raserei der Liebe vergossen, das allgemeinste Entsetzen verbreitet und die auf Blumen eingeschlafene Themis so aufscheucht, daß sie hundert Arme auf einmal ausstreckt. Aber wie ändert sich das alles, wenn trotz der Theologen und Philosophen und der bis zum jüngsten Tage gültigen Verträge der erste Kanonenschuß wieder fällt! Da wird jede Waffe wieder geprüft, von dem verrosteten Morgenstern des Schweizer Bauern an bis zum Percussionsgewehr hinauf, und im Drange der Noth findet sich für die schlechteste wie für die beste ein Arm, der nach ihr greift.

Ebenso verhält es sich mit den geistigen Kämpfen. Kaum sind sie vorüber, so staunt die Welt auch schon, daß sie mit solcher Erbitterung geführt werden konnten, und die Kritik der Schlachtfelder, die oft unmittelbar nach dem Siegesjubel beginnt, ist vielleicht die ungerechteste von allen. Aber wie wohl der einzelne Mensch von Krankheiten geheilt, jedoch nicht das Menschengeschlecht von der Krankheitsanlage befreit werden kann, so wird auch die einzelne Generation einen auf sie vererbten Irrthum los, aber keineswegs in der Menschheit selbst die Quelle verstopft, aus der neue Wahngebilde emporsteigen. Wer begriff noch die Hexenprocesse, wer sah nicht wenigstens mit Stolz auf ein Jahrhundert herab, in dem eine so furchtbare Verirrung möglich gewesen war und beklagte Männer, wie Thomasius und Spee, die ihre beste Kraft an die Widerlegung solcher Kindermährchen setzen mußten? Da kam das Tischrücken und das Geisterklopfen: die erste Juristenfacultät Deutschlands legte öffentlich für die Wahrheit des Factums ihr gewichtiges Zeugniß ab; Aerzte ließen sich durch den Psychographen in kritischen Fällen die Recepte schreiben, geistreiche Dichter — ich berichte Thatsachen — erholten sich Raths bei ihm, wenn sie nicht wußten, wie sie ihren dramatischen Knoten in einem historischen Trauerspiel lösen sollten, und ehrbare Familienväter wandten sich bei Hausdiebstählen nicht

an die Polizei, sondern an das hölzerne Instrument des Berliner Schneiders, in dem ein Wahrsagergeist saß, der sogar über seine Generalia, über Stand, Namen, Alter und Geschlecht, wie ein Delinquent zu Anfang des Verhöres, bereitwilligst Auskunft gab, bevor er Vertrauen verlangte. Der Schwindel war lächerlich, hatte aber seine ernste Seite und bewies auf's schlagendste, daß die dunkle Wurzel, der die Weltgeschichte ihre reiche Passionsblumenflora verdankt, noch immer lustig forttreibt, wenn auch die Schößlinge abgeschnitten sind, und daß sie noch äußerst kräftig ist, denn was bedeutet der Glaube an besessene Menschen gegen den an besessene Tische? Und das sind die Wendepunkte, wo die Jahrhunderte einander begreifen lernen und sich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ein solcher Wendepunkt ist jetzt eingetreten: das Zeitalter der Aufklärung kommt wieder zu Ehren und aus demselben Grunde wie das Zeughaus, weil der Krieg vor der Thür steht. Wie ist es abwechselnd geschmäht und gescholten, verhöhnt und verlacht worden, und wer wollte leugnen, daß es zum guten Theil verdient war? In Frankreich die Encyclopädisten und in Deutschland die Jesuitenriecher, Voltaire mit seinem grinsenden Satyrgesicht und Nicolai mit seiner Nachtwächterphysiognomie, dort eine Harpye, welche die Schaubrote des Altars hämisch beschmutzte, hier eine Bäckermeisterseele, welche sie mit gemeinen Semmeln zu vertauschen wünschte: wie hätte man nicht, je nachdem man mit seinen Gedanken diesseits oder jenseits des Rheins verweilte, zwischen Abscheu und Spott schwanken sollen! Wer sich so recht unter die Realisten jener Tage versetzt und sich z. B. erinnert, daß Joachim Heinrich Campe lieber die Braunschweiger Mumme erfunden, als alle Tragödien von Aeschylos bis zu Shakespeare herab gedichtet haben wollte, der wird die Reaction der Romantiker natürlich finden, ohne nöthig zu haben, ultramontane Umtriebe dahinter zu suchen. Aber freilich wurde ein Schlachtfeld nach dem Siege noch nie so verunreinigt wie das der Aufklärer, und ein treuer, tapferer Soldat noch nie so gemißhandelt wie der Verfechter des gesunden Menschenverstandes. Man sah nur noch seinen Zopf, nicht seinen Kopf, und konnte sich die Zeit durchaus nicht mehr vergegenwärtigen, wo sogar ein Product wie Voltaire's Saul, obgleich es ein Attentat auf den heiligen Geist der Poesie enthielt, das der jugendliche Goethe gern mit dem Tode am Autor gestraft hätte, heilsam war. Jetzt fällt

uns das nicht mehr so schwer, der alte böse Feind, von dem unsere Väter und Großväter sich nichts Arges mehr versahen, regt sich wieder mächtig, der Religionsfriede wird überall gestört, ein Concordat drängt das andere und schon gibt es einen Erzbischof, in Toulouse, dem durch den scheußlichen Proceß Calas berüchtigten Toulouse, der die seit der Revolution unterbrochene, früher gebräuchliche Feier eines kleinen Vorspiels der Bartholomäusnacht wieder in Scene setzt.

Es ist daher nicht blos zweckmäßig, sondern fast nothwendig, die vergessenen Kämpfer für „Humanität und Menschenrecht" wieder vorzulassen, und wer wäre so berufen, dazu das Signal zu geben, als der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu". Sei uns denn an seiner Hand der alte trockene, aber mannhafte Reimarus willkommen, obgleich er in seiner Allongenperücke etwas spießbürgerlich darein schaut; seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" wird wieder gute Dienste thun und wo seine Kritik in ihrer allerdings spröden Einseitigkeit zu weit geht oder nicht weit genug, da wird sie vom Herausgeber auf ihre Grenzen zurückgeführt oder ergänzt. Strauß hat einen meisterhaften Auszug des weitläufigen Werkes und eine vortreffliche Charakteristik des Autors geliefert und wir können seine Leistung jedem Gebildeten auf's Wärmste empfehlen, wenn wir ihre nähere Würdigung auch den Theologen vom Fach überlassen müssen. Wir sind begierig, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie weit sie es seit Goeze in der Widerlegung des großen Fragmentisten gebracht haben; aber diejenigen sollen nicht mit reden, die der Dichter in seinem Epigramm auf Neander's Darstellung der Auferstehungsgeschichte im Auge hatte. Denn, wo es heißt:

„Daß sich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben,
Ob auch die Füße in Klau'n, magst du bezweifeln, o Christ —"

da geht es noch schlimmer her, als wo man ganz entschieden mit Vernunft und Verstand bricht.*)

Die „Kleinen Schriften", womit Strauß die Lesewelt zugleich beschenkt hat, sind ein glänzendes Zeugniß seiner Vielseitigkeit und beweisen, was sie nach der Vorrede beweisen sollen, nämlich, daß der Verfasser sehr weit davon entfernt ist, in der

---

*) Dieses Distichon findet sich unter dem Titel: Neander und das Neue Testament auf Seite 63 von Band 8. D. H.

abstracten Region vollkommen aufzugehen, von der er in Uebereinstimmung mit der Hauptaufgabe seines Lebens zuerst ausging. Sie bieten in anmuthiger Mannigfaltigkeit des Reizenden und Belehrenden sehr viel. Welch ein Genrebild rollt sich gleich in dem ersten Aufsatze „Brockes und Reimarus“ vor uns auf; wie tritt der Sänger des Messias in dem zweiten: „Klopstock, und der Markgraf von Baden“ in seiner gravitätisch=superklugen, auf Ehre und Vortheil mit gleicher Strenge haltenden Eigenthümlichkeit vor uns hin! Für und wider „Ludwig Timotheus Spittler“ ist wohl alles gesagt, was gesagt werden konnte, und mit jener Urbanität, die über den zweideutigen, ohnehin hart genug bestraften Minister den hochverdienten Gelehrten nicht vergißt. „August Wilhelm Schlegel“ wird in eine mildere Beleuchtung gerückt als die Heinesche war, ohne darum ein anderes Gesicht zu bekommen. Vortrefflich ist die Charakteristik Immermann's, wenn auch in der Polemik gegen den „Ehinger Spitzenkrämer“ im Münchhausen die schwäbische Empfindlichkeit ein wenig vorschmeckt; sehr tief ist die so harmlos scheinende Bemerkung, daß wir einen bloßen Lyriker, sei er auch noch so hervorragend, wohl im vollen, nicht aber im höchsten Sinne als Dichter anerkennen, einen Dramatiker und Epiker ohne lyrisches Vermögen jedoch nicht einmal als vollen Dichter gelten lassen, geschweige als höchsten. Eine Zugabe von außerordentlichem Gewicht sind „Josef Koch's Gedanken über ältere und neuere Malerei.“

XXIV.

Lessing und Goeze.

Ein Beitrag zur Literatur= und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: „Johann Melchior Goeze. „Eine Rettung.“ Von August Boden. Leipzig und Heidelberg, Winter 1862.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit; zu ihren wunderlichsten Früchten aber gehören die Ehrenrettungen, in denen sie sich gefällt. Jedes Kind ist gewohnt, den Namen Tilly's unmittelbar mit dem des Teufels zu verknüpfen; jeder Gymnasiast hat eine Periode, wo er nicht mehr von Pedantismus, sondern nur noch von Gottschedianismus schwadronirt, und jedermann zählt den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze nicht blos zu den blindesten Zeloten, die der Protestantismus jemals erzeugte, sondern auch zu den ärgsten Sündern wider den heiligen Geist. Das soll nun auf einmal anders werden. Wenn

Tilly in der baierischen Ruhmeshalle, die König Ludwig in München gegründet hat, einen Platz erhielt, so lag nichts Unbegreifliches darin; er war unbestreitbar ein guter Haudegen, der sich bei seinem Beichtvater die Parole holte und nun in majorem Dei gloriam mit Feuer und Schwert gegen die Ketzer wüthete, um die Satansbrut bis auf den letzten Keim zu vertilgen. Wenn solch eine Köhlerseele aber, wie versucht wurde, in's Pantheon der deutschen Geschichte eingeschmuggelt und an einem Ehrenplatze aufgestellt werden soll, statt als Schreckbild auf der Zinne zu paradiren, wie die Teufelslarven und Thierfratzen auf den mittelalterlichen Domen, so muß man doch im Namen der Unsterblichen, die bereits im Heiligthum versammelt sind, protestiren. Wenn die Gerechtigkeitsliebe einen achtbaren Gelehrten veranlaßte, die Welt daran zu erinnern, daß der Leipziger Professor, der dem Apoll gar zu gern seine Allongenperrücke aufgesetzt hätte, keineswegs ohne alle Verdienste gewesen sei, so war nichts dagegen einzuwenden, und um so weniger, als das eigentlich noch Niemand in Abrede gestellt hatte. Die grotesk-komische Erscheinung blieb dennoch übrig, denn man kann auf reines Deutsch dringen und den Journalismus organisiren, was gewiß in der Gottsched'schen Literaturperiode höchst dankenswerth war, und sich doch unsäglich lächerlich machen, wenn man einen Musenführer vorstellen will. Es entschuldigt den Esel nicht als Lautenspieler, daß er sonst ein nützliches, genügsames Thier ist, vergebens weist sein Defensor darauf hin, daß er den Sack bedächtiger wie der Mensch selbst zur Mühle trägt, und daß er gar nicht essen kann, ohne zugleich Disteln und Dornen auszujäten und den Acker von Unkraut zu reinigen, man räumt alles ein und hört doch nicht auf, zu spotten. Das Unternehmen ist daher harmlos, nicht unlöblich im Motiv und ungefährlich im Resultat, obgleich es im übrigen mit dem Versuch, einen Mohren weiß zu waschen, auf derselben Höhe steht. Wenn aber gar ein Candidatus rev. min., einer aus der Reihe von denen, die entweder nie oder doch nur an den heißesten Sonntagsnachmittagen, wo Christus und der Küster die ganze Gemeinde vorstellen, zum Predigen kommen, sich die neu gesteiften vergilbten Bäffchen umbindet, um für einen Gerichteten, wie den Senior Johann Melchior Goeze, der als Theolog verdienstlos, als Mensch verächtlich und sogar als Eiferer zweideutig war, auf Kosten Lessing's unter den Heiligen oder Halbheiligen ein Dunkelplätzchen zu erobern, so gebührt ihm die

schärfste Zurechtweisung. Denn Ehren-Goeze hat Magdeburg nicht erstürmt und in der Literatur keine Rolle gespielt, er hat blos die Scharteken vermehrt, die bekanntlich ebenso selten, wenn auch nicht ebenso kostbar sind wie die Edelsteine, und aus denen man deshalb, wenn man sich zufällig in ihrem Besitz befindet, so unbedenklich citiren kann, wie man nur immer will. Eine solche Zurechtweisung ist dem Dr. Georg Heinrich Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg, für seinen „Johann Melchior Goeze" durch das uns vorliegende Werk von August Boden zu Theil geworden.

Wenn man in London des Sonntags durch die Straßen geht, begegnet man zuweilen einem Subject, das ganz schwarz gekleidet ist und zwei Tafeln, die eine über die Brust, die andere über den Rücken hängen hat. Auf diesen Tafeln steht nicht, wie wohl in der Woche: wo die billigste Seife verkauft wird oder wo der beste Schneider wohnt, sondern ein Bibelvers ist mit ellenlangen Buchstaben darauf gemalt: „Also hat Gott die Welt geliebt" ꝛc., „Es kommt der Tag, es kommt die Stunde" ꝛc., „Leget an das Feierkleid" ꝛc. Das ist der erste Morgenausläufer der innern Mission, die des Abends in einem Damenmeeting zu gipfeln pflegt, einem Meeting nämlich, zu dem um Mitternacht eine gewisse Art von Frauenzimmern infolge öffentlicher Einladung zahlreich zusammenströmt, um tractirt und bekehrt zu werden. Hamburg, in jeder Beziehung eine Filiale von London, hat seine innere Mission auch, und ihre Früchte, in England blos plump und barock, werden, wie die deutsche Luft das nun einmal mit sich bringt, leicht giftig und ungesund. Wer kennt nicht das „Rauhe Haus" und den süßlich gleißnerischen Pietismus, der darin wuchert und in neuester Zeit Gegenstand so verdrießlicher Enthüllungen gewesen ist? Einer unserer Freunde (es sei gestattet, diese höchst charakteristische Anecdote einzuflechten), besuchte einmal in Berlin das Gefängniß Moabit; ein Sprößling des Rauhen Hauses führte ihn herum. Er sah ein Individuum, das mit Händen und Füßen angeschmiedet war, und erlaubte sich die Bemerkung, das sei gewiß ein arger Missethäter. „Sagen Sie lieber — lispelte der Führer — ein armer Verirrter; übrigens ist es blos ein Mörder." Vielleicht war es derselbe sanfte Mann, der später ohne Noth einen wehrlosen Gefangenen niederschießen ließ, dem Rauhen Hause gehörte dieser Held in jedem Falle an. Mit der innern Mission, oder vielmehr mit

dem Pietismus, dessen neueste Form sie ist, hängt es nun auch zusammen, daß man den Priesterrock nirgends so sorgfältig bürstet wie in London und Hamburg, als ob Kleider nicht blos Leute machten, sondern auch Heilige. Wer kümmert sich in Sachsen darum, daß der protestantische Prediger Tinius mit seinem Hammer einen Greis erschlug, um Bibliotheken zusammenkaufen zu können? Wen genirt es am Rhein, daß der katholische Pfarrer Schäffer zwei Frauenzimmer abschlachtete, um sie nicht länger ernähren zu dürfen? Aber in Hamburg gibt es Kreise — die Börse und der Steinweg gehören freilich nicht dazu —, in denen es noch immer weh thut, daß ein Hauptpastor, ein Senior Unrecht gehabt haben soll, wäre es auch gegen einen Lessing. Offenbar ist das Röpesche Buch aus diesen Kreisen hervorgegangen, jedenfalls bedient der Verfasser sich aller Waffen, die dort gebraucht zu werden pflegen, wie sein Gegner ihm auf's evidenteste nachweist. Er hat Goeze einen schlechten Dienst geleistet. Auf den Todten liegt viel Staub, auf den Gräbern wächst viel Gras und das de mortuis ꝛc. kommt jedermann zugute, wenn er nicht eben Schinderhannes ist. Niemand hätte daran gedacht, Goeze's Sündenregister zu vermehren, wenn es Röpe nicht gefallen hätte, seine Grabschrift einer Revision zu unterziehen und mit goldenen Lettern zu versehen. Jetzt ist es vermehrt, bedeutend vermehrt; aus Boden lernen wir einen noch viel schlimmern Goeze kennen als aus Lessing bekannt war, und jeglicher Zug, der hinzukam, ist actenmäßig erwiesen und belegt. Sei das Buch jedem auf's Wärmste empfohlen, der die Wahrheit liebt.

XXV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Friedrich Richters.

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernst Förster. 1. Band 1. und 2. Abtheilung; Briefwechsel enthaltend. München, E. A. Fleischmann's Buchhandlung. A. Rohsold.

Jean Paul's hundertjähriger Geburtstag ist ohne Sang und Klang in Deutschland vorübergegangen. Ist das eine Unterlassungssünde, wegen derer unsere Nachkommenschaft uns zur Verantwortung ziehen wird? Oder haben wir dadurch den überschwänglichen Enthusiasmus unserer Väter zurechtgewiesen und eine zu freigebige Anerkennung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt? „Ein Stern ist untergegangen — ruft Börne in seiner

Frankfurter Denkrede aus — und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs, und ein Hoherpriester ist gestorben.“ Allein Börne spricht hier, wie immer, wenn er in ästhetischen Dingen seine Stimme erhob, als blinder Demokrat, der jede Schaumblase göttlich fand, wenn sie ihm nur im Zerspringen seine Lieblingsgase entgegenströmte, und den Sternen selbst ihren Glanz bestritt, wenn sie nicht kometarischroth angehaucht waren.

Und dennoch muß auch er mitten im Panegyrikus einhalten und gesenkten Tons hinzufügen: „Nicht allen hat er gelebt, aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen, er aber steht geduldig an der Pforte des neuen Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme.“ Die Thatsache ist richtig, schon bei dem Tode Jean Paul's war die Theilnahme gering und äußerst getheilt, aber die Prophezeiung ist nicht eingetroffen, sein Volk hat sich immer mehr von ihm abgewandt, und Titan und Hesperus dürften kaum noch öfter gelesen werden, wie Klopstock's Messias und Geßner's Idyllen. Spazier, der Neffe und Biograph des Dichters, würde den Grund in dem Mangel an Commentaren zu diesen dickleibigen Romanen suchen und einen hämischen Seitenblick auf Goethe und seinen oft commentirten Wilhelm Meister werfen, Gervinus meint jedoch, das ganze Verdienst Jean Paul's sei in die Klein- und Stillmalerei zu setzen, und diesem wohlmotivirten Urtheil wird Jeder unbekümmert um Gottschall's Widerspruch beipflichten müssen, der den engen Kreis, in dem der Mann etwas wirklich Poetisches, dann aber freilich auch wunderbar Eigenthümliches leistet, von dem weiten, den er durch seine humoristischen Purzelbäume und seine sentimentalen Wasserwerke auszufüllen strebt, zu unterscheiden und die Lenetten von den Lianen und Natalien zu sondern weiß. Es ist daher vollkommen in der Ordnung, daß die deutsche Nation auf ein Goethe- und ein Schiller-Fest keine Richter-Feier folgen ließ, denn ein Partialtalent hat keinen Anspruch auf die Huldigung, die dem Universalgenius gebührt, und die Völker müssen mit ihren Auszeichnungen eben so sparsam sein, wie weise Fürsten mit ihren Orden, falls sie Werth behalten sollen.

Wenn aber die Nation sich nicht regte, so hat sich dafür die Familie des Dichters gerührt und, uneingeschüchtert durch die

gänzliche Erfolglosigkeit des vor einem Decennium hervorgezogenen „Papierdrachen“, die Zettelkasten und Excerptenberge abermals durchstöbert und Jean Paul's Correspondenz mit Emanuel, sowie mit Oertel und Thieriot als „Denkwürdigkeiten“ vor uns ausgebreitet. Sie hat nicht wohlgethan. Von Jean Paul's Briefen ist schon viel zu viel gedruckt; das Publikum kümmert sich nicht im geringsten um den vielbändigen Briefwechsel mit Otto rc., und auch der Literarhistoriker durchläuft sie nur, weil er charakteristische Anecdoten über die Weimar-Jena'schen Zustände und über Schiller und Goethe darin findet, nicht aber, weil er ihnen einen selbstständigen Werth beilegt. Was soll nun gar die Nachlese, der dieser Reiz fehlt? Wer sind die Herren Emanuel, Oertel, Thieriot? Brave Leute, von denen der eine den Dichter mit Bier versorgte, der zweite ihm Bücher schickte und der dritte ihm auf der Geige vorspielte. Sind das Verdienste, die ihnen über die persönliche Dankbarkeit des Verpflichteten hinaus ein allgemeines Interesse sichern? Dennoch dreht sich um diese Personen und um das kleinbürgerliche Hinüber und Herüber mit ihnen die ganze Correspondenz, woraus dann folgt, daß sie noch bombastischer ist, als Jean Paul gewöhnlich zu sein pflegt, wenn er sich brieflich entleert. Einige Proben mögen es beweisen. Seite 118, Theil 1 lautet es: „Des Lebens Unkraut ist endlich wieder verdorrt, das mich verstrickte“. Das soll heißen: „Meine Frau ist vom Milchfieber geheilt“. Seite 284 lesen wir: „Es thut mir und der Gärtnerin wohl, daß die nachgeschickten Epheublättchen gerade um die treue Brust sich legen, um die so viel lebendiger Ephen der Freundschaft sich schlingt“. Das bedeutet: „Ich schicke dir zum Geburtstage eine Weste, auf die meine Gattin Epheublätter gestickt hat“. Sogar Kinderbriefe sind eingeschaltet. „Ganz wie er leibt und lebt!“ wird der Leser ausrufen. Ja wohl! Aber kannten wir ihn nicht ohnedieß schon? „Himmel, ich glaub's“, würde der Humorist mit seiner Lieblingswendung hinzusetzen, wenn er die Recension selbst schriebe. Allerdings ist nicht blos von Milchfiebern und Geburtstagswesten die Rede, und auch des Baireuther Bieres wird nicht auf jeder Seite gedacht. Aber die Blumen, die er für den Sonntag in den höheren Regionen gepflückt, sind nicht besser wie die Schimmelgewächse des Topfes, womit er die Alltagsereignisse umkleidet. Oder wem gefallen Prachtstellen wie diese: „Der jüdische lange Tag unseres Lebens würde uns durch sein

ewiges idem abmatten und ekeln, wenn nicht die sanfte Natur zwischen jede zwölf Stunden und Acte den Schlaf als die Folie des Wachens eingeschoben hätte. Daher kann die zweite Welt kein grünes Sumpfwasser einer fixen Ewigkeit sein, sondern ein unabsehlicher Wechsel, d. h. ein ewiger Tod!" Verunglückte Denkprocesse, die sich wieder in's allgemeine Bilderspiel der Sprache auflösen, statt sich zum Resultat zu verdichten, geben so wenig Poesie als Philosophie.

Studien über das englische Theater.

Von Moritz Rapp. Erste und zweite Abtheilung. Tübingen, Laupp u. Siebeck.

Der Verfasser ist überzeugt, daß in den nächsten hundert Jahren ein Geschichtschreiber des englischen Theaters auftreten wird. Diese Ueberzeugung wird Jeder mit ihm theilen, der den Umfang der zu einem solchen Unternehmen bereits gelieferten Vorarbeiten kennt; wenn das Material beisammen ist, pflegt der Organisator nicht auf sich warten zu lassen. Er meint aber auch, daß dieser Geschichtschreiber in Deutschland aufstehen müsse, und das aus dem Grunde, weil unserer „Nationalität" in unserem Jahrhundert ganz unverkennbar die „Theorie" zugewiesen sei. Die Thatsache zugegeben, fehlt dem Schluß noch immer sehr viel zur Bündigkeit, denn es ist etwas ganz Anderes, die innere Entwickelung des Dramas auf die letzten Gesetze zurückzuführen, wie es der Theoretiker thut, und etwas ganz anderes, die äußere Verleiblichung desselben auf dem Theater im Kampfe mit den ewig wechselnden politischen, religiösen und socialen Mächten darzustellen, wie es der Geschichtschreiber thun soll. Warum sollten sich in diese Arbeit, die zwei verschiedene Menschen verlangt, nicht auch zwei verschiedene Völker theilen, und warum sollten die Engländer, die schon so manchen trefflichen Bau- und Eckstein zu dem rückständigen Werke aufzeigen können, wie z. B. Macaulay's glänzenden Essay über die Lustspieldichter der Restauration, nicht wenigstens eben soviel Anwartschaft haben wie die Deutschen? Doch das nebenbei. Der Verfasser hat diese „Studien" vorzugsweise für den künftigen Geschichtschreiber, dessen Erscheinung er prophezeit, publicirt, und, wie er weiter versichert, dem Gegenstande von Jugend auf seine besten Kräfte zugewandt. Sie bestehen aus bloßen Collectaneen, die besser geordnet sein könnten

und sich in der Regel auf eine kurze Inhaltsanzeige der Stücke beschränken, welche der Verfasser gelesen hat. Es ist eine ungeheure Kunst, ein Drama, sei es gut oder schlecht, im Lapidarstile zu reproduciren und in eine Novelle zu verwandeln. Der Verfasser besitzt diese Kunst nicht, sein Buch bietet deshalb dem größern Publicum, auch dem ästhetisch gebildeten, nichts dar und kann sich wirklich nur um das Verdienst bewerben, dem Geschichtschreiber einige Mühe abzunehmen. Hat es diesem nun die Selbstprüfung erspart? Kann er sich auf die Urtheile des Verfassers verlassen und sie auf Treu und Glauben hinnehmen? Das wird von der Beschaffenheit der Principien abhängen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Diese werden nun zwar nirgends offen und bestimmt ausgesprochen, aber sie spiegeln sich in so blendenden Reflexen bei der Anwendung auf specielle Fälle, daß man trotzdem leicht über sie in's Klare kommt. Ueber Lord Byron's „Werner" heißt es: „Daß Goethe Byron mit Schiller verglich, ist wohl ein Frevel zu nennen, er ist aber dafür durch dieses Werk gestraft, denn daß der Dichter gerade ihm ein Werk dedicirte, in welchem die deutsche Aristokratie und ihr Despotismus gebrandmarkt sind, war wohl das Gedankenloseste und muß Goethe maaßlos geärgert haben." Die Philologen pflegen einander dadurch maaßlos zu ärgern, daß sie sich seltene Manuscripte gegenseitig durch sogenannte unglückliche Tintenklexe verderben; unter den Dichtern geht es anders her, und aus guten Gründen, denn sie müssen erst als Menschen etwas sein, bevor sie als Dichter etwas bedeuten können, was von Linguisten, Mathematikern, Zoologen u. s. w. keineswegs gilt. Lord Byron dachte nicht daran, die deutsche Aristokratie zu brandmarken, als er die dunkle deutsche Erzählung dramatisirte, und Goethe fiel es nicht ein, sich über eine wohlgemeinte Dedication, die nur zufällig an die Stelle der beabsichtigten zum Sardanapal trat, zu erboßen. Aber welch ein Begriff von der Dichternatur und vom poetischen Schöpfungsproceß taucht hier auf! Doch es kommt noch besser. Zu Fletcher's „Captain" bemerkt der Verfasser: „Man darf wohl vermuthen, falls, wie sehr glaublich, Shakespeare dieses Stück noch auf der Bühne gesehen oder gelesen haben sollte und dabei bedachte, was sein nächster Nachfolger auf der Bühne aus ihm gemacht, er müßte über seine eigene Kunst einen Schauder empfunden haben, und es ist ganz glaublich (in diesem nachlässigen Stile ist das ganze Buch geschrieben), daß er für ein Publicum, das solche

Kost vertrug und verlangte, von hier an nicht mehr zu producircn sich getrieben fühlte." Ja wohl! Mein Nachbar hat einen Cartouche in die Welt gesetzt; ich will mich fortan des Ehebetts enthalten, damit ihm kein Aristides in den Weg trete! Unsittliche Stücke gefallen; ich will mich wohl hüten, ihnen durch sittliche entgegen zu wirken! Es ist ja eine Kleinigkeit, einen Lear oder einen Hamlet, die sich aus den Tiefen der Seele emporarbeiten, zu unterdrücken; man braucht blos daran zu denken, daß sie vielleicht nicht gleich den ersten Abend beklatscht werden. Von einer ethischen Verpflichtung kann ohnehin nicht die Rede sein! — Dieß ist die Grundanschauung des Verfassers über den Hauptpunkt, sie muß ihn jeden Augenblick verführen, das Nothwendige zu übersehen und auf das Zufällige einen ungebührlichen Werth zu legen. Nur zur Probe noch einzelne Aussprüche: In Byron's Marino Faliero sind „die Reden der Dogeresse vor Gericht nicht aus ihrem Charakter; sie ist vorher weich, hier beinahe frech." Dieser Umschlag der scheuen Weiblichkeit in ihr Gegentheil ist nun gerade die Hauptschönheit; man könnte mit demselben Recht den Wurm tadeln, dem sein Stachel wächst, wenn er zertreten werden soll. Shakespeare hat nach dem Verfasser herbe Erfahrungen mit den Weibern und „in financieller Beziehung" auch mit den Männern hinter sich. Das eine weiß man — — — Aus dem Collier? Oder aus neu entdeckten Memoiren? Nein, aus dem Othello und dem Wintermährchen, und das andere aus dem Timon von Athen, „wo er den Undank und die Geldgier der Menschen an den Pranger stellt." Richtig, wir wissen es schon von Byron's Werner her, daß der Dichter sich in der dramatischen Poesie wie in der lyrischen persönlich ausschäumt; wenn die Aesthetik die stoffliche Interesselosigkeit des Künstlers zur ersten Bedingung seiner Leistung macht, und wenn Schiller den Mangel derselben sogar an dem Lyriker Bürger so bitter rügt, so ist das Faselei. Antonius und Cleopatra ist ein mehr bürgerliches Trauerspiel und steht so niedrig, daß Shakespeare nach des Verfassers Meinung solcher Art Stücke bei etwas mehr Phlegma wohl an hundert hätte liefern können; der einzige Charakter der Cleopatra würde ihn wohl daran verhindert haben. Doch wir schließen, ohne uns bei so manchem andern, namentlich bei den neuaufgespürten wunderlichen Quellen der Schillerschen Räuber und des Don Carlos noch aufzuhalten. Der Leser ist längst in den Stand gesetzt, da=

rüber zu entscheiden, ob der künftige Geschichtschreiber des englischen Theaters die Urtheile des Verfassers adoptiren darf oder nicht. Wie der Codex, so die Sentenzen.

Schiller's Geistesgang.

Von Dr. A. Kuhn. Mit einem Porträt. Berlin, L. v. Warnsdorf.

Ueber Schiller's Entwickelungsgang ist so viel geschrieben worden, daß es kaum noch einen Standpunkt gibt, von dem aus man ihn nicht bereits betrachtet hätte. Dies weiß der Verfasser selbst und räumt mit anerkennungswürdiger Offenheit ein, daß er sich auf die Schultern seiner Vorgänger gestellt hat. Die Kritik muß ihm ihrerseits dagegen bestätigen, daß die Hoffnung ihn nicht täuscht, wenn er glaubt, manches Eigenthümliche hinzugefügt und dadurch zu weiterem und schärferem Denken Anlaß gegeben zu haben. Es ist zunächst rühmend hervorzuheben, daß er die Resultate der neuern Geschichtsforschung über den dreißigjährigen Krieg, über Wallenstein, Tilly und Gustav Adolf mit in Betracht zieht, denn wenn diese auch für Schiller's bekanntes Geschichtswerk ziemlich gleichgültig sind, da es ohnehin bei seinem Damenkalender-Ursprung der wissenschaftlichen Bedeutung entbehrt, so sind sie doch von erheblicher Wichtigkeit für die Beurtheilung seines großen Nationaldramas. Weniger einverstanden kann man sich mit dem Experiment erklären, Schiller's gleichgültiges, wenn nicht feindliches Verhältniß zum positiven Christianismus theils aus dem Rationalismus und Kantianismus der Zeit abzuleiten, theils sogar auf „den Mangel an Mitteln, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Christenthums kennen zu lernen," zurückzuführen. Das letztere klingt obendrein mystisch, es soll aber wahrscheinlich ausdrücken, daß dem Katholicismus unfehlbar gelungen sein würde, was dem Protestantismus, in dem der Dichter geboren war, mißglückte, und da müssen wir doch die Kraft des Weihwedels bezweifeln, wenn wir auch die des Katechismus keineswegs überschätzen.

Die Negation des religiösen Momentes in einer so außerordentlichen Erscheinung wie Schiller, in dem Geist und Gemüth aufs schönste zusammenstimmten, nicht aber Verstand und Witz à la Voltaire auf Kosten aller übrigen Kräfte einseitig wucherten, wie in Zacharias Dase das Rechentalent, sollte nicht zu rein äußerlichen Erklärungsversuchen verführen, sondern zu einer ernsten Betrachtung, ob es denn auch „mit dem Einen, was

noth thut," so ganz richtig bestellt sei, auffordern. Aeußerst gesund ist dagegen der energische Protest, den der Verfasser an mehr als einem Orte gegen den Mißbrauch der genetischen Betrachtungsweise in ästhetischen Dingen einlegt. Dieser greift immer weiter um sich, und wenn man das geniale Individuum ehemals zum unabhängigen und völlig schrankenlosen Demiurgos erhob, so scheint man jetzt zu dem Glauben geneigt, daß es sich sclavisch in der Form des dialectischen Processes entwickelt, und daß jeder seiner Athemzüge in mathematischem Zusammenhange mit irgend einem allgemeinen Bedürfniß der Welt steht und etwas bejaht oder verneint. Conjecturalästhetik ist aber nicht mehr werth wie Conjecturalpolitik, und wenn es auch unzweifelhaft gewiß ist, daß der Nationalgeist sich in der Literatur offenbart, wie Gott sich in der Geschichte verleiblicht, so bleibt es doch nichtsdestoweniger äußerst bedenklich, das nicht bloß im Großen und Ganzen aufzeigen, sondern auch ganz speciell an Komma und Punkt nachweisen zu wollen.



Bunte Aufsätze.



Ueber die sogenannten politischen Demonstrationen bei theatralischen Vorstellungen.

Börne pries es einmal höchlich an den Franzosen, daß sie jede Stelle eines Dichterwerks, die sich gesucht oder ungesucht auf die Verhältnisse der Gegenwart anwenden läßt, herausfühlen und eine Demonstration daran knüpfen. Wir sind in Deutschland jetzt so weit gekommen, daß wir dies ebenfalls thun; ob wir das aber preisen und uns dazu Glück wünschen sollen, ist die Frage.

In einem Staat, der absolutistisch regiert wird und darum der öffentlichen Meinung den nächsten Weg, sich geltend zu machen, durch Vorenthaltung der Preßfreiheit oder Reducirung derselben auf ein Nichts abschneidet, ist es ganz natürlich, wenn sie sich auf andere Weise Bahn zu brechen sucht. Daß dazu vor Allem das Theater Gelegenheiten darbietet, ist einleuchtend, denn wie ängstlich es auch überwacht und dadurch zur Karricatur seiner selbst herabgesetzt werden möge: es sind gar keine Dramen denkbar, in denen nicht einzelne Aeußerungen eine doppelsinnige Auslegung und Auffassung gestatteten. Wenn aber ein Dichter in einem seiner Stücke die Behauptung wagt, die Belladonna wachse gern in Sümpfen, und das Publicum die Stelle aufnimmt, als hätte der unschuldige, vielleicht auf eine Tabatiere speculirende und über den unerwarteten Beifall in Ohnmacht sinkende Mensch irgend eine tief versteckte Bosheit hineingelegt, wer kann dafür? Selbst die Römer, die den vor ihnen tanzenden und spielenden Nero zu beklatschen hatten, haben ihren Beifall auf eine Art an den Tag legen können, der ihm verdächtig sein und ihm doch die Hände binden mußte.

Ganz anders steht es aber im constitutionellen Staat, in welchem jeder Gedanke, der begründet werden kann, auch berechtigt ist und vermöge der Preßfreiheit auf offener Heerstraße in voller Waffenrüstung einherziehen darf, nicht aber beim Dämmer=

lichte in dem einen oder dem anderen unüberwachten Winkel des gesellschaftlichen Gebäudes wie ein Gespenst herum zu spuken braucht. Wozu hier die Umwege? Warum das Theater aus einem Tempel der Kunst in ein Forum verwandeln? Warum den Tribun in Shakespeare's Coriolan suchen, den man im Journal hat? Warum einem Dichterausspruch Gewalt anthun, wenn man selbst nur den Mund zu öffnen braucht, um sich Luft zu schaffen? Wäre hierzu wirklich eine Nothwendigkeit vorhanden, so müßte der Staat aufgehört haben ein constitutioneller zu sein.

Man könnte einwenden, durch die Acclamation, die nicht einem Kunstwerk als solchem gilt, sondern die sich auf das zufällige Verhältniß des Kunstwerks oder irgend einer Einzelheit desselben zu den Tagesfragen bezieht, solle nur hervorgehoben werden, daß der Dichter mit der Ansicht dieser oder jener Partei übereinstimme und sie also moralisch verstärke. Das hieße denn jedenfalls denselben Gebrauch vom dramatischen Gedicht machen, den man in Rom bei einer Belagerung einst von den Bildsäulen machte, welche man von der Engelsburg aus den Feinden bekanntlich auf die Köpfe warf. Dieser Gebrauch ist nun von dem ursprünglich beabsichtigten sehr verschieden; er wäre aber noch nicht absolut unverständig, wenn Dichtersprüche nur eben so sicher in der geistigen Schlacht träfen, wie jene Bildsäulen in der materiellen ohne Zweifel getroffen haben. Das ist aber nicht der Fall.

Um dies zu begreifen, muß man den Bau des Dramas näher in's Auge fassen. Schon die einfache Wahrnehmung, daß die auftretenden Personen sich alle gegenseitig bedingen und beschränken, daß also keine in dem, was sie thut, ganz Recht oder ganz Unrecht hat, sollte darauf führen, daß auch keine in dem, was sie ausspricht, ganz Recht oder ganz Unrecht haben kann. Diese Wahrnehmung wird aber doch Niemand entgehen. Wenn in Shakespeare's Heinrich IV. z. B. der junge Percy den Entscheidungskampf wagt, bevor noch die nöthige Macht zusammen gebracht wurde, und wenn im Gegentheil sein Vater Northumberland mit seinem Aufbruch zum Heer so lange zögert, bis der günstige Moment vorübergegangen ist, so stellen Beide zusammen die menschliche Natur in zwei Extremen dar und begehen darum entgegengesetzte Fehler. Wollte man nun dem Einen zujauchzen, weil er die Bedächtigkeit des Alters verwünscht, oder dem Andern, weil er den Ungestüm der Jugend verdammt, so würde das

freilich zeigen, ob man noch zu den Jünglingen oder schon zu den Greisen gehört, es würde aber zugleich darthun, daß man den Sinn des Dichters gar nicht verstanden habe, der den Percy und den Northumberland nur deswegen einander gegenüberstellte, weil er die Einseitigkeit des Einen durch die des Anderen auflösen mußte. Das Drama beruht eben auf dem Gegensatz und schöpft aus diesem seine ganze Kraft. Bös und Gut, Verstand und Leidenschaft rufen einander mit Nothwendigkeit hervor und müssen mit gleich frischen Farben und in gleich scharfen Umrissen vorgeführt werden. Wer aber wissen will, was der Dichter selbst beabsichtigte und meinte, der halte sich nicht an einen der einzelnen Charaktere und an dessen Schlag- und Wurzelworte, sondern er fasse die Gruppirung derselben zu einem zusammenhängenden Ganzen in's Auge; er knüpfe seine Sympathien oder Antipathien nicht an einen schwarzen oder einen rothen Pinselstrich, er entziffere das Bild. Ja, auch dies ist noch nicht genug. Denn jedes Kunstwerk, wie umfassend und reich es immer sei, gibt nur ein Segment des Kreises, der die Weltanschauung des Dichters abspiegelt, nicht den Kreis selbst. Dieser umfaßt vielmehr alle Segmente und bedingt und beschränkt sie, setzt zur Relativität herab, was sich an seinem Ort für absolut zu geben schien. Wer daher den Dichter wahrhaft ergründen will, der muß sich auf einen Standpunkt zu stellen wissen, auf dem alle seine Werke als Ringe erscheinen, die genau mit einander zusammenhängen und eine Kette bilden.

Es wird aus dieser einfachen Entwicklung, die sich der tieferen philosophischen Deduction absichtlich enthält, klar geworden sein, daß zwischen dem dramatischen Dichter und den einzelnen Personen seines Stücks ein Unterschied besteht, den man sich gar nicht groß genug vorstellen kann, und daß also nicht Shakespeare ein Zeugniß ablegt, wenn Percy spricht. Man könnte nun glauben, das Manöver, das uns hier beschäftigt, sei jedenfalls, wenn es auch auf einem Mißverständniß beruhe, unschuldig und unschädlich. Aber darin würde man sehr irren. Ich will gar nicht davon reden, daß die Aengstlichkeit der in der einen oder der andern Form an allen Orten und zu allen Zeiten gebliebenen und bleibenden Theater-Censur dadurch nothwendig bis zu einem unberechenbaren Grade gesteigert werden muß. Das ist nur ein Nebenpunkt, obgleich kein unwichtiger. Aber ich will auf zwei andere Con-

sequenzen hinweisen, deren bedeutungsvolle Schwere Niemand in Abrede stellen wird.

Die erste Folge ist die: Wenn das Publicum sich einmal gewöhnt, diese oder jene Einzelheit aus dem Drama herauszureißen und, ohne sich um den Zusammenhang mit dem Kunstorganismus zu kümmern, ohne sich an das Vorher und Nachher zu kehren, das rohe Element heißhungrig zu verschlingen, so wird es sich bald ganz und gar in die Einzelheiten verrennen. Nach der Tapete wird Niemand mehr fragen, nur nach dem einzelnen Faden. Ist er hübsch vergoldet, so wird man jubeln, wenn er zum Vorschein kommt; ist er schlicht und einfach, so wird man die Achseln zucken; ist er gar mißfarbig, so wird man murren. Daraus ergibt sich nun von selbst, daß der Künstler gar keine P r o b l e m e mehr aufstellen kann. Denn es ist unmöglich, daß Räthsel und Auflösung im Drama unmittelbar zusammen fallen, und wer die letztere nicht abzuwarten vermag, der muß das erstere freilich unerquicklich finden. Es ergibt sich daraus aber auch weiter, daß er jeden Augenblick Anstoß erregen muß, besonders in der sittlichen Region. Ja es ist sicher, daß die mehr und mehr überhand nehmende Prüderie, welche vor Dingen zusammenschaudert, die zu den Zeiten Schiller's und Goethe's noch so unschuldig gefunden wurden, wie sie wirklich sind, in diesem Klebenbleiben an der Einzelheit ihren Hauptgrund hat. Das ist auch höchst natürlich. Wenn relativ gemeinte, durch die Einseitigkeit der Charaktere und den Drang der Situationen bedingte Darstellungsmomente, Aussprüche und Bilder, die im Fortgang der Entwicklung ihr Gegengewicht erhalten, als absolute aufgenommen werden, so kann es gar nicht ausbleiben, daß man mit Abscheu verwirft, was man sonst vielleicht mit Ehrfurcht vor dem dialektischen Läuterungs- und Klärungsproceß bewundern würde.

Die zweite Folge, die ich jetzt aber wohl kaum noch hervorzuheben brauche, ist die, daß damit die Kunst aufhört, daß alle und jede Grenze zwischen dem wahren und dem After-Talent verrückt, daß der heillosesten Pfuscherei Thür und Thor geöffnet und so in kürzester Frist eine vollkommene Barbarei herbeigeführt wird. Wer nicht im Stande ist, eine runde, in sich abgeschlossene Schöpfung zu erzeugen und sie mit warmblütigen Gestalten zu beleben, der schlägt eine Welt von Brettern zusammen, schiebt Automate hinein und läßt diese eine Menge von prickelnden Anspielungen und Beziehungen auf die Tages-Interessen ausschütten.

Man jubelt ihm zu, wenn er's trifft, was kaum mißlingen kann, und der elendeste Stümper trägt den Kranz davon, der dem Künstler gebührt, dieser aber geht leer aus, da die Sympathien für Puppen und für lebendige Menschen sich gegenseitig nothwendig ausschließen.

Das deutsche Theater.

Wer über das deutsche Theater ein ernstes Wort zu sprechen unternimmt, der kommt den Meisten so vor, als ob er über eine Kinderklapper philosophische Betrachtungen anstellen oder, wie Swift, über einen Besenstiel predigen wolle. Die Zeiten sind vorüber, wo man mit Schiller übereinstimmte, wenn er in jugendlichem Enthusiasmus die Schaubühne für eine moralische Bildungsanstalt erklärte, und den Histrio, nachdem man ihm lange genug den Zutritt in anständige Gesellschaft verweigert, ja das ehrliche Grab auf dem Kirchhof bestritten hatte, als den Hohenpriester der Humanität zu ehren anfing, von dem man die ästhetische Läuterung der Menschheit erwartete, da die ethische, trotz Mosen und den Propheten, mißglückt war. Auch die Zeiten sind vorüber, wo das Theater, wenn man ihm auch nicht mehr einen erhöhten Mittelplatz zwischen Kanzel und Katheder anwies, doch noch für die illuminirte Uhr gehalten wurde, auf die man nur zu schauen brauchte, um genau zu erfahren, wie es mit der dramatischen National-Production stand, und wo man es besuchte, um sich an dem geistigen Ringkampf der hervorragendsten Dichterkräfte zu erfreuen. Ja sogar die Zeiten sind vorüber, wo das Theater doch wenigstens noch für die beste Unterhaltung galt, und wo ein neues Stück ein Stadt- und ein Familien-Ereigniß war, dem man mit Spannung entgegensah und das man mit Behagen genoß oder mit Resignation hinnahm. Keiner sucht in den Hallen noch Bildung, wo, so stolz sie auch dastehen und so prahlerisch die Inschriften auch lauten mögen, die Bilder sinn- und planloser durcheinander fliegen, wie die Karten, mit denen die Kinder spielen; Jedermann weiß, daß der Dichter überall eher anzutreffen ist, als auf den Brettern, die blos seinet-

wegen zusammengezimmert sein sollen, und das muß ein ganz verlorener Abend sein, den Jemand noch an's Theater wendet, wenn ihn anders nicht ein Virtuos oder ein sonstiger Nebenreiz hineinlockt.

Daß es so steht, ist gewiß. In Berlin gehen, wie die Zeitungen melden, die Classiker nur dann noch etwas häufiger in Scene, wenn die Tantièmen-Summe für die Novitäten zu hoch aufläuft, d. h. wenn sie etwa den hundertsten Theil dessen zu betragen droht, was für Toiletten und Decorationen mit Vergnügen und im Gefühl unabweislicher Nothwendigkeit verausgabt wird. Und in Wien werden Ausstattungsstücke gegeben, über welche die allerdevotesten Tagesblätter muthig genug sind zu bemerken, daß die Direction, wenn sie eine Modenausstellung veranstalte, doch auch die Kleiderkünstler zur Beurtheilung einladen möge, statt der Aesthetiker. Berlin und Wien bilden aber in ihrer reichen Dotirung die Pole des deutschen Theaterlebens; München und Dresden entscheiden nicht, selbst wenn sie sich einmal zu einem selbstständigen Schritt versucht fühlen, und Weimar, Stuttgart u. s. w. können nur experimentiren. Daraus folgt denn, daß eine Controle, die nicht darauf ausgeht, die sämmtlichen Schnupfenfieber und Heiserkeiten der Schauspieler zu Buch zu bringen, um allenfalls Schlüsse über die klimatischen Verschiedenheiten der deutschen Länder daraus abzuleiten, sich auf Wien und Berlin beschränken darf und dennoch genau erfährt, wie es bei uns mit dem Musendienst steht. Darnach also wollen wir uns verhalten, die ganze Angelegenheit aber einer sehr ernsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit unterziehen.

Denn es ist ein ebenso wunderlicher, als gewöhnlicher und weit verbreiteter Irrthum, daß derjenige, der das deutsche Theater für schlecht erklärt, sich auch nicht mit demselben befassen dürfe. Im Gegentheil, das Theater ist zu allen Zeiten, namentlich aber in der unsrigen, ein so wichtiges Institut, daß man es mit allen Mitteln wieder zu heben suchen muß, wenn es tief gesunken ist. Man mag über die ästhetische Erziehung des Menschen denken, wie man will, so viel ist gewiß, daß das Moment der Erhebung, dessen wir so nöthig bedürfen, wie der Selbstvergessenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unserer Zeit nur noch durch die Kunst kommen kann. Die Religion bietet es nicht mehr dar und der Patriotismus bietet es noch nicht dar; die Kirche, an der einst auch ein Zweifler wie Faust nur zitternd und zähne-

klappernd vorbeischlich, wenn Orgelton und Glockenklang zum Eintritt luden, vereinigt die verschiedenen Stände des Volks nicht mehr in ihrem Schooß und der Staat ruft sie noch nicht zusammen. Dieß ist eine Thatsache, die man beklagen oder preisen, die man aber sicher nicht in Abrede stellen kann. Wir erinnern blos an sie und lassen es ununtersucht, ob die Kirche durch Zwangsmaßregeln, wie es in evangelischen Ländern z. B. die gebotenen Sonntagsfeiern sind, die ungeheure Kluft, die sich zwischen Glauben und Wissen aufgethan hat, wieder ausfüllen wird und ob der Staat wohl thut, wenn er auf die Begeisterung seiner Bürger Verzicht leistet, um ihrem Vorwitz zu entgehen: sie beweist auf's unwidersprechlichste, daß das höchste Bedürfniß des Menschen nur noch in der Kunst seine Befriedigung findet, ja, daß Staat und Kirche selbst erst in ihr zur Verklärung gelangen, da nur sie in beiden das von allen Parteizerklüftungen und confessionellen Streitigkeiten unberührbare Ideal erfaßt. Die Spitze der Kunst aber ist das Drama, und das Drama kommt freilich nicht erst durch das Theater zur Entfaltung, wie man gern behauptet, obgleich schon Aristoteles das Gegentheil sagt, wohl aber nur mittelst desselben zur ganzen und vollen Wirkung. Es kann daher nie gleichgültig sein, wie es beschaffen ist, denn wenn es, wie in unseren Tagen, Charakter und Würde bis auf den Grad einbüßt, daß die Bildung sich mit Ekel und Widerwillen von ihm abwenden muß, so ist eben auch der letzte Tempel zertrümmert worden, in dem man sich noch in schöner Gemeinschaft zusammenfand, um das zu verehren, was „die Welt im Innersten zusammenhält", und man hat nur noch die Wahl zwischen dem trivialen Spaß, dem denn auch so viele nachrennen, und der tiefsten Einsamkeit.

Wir sind, um einen Ausdruck von dem alten Tieck zu entlehnen, endlich ganz unten im Keller, wo die Ratten hausen, die faulen Dünste ziehen und das schmutzige Wasser sickert, an der Hand unserer Musageten angelangt und müssen nach dem allgemeinen Naturgesetz, das den Stillstand ausschließt, wieder hinauf. Dieß wird selbst von der Seite zugegeben, die es gewiß bis zum letzten Augenblick verhehlt und verheimlicht hat. Die Theaterdirectoren haben in Dresden getagt und die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes offen vor ganz Deutschland bekannt. Nur ist es ihnen dabei gegangen, wie es in der Beichte öfter gehen soll. Sie haben sich länger bei den fremden, als bei den

eigenen Sünden aufgehalten, sie haben uns erstaunlich viel von den Umtrieben der Theateragenten erzählt, aber sehr wenig von dem eigenen Schlendrian, durch den diese allein möglich wurden, und sie schrieen doch in Wahrheit nur über das Schwert, das sie sich selbst in die Brust gestoßen hatten. Nichtsdestoweniger trafen sie den rechten Punkt, denn gerade diese Unterhändler mit ihren schmutzigen Winkelblättern sind Schuld daran, daß die Kluft zwischen dem Dichter, der sie verachtete und verschmähte, und den Bühnenvorständen, die ihrer nicht entbehren zu können glaubten, allmählich so groß geworden ist. Die Faiseure, die Rollen schreibenden Schauspieler sowohl, wie die „bearbeitenden" Uebersetzer und die vom Roman und der Reisenovelle zum Theaterstück herüberspringenden Literaten erkannten sie willig als Patrone an, und nun war das Kind des Hauses bald verdrängt, um dem Bastard Platz zu machen. Denn nicht allein, daß die plattesten Machwerke den poetischen Productionen den Zutritt versperrten, das Publikum verlor auch die Empfänglichkeit für sie, und wenn sie sich einmal bis zu den Lampen hindurch arbeiteten, so wurden sie angestarrt, wie der steinerne Gast, der auf der Maskerade erscheint, und dienten nur dazu, den Triumph der Gemeinheit zu erhöhen und in gewisser Art als einen wohlberechtigten zu bestätigen. Man braucht die Kirche nur in einen Ballsaal zu verwandeln, so will Jedermann auch auf der Kanzel statt des Predigers den Spielmann sehen, und man braucht nur fünfzig Mal die „Grille" zu geben, um sicher zu sein, daß der „Prinz von Homburg" nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr findet, hat dieses auch aufgehört zu existiren, und es ist ganz einerlei, ob der Hund des Aubry, dem Goethe einst weichen mußte, seine Künste darauf treibt, oder ob die Menschen-Daguerrotypie in Schröder's oder Iffland's Sinn darauf gepflegt wird. Man traf in Dresden daher allerdings den rechten Punkt; ob man sich aber auch über die rechten Mittel verständigt hat und ob man diese energisch zur Anwendung bringt, werden wir sehen, wenn wir zur Prüfung der beiden großen Theater übergehen, die wir, indem wir zunächst einen kurzen historischen Ueberblick des letzten Decenniums voranschicken, auf Schritt und Tritt zu begleiten gedenken. Wir zweifeln stark daran, denn wir werden nichts von einer Hebung und Läuterung des Repertoirs gewahr, von der man doch ausgehn müßte, wir sind auch weit davon

entfernt, uns der Hoffnung zu ergeben, daß unsere Bemühungen viel zur Verbesserung des miserablen Zustandes im Ganzen beitragen werden, aber wir glauben doch zur Abstellung manches Detailunfuges, der in der Stille betrieben wird, durch schonungslose Aufdeckung desselben das Unsrige thun zu können, und wir wollen, nun wir nachgewiesen haben, daß die Bühne zuweilen zwar sehr schlecht, aber nie gleichgültig ist, nicht ermüden, an das zu mahnen, was der Nation früher oder später wieder zu einer verhelfen kann.

Mein Traum in der Neujahrsnacht 1849.

Raum und Zeit sind bloße Formen der Anschauung! sagte der Alte aus Königsberg, und hat es dargethan. Aber es ist ihm mit seinem Beweis gegangen, wie es Galilei mit dem seinigen ging. Jedermann weiß, daß die Sonne still steht und die Erde sich dreht; selbst der Papst hat längst aufgehört, es zu bestreiten. Dennoch lassen wir die Sonne bis auf den gegenwärtigen Tag auf- und untergehen. So wissen wir es auch recht gut, daß der Mensch den Faden der Zeit selbst gesponnen hat, um die bunte Erscheinungswelt, die ihn sonst verwirren würde, daran zu knüpfen, und daß der Jahresknoten und die Tag- und Wochenknötchen, die er hineinschlägt, nichts weiter, als willkürliche Merkzeichen sind. Aber trotzdem hat der Jahreswechsel für uns etwas Feierliches und Geheimnißvolles. Der alte schöne Kindereindruck macht sich immer auf's Neue geltend, wir glauben, das Räderwerk der Zeit sei abgelaufen und werde nun von Gottes Hand wieder aufgewunden. Ja, wir könnten, wenn die dunkle Mitternachtsstunde herankommt, die das eine Jahr vom andern scheidet, ordentlich aufhorchen, ob wir dieß Räderwerk nicht knarren hören, und der verlockende Gedanke, daß nun wie durch eine aufgerissene Spalte ein Blick in die Zukunft möglich sei, läßt sich nicht ersticken. Das Mägdlein gießt Blei, wenn auch ganz verstohlen, mit glühenden Wangen und bei verschlossener Thür; die Alte, die kein Gespenst mehr fürchtet, weil sie selbst ein Gespenst ist, tritt an den Kreuzweg und schaut sich mit verdrehtem Hals über die linke Schulter; der Geistliche schlägt die Bibel auf

und erblickt ein Prognostikon in dem ersten Vers, auf den sein Auge fällt, und selbst der nüchterne Astronom grübelt darüber nach, ob die Tänze der Sphären denn auch wirklich ganz in Mathematik aufgehen, und ob nicht eine von ihren millionenfachen Verschlingungen mit dem Schicksal des Menschen oder doch wenigstens des Erdplaneten in entzifferbarer Verbindung steht.

Freilich gibt es Adams=Söhne von so beklagenswerther Geistesstärke, daß selbst der Sylvester=Abend ihnen das närrische Kinderhäubchen nicht für eine Viertelstunde wieder aufzustülpen vermag. Diese denken in der That, wenn das Geläute der Glocken vom hohen Thurme herabschallt, nur an den Küster, der sie schwingt, wenn die Büchsen in den Straßen knallen, nur an die Finger, die vielleicht bei dem Jubel unvorsichtigerweise abgeschossen werden. Kenne ich doch selbst einen Philosophen von Distinction, der, wenn er das Horn blasen hört, sich nicht an dem Schmelz der Töne, sondern nur an den Grimassen des Musikanten ergötzt und der mir mehr als einmal bei solchen Gelegenheiten, auf seine Weise reflectirend, in's Ohr sagte: Siehst du, so muß ein Narr wie der das Gesicht verziehen, wenn ein Narr wie du einen Genuß haben soll! Aber ihre Zahl ist klein, und auch sie müssen ihre Dickhäutigkeit im Wachen bezahlen. sobald der Schlaf sie bewältigt. Dann rächt sich in ihnen die Phantasie an dem dicken unverschämten Alp, dem Verstand, der sie so lange bis zur Athemlosigkeit zusammenquetschte, dann reckt sie sich und dehnt sich aus, wie jener durch Fischerhand aus dem Meeresgrund heraufgezogene Geist im arabischen Märchen, der tausend Jahre in einer Muschel von Haselnußgröße zugebracht hatte, dann spielt sie dem armen, auf sein absolutes Selbstbewußtsein so stolzen abstracten Ich ärger mit, wie Aeolus einem Flämmchen, wenn er alle seine Winde auf einmal losläßt. Denn der Schlaf ist nicht blos in dem Sinn der Vermittler und Ausgleicher der Welt, daß er die Decrete des Gewissens rücksichtslos zur Vollziehung bringt, daß er die Guten belohnt und die Bösen bestraft, daß er unter Umständen die Könige erniedrigt und die Bettler erhöht. Er verhilft auch den unterdrückten Elementen der Menschen=Natur, ja der Natur überhaupt zu ihrem Rechte, er frischt die alten Verbindungen, die nach dem Tode ja doch gerne oder ungerne wieder eingegangen werden müssen, in manchen Nächten wieder auf, und wenn er sich an das Gesetz, das uns im wachen Zustande beherrscht, nicht kehrt, wenn er

unser gewöhnliches Maaß und Gewicht zerbricht und alle unsere Anschauungs- und Aneignungsformen durcheinander wirft, so geschieht das nur, weil er selbst der Ausdruck eines viel höheren Gesetzes ist, das uns natürlich so wenig faßlich sein kann, wie unserem kleinen Finger der Begriff der Hand und des Organismus, dem sie angehört. Der schlafende Mensch und sein ohnmächtiger Hüter, das halberloschne Bewußtsein, gleicht dem Odysseus, der in der Unterwelt mit blankem Schwert sein Opfer gegen die ungebetenen Gäste zu schützen sucht. Von allen Seiten schwirren Geister und Schemen in Traumgestalt heran und wollen Blut trinken. Einem aus der Schaar gelingt es, und der spielt dann auf seine Weise Mensch. Er fühlt sich am Feuer, wärmt sich im Wasser und fliegt statt zu gehen.

Der Poet hat sich den frommen Kinderglauben bewahrt, aber der Schlaf macht dennoch mit ihm, was ihm gefällt; er erfrecht sich nicht, das Prophetenthum des fließenden Bleis zu bezweifeln oder den bedeutungsvollen Gesichten, die bei einem scheuen Blick über die linke Schulter hinweg wahrgenommen werden, kalten Hohn und teuflischen Spott entgegenzusetzen, und dennoch hat er nicht selten Träume, die, auf alle Narrenhäuser der Welt vertheilt, noch vollkommen ausreichend für die Inspiration befunden werden würden. Auch die jüngste Neujahrsnacht brachte mir einen wundersamen Traum, den ich dem geneigten Leser jetzt erzählen will; ob er aber zur Classe der vernünftigen oder unvernünftigen gehört, kann erst die Zukunft entscheiden, die uns bald darüber belehren muß, ob er in meiner Hirnkugel als ein spukendes Irrlicht spurlos erlöschen, oder, was der Himmel verhüten möge, in's Leben hinüber hüpfen wird. Ich war unter Betrachtungen über den Unterschied eingeschlafen, der zwischen dem letzten und dem vorletzten Sylvesterabend statt fand. Am 31. December 1848 wagte man wenigstens bei uns in Wien und wohl in Deutschland überhaupt, kaum ein Glas auf das kommende zu leeren, es erschien wie eine Thorheit, und wenn man es that, so lachte man dabei. Man hatte das Pflaster der Gesellschaft aufgerissen gesehen, man hatte erfahren, wie schwer jeder Stein vor Jahrhunderten zu legen gewesen sein mußte, man hatte bis in den mit Bären und Wölfen bevölkerten deutschen Urwald zurück geblickt und sich mit Schaudern befragt, ob die rauhen Bestien vielleicht den eigentlichen Nationalrock trügen. Ich hatte den ganzen Abend meinen alten Conrector

nicht vergessen können, der, wenn das Wort Freiheit einmal in seiner Anwesenheit genannt wurde, jedes Mal den alten greisen Kopf mit dem Sammetkäppchen schüttelnd, ausrief: Nur die wilden Thiere sind frei, und wenn man ihn dann fragte: folgt daraus, daß die Freiheit wilde Thiere aus den Menschen macht? seltsam nickend und ohne einen Augenblick zu stocken, antwortete: ja wohl! Am 31. Dezember 1849 schmeckte der Wein wieder, die Toaste wurden nach alter guter Weise zu Dutzenden ausgebracht und nicht blos Auswanderungspläne besprochen. Es schien gar nichts vorgefallen oder doch jeder Störung des wiedergekehrten behaglichen Zustandes für immer begegnet zu sein, und diese unbedingte Sicherheit hatte, ich läugne es nicht, für mich eben so gut ihr Schreckliches, wie das frühere Rasen und Toben. Dies Mal wollte ein junger Freund mir nicht aus dem Sinn, der, unfreiwilliger Zeuge der blutigen Ereignisse am Rhein, vor einigen Monaten hier durchreiste, um rasch sein väterliches Gut zu verkaufen und nach Amerika zu gehen. Wenn ich diesen, dessen Muth und Energie ich aus Proben kannte, mit manchem befrackten Recken des Tags verglich, der den vorjährigen Ausbruch des europäischen Vulkans darauf zurückführen möchte, daß er nicht zeitig genug hineinspuckte, so kam mir doch ein bedeutender Zweifel, auf welcher Seite die wahre Einsicht in die Lage der Dinge zu suchen sei. Denn die Welt hat den alten Schwerpunkt verloren und den neuen noch nicht wieder gefunden, darum sind wir noch lange nicht über die Uebergangsperiode hinaus und nur so viel ist gewiß, daß Deutschland und Oesterreich, da sie sich gegenseitig in ihren Bedürfnissen ergänzen, viel weniger wie alle übrigen Staaten von ihr zu fürchten haben, wenn sie das richtige Verhältniß zu einander finden. Das ist meine feste Ueberzeugung und von ihr getröstet überließ ich mich, die hin und her schweifenden, bald in Paris, bald in Rom verweilenden Gedanken mit Gewalt zurückrufend, dem Schlummer.

Aber welchen Traum hatte ich! Man kennt die Vexirbilder, die, von der einen Seite betrachtet, reizend aussehen, von der andern in's Auge gefaßt, einen grauenhaften Eindruck machen. Solche Vexirbilder führte Morpheus mir vor, nur daß sie von selbst in einander übergingen, daß ich meinen Standpunkt nicht erst zu verändern brauchte. Die Zahl der Bilder war eine unendliche, sie zogen in jäher Aufeinanderfolge vorüber, wie die Wolkengebilde am Himmel, wenn der Sturm sie jagt, und eins

löschte das andere aus, nur das letzte blieb mir, denn mit ihm erwachte ich. Ich sah zwei Brüder; beide gleich edel und gleich stark, in jedem Zug einander ähnlich, mit jedem Pulsschlag nach einander verlangend. Ein feindseliger Dämon hatte sie in unvordenklichen Zeiten getrennt, sie verschlossen Einer vor dem Andern argwöhnisch die Thür und riegelten sich ein. Dadurch wurden sie aber auch die Beute jedes Diebes und jedes Räubers, der in ihrer Nachbarschaft sein Wesen trieb, ja ihre eigenen Knechte fingen zuletzt an, sich gegen sie zu empören, und versuchten ihnen das Haus über dem Kopf anzuzünden. Bisher hatten sie einander, verblendet wie sie waren, das meiste Unglück, was ihnen widerfuhr, gegenseitig auf die Rechnung gesetzt; jetzt war kein Irrthum über die eigentlichen Urheber mehr möglich, sie traten beschämt in's Freie hinaus, faßten einander unter Gottes blauem Himmel in's Auge und öffneten, tief gerührt und Thränen im Blick, ihre Arme, um sich an die Brust zu schließen. Die räuberischen und diebischen Feinde, die lauernd um sie herum schlichen, erblaßten und gaben die Hoffnung auf, auch noch in Zukunft auf ihre Kosten schwelgen zu können, die rebellischen Knechte, deren auf den höchsten Grad gestiegene Frechheit wider ihr Erwarten diesen großen Moment der Versöhnung und der Vereinigung herbeigeführt hatte, verfluchten sich selbst und fingen aus freien Stücken den angelegten Brand wieder zu löschen an, mein Herz jauchzte. Schon thaten sie sich rasch von beiden Seiten den ersten Schritt entgegen, es bedurfte nur noch eines zweiten, und Alles war vollbracht. Da verzerrte sich auf einmal das Bild. Noch standen sie mit ausgebreiteten Armen da, aber sie hatten einander den Rücken zugewendet und schienen es, dem alten Fluch wieder verfallen, nicht einmal zu wissen. „Bruder wo bist du!“ riefen sie aus, „Bruder, hast du mich verhöhnt?“ setzten sie nach einer langen Pause ergrimmend hinzu, „Bruder, mein Schwert ist scharf!“ schrieen sie dann zornig und jetzt — ich weiß nicht, ob sie das Schwert aus der Scheide rissen, ich weiß nicht, ob sie sich, nun es den Brudermörder-Kampf galt, wieder umdrehten und auf einander los schlugen, oder ob sie in die Luft hinein hieben, wie sie ihre Arme zuletzt gegen die Luft ausgestreckt hatten. Aber ich sah die Feinde jubelnd in die Hände klatschen und die Knechte den Wassereimer wieder bei Seite stellen, und ich hörte ein Gelächter, das aus der Hölle zu kommen schien.

Aus Wien und Oesterreich.

I.

— Februar, 1863.

Der Held des Tages ist hier jetzt **Richard Wagner**, der in Concerten, die er selbst dirigirt, Fragmente aus seinen unvollendeten Opern zum Besten gibt. Jedoch hat er sich keineswegs eines ungetheilten oder auch nur großen Beifalls zu erfreuen, so lärmend es auch im Theater an der Wien, wo das Experiment stattfindet, hergeht und so oft er auch gerufen wird. Seine Anhänger, meistens persönliche Schüler, sagen über den „Walküren-Ritt", es sei eine Musik von Blut und Eisen, die Händel und Gluck, Mozart und Beethoven weit hinter sich lasse. Seine Gegner behaupten, er habe die Trompeten von Jericho wieder entdeckt und es sei nur zu beklagen, daß er nicht etwas früher in Wien eingetroffen sei; dann hätte der Magistrat viel Geld sparen können, denn die Basteien wären gewiß von selbst zusammengestürzt. Das unbefangene Publikum, dem in musikalischen Dingen ohne Zweifel die erste Stimme in Deutschland zusteht, urtheilt weniger excentrisch. Es verkennt nicht, daß der Walküren-Ritt ein höchst charakteristisches Musikstück ist, welchem der Eindruck nirgends fehlen kann, es übersieht aber auch nicht, daß die materiellen Mittel darin auf eine Weise verwerthet sind, die noch weit über Spontini hinausgeht. Ich selbst wage nicht zu entscheiden, ob die Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt. Dem Auge wird die Oper, der dieser Walküren-Ritt angehört, Erstaunliches bieten, viel mehr, als irgend eine von Meyerbeer, was einigermaßen befremdet, da Wagner es dem Verfasser des „Propheten" so bitter vorwarf, daß er nicht einmal die Effekte von Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgängen verschmähe. Aber was sind Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgänge gegen die theatralischen Effekte, welche das Programm des Wagnerschen Musikstücks in Aussicht stellt! Immerhin ist der Walküren-Ritt eine vortreffliche Ouvertüre zum Wiener Karneval. Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob der Moment gekommen wäre, wo auch die Steine Ton und Stimme erhalten sollen, und man wundert sich nur noch, daß man beim letzten Taktstrich nicht sammt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.

Das Burgtheater trat viel leiser auf. Es brachte zwei Stücke von einheimischen Dichtern, die alle beide nach wenigen Wiederholungen schon wieder verschwunden sind, und nicht, weil sie für das große Publikum ägyptische Hieroglyphen waren, sondern weil man sie gar zu leicht und gehaltlos fand. Ich spreche von Mosenthal's „Deutschen Komödianten" und von Nissel's „Perseus von Macedonien". „Die deutschen Komödianten" lassen sich in den ersten beiden Acten an, als ob ein guter Iffland zu erwarten wäre; ein Vater Pastor, der im Thespis-Karren den Munitionswagen des Teufels erblickt, und ein Sohn, der für die deutsche Kunst schwärmt und arbeitet, statt Theologie zu studiren, geben dazu die besten Aussichten. Auch kommt es in der That zu einigen wirksamen Scenen, denen freilich das innere Leben fehlt, weil dieses nur aus berechtigten Gegensätzen, nicht aus Grillen und Mißverständnissen entspringt, die aber in Nichts gegen Iffland zurückstehen, bei dem dies auch der Fall ist. Allein der Dichter verläßt die Heerstraße, den breiten, geraden Weg, auf dem es zwar keine Abenteuer, aber auch keine Gefahren gibt, er verirrt sich und geräth in den Zauberhain hinein, wo die Geweihten doppelt sehen, die Andern aber blind werden und Titania mit Mutter Baubo verwechseln. Daraus resultirt denn eine Romantik, in der die Zerfahrenheit der Phantasie, der unvermittelte Sprung den Genieblitz vorstellen soll; zweimal Zwei sind plötzlich nicht mehr Vier, und doch befindet man sich noch immer in der Welt des Einmaleins. Man hat in den letzten drei Acten einen Eindruck, als ob das Intelligenzblatt mit seinem Mischmasch von traurigen und fröhlichen Notizen abgelesen würde, so unmotivirt und zusammenhangslos sind sie. Um nur einen Zug anzuführen, so wird der Held, der Pastors-Sohn, in den Kerker geworfen, weil er einen ehemaligen Universitäts-Commilitonen und Mitschwärmer, jetzigen Hofcavalier, beleidigt hat, entdeckt dort ein Exemplar des Shakespeare und vertieft sich so sehr in diesen, daß er, als endlich die Erlösungsstunde für ihn schlägt, halb verrückt heraus kommt und seinem gebeugten Vater, dem er die Befreiung verdankt, den Hamlet und Lear vordeklamirt, statt ihm einfach um den Hals zu fallen. — Der „Perseus von Macedonien" ist viel besser gebaut, aber der Verfasser gleicht einem Mann, der einen ganz vortrefflichen Riß zu einem Palast gezeichnet hat, dem es jedoch an den Mitteln fehlt, das stolze Gebäude vom Papier abzulösen und in solider Wirklichkeit hinzustellen. Es ist

ein echt dramatischer Gedanke, eine der vielen edlen Volks-Individualitäten, die der römischen Politik zum Opfer fielen, in ihrem Todeskampf mit der tückischen Wölfin vorzuführen, und Nissel hat diesen Gedanken — dies Zeugniß darf man ihm nicht versagen — in seiner vollen Gliederung begriffen. Allein in der Kunst ist noch Nichts damit gethan, daß man nirgends mit dem Gesetz des zureichenden Grundes in Widerspruch geräth und die Männer nicht in Weiberkleider steckt, den Weibern keine Helme aufstülpt. Und Nissel erinnert fast in jedem Vers an die Gebrüder Collin, die das von Iffland und Kotzebue beherrschte deutsche Theater auch einmal durch römische Tragödien verbessern wollten und an ihrer Steifheit und Trockenheit scheiterten. So sind denn „Die deutschen Komödianten" immer noch vorzuziehen, denn die Fülle des Details, an der es ihnen keineswegs überall mangelt, kann für einen fehlerhaften Plan entschädigen, nie aber der regelrechteste Plan für den Abgang des Details. Demgemäß hat auch das Publikum entschieden. Mosenthal erlebte zehn Vorstellungen, Nissel kaum fünf.

Mehr Aufsehen aber noch, als Richard Wagner und die Novitäten des Burgtheaters, erregt hier das erste Heft einer Geschichte Mährens von Pluskal, das in Olmütz bei dem deutschen Buchhändler Hölzel erschienen. Daraus erfährt man, daß die deutsche Nation von allen europäischen die rohste und dümmste nicht blos war, sondern auch bis auf den gegenwärtigen Tag geblieben ist, was den Verfasser um so mehr Wunder nimmt, da sie doch, wenigstens in Oesterreich, Gelegenheit hatte, sich an den Slaven, Magyaren und Kroaten zu entwickeln. Wir sind nun sehr gespannt, aus der Fortsetzung des Werks zu entnehmen, woher es denn rührt, daß dieses rohste und dümmste aller Völker, das Nichts als seine nackten Arme hatte, während seine hochbegabten Nachbarn sich schon aller Segnungen der Kunst und der Wissenschaft erfreuten, dennoch im Stande war, sie zu unterwerfen und bis heute in der fatalen Botmäßigkeit zu erhalten.

II.

— Februar, 1863.

Es ist ein für Oesterreich wichtiger Tag, an dem ich Ihnen schreibe; wir haben die zweite Jubel-Feier der Februar-Verfassung hinter uns. Ein Prolog, gesprochen oder vielmehr auf-

geführt auf dem Theater am Kärnthner Thor, stellte uns die Zukunft Austria's plastisch vor Augen; stolz und ungebeugt, wie auf einer Tausend-Gulden-Banknote, die erst eben aus der Presse kommt, stand sie da, und alle Völkerstämme nahten sich, um ihr in reuiger Demuth zu huldigen. Ungarn und Böhmen hatten ihre alten Rechte vergessen, die sie im kaum geschlossenen Reichstag zu Wien und auf dem längst aufgelösten Landtag zu Pesth doch noch so tapfer und zäh vertheidigten; Galizien wußte Nichts von der polnischen Revolution, und Venedig lächelte über die Einheits-Bestrebungen des Mutterlandes Italien. Alles war in arkadischer Eintracht um die Büste des Kaisers versammelt, um sie in Gemeinschaft zu bekränzen, und das nahm sich bei bengalischer Flamme zauberhaft schön aus. Wenn der Poet nach dem alten tiefsinnigen Wort ein Prophet ist, so muß man freilich den Hofdichter ausnehmen, aber dennoch glaube ich, daß die einstweilen noch äußerst luftige Vision des unsrigen sich dereinst noch historisch verleiblichen kann, vorausgesetzt, daß die Austria sich nach der deutschen Seite eben so opferwillig erweist, als nach der andern opfergierig und opferbedürftig.

Zwar ist noch unendlich Viel zu thun übrig. Ich will die größte aller Fragen, die deutsche, gar nicht weiter berühren, obgleich es von ihrer Lösung allein abhängt, ob das neue Gebäude den rechten Eckstein erhalten und sich für alle Zukunft behaupten soll oder nicht. Aber auch im Innern sieht es noch bunt aus. In Ungarn Zustände, wie sie zur Zeit des Krieges kaum ärger waren; völlige Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums, und noch immer hält man der versöhnlich ausgestreckten Hand der Regierung die geballte Faust entgegen, anstatt sie endlich auf Bedingungen zu ergreifen. Und in Böhmen jammern die Czechen in ihrem Hauptorgan, daß den erlauchten Helden, der Fortschritt und Freiheit bringen und alle Ketten zerbrechen wollte, bei Aspromonte eine reactionäre Kugel am Weitermarschieren verhindert hat, was denn, da Garibaldi's Pläne und Absichten bekannt genug sind, auch nicht eben viel Patriotismus verräth. Aber das ist wie das letzte Eis zu betrachten; es wird schon schmelzen, wenn es nur wirklich Frühling wird. Darauf kommt es nun allerdings an, denn wenn jeder Conflict zwischen dem Gouvernement und den Kammern zu einem neuen Wahlgesetz führt und der Regent noch obendrein erklärt, daß er die Verfassung zwar beschworen, sich aber das Auslegungsrecht vor-

behalten habe, so ist ein Absolutismus ohne die konstitutionelle spanische Wand dem verkappten vorzuziehen, weil er dann doch die Verantwortlichkeit für seine Schritte allein zu tragen hat. In Oesterreich fürchtet man nicht mehr, solche Erfahrungen zu machen; die Regierung weiß, was dabei herauskommt.

Ich will Sie mit den Greueln, welche jeder Tag in Ungarn bringt, verschonen und nur einfach bemerken, daß Spieß und Cramer, deren Phantasie in dieser Region doch stark war, hier vor der Wirklichkeit beschämt erröthen müßten. Schwangere Weiber werden bei lebendigem Leibe von entmenschten Bösewichtern aufgeschnitten, um das Kind heraus zu nehmen und sich aus Aberglauben in dessen Blut zu waschen; Mädchen, mit denen man noch eben getanzt und gezecht hat, auf die empörendste Weise zu Tode gemartert, weil die Diebe, die sich untereinander bestohlen haben, auf diese die Schuld wälzen. Nur eines Falls will ich etwas ausführlicher gedenken, weil der Verbrecher ein Schwager Ludwig Kossuth's ist, und dieser noblen Verwandtschaft halber wohl einen besonderen Pranger verdient. Herr Nikolaus von Ruttkay, der im Jahre 1849 eine sehr hervorragende Rolle spielte, gerieth durch seine unordentliche Wirtschaft in Geldverlegenheit und verband sich mit zwei notorischen Räubern zu einem Angriff auf die Post. Er richtet die Sache aber klug ein, so daß er des Löwentheils am Gewinn sicher war und doch nicht persönlich Hand anzulegen brauchte. Diesem Umstand, der seiner Verschmitztheit mehr Ehre macht, als seiner Ritterlichkeit und seinem heißen Magyarenblut, hat er's allein zu verdanken, daß er dem Standrecht nicht verfiel. Seine armen Genossen mußten mit dem Leben büßen. — Ergötzlich und ohne Beispiel vielleicht ist das Abenteuer, das dem ehemaligen Polizeidirector von Wien, der in Ungarn begütert ist, widerfuhr. Er begibt sich zu einem seiner nächsten Nachbarn, um bei ihm zu diniren. Fast angesichts des Herrschaftshauses wird er überfallen. — „Die Uhr her oder das Leben!" Er zieht die Uhr hervor, sie ist von Silber, denn er hat seine eigne zufällig einige Tage früher zur Reparatur gegeben und trägt die des Uhrmachers. Der Räuber betrachtet sie und wirft sie ihm dann vor die Füße. „Schämst du, Lump, dich nicht, eine solche Rübe zu zeigen? Schau meine an, die ist von Gold. Pfui Teufel, bei dir hätte ich eine standesgemäße mit Brillanten vermuthet." Es kommen Leute daher, der Kerl entspringt, und der Hofrath ist gerettet.

In Böhmen ist der Rechtszustand im Allgemeinen nicht gestört, aber die antideutschen Demonstrationen dauern noch immer fort. Man hat in Prag jetzt das „Interims-Theater" zum Schauplatz dafür erwählt. In einem Concert wurde ein deutsches Lied gesungen; Zischen und Pfeifen war der Lohn des sonst beliebten Sängers, ja, das Programm, das noch mehr deutsche Pièccen enthielt, mußte rasch verändert werden, und eine Zeitung beeilte sich, diesen Act, den man überall als einen brutalen bezeichnet haben würde, als eine wohlberechtigte Regung des Nationalgefühls zu preisen. Vorfälle dieser Art sind an der Tagesordnung, aber mögen sie immerhin! Es schadet Beethoven, Mozart und Gluck nicht im mindesten, wenn sie in Prag, und doch auch nur in einem sehr kleinen Kreise dieser sehr großen Stadt, auf eine Weile den Nationalgenien Tommaschek, Wranitzky und Wenzel Müller weichen müssen, und deutsche Sänger können ja auswandern. Eben so ungefährlich sind die Heldenthaten, durch die der Czechismus in Königgrätz sich unsterblich zu machen sucht. Dort werden zur Nachtzeit die deutschen Straßennamen übertüncht, ja sogar die an öffentlichen Orten angehefteten Kundmachungen, die mit der Unterschrift des Kaisers versehen sind, bübisch beschmutzt und verschimpfirt. Die Regierung begnügt sich sehr weise damit, den Unflath wieder abwaschen zu lassen, statt Majestätsbeleidigungs-Processe anzustellen und Pöbelexcesse mit der Glorie des Märtyrerthums zu bekleiden. Darin ist sie sonst leider noch sehr empfindlich und schadet dadurch natürlich nur sich selbst. Jedenfalls sind diese F e i n d e des Deutschthums, die übrigens in dem früher erlittenen schweren Druck auch manche Entschuldigung für ihr Gebahren finden, viel weniger schädlich, als die f a l s c h e n F r e u n d e. Ich will Sie bei dieser Gelegenheit doch davon unterrichten, daß der Professor W i l d a u e r, der beim Frankfurter Schützenfest das „große" Wort sprach, wofür er Orden, Dankadressen und alle erdenklichen Auszeichnungen erhielt, in Innsbruck bei der Landtagswahl total durchgefallen ist, weil die ultramontane Partei, die Eiferer gegen die Glaubensfreiheit und das Protestantengesetz, ihn als den I h r i g e n reclamirten.

So sieht es in der Monarchie aus. Noch immer hegen die Separatisten die stille Hoffnung, die Verfassung zu sprengen und das alte antediluvianische Ungeheuer wieder herzustellen, das nicht gehen noch schwimmen oder fliegen konnte und selbst nicht wußte, wo ihm der Kopf saß. Aber die Thronrede des Kaisers beim

Schluß des Reichsraths, die sie ganz anders erwartet hatten, und der Widerhall, den sie in Europa fand, hat sie gewaltig eingeschüchtert. Sie waren es früher gewohnt, daß die Regierung auf ihren Landtagen mit ihnen verfuhr, wie der Jäger in der Fabel mit dem Alligator. Er schoß ihm so lange Vögel, bis die Munition verbraucht war; dann fraß die Bestie ihn selbst. Das möchten sie nun wieder gern sehen, aber man weiß Pulver und Blei jetzt besser zu verwenden, und sie erfahren mit Schrecken, daß sie es nicht mit einem Ministerium, mit einer zufällig so oder so beschaffenen Persönlichkeit zu thun haben, sondern mit einem Princip, für das der Monarch selbst eintritt. Von außen ist Nichts zu hoffen. Der Kaiser Napoleon ist hinreichend beschäftigt; er stand von jeher auf dem Schwindel erregenden Punkt, wo der Mensch keinen Fehler begehen und kein Unglück erleiden darf, und es hat ganz den Anschein, als ob der Fehler bereits begangen wäre. Woher soll also der Sturm kommen? Da bleibt Nichts übrig, als den Frieden endlich zu schließen, den die große Masse, die nicht in der „Geschichte", sondern in ihrem Hause lebt, überall von Herzen verlangt. Die jetzigen Vorgänge in Polen werden bedeutend dazu beitragen, denn sie beweisen, daß die heilige Slava noch viel grimmiger in ihren Eingeweiden wüthet, als die viel geschmähte Germania je gethan hat, und daß Iwan Wassiljewitsch noch immer als Geist in Rußland umgeht. Es war in Prag bei gutem böhmischen Bier und unter dem goldnen und silbernen Regen russischer Orden so leicht gesagt, daß man der deutschen Freiheit die russische Knute vorziehen werde, und es ließ sich in Pesth bei noch besserem ungarischen Wein eben so leicht wiederholen. Aber man prallt entsetzt zurück, nun der Russe einmal wieder zeigt, daß er das Nationalinstrument mit noch größerer Virtuosität zu schwingen versteht, als der Tartar, der es erfunden und ihm zur Erinnerung hinterlassen hat.

Um jetzt noch zum Schluß von der großen Welt auf die kleine, von der Monarchie auf die Metropole zu kommen, so hat sich hier in der letzten Zeit die Literatur tüchtig geregt. Das „Oesterreichische Dichterbuch" von Emil Kuh hat der „Orion" schon besprochen; es hat in Wien nicht viel Beifall gefunden, aber die strengen Richter, die es so weit wegwarfen, haben wahrscheinlich nie in einen Schwab-Chamissoschen oder selbst Schiller-Goetheschen Musen-Almanach hineingeschaut. Das „Jahrbuch der Israeliten" bringt eine ganz ausgezeichnete Erzählung von

Leopold Kompert, „Christian und Lea" betitelt, in der der Dichter seinen früheren Kreis weit überschreitet und in die Tiefen der socialen Probleme hinabtaucht, ohne von der oft bewährten Sicherheit seines Blicks und der Sauberkeit seiner Hand das Geringste einzubüßen. Ludwig August Frankl's „Helden- und Liederbuch" ist in zweiter Auflage erschienen; es muß jedem Freunde der Poesie, der lieber mit Männern, als mit Backfischen zu Tische sitzt, willkommen sein. Dagegen ist Pillersdorf's, des Märzministers, Nachlaß, respectabel durch Charakter und Gesinnung, in überraschendem Grade unbedeutend, und dabei in einem so vorsichtigen Geheimrathsstyl abgefaßt, als ob man noch jenseits des Grabes avanciren könne. Das Burgtheater hat uns im Fasching nach Mosenthal's „Deutschen Komödianten" und Nissel's „Perseus" noch eine „Eglantine" von unserem Lyriker Eduard Mautner gebracht. Dieß Stück gefällt ganz außerordentlich; ich muß die Thatsache verzeichnen, wenn ich mich auch eben so wenig wie andere Aesthetiker anheischig machen möchte, das Warum zur Evidenz zu bringen. Der Dichter wurde zwar nicht, wie Herr Nissel, am ersten Abend zwölfmal gerufen, aber dafür füllt er noch am zwölften Abend das Haus. Wenn doch, um es nebenbei einmal zu sagen, die wackeren Arbeiter im Parterre und auf der Galerie, die ihre Menschenfreundlichkeit bei solchen Gelegenheiten mit einem Eifer an den Tag legen, als ob Durchfallen und Ertrinken Eins und Dasselbe wäre, nur etwas Maaß halten und den Zweck ihres Manövers durch Uebertreibung nicht selbst zerstören wollten! Das Publikum klatscht nie, als ob es dafür bezahlt würde; es geht ja nicht hinein, um sich durch's Schmieden vom Holzhacken zu erholen. Der so stürmisch begrüßte „Perseus" liegt, wo nach „Egmont" viele Tausende liegen, und die bedeutend stiller eingezogene „Eglantine" hält sich oben! Ein ganz unerhörtes Schauspiel lieferte das Carltheater. Der „Ritter" Braun von Braunthal, bekannt durch das eigenthümliche Denkmal, das ihm der Freiherr von Hormayr hinsichtlich seines Zusammenhangs mit der Polizei in seinen „Anemonen" gesetzt hat, so wie durch die Ablehnung eines Duells, dessen der Graf Auersperg (Anastasius Grün), der berühmte Enkel so vieler in die österreichische Geschichte mit ihrem besten Blut eingezeichneten Türkenbesieger, ihn würdigte, tauchte plötzlich als Volksdramatiker wieder auf. Der Erfolg war so, daß das Machwerk kaum ausgespielt und nicht ein einziges Mal

wiederholt werden konnte; ein in den Annalen dieser Bühne, wo das entschiedenste Fiasko immer nur ein Verkürzen und Zusammenziehen der Pièce zur nächsten Folge hat, ganz einziges Factum! Aber auch der Letzte auf der Galerie hatte bei diesen „Rittern vom Gelde“ das Gefühl, als ob die Zuckungen eines galvanisirten Frosches für Freudensprünge ausgegeben würden.

Ende gut, Alles gut, und so werde denn auch noch mit wenigen Worten unseres „Heldenberges“ gedacht, der in der letzten Zeit einmal wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie werden den „Heldenberg“ nicht kennen, vielleicht gar bei dem Namen an unsere Alpenspitzen denken und ihn für einen Concurrenten des Wazmann oder des Traunstein halten. Nichts weniger, er ist eine Begräbnißstätte. Nun werden Sie auf einen Hünenhügel oder doch einen wieder aufgefundenen römischen Kirchhof rathen. Aber auch das trifft nicht zu, der Heldenberg ist ein ganz modernes, im bescheidensten Styl angelegtes Etablissement, das der Jude Pargfrider, ein ehemaliger Armeelieferant, auf einem seiner Güter errichtet und zum Pantheon unserer jüngsten Heroen geweiht hat. Es ruhen dort Radetzky und Wimpfen, — wie verlautet, infolge ganz eigenthümlicher Verträge, die einigermaßen an die Contracte erinnern, welche zuweilen zwischen einem Anatomen und einem interessanten Subject abgeschlossen werden, und die in einem der verhängnißvollen Momente zu Stande gekommen sein sollen, welche zwischen einem großen Nachmitternachts-Verlust am Spieltisch und dem Abtragen der Ehrenschuld vorm Frühstück einzutreten pflegen. Jetzt hat der Gründer und Stifter dieser zweiten Ruhmeshalle Deutschlands sich den Beiden als Dritter zugesellt; er ist jedoch in richtiger Erwägung des Unterschiedes, der zwischen einem Feldmarschall und seinem Lieferanten besteht, so wenig mit militärischen Ehren, als mit religiösem Gepränge, wie die Vorgänger, eingezogen, sondern er hat sich, so zu sagen, unterm Deckmantel der Nacht, in eine Holzkiste gepackt und auf einen gemeinen Leiterwagen gesetzt, in aller Stille hinein geschlichen, vollkommen sicher, daß er, einmal darin, nicht wieder herausgeworfen werden kann, da der Heldenberg auf seinem eigenen Grund und Boden zusammengekarrt worden ist.

III.

— April, 1863.

Unsere Zeit ist an Wunderlichkeiten reich, nirgends aber wohl reicher wie in Oesterreich. Zu dieser Bemerkung gibt mir diesmal Herr Leo Thun, Graf und ehemaliger Unterrichts-Minister, durch sein jüngstes Auftreten Anlaß. Thun gehört zu der Partei, die durch das „Vaterland" repräsentirt wird, ein Vaterland, welches sich zur Freude aller Constitutionellen ewig in Gefahr befindet und nur deshalb nicht untergeht, weil seine hoch-aristokratischen Gründer ihr Geld nicht zu zählen brauchen. Dies „Vaterland" hatte vor einiger Zeit einen höchst fatalen Proceß wegen Majestätsbeleidigung. Der einzige unter allen mir bekannt gewordenen, der mit Grund eingeleitet wurde. Denn der Redacteur hatte sich beigehen lassen, den Constitutions-Verleihungsact des Kaisers mit dem Gebahren eines betrunkenen Kaziken zu vergleichen, der seine Wilden zwingt, so lange Parlament zu spielen, bis er wieder nüchtern wird und den Katzenjammer spürt; und wo man die Bauern noch immer vor Gericht stellt, wegen Reden, die sie vergessen haben, sobald der Rausch ausgeschlafen ist, da konnte ein so frecher, wenn auch wohl verklausulirter und durch alle erdenklichen Bollwerke der Syntax gedeckter Angriff auf die Doppel-Majestät des Staatsoberhaupts und des Volks nicht füglich ignorirt werden und straflos bleiben. Herr Leo Thun nahm sich des Redacteurs mit einem solchen Eifer an, daß er in eigener Person für den Vertheidiger sorgte, was auf einen Grad der Solidarität deutet, den man an einem vieljährigen Unterrichtsminister gewiß auffallend finden darf. Der Vertheidiger, unser in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte und als Charakter und Talent gleich hochgeschätzte Glaser, fand aber für nothwendig, seine glänzende Rede mit der scharfen Erklärung zu eröffnen, daß er die politische Richtung des „Vaterlandes" für eine unheilvolle und verderbliche halte, und daß er es absolut nur mit dem Verhältniß des inkriminirten Falls zum positiven Gesetz zu thun habe. Hier war ihm nun durch die auf Schrauben gestellte Satzbildung des Artikels für seine Dialectik Spielraum genug dargeboten, aber die Richter gingen auf den Kern und verurtheilten den Sancho Pansa des Mittelalters trotz seiner hohen Protection. Jetzt ist Herr Leo Thun in eigener Person und ohne Visier, wie es einem Ritter geziemt,

im offenen Felde erschienen, zwar nicht mit der Hellebarde oder der ehrwürdigen Luntenmuskete, sondern mit der Feder (denn wenn die Junker auch von der neuen Zeit und der modernen Welt Nichts wissen wollen, so borgen sie ihr doch gern die Waffen ab und lassen sich allenfalls auch die höheren Procente der Industrie-Papiere gefallen), aber im Uebrigen so heilig-katholisch und trutzig-feudal, daß seine Ur-Ahnen, wenn sie ihre Knochen wieder zusammen rafften und unmittelbar aus ihrem Erbbegräbniß auf den hellen Markt hinausträten, kaum einen größeren Schauer erwecken könnten. Seine Broschüre hat aber auch Schrecken genug erregt, namentlich in Böhmen unter den czechischen Democraten, die bisher auf ihn und seine Parteigenossen zählten und deßhalb seiner Fahne folgten. Diese guten Leute hatten sich eingebildet, wenn das Reich des heiligen Wenzel nur erst wieder aufgerichtet sei, so werde die Pariser August-Nacht mit dem Ballhaus-Jubel über die geopferten Privilegien und die zerrissenen Stammbäume von selbst kommen; die Familie Thun werde um Erlaubniß bitten, fortan den Namen „Meyer" führen zu dürfen, ein Clam-Gallas werde sich irgendwo um den Bürgermeisterposten bewerben, und ein Clary sich glücklich schätzen, als Bade-Commissär in Teplitz, — jetzt seine eigene Stadt, dann aber natürlich freiwillig abgetretenes National-Eigenthum, — bürgerliche Verwendung zu finden. Wie gehen ihnen die Augen über, nun sie das geheime Programm des und der theuren Verbündeten endlich Schwarz auf Weiß vor sich sehen und erfahren, aus welchen Gründen sie die Februar-Verfassung bekämpfen. So verblendet sind sie nicht, daß sie in der appetitlich aufgeputzten „beschränkten Monarchie" mit „frei berathenden, aber die Regierung freilich durch ihre Beschlüsse nicht bindenden Versammlungen," die ihnen der Herr Graf mit geschickter Hand darbietet, das alte Ungethüm, das Oesterreich und jedes seiner Kronländer an den Abgrund brachte, nicht wieder erkennen sollten, und nach diesem scheußlichen Sichelwagen, der alles Lebendige zerquetschte, ohne auch nur selbst das Blut auftrinken und sich in behaglicher Wollust daran wärmen zu können, gelüstet es sie keineswegs. Sie haben es noch nicht vergessen, was die Postulat-Landtage mit ihrer ständischen Interessen-Vertretung bedeuteten, und sagen sich von dem Hermes Psychopompos, der diese Schatten über den Styx zurückbefördern möchte, entschieden los. Dabei zeigen sie sich als sehr aufmerksame Leser und legen dem Herrn Grafen

ganz verzweifelte Fragen vor. Der Schriftsteller Leo Thun nennt den Absolutismus „kurzsichtig"; sie möchten hören, warum er denn dem Unterrichtsminister „allwissend" vorgekommen sei. Er redet ungemein bitter von der Büreaukratie; sie bitten um Aufklärung, ob die Büreaukraten sich blos deshalb so außerordentlich verschlechtert haben, weil er nicht mehr an ihrer Spitze steht, denn Keiner war ein ärgerer Büreaukrat, wie er, so lange er das Staatsruder mit führen half. Genug, in Böhmen ist der Bruch, den ich in meinem letzten Brief vorhersagte, bereits eingetreten, und auch in Ungarn wird er nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ueberall sind es die Aristokraten, die unter dem Deckmantel der Nationalität für ihre Interessen sorgen, und der magyarische Bauer müßte dümmer sein, wie das Schwein, das er hütet, wenn auch er das nicht endlich merken sollte. Er merkt es aber recht gut. Anders steht es allerdings in Italien und vielleicht auch in Polen; man mag von der italienischen oder gar der polnischen Einheit und Einigkeit denken, wie man will: der Bewegung und Erhebung liegt kein schmutziges Manöver zu Grunde!

Zu Anfang dieses Jahres wurde hier in der Metropole ein Monument enthüllt; das erste, das keinem Kaiser und keinem Erzherzog, sondern einem Manne der Wissenschaft, errichtet worden war, nämlich dem Erfinder des Schrauben-Dampfers, Ressel. Hierin liegt ein Fortschritt, den man anderwärts wahrscheinlich garnicht zu würdigen weiß; es ist zwar einstweilen nur noch ein Mechaniker, ein Talent, was für den Nutzen arbeitet, und muthmaßlich wird man noch eine lange Scala durchlaufen müssen, bevor man an den Genius kommt, der kein Bedürfniß befriedigt, als das höchste, aber die Kluft zwischen dem erlauchten Blut und dem gemeinen ist doch übersprungen und der Gleichheit ein neues Gebiet erobert. Allein wenn die Ressel-Statue auch einen Sieg der Zukunft verkündigt, so erzählt sie doch zugleich eine schreckliche Geschichte aus der Vergangenheit, eine Geschichte, die ganz allein hinreicht, den Herrn Leo Thun mit seiner Broschüre und seiner Partei in die Luft zu schnellen. Welche Drangsale hat der Mann erfahren, bloß weil er in einem Staate geboren wurde, der in einem absoluten Bevormundungssystem sein Heil erblickte! Als Engländer oder Franzose wäre das glänzendste Loos ihm schon in der Wiege verbürgt gewesen; jetzt beuteten Engländer und Franzosen seine Gedanken aus und wurden Millionäre, während er bis an seinen

Tod zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben hatte, und wie um den Genuß, so fast auch um die Ehre und den Ruhm seiner Entdeckungen kam. Und bei alledem hatte er noch Glück, er gelangte schon in früher Jugend, freilich nur durch die Vermittlung eines Kammerdieners, an die Person des Kaisers und wurde von ihm, sowohl als mikroskopischer Zeichner und Darsteller der Schlacht von Leipzig, wie als Kalligraph, nur nicht als genialer Erfinder, denn das Genie war seit dem Sturz Napoleon's verpönt, freigebig unterstützt! Er erhielt auch in sehr frühen Jahren schon eine Anstellung, die für den Anfang gut genug war. Aber als „Projektmacher" durfte er sich bei Hof nicht einführen, wenn er nicht bei der Natur des alten nüchternen Franz das Irrenhaus oder die Festung riskiren wollte. So war er denn auf sich selbst angewiesen, und viele Jahre vergingen, bis er einen Kaufmann fand, der die mäßigen Kosten an den Bau des ersten Schraubendampfers wagte. Die Maschine mußte aber auf Befehl des Hofkanzlers, dessen man in der Angelegenheit bedurfte, in einer „landesbefugten" Fabrik des Inlandes, die nichts Ordentliches zu liefern vermochte, bestellt werden, „um die Industrie zu heben". Endlich kam es zum Versuch. Er gelang, was die Schrauben betraf, vollkommen, aber an der Maschine zerbrach eine Kleinigkeit. Der Schaden ließ sich in wenigen Stunden repariren, doch die Polizei erklärte die Sache jetzt für „lebensgefährlich", und das Schiff mußte im Hafen verfaulen und verrosten. Dabei Klagen von allen Seiten über Privilegiums-Beeinträchtigungen u. s. w. Mittlerweile flogen Ressel's Zeichnungen über den Canal und wurden in England praktisch; nur mit Mühe war für den deutschen Namen noch die Priorität des Gedankens zu retten! Alles Folgen des Absolutismus, oder, um den schöneren Namen zu brauchen, des Patriarchalismus! Nein, Herr Graf, wir möchten unseren Märtyrerkalender endlich einmal geschlossen sehen. Wir möchten das um so eher, als die zahllosen Opfer des früheren Systems Niemand zu Statten kamen, denn der Kaiser Franz meinte es ohne Zweifel gut und wir glauben an das „Amorem meum populis meis" auf seinem Denkmal.

Erlauben Sie mir zum Schluß, noch ein kleines chronikalisches Raritätenkabinet anzulegen, welches ich von Zeit zu Zeit ergänzen zu dürfen bitte. Nicht in Rußland allein erreichen die Leute ein hohes Alter: hier starb kürzlich ein Soldat, der die Schlacht bei Belgrad noch mitgemacht hatte und 104 Jahre zählte.

Ich selbst habe einen Unterofficier gekannt, der bis auf Weniges eben so alt war und sich in seinem hundertsten Jahre den lange sorgfältig gepflegten ungeheuren Bart abschor, um drei Monate lang bei einer neckischen Wirthin so viel trinken zu dürfen, als ihm beliebte; es kostete ihm einen schweren Kampf, aber er hoffte, die Haare würden schon wieder wachsen. — Zu einem ungrischen Pfarrer kommt spät Abends ein Fremder, bittet um Nachtquartier und gibt ihm eine Summe Geldes zum Aufheben. Das Geld verblendet den Pfarrer, er schleicht sich in den Stall und schneidet seinem Gast mit einem Rasiermesser im Finstern die Kehle ab. Am Morgen erscheint dieser aber wohlgemuth vor seinem Bette und fordert das Anvertraute; er hat sich geirrt und seinen eigenen Knecht getödtet. — Bei uns wird jetzt streng öconomisirt; bei den Gerichtshöfen wird längst kein Papier mehr für die Vertreter der Parteien hergegeben, und jetzt hält man auch die Federn zurück. Ein berühmter Advokat soll unterzeichnen und hat kein Instrument; ohne eine Miene zu verziehen, bedient er sich eines Schwefelfadens. — Heute ist der glorwürdige Tag, an dem die Canonisirung zweier Franciscaner, die geborene Japanesen waren, in Wien zum erstenmal mit allem Pomp gefeiert wird; hoffentlich fällt das seltene Fest besser aus, als die große Praterfahrt, die schändlich verregnet wurde, denn es will doch etwas heißen, dem Dalai Lama ein paar Seelen aus dem Rachen gerissen zu haben.

IV.

— Juni, 1863.

Auch Wien hat jetzt sein Revolutiönchen, und daran sind die Türken Schuld. Nicht aber die lebenden, die freundlichen, civilisirten Leute, die nur noch hin und wieder in verzeihlichen Rückfällen zur Gemüths-Ergötzung ein Dutzend Christen und Juden niedermetzeln, sondern die todten, die fanatischen Schaaren Mahmud's, Soliman's und Mustapha's, die den Stephansthurm so unendlich gern mit dem Halbmond für immer geziert hätten, und die es sich, als sie unverrichteter Sache nach schweren Verlusten von der heldenmüthig vertheidigten Kaiserstadt wieder abzogen, gefallen lassen mußten, daß die Bäcker dem beliebtesten Kaffeebrot, Kipfel genannt, fortan zum ewigen Hohn die Halbmondgestalt gaben. Von diesen grimmigen Widersachern der Christenheit haben nämlich viele Tausende ihre Gebeine hier zu-

rückgelassen, und diesen Gebeinen hat man seit anderthalb Jahrhunderten, wahrscheinlich ganz naiver Weise und ohne specielle Malice, die Reste der sämmtlichen Mastochsen, Schweine und Kälber beigesellt, die von der Bevölkerung verzehrt wurden. Da der Wiener sich nie durch übertriebene Mäßigkeit unter den übrigen Deutschen hervorzuthun suchte, so hat das natürlich im Lauf der Zeit eine ungeheure Knochengrube gegeben; da er sich aber ebenso wenig bemühte, sie in der Industrie zu übertreffen, so blieb das große Capital, das in diesen Knochen steckte, bis auf unsere Tage unangerührt, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Johann Sobiesky, als er die Feinde des Urgroßvaters mit seiner blitzenden polnischen Klinge niedersäbelte, zugleich für den späten Enkel den Tisch gedeckt habe. Allein, wie der Kirchenstaat, trotz der Erklärung des Papstes, daß er die Einführung der Eisenbahnen nicht gestatten könne, weil die Bibel nichts von ihnen wisse und weil der Dampf obendrein aus dem Rachen des Teufels komme, bald nach dem Tode des hartnäckigen alten Gregor, der sich so fromm äußerte, sein Vettorino-System aufgab und die brausende und donnernde Lokomotive einließ, so hat sich auch in Oesterreich, ungeachtet des Widerwillens einer hohen Aristokratie, die für die Schönheiten ihrer Parks und den Frieden ihrer Jagden fürchtete, eine Fabrik nach der andern erhoben. Namentlich sind wir so weit gekommen, unsern Kaffee selbst zu süßen, und seitdem haben denn auch die Knochen ihren Preis. Als nun bei Gelegenheit der Stadt-Erweiterungs-Arbeiten die fast vergessene Türken-, Ochsen- und Schweinegrube mit ihrem unerschöpflich scheinenden osteologischen Inhalt wieder entdeckt wurde, wuchs plötzlich ein Myrmidonen-Geschlecht wie unmittelbar aus der Erde hervor und stürzte sich darüber her. Riesige Männergestalten, mit Krampen und Schaufeln ausgerüstet, Körbe auf dem Rücken und Säcke um den Leib, schritten heran, hochaufgeschossene Weibsbilder mit fliegenden Haaren und gebräunten Broncegesichtern zogen hinterdrein, und verwegene Buben und Mädchen, mit noch unentwickelten, aber solcher Erzeuger vollkommen würdigen Enaks-Gliedern schlossen den Zug. Anfangs ging Alles gut, die Leute verdienten viel Geld und standen Niemand im Wege. Aber es ereigneten sich einige Unglücksfälle, hie und da wurde ein Trunkenbold, der unvorsichtig war, verschüttet, und nun mischte die Polizei sich hinein. Einstweilen blieb es bei der Ueberwachung, dann aber erfolgte ein förmliches

Verbot. Jedoch, nicht umsonst brennt es in Polen. Unsere „Beinstierer“, denn diesen Namen führt die neue Zunft, verzichteten keineswegs ohne Widerstand auf ihren Nibelungenhort. Die schöne Zeit, wo ein Gendarm nur zu husten brauchte, um eine ganze Stadt zum Zittern zu bringen, ist für uns wieder vorüber und beglückt unsern stolzen Rivalen, den vielgepriesenen preußischen Fortschritts-Staat. Sie schlugen ihre Krampen und Schaufeln aneinander und revoltirten, und als Das Nichts half, schickten sie dem Bürgermeister der Stadt Wien ein Todesurtheil zu, ein gründlich motivirtes und in bester Form abgefaßtes Todesurtheil, wie das geheime National-Comité der Polen sie gegen sogenannte Hochverräther erläßt, oben mit dem Symbol der heiligen Dreifaltigkeit versehen, unten mit dem Todtenkopf und dem aus Arm- und Beinknochen gebildeten nachdenklich-ernsten Kreuz geschmückt. Unser Bürgermeister, Doctor Zelinka, ist aber ein viel zu guter Jurist, um leicht zu erschrecken; er hat das Document der Oeffentlichkeit übergeben und geht so ruhig spazieren, wie Cäsar vor den Idus des März. Das Verbot ist nicht zurückgenommen; es war durch den Fortschritt der Planirungsarbeiten hervorgerufen worden, und man konnte allerdings den großen Exercierplatz durch die Beinstierer nicht füglich wieder aufwühlen lassen, nachdem er kaum mit schweren Kosten nivellirt und geebnet war. Es entsteht nur die Frage, was man thun würde, wenn die Hunderttausende, statt in Knochengestalt, unmittelbar in Silberzwanzigern oder auch nur in Kupferkreuzern in der Erde steckten. Ich fürchte, der Magistrat würde in diesem Fall das Graben nicht blos gestatten, sondern sich selbst daran betheiligen. Vom nationalöconomischen Standpunkt aus betrachtet, ist Beides aber völlig gleich, denn Schatz bleibt Schatz, ob er nun als Münze im Topf funkelt oder als ungehobener Werth im Boden liegt.

Von den „Beinstierern“ ist der Sprung zu den „Canalräumern“ leicht. Besorgen Sie nicht, daß ich Sie auch von diesen Industriellen, die den Ratten- und Mäusefang en gros betreiben und für die es ein Festtag ist, wenn sie einmal einen Kater erwischen, zu unterhalten gedenke. Ich will Ihnen blos den neuesten Weh- und Klageruf der heiligen Slava mittheilen, wie er kürzlich in einem mährischen Blatt zu lesen war; er wird Sie gewiß in seinem erschütternden Pathos an das Erhabenste im Propheten Jeremias erinnern. „Du kommst nach Wien“ —

sagt der edle Moravier — „und suchst deine Landsleute auf. Aber wenn du sie findest, kannst du dich ihnen vor Gestank nicht nähern, denn jede Nacht waten sie im Schlamm, um sich ihr Brot zu verdienen, und auch bei Tage werden sie den üblen Geruch nicht wieder los. Armes Volk, du bist mehr zu bedauern, als die Juden in Aegypten, denn diese mußten freilich arbeiten und ihren Herren Häuser bauen, aber wenn sie auch murrten, so murrten sie doch bei vollen Fleischtöpfen, du aber wirst in schlechte giftige Luft versetzt und erwirbst kaum so viel, daß du dich sättigen kannst.“ Das klingt fürchterlich, nicht wahr? Aber ich möchte den ergrimmten Patrioten fragen, warum er denn eigensinnigerweise gerade beim Masculinum stehen blieb und sich gar nicht um's Femininum bekümmerte? So sehr der Landsmann auch stinken mag, so lieblich duftet die Landsmännin; wie kam es, daß er sich bei den Reizen der Schwester nicht von seinem Entsetzen über die Räudigkeit des Bruders erholte? Die czechoslavische Jungfrau ist kaum halb erwachsen, so sinnt sie schon darüber nach, ob der Wiener „Graben“ ein leerer Mythos sei, ein albernes Ammenmährchen, wie das vom Pfannkuchenhäuschen, oder ob man ihn mit seinen sieben Himmeln und vierzehn Paradiesen wahr und wirklich in der Welt antreffe. Da nun Nichts über Erfahrung geht, wie Louis onze zu Tristan l'Hermitier sagt, so macht sie sich auf, sobald sie zwei Hemden und ein Kopftüchel beisammen hat, wäscht sie in jedem Wasser, das sie unterwegs passirt, siebenmal, da sie schon in früher Kindheit von ihrer Mutter über die fabelhafte Empfindlichkeit der deutschen Nase belehrt worden ist, und trifft nach einer kleinen Zwischenstation in Prag, während deren sie am „Ring“, wo Viel gekauft und verkauft wird, ihre Toilette ergänzt, glücklich und wohlbehalten in der Metropole ein. Wer ihr hier nach einigen Wochen oder Monaten begegnet, wird gewiß nicht behaupten können, daß sie übel riecht, aber eben deßhalb stände es in ihrer Macht, ihr „armes Volk“ zu rächen, und unser Patriot hätte, statt gar keine Notiz von ihr zu nehmen und unfruchtbare, wenn auch gewaltige, Himmel und Erde bewegende Klagelieder anzustimmen, sich praktisch fassen und ihr die Rolle der Judith einstudiren sollen. Das könnte Tausenden den Hals kosten. Doch, Spaß bei Seite. Ich möchte den Mann auffordern, einmal in die Bureaux der österreichischen Monarchie hinein zu schauen. Da würde er sich überzeugen, daß das czechische Idiom weit mehr vertreten ist, als das

Verhältniß der Kopfzahl gestattet. Oder führen seine Connaissancen ihn nicht so weit hinauf? Ist er selbst Canalräumer? Sein Styl spricht nicht dagegen! Der Sinn für Gerechtigkeit ist bei diesen Leuten bis auf die letzte Spur erloschen, und der nur zu kosmopolitische Deutsche muß Krieg mit ihnen führen, er mag wollen oder nicht; sie greifen geradezu nach Allem, was uns verunglimpfen kann, und wir sind verloren, wenn wir uns nicht wehren.

Ein tragi-komisches Ereigniß war die Selbsthinrichtung einer Reclamen-Größe. Frau Marie Seebach-Niemann gastirte am Carl-Theater und machte vollständig Fiasco. Sie war als letzter Rettungsengel für diese unglückliche Bühne verschrieben, und sie wurde ihr Tod, denn die wenigen Habitués, die dem Volksstück bis an sein seliges Ende treu geblieben wären, flohen entsetzt von dannen, als sie plötzlich Goethe's „Faust" auf der Speisekarte fanden, und das gebildete Publicum ging nicht hinein, weil es der Kunstreiterei des modernen Virtuosenthums längst satt und müde ist. So lange das Haus steht, war es nicht so leer, aber so lange der „Faust" existirt, hat sich auch noch nicht ein solches Gretchen vor die Lampen gewagt; man sollte gar nicht glauben, daß die reizende Schöpfung bis auf diesen Grad auf den Kopf gestellt werden könnte. Alles unvermittelt und zusammengeschüttet, ein förmlicher Kaleidoskop-Eindruck, wie ich nur noch einmal einen gleichen hatte, und zwar als Herr Bogumil Dawison in Wien zum ersten Mal den Hamlet spielte. Studenten und Soldaten benutzen die Bücher der Leihbibliothek zuweilen, um ihre eigenen sauberen Gedanken zu verewigen. Sie streichen so viele Buchstaben oder auch ganze Wörter mit Dinte durch, als sie brauchen, um ihre Einfälle auszudrücken, und wer ihnen, noch ungewarnt durch Erfahrung, den Gefallen thut, nachzubuchstabieren, der erhält zum Lohn für seine Mühe einen schlechten Witz oder etwas noch Schlimmeres. Gerade so verfährt das Schauspieler-Virtuosenthum mit dem dramatischen Dichter, und keiner geht weiter, als Frau Marie Seebach-Niemann. Neu und originell um jeden Preis, und wenn das Neue auch nur darin besteht, daß wir den Kopf unter dem Arm tragen, und das Originelle darin, daß wir unsere Briefe mit den Fußzehen schreiben! Wer wird danach fragen, ob es sich mit den Intentionen des Dramas verträgt, dem man die Ehre der Darstellung erweist? Genug, übergenug, wenn man nur von dem

verblüfften Zuschauer, der das Buntscheckige des grübelnden Verstandes so leicht mit der tiefsinnigen Mannigfaltigkeit der schaffenden Phantasie verwechselt, ein frühreifes Bravo davonträgt. Wie wurde Herr Seydelmann, denn mit Diesem fing das Unwesen an, dafür beklatscht, daß er im „Faust", in der ersten Scene, wo sich der Pudel in den Cavalier verwandelt, von Zeit zu Zeit wieder in den knurrenden, heiseren Hundeton zurückfiel! Und doch steht der gemein-materialistische Zug nicht höher, wie das berüchtigte Flageolett-Hihihi des Vaganten Kunst im „Abällino", das noch jetzt als „Hohngelächter der Hölle" auf allen Winkel-Theatern lebt, und ist sogar als Verstandesproduct dumm, da Mephisto ja kein Pudel ist, sondern nur die Pudelmaske trägt, und der zufällig übergeworfene Rock das Denken und Empfinden eines vernünftigen Wesens nicht modificiren und beeinträchtigen kann. Wie wurde derselbe Virtuos bewundert, wenn er beim Eintritt in Gretchens Kammer die Backen aufblies und dann pustete und prustete, als ob er Feuer und Schwefeldämpfe aushauchte. Der Zug sollte das spätere „Es ist so schwül und dumpfig hie" des ahnungsvollen Mädchens motiviren, aber wozu braucht sie noch den Instinct der Unschuld, wenn die Nase ausreicht, und was soll man zu einem Teufel sagen, in dessen Interesse es liegt, sich aufs Sorgfältigste zu verbergen, und der, weit entfernt sich mit Eau de Cologne zu besprengen, wie er billig müßte, absichtlich den ganzen Parfum seiner Großmutter ausströmt? So zerstören diese „geistreichen Commentatoren" der Dichter, wie die geläufige Reclamenfeder sie nennt, durch ihre Klügeleien nicht allein das ganze Bild, sondern treten auch noch obendrein auf Schritt und Tritt in Widerspruch mit sich selbst. Aber Herr Seydelmann erreichte jedesmal seinen Zweck, denn er hatte viel Verstand und lieferte scharfe Epigramme. Frau Seebach-Niemann fällt durch, denn sie kommt nicht über die Grillen hinaus. Die hiesige Kritik verurtheilte sie und ihre Heuschreckensprünge einstimmig, sie hätte aber auch vor zehn Jahren nicht so übertrieben galant gegen sie sein und ihr einreden sollen, daß sie das Zeug zu einer Weltschauspielerin besitze. Dann wäre sie vielleicht zu ihrem eigenen höchsten Vortheil in ihrem kleinen Kreise geblieben und hätte das Sentimentale, die Louisen und die Clavigoschen Marien, wieder zu Ehren gebracht; das Veilchen ist verloren, das nicht blos den ganzen Frühling, sondern auch den Sommer repräsentiren will. — Auf demselben Carl-Theater

feierte die Signora Patti unendliche Triumphe. Fürchten Sie aber nicht, daß ich ihre Hervorrufe und Kränze gezählt habe. Ich erwähne ihrer nur, weil sich an ihren Aufenthalt in Wien ein höchst interessantes sociales Factum knüpft. Sie wurde natürlich in die Gesellschaft gezogen, sang aber nur ein einziges Mal außer der Bühne, und zwar bei dem Baron Sina, einem der ersten Matadore unserer Börse, der ihr die Gefälligkeit mit einer kolossalen Summe bezahlte. Nichts konnte sie bewegen, den Mund noch ein zweites Mal aufzuthun, und alle Welt schimpfte auf ihren Onkel, weil man annahm, daß dieser ihr verboten habe, das Silber ihrer Stimme wegzugeben, ohne echtes Gold dafür wieder zu empfangen. Sie wird nämlich von einem Onkel herumpräsentirt, der die Journale viel beschäftigt, indem sie die Frage discutiren, ob er ein ganz neuer Charakter ist oder eine bloß verbesserte und vermehrte Auflage des alten bekannten Vaters der Debütantin. Es ist schwer, den Punkt zu entscheiden, denn der Onkel leistet ungeheure Dinge; so hat er die Signora z. B. durch den Pinsel eines berühmten Porträtmalers in eine wahre Venus verwandeln lassen und stellt das Bild in jeder Stadt gegen ein mäßiges Entrée zum besten der Armen öffentlich aus, obgleich er selbst am besten weiß, daß man, wenn man die kleine dicke Quabbe mit dem balconmäßig vorstehenden Doppelkinn des Abends dann in natura wirklich erblickt, gar nicht mehr daran glauben kann, daß sie dem Künstler selbst gesessen hat. Aber, wie viel auch auf die Rechnung des Onkels gehen mag: in dieser Sache war er ohne Schuld. Denken Sie sich, Herr Sina selbst hatte ihr den Mund verbunden, er hatte die beispiellose — gehabt, ihr die Bedingung zu stellen, daß sie, wenn sie in seinem Salon gesungen habe, in keinem anderen mehr singen dürfe, und sie war darauf eingegangen. Ist das nicht unerhört? Die Träume der Dichter sind doch nicht immer so verrückt, als sie scheinen.*) Hier haben wir schon einen Geldprotz, wie der sehr gute österreichische Provincialismus lautet, den es in seinem hohlen Uebermuth kitzelt, die Ohren seiner Mitbürger um einen Genuß zu bringen, ohne daß er den seinigen, denn sonst wäre es verzeihlich, dadurch steigert. Warum sollte nicht einer folgen können, der ihren Augen einen noch schlimmeren

*) Die folgenden Sätze haben eine bestimmte Beziehung auf die Reden des Gregorio in der 6. Scene des „Trauerspiel in Sicilien“ (Bd. 2, S. 166–168).
T. H.

Streich spielt, indem er für sich allein eine Gemälde-Gallerie anlegt und die größten Meisterstücke aller Zeiten hineinsperrt? Auch derjenige, der die ganze Ernte aufkauft, um sie auf dem Halm verfaulen zu lassen, ist keineswegs undenkbar, und der Staat müßte ihn jedenfalls in seinem Eigenthum schützen und bei Gefahr einen Militärcordon aufstellen. Der Soldat wäre verpflichtet, auf seine verhungernden Mitbrüder, wenn sie durchzubrechen versuchten, zu schießen, der Priester könnte freilich fluchen. — Nicht vergessen darf ich, ehe ich vom Theater scheide, die „elegante Tini", eine Parodie des Mautnerschen Schauspiels, denn auch sie ist ein Zeichen der Zeit. Der Cancan wird darin getanzt, und wenn wir fortschreiten, wie bisher, so haben wir Aussicht auf eine Bühne, wie sie den ehrwürdigen Justinian, den großen Plünderer der römischen Juristen, den noch größeren Schöpfer des Corpus juris, welches das deutsche Recht erdrückte, wie ein Mühlstein die junge Eichenpflanzung, zu seiner Zeit in Constantinopel über die Regierungslasten tröstete. Sie wissen, daß diese Bühne ihn sogar mit einer Kaiserin versorgte; erinnern Sie sich noch, in welcher Rolle die tugendhafte Theodora seine Blicke zuerst auf sich zog? Es steht in Gibbon zu lesen, aber nur griechisch; ihre Mitspielerinnen waren Gänse, wirkliche unschuldige watschelnde Gänse.

Zur kleinen Chronik nur ein einziges Geschichtchen. Ein junger Mensch ahmt im Böhmerwald mit großer Geschicklichkeit die Stimme eines Auerhahns nach, und ein hitziger Jäger, der schon Wochen lang auf den Auerhahn lauert, erschießt ihn.

Das Hofburgtheater.

Wien, 1862.

(Aus dem Nachlaß.)

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen" sagt die Jungfrau von Orleans, und die Referenten, wie die harmlosen Zuschauer, die den österreichischen Reichstag auf seinen Kreuz- und Querzügen begleiteten, sind berechtigt, in das Wort mit ein-

zustimmen, wenn sie auch noch nicht hinzufügen dürfen: „auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz.“ So lange der Zwiespalt zwischen dem Königreich Ungarn und der übrigen Monarchie nicht beigelegt ist, sei es nun auf dem Wege friedlicher Ausgleichung oder auf dem der Gewalt, steht unser Parlamentshaus, wie die Helgoländer Bade-Anstalt, auf einer Sand-Düne, die von der nächsten Fluth weggespült werden kann, und was in ihm vorgeht, hat nur physiognomische Bedeutung. Man darf daher den Blick ohne Gewissensbisse, und ohne sich an dem „Ernst der Zeit“ zu versündigen, für ein paar Augenblicke von den Weisen, die sich auf ihren goldenen Stühlen mit dem erhabenen Problem beschäftigen, wie beschädigte Wolken zu flicken und Erdbeben zu verhindern sind, abwenden und sich nach den armen verschüchterten Musen umsehen, um zu erfahren, wie sie während des grimmigen Kampfes der Elemente in versteckten Ecken und Winkeln, gleich Eichkätzchen und Maulwürfen, ihr kümmerliches Leben fristen. Man kann das um so eher wagen, als gegründete Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß sie nächstens zu ihrem natürlichen Vater Apoll, der nur für die Lorbeerkränze zu sorgen pflegt, auch noch einen ministeriellen Pflegevater erhalten werden, der in Zukunft mit Ernst und Eifer die übrigen Bedürfnisse herbeizuschaffen hat, und als man sich dem zu Folge schmeicheln darf, dem Begutachtungs-Comité, das ohne Zweifel zur Erledigung dieser zarten Angelegenheit zusammentreten wird, in die Hände zu arbeiten. Die Wiener Künstler haben sich nämlich, wie der etwas emphatische Ausdruck lautet, einmal wieder gerührt; sie schämen sich, daß noch immer kein Shakespeare, kein Raphael und kein Beethoven unter ihnen aufgestanden ist, und sie suchen den Grund, wie unter Metternich in dem Druck der Censur, so unter Schmerling in dem Mangel an Reisestipendien, Pensionen und Preis-Ausschreibungen. Dichter, Maler und Musiker haben sich also, um diese „Vorbedingungen einer gedeihlichen Kunstentwickelung“ zu erlangen, mit einer Eingabe an's Ministerium gewandt, und die Deputation hat eine bessere Aufnahme gefunden, als die Petenten, die um ein Denkmal für die „März-Märtyrer“ supplicirten und die, nach unserer Meinung mit Recht, da es sich um eine ganz unnütze Demonstration handelte, abschlägig beschieden wurden. Wir hegen nun freilich, ohne übrigens den Staat in seiner kalten Gleichgültigkeit gegen Kunst und Literatur bestärken zu wollen, die Ueberzeugung, daß dieß bloße Treibhausmittel sind, über-

flüssig, wenn die öffentlichen Zustände sich so weit heben, daß von einer ästhetischen Erziehung des Menschen in Schiller's Sinn auch bei uns die Rede sein kann, unzulänglich, wenn das wider alles Verhoffen nicht geschieht. Wir wollen daher die Wunder, die man von Reisestipendien, Pensionen und Preis-Ausschreibungen erwartet, dahin gestellt sein lassen und blos untersuchen, was auch ohne diese zweifelhaften Hebel möglich wäre, wenn man das längst Vorhandene nur gehörig benutzte und redlich verwaltete. Und da das k. k. Hofburgtheater zu Wien das einzige ästhetische Institut der österreichischen Monarchie sein dürfte, was bis auf den gegenwärtigen Tag, mit Recht oder mit Unrecht, für ganz Deutschland maaßgebend geblieben ist, so wollen wir, des allgemeinen Interesses wegen, zunächst dieses der Prüfung unterziehen.

Die Wiener Hofbühne hatte ihre goldene Zeit anerkanntermaaßen unter Czernin und Schreyvogel-West, unvergeßlich durch die Einbürgerung der Donna Diana. Es sind nicht, wie man jetzt gern glauben machen möchte, die Lobredner des Alten um jeden Preis, die das behaupten; es sind die Freunde der Kunst, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Gleich mit dem Ausscheiden Schreyvogel's und dem Eintreten Deinhardstein's ging's herunter, denn an die Stelle des Princips trat das Experiment, an die Stelle der reinen Linie der bunte Heuschreckentanz, und ein berühmter Dichter, der sich keineswegs über Vernachlässigung zu beklagen hatte, fühlte sich zu dem Epigramm veranlaßt:

„Uns'ren Thespis-Karren ziehn
Pantalon und Harlekin,
Pierrot, das Jammerbild,
Hilft mit trüben Mienen,
Und was mehr als Alles gilt,
Sind die Colombinen."

Unter Holbein wurde es noch viel schlechter. Der Schöpfer des Hans Sachs und des Garrick in Bristol hatte doch noch poetische Einfälle, der Verfasser des Fridolin und des Wunderschranks watete im Sumpf der dicksten Prosa, das Princip kam nicht wieder zu Ehren, aber das Experiment hörte gänzlich auf, keck und kühn zu sein und wurde plump und schwerfällig. Doch ging alles noch anständig zu; daß jeder Vorstand dem Institut, das er leitet, sein individuelles geistiges Gepräge aufdrückt und aufdrücken muß, versteht sich von selbst, und seine moralische Zurechnungs-

fähigkeit fängt erst an, wo es sich um seine persönlichen Zwecke und um seine Sympathieen und Antipathieen handelt. Deinhardstein und Holbein waren Beide gewandte und fruchtbare Bühnenschriftsteller, auch unterließ der Erstere nicht, seine neuen Stücke in Wien zur Aufführung zu bringen, aber er trat mit seinem eignen Gesicht vor die Lampen, nicht vermummt und verlarvt, angekündigt durch unverschämte Posaunenstöße und die Maske herunter nehmend, wenn das verblüffte Publicum auf das Manöver einging, sich in siebenfache Schleier einhüllend und spurlos hinter den Coulissen verschwindend, wenn es abblitzte. Holbein dagegen, obgleich er in Gemeinschaft mit Küstner die Tantième gründete, und vielleicht eben deswegen, hielt die seinigen in nicht genug zu preisender Ehrenhaftigkeit zurück und gestattete sich kaum eine Ausnahme. Wenn man bedenkt, welche Mittel dem Director einer solchen Bühne zu Gebote stehen, dem sein Gewissen nicht verbietet, diese Linie zu überschreiten, wie leicht ihm bei der precairen Stellung des deutschen Literatenthums die journalistische Bauchrednerei werden muß und wie bald ein fremder Gast die Rollen heraus wittert, die ihm am sichersten zum Auftreten verhelfen, so wird man Deinhardstein's Ehrlichkeit und Holbein's Selbstenthaltsamkeit so hoch schätzen müssen, daß man dem Einen dafür sein leichtes windiges Wesen, dem Andern seine Vorliebe für Alles, was kriecht, vom Herzen verzeiht. In Bezug auf Gastspiele blieben alle Beide dem Princip Schreyvogel's treu; sie fühlten sich so wenig versucht, als berechtigt, in bunter Musterkarte den imaginairen Talent-Reichthum des deutschen Reichs von Hinterpommern an bis zur Bukowina hinauf vor „den erstaunten Blicken“ auszubreiten, denn sie wußten, daß der Haushalt zerstört wird, wenn es alle Tage Gäste gibt und daß die klägliche Lust an der Abwechselung sich nur zu schnell an die Stelle des Kunst-Interesses setzt, wenn man Bild auf Bild, wie in der Kinderkomödie, folgen läßt. Sie beschränkten sich, unbekümmert um die Diäten der Entdeckungsreisen, in weiser Mäßigung auf die Vorführung der wahren künstlerischen Größen und ließen das „Werdende“ nur zu, wenn eine Lücke im Personal ein Spiel auf Engagement nothwendig machte. Dabei kam denn heraus, was nach den Versicherungen gewisser Stimmen erst in neuester Zeit erreicht worden sein soll, und was in Wahrheit verloren gegangen ist, wenn man von der Dressur einiger Schauspieler für die französische Bluette absieht: ein harmonisches Zu-

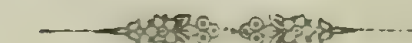
sammenspiel, ein Ensemble ohne Gleichen in Tragödie und Komödie, ein Verwerthen aller Kräfte durch gegenseitige Unterstützung und Hingebung, das in einem Taubenschlag natürlich gar nicht zu Stande kommen kann. Das Jahr 1848 brach herein und rüttelte nicht blos an den Thronen der Könige, sondern auch an den Lehnstühlen der Theater-Directoren. Küstner that in Berlin, was er konnte, um sich zu behaupten und Holbein ließ es in Wien auch nicht an sich fehlen; die ganze moderne Literatur wurde in Sturmes-Eile vor den verblüfften Augen des Altösterreichers vorüber gehetzt, noch hatte er sich von seinem Entsetzen über die Maria Magdalena nicht erholt, so wurde ihm der Uriel Acosta zugemuthet, es war, als ob ein Gichtbrüchiger plötzlich den Sanct-Veits-Tanz bekäme. Aber alles half Nichts; als Küstner, in sich'rer Erwartung ein Belobungs-Decret zur Antwort zu erhalten, um seine Entlassung ansuchte, wurde ihm die Thür weit aufgemacht und er erhielt einen Soldaten zum Nachfolger, und als Holbein, um das drohende Unwetter abzuleiten, sich einen ästhetischen Beirath ausbat, wurde er gelind bei Seite geschoben und bekam ein Mitglied des jungen Deutschlands zum Collegen. Die Ernennung Heinrich Laube's zum artistischen Director des k. k. Hofburg-Theaters in Wien überraschte Jeden, der nur die ältesten literarischen Thaten dieses geistreichen Schriftstellers im Gedächtniß hatte, Keinen, der auch den neuesten mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war. Ein hochgestellter, auch als politischer Autor gefeierter Oesterreichischer Staatsmann konnte es Anfangs gar nicht begreifen, daß man dem Verfasser des „neuen Europa" und der „Reise-Novellen" einen so heikligen Posten anvertraut habe; er las die „Geschichte des deutschen Parlaments" und fand Alles in der Ordnung. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Problem des Renegatenthums zu lösen; wir räumen bereitwilligst ein, daß es in allen Gebieten ehrliche und aufrichtige Renegaten geben kann, und wenn wir es auch nicht billigen, daß „der Gutgesinnte" zum Beweis seiner vollkommenen Herstellung vom demokratischen Fieber den Finger in das Blut des kaum niedergeschossenen Gegners taucht und sein Zerrbild damit an die Wand zeichnet, wie das zuweilen geschieht, so sind wir doch weit davon entfernt, aus dem Laubeschen Buch ein so unbedingtes moralisches Verdammungs-Urtheil über den Verfasser abzuleiten, wie dies der edle Simon in der furchtbaren Kritik, die er in der deutschen Monatschrift veröffentlichte, gethan hat. Aber durch

das Programm der neuen Direction konnte sich nur Derjenige täuschen lassen, der die Sachlage nicht kannte und die Natur der Programme in Börne's vortrefflicher Humoreske: „Ankündigung der Zeitschwingen“ nie studirt hatte. Jetzt werden Laube's Partisanen nicht müde, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß das Hofburgtheater von jeher seine eigentliche Stärke im bürgerlichen Schauspiel gehabt und die hohe Tragödie fast ausgeschlossen habe; als er die Zügel in die Hand nahm, war aber durchaus nicht die Rede davon, daß blos der Status quo aufrecht erhalten werden solle, denn dazu wäre Holbein der allergeeignetste Mann gewesen und der sollte ja eben beseitigt werden, sondern es wurde eine Zeit der Zeichen und Wunder in Aussicht gestellt und man durfte eine vollständige Illustration der dramatischen Literatur erwarten. Doch, das war nur pour le bruit. Der Vernünftige wußte, was er von der mit allen Glocken eingeläuteten „Reform“ zu denken habe. Das neue Regiment begann unter den allergünstigsten Umständen. Das Oberstkämmerer-Amt, in dem auch ein vielbedeutender Personenwechsel eingetreten war, enthielt sich jeder Einmischung in die artistische Leitung; nach unserer Meinung mit sehr richtigem, der höchsten Anerkennung würdigem Tact, da die Hofstelle zwar das Ganze überwachen, nicht aber das Detail corrigiren soll. Die Journale riefen: Hosiannah; von Opposition war gar nicht die Rede. Ein Personal war beisammen, das, wenn die Positionen nur ein klein wenig in Gemäßheit der Altersstufen verrückt worden wären, mit geringer Recrutirung von außen wirklich eine Zeit der Zeichen und Wunder hätte herbeiführen können. Und das Glück gesellte sich hinzu. Die Revolution hatte das Haus geleert; es wurde Holbein als Verbrechen angerechnet. Die Wiederkehr friedlicher Zustände hatte es wieder gefüllt; es wurde Laube als Verdienst zugeschrieben. Die Polizei erwachte zu neuem Leben, Haussuchungen waren an der Tagesordnung, auf die Correspondenten auswärtiger Blätter wurde gefahndet, jeder besonnene Mann sagte sich, daß in Oesterreich eine neue Periode des Schweigens gekommen sei und schwieg. Was ließ sich nun nicht Alles durchsetzen! Es wurde auch viel durchgesetzt, aber leider nicht das Rechte. Die Abenteuerlichkeit, die Tausendsappermenterei, wie ein Referent sich einmal vortrefflich ausdrückte, kam an die Reihe, Alles versuchend und wieder fallen lassend und in Nichts fest, unerschütterlich und consequent, als in der Vorführung der eigenen Stücke. Das Personal wurde nicht ergänzt, sondern,

so weit es ging, todtgeschlagen, damit man Raum für die neue, eigenhändige Pflanzung gewänne, und das war leicht zu machen, denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hinein zu schieben, den Komöden in die Tragödie, den Plastiker in den lyrischen Kreis, den Lyriker in den plastischen, so sind Schröder und Eßlair, die Rachel und die Ristori verloren. Engagirt wurde in's Blaue hinein, und da den älteren Mitgliedern zwar ihre Rollen, aber doch nicht auch ihre Gagen abgenommen werden konnten, so wurde dadurch der Etat trotz der großen Dotation so unverantwortlich belastet, daß die allerschmählichste Abhängigkeit von der Theatercasse und der Tages-Einnahme als nothwendiges Ergebniß eintreten mußte. Die Gäste kamen wie die Spatzen; aus den Doctor-Promotionen wurden Maturitäts-Prüfungen, ja ABC-Schützen-Examen, jeden Augenblick tauchte ein außerordentliches Talent auf, das alles Frühere übertraf, wie z. B. ein Fräulein Schönhof, die hochbegabte Louise Neumann, und das dennoch rascher als ein Kinderspielzeug wieder bei Seite geworfen ward, weil man, wie man dann naiv genug selbst bekannte, sich getäuscht hatte. Doch wurden der Bühne, wie die Gerechtigkeit hinzuzufügen erheischt, durch diesen Hexentanz zwei bedeutende Mitglieder gewonnen, die später zwar wieder verloren gingen, jedoch, wie sie gleichfalls betonen muß, ohne Schuld der Direction, nämlich Bogumil Dawison und Marie Seebach. Das vorgefundene Repertoir, das allerdings von Holbein weniger zusammengestellt, als vom Sturm der Zeit zusammengewirbelt worden war, wurde gesichtet, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so recht, welch einem Princip für die Zukunft gehuldigt werden sollte. Wären reactionäre Rücksichten maaßgebend gewesen, so hätten die Carlsschüler mit ihrem „Schießpulverstyl" und ihren knallenden Raketen-Phrasen zuerst beseitigt werden müssen, aber Schiller durfte nach Belieben fort radotiren, und sogar das nicht blos den Frömmlern, sondern jedem gesunden sittlichen Sinn anstößige „Roccoco" mit seinem „Abbé de la Sauce" konnte sich trotz des Concordats durchschmuggeln. Auch Monaldeschi und Struensee wurden nicht zurückgesetzt; später gesellte sich dann Graf Essex und Montrose, Anfangs anonym vorgeführt, hinzu, und wie im Feenmärchen der Ritter nur dann zur Prinzessin gelangte, wenn er vorher den einen oder den anderen Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, so fand jeder männliche Gast von Bedeutung rathsam, sich den Wienern

als Schiller vorzustellen, während jeder weibliche gern als Lady Rutland oder als Königin Christine sein Compliment machte, was dann den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Festtage ihren Erfolg sicherte. Die übrigen Dramatiker wurden um so strenger behandelt, Uriel Acosta, Judith, Maria Magdalena u. s. w., obgleich vom Publicum nicht minder gern gesehen, verschwanden, und neue Stücke von Gewicht schienen nur dann nicht auf unbesiegbare Schwierigkeiten zu stoßen, wenn die Verfasser Redacteure einflußreicher Journale oder gar, wie Freitag, mit der „Literatur-Geschichte der Gegenwart verheirathet" waren. Im Anfang wurden die klaffendsten Lücken durch Shakespeare verdeckt, durch den Dichter, dem gar nicht so viel weggenommen werden kann, daß ihm nicht noch genug übrig bleibt und der trotz der ärgsten Verstümmlung noch immer elektrisch wirkt. Aber auch dieser ist mit jedem Jahre weiter zurückgetreten und in demselben Maaße hat sich Charlotte Birchpfeiffer vorgedrängt, so daß sie jetzt den Grundpfeiler des Repertoires bildet, um den sich die französischen Schlinggewächse, die gleich dem Kürbiß des Propheten Jonas über Nacht entstehen und vergehen, lustig wuchernd herum ziehen. Dazwischen dann hin und wieder ein Musenopfer, dem Anstand oder der Convenienz unwillig dargebracht, das überkommene „eiserne Vieh" mit eingeschlossen. Das ist das Resultat der Reform. Eine alte und eine neue Gesellschaft, die zu einander paßt, wie Milch und Oel, und über deren Elemente Direction und Publicum diametral verschieden denken; ein durch die unbesonnensten Experimente bis zum Erdrücken überbürdeter Etat, der das erste und am reichlichsten subventionirte Theater Deutschlands in jedem Athemzuge an das Fluthen oder Ebben der Cassa knüpft, ein würde- und charakterloses Repertoir, das Stücke, wie den Prinzen von Homburg, auf der Stelle fallen läßt, wenn er einmal das Haus nicht füllt und nach dem ersten besten Machwerk greift, das klingenden Erfolg verspricht; vollständige Vertretung des Dichters Heinrich Laube, der Dichterin Charlotte Birchpfeiffer und des französischen Grisetten-Dramas durch pseudonyme Uebersetzer. Wir würden es dem Reichsrath verargen, wenn er diese Wirthschaft, wie es naiver Weise erwartet zu werden scheint, mit einem einzigen Kreuzer unterstützte; die Mittel sind vollkommen ausreichend. Holbein hatte oft Ueberschuß, nie ein Deficit. Aber wir werden es ihm Dank wissen, wenn er sie, so weit das in sein Ressort gehört, einer

näheren Prüfung unterzieht. Mit diesem Wunsch stehen wir nicht allein; im letzten Jahr ist es so arg geworden, daß am Schlusse der Saison fast alle Wiener Blätter sich in ähnlichem Sinne, wie wir, geäußert haben. Es ist freilich auch früher nicht ganz stillschweigend abgegangen, wir verweisen z. B., was das Detail betrifft, von dem wir absehen mußten, auf die „Stimmen der Zeit", März 1859 und Jan. 1860. Dabei vergessen wir nicht, daß es anderswo, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel besser steht, und daß namentlich das Berliner Hoftheater sich ausnimmt, wie eine Kinnlade, der bis auf einige Stümpfe die Zähne fehlen. Allein Herr von Hülsen bläst und brüstet sich auch nicht, er betreibt das bescheidene Geschäft des Tags ohne Lärm und nicht ohne Schaam und hütet sich, an die goldenen Tage zu erinnern, wo Fleck und Devrient glänzten.



Politisches.



Berichte aus Wien an die Augsburger Allg. Zeitung vom Jahre 1848.

I.

(Außerordentliche Beilage zum 19. März.)

Die Ereignisse in Wien.

H Wien, 15. März. Ich schreibe Ihnen aus einem Zimmer, das die Aussicht auf ein Lager darbietet, und vor mir liegt das Extrablatt der Wiener Zeitung, welches die Aufhebung der Censur, die in nächster Aussicht stehende Veröffentlichung eines Preßgesetzes und die Errichtung einer Nationalgarde für die Residenz proklamirt. Hieraus schließen Sie schon, daß die letzten Tage für Wien und den Staat, dessen Mittelpunkt Wien bildet, ereignißvoll gewesen sind. Sie waren es im höchsten Grade, und da die mir bekannten gewöhnlichen Correspondenten Ihrer Zeitung, geborne Oesterreicher, bereits als Nationalgardisten unter den Waffen stehen und dadurch, wie mir einer derselben eben sagte, verhindert sind Ihnen zu schreiben, so ergreife ich, der Ausländer oder vielmehr nur der Nicht-Oesterreicher, der durch gesetzliche Verfügung von dieser Ehre ausgeschlossen ist, statt ihrer die Feder. Ich beschränke mich bei meiner Darstellung auf dasjenige, was ich verbürgen kann; andere Mittheilungen mögen und werden die meinigen ergänzen. Auf Montag, den 13. d. M., waren die niederösterreichischen Stände einberufen, von deren diesjähriger Wirksamkeit die Partei des Fortschritts schon vor dem Sturz der Julius-Dynastie große Erwartungen gehegt hatte und nach demselben natürlich keine geringeren zu hegen anfing. Vornehmlich war es die akademische Jugend, die auf die Stände ihre Hoffnung setzte; aber auch die Bürgerschaft glaubte den Moment ihres Zusammentretens für das Aussprechen lange genährter Wünsche ergreifen zu müssen, und eine an die Stände gerichtete Adresse, worin das geschah, wälzte sich wie eine Lawine von Haus zu Haus und fand in kürzester Zeit Tausende und aber Tausende von Unterschriften. Diese Wünsche gingen hier,

wie überall, wo man noch zu wünschen hat, auf Erleichterung der Preise, auf öffentliche Gerichte und auf eine constitutionelle Verfassung in angemessenen und die Garantie der Dauer in sich schließenden Formen. Auch die Studenten wollten eine Adresse ähnlichen Inhalts einreichen und versammelten sich am Sonntag im Universitätsgebäude, um die, wie ich glaube, bereits aufgesetzte zu unterzeichnen; sie unterließen es aber, wiewohl nicht ohne Zögern und Widerstand, auf die Versicherung eines von ihnen mit Recht hochverehrten Lehrers, daß die Professoren statt ihrer in corpore mit einer der ihrigen entsprechenden Adresse hervortreten und sie unmittelbar an den Thron richten und bringen würden. Da ich bei diesen Vorgängen nicht anwesend war, so kann ich sie nur kurz berühren. Am Montag, Morgens um 10 Uhr, fand ich die Herrengasse, in der sich das Ständehaus befindet, schon zum Erdrücken voll von Menschen; ob die Studenten, ob die Stände feierlich in geordneten Reihen aufgezogen sind, weiß ich nicht zu sagen, obgleich ich mich zeitig genug einfand; das kann ich aber versichern, daß sich nicht das Proletariat, sondern die Bildung eingestellt hatte. In dem sehr geräumigen Hof des Ständehauses, der bald von der sich immer mehr vergrößernden Menge überfluthet wurde, concentrirte sich vornehmlich die akademische Jugend; aus dem Ständesaal sieht man in diesen Hof hinab, was einen unmittelbaren Verkehr zwischen den Petitionirend-Haranguirenden von unten und den Beschwichtigend-Versprechenden von oben möglich machte. Es ging dabei her, wie es konnte; ein Brunnenhaus ward die Tribüne der Studenten, und der Marschall der Stände sprach aus einem Fenster herab. Reden wurden gehalten und vorgelesen, die Schlagworte: Preßfreiheit, öffentliches Gerichtsverfahren, constitutionelle Monarchie! erschollen und electrisirten, aber die Vivats, die man dem kaiserlichen Hause eben so zahlreich ausbrachte, begeisterten nicht weniger. Aus der Mitte der Studirenden ward eine Deputation an die Stände geschickt, die Stände ihrerseits schickten den Entwurf einer von ihnen an den Thron zu richtenden Adresse herunter, dieser ward freilich nicht genehmigt, sogar zerrissen, aber Ordnung und Ruhe wurden nicht gestört, wenn das unaufhörliche Rufen nach Ordnung und Ruhe, das kaum nöthig war, nicht für eine solche Störung gelten soll. Gegen Mittag wurde einer der Redner von den ihn Umringenden im Triumph auf den Ballplatz vor die Staatskanzlei getragen, wo

er, in der Mitte eines Auditoriums, das schnell zusammenfloß und dennoch so groß war wie der Platz selbst, seine Rede wiederholte; hier ging es schon etwas lebhafter zu, aber von Excessen, versuchten oder ausgeführten, war nicht die Rede. Bald darauf kam es zwar im Ständehause zu einem bedauerlichen Auftritt, jedoch nur aus Mißverständniß. Ein Portier schloß, wie mir erzählt ward, die Thüre, welche die Deputirten der Studenten von der auf den Treppen und in den Galerien des Gebäudes vertheilten Menge, die ihnen nachgedrungen war, trennte; man glaubte, daß sie ihrer Freiheit beraubt worden seien und drang gewaltsam ein, wobei denn die Fenster eingeschlagen und die Sitzbänke zertrümmert wurden. Das Werk der Zerstörung dauerte aber nicht länger als der Irrthum und hatte keine andere Folge, als daß man sich gegenseitig um so angelegentlicher zu Ordnung und Ruhe ermahnte.

Mittlerweile oder vorher schon — ich weiß es nicht genau, denn ich war dem Zug auf den Ballplatz gefolgt — hatte sich eine Deputation der Stände zu Sr. Maj. dem Kaiser begeben, deren Resultat die Studenten im Ständehause abwarten wollten. Bis dahin war von Polizei nichts zu erblicken gewesen, was einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht und als ein Zeichen des Vertrauens lebhafte Anerkennung gefunden hatte; jetzt aber fing das Militär an sich auszubreiten. Es entstanden auf der Straße zwischen dem Volke und den Truppen Reibungen, wie sie selbst bei festlichen Gelegenheiten nur selten auszubleiben pflegen, sie steigerten sich allmählich, erreichten aber, so weit ich, der ich fast immer ein sehr naher Augenzeuge war, urtheilen konnte, keineswegs einen Grad, der erwarten ließ, was um 3 Uhr geschah. Um diese Zeit wurde nämlich, als ich, das Ständehaus verlassend und noch die letzte Studenten-Ermahnung zur Ruhe in den Ohren, wieder heraustrat, eine Salve gegeben, von der hart neben mir ein Mensch fiel. Nun gab es allerdings einen wilden Tumult, man zerstreute sich durch die ganze Stadt, alle Straßen füllten sich, es kam noch an mehreren Plätzen zu blutigen Auftritten, von denen ich nicht weiß, ob sie mehr durch die äußerste Noth herbeigeführt wurden wie jener erste, das Militär erschien in Massen, Kanonen wurden aufgefahren, die Thore geschlossen. Da ich in einer Vorstadt wohne, und ein Gerücht, das sich rasch verbreitete, mich zu den Todten zählte, so eilte ich auf einen Moment zu den Meinigen, wurde aber, zurückkehrend, nicht wieder in die

Stadt gelassen. Ich fand draußen auch genug zu thun, die Aufregung war hier fast noch größer als drinnen und theilte sich den alleruntersten Classen mit; Brandstifter, Räuber und Plünderer tauchten auf mit Einbruch der Nacht, es gab besonders vor der Mariahilfer Linie, in Gumpendorf und Fünfhaus schreckliche Scenen.

In der Stadt schien es dagegen heiter herzugehen: sie wurde illuminirt; ich konnte nicht erfahren warum. Am nächsten Morgen hörte ich, es sei geschehen, weil, wie bekannt geworden war, der Fürst Metternich sein Amt als Staatskanzler niedergelegt habe, welche Nachricht denn auch die Wiener offizielle Zeitung publicirte. Diesen Tag, den 14., nahm die Volksbewegung noch mehr wie den Tag zuvor den Charakter einer allgemeinen an; mit ihr stieg auch die Bereitwilligkeit des Kaisers sie durch Eingehen in die Wünsche so vieler Tausende zu beschwichtigen. Die Errichtung einer Nationalgarde, einstweilen freilich auf die Residenz beschränkt, unter Garantien wie sie „der Besitz und die Intelligenz" darbieten, war schon vorgestern spät Abends auf den Antrag des Magistrats gestattet worden; sie trat gleich am Morgen ins Leben. Die Aufhebung der Censur wurde demnächst ausgesprochen und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesetzes in Aussicht gestellt; die Zusammenberufung von berathenden Provinzialständen sämmtlicher Provinzen mit Ausnahme Ungarns ist ebenfalls bereits auf den 3. Juli festgesetzt. Das sind Errungenschaften, denen gegenüber sich jede Aufregung legt und legen muß. Wenn daher heute, am dritten dieser drei großen Wiener Tage, der ausgetretene Strom noch nicht ganz in sein Bett zurückgekehrt ist, so wird er es doch sicher morgen thun, und das Militär, das jetzt noch auf dem Glacis vor meinen Fenstern campirt und bivouakirt, wird ohne Zweifel allernächstens in seine Kasernen heimziehen. Wie man gestern das Standbild Kaiser Joseph's bekränzte, hat man heute Mittag Kaiser Ferdinand, als er sich öffentlich zeigte, jubelnd begrüßt.

———

II.

A. A. Z. Beilage vom 30./3.

Wien, 24. März.

Da Ihnen meine Mittheilung über die 3 glorreichen Märztage, soweit sie eben ging, nicht unwillkommen war, so wird eine ergänzende über die gegenwärtige Lage der Dinge und über die Art und Weise, wie man sich in die errungenen neuen Formen findet, Ihnen vielleicht gleichfalls willkommen sein. Als ich Ihnen schrieb, ahnte ich noch nicht, daß die Bewegung, die ich entstehen und wachsen sah, sich zu einer allgemeinen Umwälzung steigern und nicht blos die unbedingte Preßfreiheit herbeiführen, sondern Oesterreich in einen konstitutionellen Staat umwandeln würde. Das ist trotzdem geschehen, die Erfüllung hat die Hoffnung überflügelt, und Deutschland zählt seit dem 15. März eine neue Epoche.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß der Oesterreicher, trotz des unsäglich langen Drucks, unter dem er schmachtete, die letzte große Errungenschaft nicht zu würdigen wisse. Im Gegentheil, es zeigt sich, daß, wie man den Fisch wohl auf den Sand legen, ihn aber nicht an den Sand gewöhnen kann, auch ein Volk sein Element kennt und keinen Specialunterricht braucht, um frisch aufzuathmen, wenn es endlich wieder hineinkommt. Der Oesterreicher weiß, was eine Constitution heißt, er weiß auch was es bedeutet, daß sein Kaiser sie früher gegeben hat als der König von Preußen, und die Proklamation des letzteren, daß er sich „jetzt“ an die Spitze von Deutschland stellen wolle, flößte ihm gestern, wo er sie in den Berliner Blättern las, wunderliche Gedanken ein, erfüllt ihn heute, wo die Wiener Zeitung ihm eine detaillirte Schilderung der Berliner Gräuel- und Schreckens-Scenen bringt, mit Entrüstung. Nichtsdestoweniger hat die Presse noch viel zu thun, um die mehr oder weniger unklaren Vorstellungen, die sich doch in einem Lande, wo sie bis jetzt kaum existierte, über constitutionelles Leben und Treiben im einzelnen nur entwickeln konnten, in deutliche Begriffe umzusetzen. Auch regt sie sich schon gewaltig, so gewaltig, als ob sie das in so vielen Jahren Versäumte in einigen Wochen wieder einzubringen hätte; es wimmelt von Flugschriften, Liedern und sogar Carrikaturen, die auf den Straßen von alten Weibern und Kindern ausgeschrieeen und verkauft werden; in den Zeitungen

drängen sich die Ankündigungen von neuen Journalen, denen die Probenummern auf dem Fuße folgen; man wird an Paris und seine Buchhändlerindustrie erinnert. Leider aber beweist der größte Theil der bis jetzt auf diese Weise erzeugten Literatur mehr für als gegen das Metternichsche System, denn, um Nullitäten der Art flott zu machen, bedurfte es, die persönlichen Ausfälle abgerechnet, wohl kaum der Preßfreiheit. Natürlich gilt dieß nur von der Masse; daß ausnahmsweise besseres vorkommt, versteht sich von selbst, und daß gediegene journalistische Unternehmungen vorbereitet werden, ebenso. Zu wünschen ist nur, daß die jedenfalls in nicht geringer Zahl hier vorhandenen, wenn auch keineswegs ausschließlich oder auch nur hauptsächlich unter den bisherigen hiesigen Schriftstellern zu suchenden Kräfte sich nicht zersplittern mögen. Was bis jetzt an neuen Blättern hervortrat, speculirte auf den Moment und wird sich schwerlich halten, sowie auch der starke Absatz der früher hier verpönten Bücher bald stocken möchte.

Mit Gespanntheit wird das Preßgesetz erwartet, obgleich es nur ein vorläufiges sein wird und kann; die Intelligenz, sowohl die publicistische als die juristische, wird es einer sehr scharfen Prüfung unterziehen, wie es denn ja auch in jedem Sinn zu wünschen ist. Wahrscheinlich wird sich an die Erlassung desselben der bis jetzt noch vermißte neue Aufschwung der hiesigen Journalistik knüpfen; so lange die Buchhändler noch darüber im Unklaren sind, ob sie Concessionen nachzusuchen und Cautionen zu bestellen haben oder nicht, mögen sie zögern wollen. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch des merkwürdigsten Aufsatzes gedenken, der seit dem 15. März in den hiesigen Blättern erschien. Er ist betitelt: ein Besuch bei dem F. v. M. und steht in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Das macht ihn nun freilich noch nicht merkwürdig, wohl aber sein Inhalt und der Verfasser. Jener erinnert an die Audienzen, wie sie ein Sultan gibt; dieser ist ein ehemaliger Censor, Straube mit Namen, der erzählt, wie und unter welchen Umständen er sich einst um sein Amt beworben hat. Er wurde nämlich acht Tage hinter einander in die fürstliche Antichambre bestellt, um dort regelmäßig vier bis fünf Stunden zu warten und sich, ohne vorgelassen zu werden, wieder zu trollen. Dem Mann soll für seine Beichte sein Amt verziehen sein, und wenn er auch zu denjenigen Censoren gehört hätte, die das Streichen

an sich, ohne Rücksicht auf die gefährliche oder ungefährliche Natur des Gestrichenen, für Pflicht hielten, ja, wenn er derjenige gewesen wäre, der einem Novellisten sein unschuldiges: Herr Jesus! in ein: Du lieber Himmel! umwandelte; das tief verletzte Menschengefühl spricht aus ihm. Jene Elenden dagegen, die ehemals vor Metternich, ja vor seinem Thürsteher, krochen und jetzt auf ihn schimpfen, ja in den Kaffeehäusern die Demagogen auf eine so übertriebene Weise spielen, daß sie einfach ehrliche Leute ganz ausstechen, sind zu verabscheuen; ihre Zahl ist nicht gering.

Wie das Preßgesetz auf sich warten läßt, geht auch die Organisation der Nationalgarde nur langsam von statten, und es tritt dabei namentlich ein Hang zum Separatismus hervor, der zeitig erstickt werden sollte. Die Studenten bilden ein Corps, die akademische Legion, für sich. Sie haben, dies Zeugniß bin ich ihnen schuldig, jede Auszeichnung verdient; ob aber diese für die heißblütige Jugend die rechte ist? doch, das beruhe auf sich. Was soll man aber sagen, wenn man auch schon von Künstler- und Schriftsteller-Legionen reden hört? Die Nationalgarde soll alle Volksklassen mit einander verbrüdern; wird dieser Zweck durch solche Absonderungen erreicht? Hoffentlich werden sie nicht zu Stande kommen, hoffentlich wird man auch die Uniformirung möglichst einfach einrichten, damit der Arme nicht ausgeschlossen, der nicht viel Besitzende nicht über seine Kräfte belastet werde. Uebrigens wird die Nationalgarde Zeit haben sich einzuexerciren, denn die Bauernexcesse, von denen aus Ungarn so viel gemeldet wird, kommen in Oesterreich, bis jetzt wenigstens, nicht vor, und auch in der nächsten Umgebung Wiens, wo es im Anfang schrecklich herging, ist alles wieder beruhigt. Der Communismus, die wahnsinnige Ausgeburt fanatischer Köpfe, in denen die großen Ideen unserer Zeit nur halb reif wurden, schien praktisch bei uns hervortreten zu wollen; er durchzog, Freiheit rufend und die Bäcker- und Tabaks-Läden plündernd, die Vorstädte und begrüßte die ersten gegen ihn anmarschirenden Nationalgardisten naiver Weise, weil sie, wie er, Zerstörungswerkzeuge trugen, als Brüder und Consorten; er ließ sich aber wieder beschwichtigen. Möchten diejenigen, die ihn theoretisch predigen, Zeugen dieser Scenen gewesen sein; sie würden ihn in seinem innersten Wesen kennen gelernt haben. Es rächt sich — wir haben es jetzt gesehen — wenn der Kreis der Freiheit nicht so weit ausgedehnt wird, wie

der Kreis der Bildung sich ausgedehnt hat; es rächt sich jedoch nicht weniger, wenn man den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus erweitern, wenn man der Bestialität Raum verschaffen will sich auszutoben. Mögen wir das nie gründlich erfahren!

Der Curiosität wegen füge ich noch hinzu, daß das Hofburgtheater, welches volle acht Tage geschlossen blieb, dann wieder mit — dem Correggio von Oehlenschläger eröffnet wurde. Wie weit bei uns die Welt und die Bretter, welche die Welt bedeuten, aus einander liegen, war dem Publikum zwar längst bekannt: so groß hätte sich aber niemand die Distanz vorgestellt; man erwartete, ja man verlangte, den Tell oder doch den Carlos zu sehen und zwar in unverstümmelter Gestalt, man staunte, als man, die Anschlagszettel erblickend, sich auf ein harmloses Künstleridyllchen eingeladen sah und ging nicht hinein. An den Correggio schlossen sich in würdiger Aufeinanderfolge: der Puls, Geistige Liebe, Bürgerlich und Romantisch und ähnliche Niedlichkeiten, die man sich bisher gefallen ließ, weil man das Institut aufgegeben hatte, die aber jetzt eine ebenso gerechte als allgemeine Entrüstung hervorrufen. Man sah seit Jahren im Hofburgtheater nur noch ein Repertorium vergessener Mittelmäßigkeiten und harrte des Moments, wo neben Brezner und Ziegler auch Ayrenhof*) wieder auftauchen würde, in heiterer Ironie entgegen; jetzt aber ist man des Spaßes satt und fordert, daß der Bildung in den Räumen, wo sie sich, der ausgezeichneten mimischen Kräfte wegen, am liebsten versammelt, wenn sie sich von der schweren Arbeit des Tags erholen will, endlich auch in der Wahl der Stücke ihr Recht werde. Der Punkt ist wichtiger als er scheinen mag. Ganz anders benimmt sich das Theater an der Wien.

III.

A. A. Z. vom 3./4. (Außerordentliche Beilage.)

Wien, 29./3. Die heute hier ausgegebene Nummer Ihrer Zeitung vom 26. d. Ms. bringt einen Ihnen eingesendeten Artikel

*) Jetzt glücklich eingesargte Notabilitäten der damaligen Bühnenschriftstellerei. D. H.

aus Wien, der hier allgemeine Entrüstung, zugleich aber auch Bedauern hervorruft. Entrüstung, weil er die unleugbarsten, durch hunderte von Augenzeugen verbürgten, von Ihren sämmtlichen Correspondenten einstimmig mitgetheilten Thatsachen in Abrede zu stellen und dabei von Böswilligkeit und Unverstand zu reden wagt. Bedauern, weil der Zweck, den er zu haben scheint, ein Mitglied des kaiserl. Hauses in ein weniger gehässiges Licht zu stellen, als dasjenige ist, worin die öffentliche Meinung es am 13./3. erblickte, von jedem Gutdenkenden gebilligt und also beklagt werden muß, daß er ihn durch das gewählte Mittel so ganz verfehlt. Auf eine Erwiderung sind Sie gefaßt, das zeigt Ihre eigne verwunderungsvolle Note zu dem Hauptpunkt des Artikels. Hier ist einstweilen die meinige. Der Verfasser des Artikels, ein Stabsoffizier des Generalstabs nach Ihrer Anmerkung, nennt seine, von allen früheren abweichende Schilderung der zwischen dem Volke und dem Militär am 13./3. stattgehabten Vorgänge eine aktenmäßige. Das mögen seltsame Akten sein, in denen steht, was von der großen Mehrzahl der Betheiligten niemand bemerkt hat; sie sind vermuthlich in einer Kaserne zu Stande gekommen, und das kann den Umständen nach für ihre Glaubwürdigkeit kein günstiges Vorurteil erwecken. Wir wollen sie den einzelnen Angaben nach einer kurzen Prüfung unterziehen. Wenn zunächst behauptet wird, das Militär sei überall, wo es mit dem Volke zusammenstieß, zuerst angegriffen worden, so ist das insoweit richtig, als die Soldaten von der hin- und herwogenden Menge, die sie belästigte, gedrängt wurden; davon war ich Augenzeuge. Ob sich das bis zum Werfen mit Steinchen oder Steinen gesteigert hat, weiß ich nicht, bemerkt habe ich nichts davon und unwahrscheinlich ist es mir, weil die Distanz es kaum erlaubte; jedenfalls kann kein Pflasterstein geschleudert worden sein, denn das Straßenpflaster war nirgends aufgerissen, ich sah es gleich nachher, und die Steine, die der Kehrbesen auf dem Straßenpflaster liegen läßt, sind bekanntlich nicht faustgroß oder centnerschwer. Den Schuß, der aus dem Erdgeschoß des Landhauses gefallen seyn soll, hat von all den Augen- und Ohrenzeugen, die ich fragte, keiner gehört, es ist von diesem Schuß auch bis heute nicht die Rede gewesen und bei der im ständischen Gebäude herrschenden Stimmung war es moralisch unmöglich. Eben so neu und den vollgültigsten Zeugnissen widersprechend ist es, daß die Soldaten aus eigner Bewegung und nicht auf Commando

geschossen haben sollen, dieselben Soldaten, wohlgemerkt, die sich in Mailand monatelang auf die plumpste Weise insultieren ließen, ohne, trotz ihrer Erbitterung, zu den Waffen zu greifen; es ist auch, ganz abgesehen von der Subordinationsfrage, unbegreiflich, wie sie dieß unter den Augen ihrer Offiziere hätten thun können, ohne von diesen durch laute, allgemein verständliche Gegenbefehle daran verhindert und wenigstens als ungehorsame, ihren nächsten Vorgesetzten trotzende und allein die Verantwortlichkeit tragende Subjecte offen vor aller Welt hingestellt zu werden. Wenn, wie weiter behauptet wird, Niemand commandirt hat, wenn also, was in dieser Behauptung liegt, in demselben Augenblicke, wo sie einmal notwendig waren, die Zügel militärischer Disziplin rissen und unter den Truppen vollständige Anarchie eintrat, so hat natürlich auch der Erzherzog Albrecht nicht commandirt, es ist aber nach der Natur der Dinge und zur Ehre des k. k. Militärs, da es sich doch in dem uns beschäftigenden Artikel um dessen Ehre handelt, anzunehmen, daß commandirt wurde, und dann kann nicht mehr von den subordinirten Offizieren oder Unteroffizieren die Rede sein, wie unser Artikel will, sondern nur von dem Höchstcommandirenden, welcher Erzherzog Albrecht war, mag er sich nun dem Feuer nah oder fern gehalten haben. Er ist, und war an Ort und Stelle, im Moment wo die ersten Opfer fielen, als Höchstcommandirender von den anwesenden Hunderten und Tausenden bezeichnet worden, er hat gleich darauf das Commando niedergelegt und öffentlich gegen das ihm Beigemessene so wenig direct als indirect protestirt, das sind Thatsachen, denen die beweisende Kraft durch nachträgliche Kasernenregistraturen nicht geraubt werden kann und denen allenfalls noch Specialia hinzuzufügen wären, wenn es darauf ankäme. Was nun noch die Kategorien von Waffenehre und Notwehr betrifft, durch die der Artikel das Vorgefallene zu rechtfertigen sucht, so kommt die erste, dem vergossenen Blute unbewaffneter Bürger gegenüber, gar nicht in Betracht, ehe die letzte eingetreten ist, denn die Ehre der Waffen besteht darin, daß sie nicht ohne die äußerste Not gebraucht werden und die war nicht vorhanden, wie ich in Uebereinstimmung mit allen übrigen Augenzeugen wiederholt erklären muß; sie war nicht vorhanden, als das Feuern vom ständischen Gebäude ohne vorhergegangene gesetzliche Verwarnung seinen Anfang nahm, was auch später in Folge desselben geschehen sein mag. Wie konnte sie auch? Der Notwehr wäre ja jedenfalls durch die

Bayonette zu begegnen gewesen! Damit ist nun der Artikel logisch, wie factisch, in sein Nichts aufgelöst; die von Ihnen mitgetheilten Correspondenzen, an denen Böswilligkeit und Unverstand sicher keinen Antheil hatten, behalten Recht; zur Ehre des Höchstcommandirenden wird angenommen, daß er trotz der Dringlichkeit und Verwirrung der Verhältnisse in den ihm untergebenen Truppen die Disciplin aufrecht zu erhalten verstand; zur Ehre der Soldaten, daß sie sich nicht freiwillig mit Bürgerblut befleckt, sondern erhaltenen Befehlen den schuldigen Gehorsam geleistet haben, und zur Ehre des Verfassers jenes Artikels, daß er sich all der Widersprüche, in die er sich bei zu eifriger Verfolgung seiner anzuerkennenden guten Absicht verwickelte, nicht bewußt wurde. Er hätte einen andern Weg einschlagen, er hätte die Thatsachen, die unbestreitbaren, einräumen, für deren Beurtheilung aber auf einen höhern Gesichtspunkt als den der Masse durch die momentanen Gefühle aufgedrungenen hinweisen sollen, dann würde er zum Ziel gekommen seyn. Es ist eine tragische, eine unausweichbare Notwendigkeit, daß Opfer fallen müssen, wenn Prinzipien zusammenstoßen, und das Individuum, durch welches sie fallen, trägt eben dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit wegen immer nur eine relative Schuld. Das fühlt, sobald die Leidenschaftlichkeit, die der Augenblick nun einmal mit sich bringt, vorüber ist, ein Volk so gut, wie es der Einzelne fühlt, und es ist groß genug, eine Schuld, die am Ende das eine Individuum so gut auf sich geladen hätte, wie das andere, zu vergessen und zu vergeben, aber freilich nur um den unerläßlichen Preis, daß sie anerkannt, daß sie nicht abgeleugnet, nicht dem armen gemeinen Mann, dem willenlosen Instrumente aufgebürdet werde. Wie sollte das österreichische Volk seine Amnestie in der jetzt entschiedenen großen Prinzipienfrage zurückhalten, nun der österreichische Kaiser diese Amnestie unbedingt und uneingeschränkt verkündet hat; wie sollte es das jetzt thun, nachdem es durch die Schauervorgänge in Berlin darüber belehrt wurde, bis zu welch einer Grauensumme die Opfer der Soldateska durch einen gründlicher „mißverstehenden" höchsten Commandanten hätten gesteigert werden können? Nein, der Verfasser Ihres Artikels focht mit einem Schatten; der Erzh. Albrecht, der Jüngling, ist längst durch den König von Preußen, den Mann, in den Hintergrund gedrängt worden, das Volk hat vergessen,

aber man muß ihm nicht einreden wollen, daß es gar nichts zu vergessen hatte; das entrüstet und erbittert und ist gefährlich in einem Moment, wo die höchste Eintracht doppelt not thut.

IV.

A. A. Z. Beilage vom 8./4.

Das neue Preßgesetz.

Wien, 2. April. Seit ich Ihnen zum letztenmal schrieb, hat sich hier wieder viel ereignet. Daß die Lombardei so gut als verloren ist und daß Sardinien den Krieg erklärt hat, wissen Sie; daß die italienischen Verhältnisse sich durch die Schaaren von unexercierten Freiwilligen, die man hinüberschickt, werden umgestalten lassen, ist äußerst unwahrscheinlich. Bayonette und Kanonen können höchstens noch auf die Bedingungen der Lostrennung, auf die Bestimmung des von der Schuldenlast des Gesammtstaates abseiten der aus dem Nexus zu entlassenden Provinzen zu übernehmenden Antheils und auf die allenfalls abzuschließenden Handelsverträge einwirken; die Lostrennung selbst ist durch sie nicht mehr zu verhindern, mag sie nun eintreten wann sie will, bald oder erst später. Die Völker wollen nun einmal gründlich den Beweis liefern, daß Gränzen, wie sie ein diplomatischer Congreß willkürlich mit der Feder auf dem Papier vorzeichnet, sich von den durch Flüsse und Berge wie durch Sprache und Sitte gezogenen unterscheiden, und das wird ihnen nicht mißglücken. Dieß darf man sich nicht verhehlen; daraus folgt aber nichts schlimmeres, als daß Oesterreich sich entschieden an die deutsche Sache hingeben muß, und es sollte dem Adler doch nicht schwer fallen endlich einmal statt der Fänge, welche die früher gemachte und unter dem Zerfleischen groß gewordene Beute nicht mehr festzuhalten vermögen, die Fittige zu brauchen. Das wird auch ziemlich allgemein erkannt, darum wurde die Fahne mit den deutschen Farben, die am heutigen Sonntagmorgen vom Stephansthurm herunter wehte, mit großem Jubel begrüßt und das Arndtsche Lied: Was ist des Deutschen Vaterland, das der Männergesangverein absang, mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Feier, durch den schönsten Frühlingstag gehoben, war ergreifend; sie wäre es noch mehr gewesen, wenn das 24 Stunden

vorher publicirte Preßgesetz den mit Recht gehegten Erwartungen etwas weniger widersprochen hätte, aber die niederschlagende Erinnerung an dieses ließ sie einstweilen noch als eine rein äußerliche erscheinen.

Dieses Preßgesetz kündigt sich freilich nur als ein provisorisches, als ein auf konstitutionellem Weg zu ergänzendes an; der Charakter der Vorläufigkeit, der ihm dadurch beigelegt wird, kann jedoch nur Formfehler entschuldigen, und der Mangel liegt unendlich viel tiefer. Wie man auch über ein Preßgesetz denken und was man auch von einem solchen noch fordern mag — über zwei Punkte wird man einig sein: man wird eine klare, möglichst scharfe Bestimmung der Preßvergehen wünschen und ein möglichst liberales Verfahren bei der Untersuchung. Jene ist bei der aufs Allgemeine gerichteten Beschaffenheit der Sprache allerdings nur bis auf einen gewissen Grad zu erreichen; eben darum aber muß man auf dieses mit um so größerem Nachdruck bestehen. Je bereitwilliger man also zugibt, daß elastische Ausdrücke wie „Schmähung, Lästerung, verhöhnende Darstellung" und ähnliche nicht überall in minder dehnbare umzusetzen sind, desto weniger kann man auf Geschworenengerichte Verzicht leisten, denn diese allein geben gegen willkürliche Interpretation die nothwendige Garantie. Das provisorische Preßgesetz, das uns hier beschäftigt, ist nun in Feststellung der Preßvergehen bis zur Unbilligkeit unbestimmt und macht diesen Fehler keineswegs durch Gewährung der Geschworenengerichte wieder gut; es kann sicher kein allgemein deutsches werden, und das sollte es doch können. F r i e d r i c h G e n t z suchte der deutschen Nation seiner Zeit mit gewohnter Schamlosigkeit einzureden, daß die freie und die gebundene Presse sich nur wie Vorcensur und Nachcensur von einander unterscheiden. Es hat's ihm aber niemand geglaubt, und ein Preßgesetz namentlich kann sich von dieser Ansicht, die ebenso listig als verrucht die beiden Gegensätze prinzipiellen Mißtrauens und prinzipiellen Vertrauens zusammenflicht, nicht fern genug halten.

Um, soweit es der Raum Ihrer Zeitung gestattet, ins Spezielle einzugehen, so gibt sich unser Preßgesetz, obgleich es 88 Paragraphen und 8 Folioseiten zählt, nicht einmal die Mühe die Preßverbrechen, ihren Kategorien nach, einzeln anzugeben, was doch unbedingt nothwendig gewesen wäre, sondern verweist, und wieder auf sehr unklare Art und nur beiläufig, auf Polizei- und

Criminalcodex, ist also nur Fachjuristen völlig verständlich — Fachjuristen, die zugleich Oesterreicher sind. Nichtsdestoweniger zieht es § 32 und § 33 selbst ausländische Schriftsteller, die Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften, vor sein Forum und vindiciert sich das Recht, die Zeitung eines solchen, falls er dem wegen eines sträflichen Angriffs auf das Inland oder einen Inländer wider ihn ergangenen Urtheil nicht genügt, auf sechs Monate oder für immer zu verbieten. Wenn daher in London der Herausgeber der Morgenzeitung durch irgend einen Artikel über Oesterreich oder einen Oesterreicher gegen irgend eine im Polizei- und Criminalcodex enthaltene Bestimmung, die er nicht kennt und aus dem Preßgesetz nicht kennen lernen kann, verstößt, so wird er in Wien zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt, und wenn er diese nicht zahlt oder absitzt, so wird sein Blatt verboten, d. h. wir, die wir es lesen, werden geistig und er selbst wird höchstens pecuniär bestraft. Ist dergleichen haltbar? Kann in einem Staat, der Preßfreiheit genießt, von Verboten in Bausch und Bogen überhaupt nur noch die Rede sein, von Hinrichtungen statt Amputationen, von Halsabschneiden statt Nägelputzen? Darf man über die Confiscation einzelner Nummern und einzelner Bücher hinausgehen? Ich hebe diesen Punkt hauptsächlich hervor, weil gerade er am deutlichsten die prinzipielle Verwirrung zeigt, die das ganze Gesetz, trotz des Anscheins von Gründlichkeit, charakterisiert. Man hat nicht hinreichend erwogen, daß ein Preßgesetz nicht ausschließlich auf die Grundbegriffe der positiven Jurisprudenz basirt und noch weniger, sei es auch nur hin und wieder, durch die Polizei exequirt werden darf.

Alles dieses käme, so wahr es ist, deßungeachtet kaum in Betracht, wenn der § 39 nur einen andern Inhalt hätte, wenn er für Preßvergehen Geschworenengerichte einführte. Aber er verweist sie leider, freilich nur bis auf weitere Anordnung, an den ordentlichen Gerichtsstand des Fiscus in Civilsachen, und diesem gegenüber fallen die Unbestimmtheiten und Unklarheiten, deren ich gedacht, sehr in's Gewicht. Dankenswerth ist es allerdings, daß das Verfahren öffentlich und mündlich sein soll, befremdend dagegen die Beschränkung des Angeklagten in der Wahl seines Vertheidigers auf die zur Praxis berechtigten Advokaten, wenn das Gericht nicht eine Ausnahme von der Regel gestattet; wozu eine bei dem hier wie überall sehr ausgebildeten Taxenwesen der

Advokaten so kostspielige und bei der keineswegs streng juridischen Sphäre, um die es sich handelt, so wenig angezeigte Anordnung? Die Kautionen für Zeitungen und periodische Schriften sind mäßig gestellt; warum sollen inländische Staatspapiere aber nur nach dem Kurswerth angenommen werden? Da der Kurs immer schwankt, so ergibt sich bei dieser Bestimmung für die in inländischen Staatspapieren geleistete Kaution ein beständiges Plus und Minus, auf welches doch hoffentlich der § 8, der sich mit der Ergänzung der durch Strafen und Kosten verringerten Kautionen beschäftigt, keine Anwendung findet.

Soviel über ein provisorisches Preßgesetz, das allgemein verworfen, von den Studenten sogar verbrannt worden ist. Es genügt wohl um zu zeigen, daß es kein allgemein deutsches werden und nicht als ein Schritt, durch den Oesterreich sich an die Spitze Deutschlands stellte, gelten kann. Herr von Pillersdorf, der Minister des Innern, soll einer Deputation der Universität erklärt haben: er habe es nicht gebilligt, sei aber in der Minorität geblieben. Unterzeichnet hat er es trotzdem und zurückgenommen ist es nicht, obgleich dieß behauptet ward und wird; Nachträge und Modifikationen wird es jedoch ohne allen Zweifel erhalten. Der allgemeine Wunsch geht hier eher auf das schärfste Preßgesetz mit einer Jury als auf das gelindeste ohne dieselbe; möge man das berücksichtigen!

V.

A. A. Z. vom 28./4. (Beilage).

Wien, 22. April. Wir gehen in unsrer politischen Entwicklung einer Krisis entgegen, und eigentlich ist sie seit dem gestrigen ministeriellen Wort über den Anschluß Oesterreichs an Deutschland schon eingetreten. Dieser Ministerial-Erlaß ist von höchster Wichtigkeit, wie für Oesterreich selbst, so auch für das gesammte Deutschland; darum mache ich ihn zum Gegenstand eines Berichts, während ich manches andere, z. B. die Austreibung der Ligorianer, die überflüssigen Katzenmusiken-Demonstrationen und selbst die Schriftsteller-Berathungen über das provi-

sorische Preßgesetz auf sich beruhen lassen zu dürfen glaubte*). Es ist gewiß, daß der nichtdeutsche Theil der Bevölkerung des österreichischen Staatenconglomerats den Anschluß Oesterreichs an Deutschland entschieden fürchtet; es ist sogar möglich, daß er sich demselben widersetzen wird. Der Ungar, der Böhme wollen kein starkes Deutschland; sie zittern für ihre Nationalität, und alle unsere Versicherungen, daß das deutsche Volk gar nicht daran denkt, sich in ihre domesticalen Verhältnisse zu mischen, reichen nicht hin sie mit dem Gedanken an ein solches auszusöhnen, so groß die Bürgschaft auch ist, die für die Wahrheit dieser Versicherungen in unserem anerkannten und oft genug verspotteten Kosmopolitismus ohne allen Zweifel liegt. Ich bin fest davon überzeugt, daß ein entgegengesetzter Ministerial-Erlaß unter den Magyaren, Slaven und Tschechen eine größere Bewegung hervorgerufen haben würde als der gegenwärtige unter den Deutschen, und damit könnte dieser gerechtfertigt scheinen. Aber auch nur scheinen, denn es drängt sich die Frage auf, ob diese Bewegung nicht später doch entsteht, ob sie nicht auf den Moment, der den Nichtanschluß Oesterreichs an Deutschland definitiv ausspricht und die damit verbundene Trennung auf ewig verkündet, nur wartet, um unaufhaltsam hervorzubrechen und längst gehegten Plänen den Weg zu bahnen. Das läßt sich nun nicht im Voraus entscheiden, und so befand sich die Regierung in einer Alternative, die nur ein instinctmäßiges Verfahren zuließ; sie hatte nur die Wahl entweder die in Deutschland kaum erwachten, aber bereits sehr lebhaft gewordenen Sympathien für Oesterreich wieder aufzugeben, um in Oesterreichs nicht durchgängig deutschen Provinzen die schon vorhandenen Antipathien nicht zu steigern, oder es, auf diese Antipathien hin, mit Deutschland zu wagen. Der Ministerial-Erlaß legt ein geringeres Gewicht auf die deutschen Sympathien als auf die nichtdeutschen Antipathien; es ist aber sehr zweifelhaft, ob er diese so gewiß ersticken wird als jene. Das in Bezug auf das deutsche Parlament erlassene Wahlgesetz erregte anfangs in seiner liberalen Fassung bei allen Wohlmeinenden große Freude. Es enthielt die Bestimmung, daß jeder deutsche Staatsbürger, gleichgültig ob geborner

---

*) Eine am 10. April stattfindende Sitzung des neu gegründeten Schriftsteller-Vereins hatte Hebbel mit einer Ansprache eröffnet und die Aufhebung des provisorischen Preßgesetzes verlangt. D. H.

Oesterreicher oder nicht, hier gewählt werden könne, und die weitere, daß kein Abgeordneter an eine Instruction gebunden, sondern jeder befugt sein solle nach seiner Ueberzeugung zu handeln. Jetzt will das freilich nichts sagen, denn wenn die Volksvertreter Oesterreichs in Frankfurt nur hören und reden, nicht aber Beschlüsse, die für ihr Land verbindlich sind wie für jedes andre, mit fassen dürfen, so sind sie Nullen auch ohne Instructionen und werden, wenn sie überhaupt abreisen, neben den übrigen Deputirten Deutschlands schwerlich Sitz und Stimme erhalten. Daß die Sache sich, trotz der deutschen Fahne, die noch von allen Thürmen weht, und der deutschen Farben, die jedes Knopfloch und sogar manches Damenchemisset zieren, durch den Ministerial-Erlaß so gestellt hat, läßt sich nicht verkennen; Oesterreich ist jetzt in der Lage eines Menschen, der einen andern umarmen, aber ihm zugleich auch den Rücken wenden möchte; eins von beiden geht nur an.*)

Deßungeachtet werden die Wahlen vorbereitet. Hier in Wien hat sich ein Centralwahlcomité gebildet, das aus den Ausschüssen des Magistrats, der niederösterreichischen Stände, des kaufmännischen, des Gewerbs- und des juridisch-politischen Lesevereins zusammengesetzt ist. Ihr Berichterstatter sitzt darin. Es bezweckt das Volk über die Bedeutung des Wahlacts aufzuklären und ihm Candidaten vorzuschlagen, und beides ist dringend nothwendig. Mit seinem Programm ist es endlich zu Stande gekommen, jedoch erst, nachdem das anfangs projectirte, das, wenn nicht als politisches Glaubensbekenntniß für die zu Wählenden, so doch als politischer Duodez-Katechismus für den Haufen der Wähler wünschenswerth gewesen wäre, in ein inhalts- und farbloses allgemeines verwandelt wurde. Ob es mit diesem Resultat der langen Discussionen etwas ausrichten, ob es nicht durch andere Wahlcomités überflügelt werden wird, steht dahin, ist jetzt auch ziemlich gleichgültig.

Die heutige Nummer der Wiener Zeitung enthält ein Placat des Magistrats, das fast ebensoviel besprochen wird wie der Ministerial-Erlaß von gestern. Man erfährt daraus, daß aus

---

*) Hebbel's Tagebücher, Bd. 2, S. 299: „Die lieben Oesterreicher! Sie sinnen jetzt darüber nach, wie sie sich mit Deutschland vereinigen können, ohne sich mit Deutschland zu vereinigen! das wird schwer auszuführen sein, ebenso schwer, als wenn Zwei, die sich küssen wollten, sich dabei den Rücken zuzukehren wünschten". (vom 18. April 1848). D. H.

hiesigen Bürgern zur Aufrechterhaltung der bestehenden Gesetze, der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung ein Sicherheits-comité gebildet und von dem gesammten Ministerrath mit allen den früheren Sicherheitsbehörden zuständig gewesenen Befugnissen bekleidet worden ist. Das ist nun an und für sich recht gut, denn in Folge der ungeheuren Aufregungen sind natürlich hin und wieder Unordnungen vorgefallen, und obgleich sie keineswegs, die Revolutionstage selbst ausgenommen, einen Schrecken erregenden Grad erreichten, so ist es doch zu wünschen, daß sie nicht wiederkehren. Befremdlich ist nur die Fassung des, übrigens vom Minister des Innern bestätigten, Placats. Es herrscht ein Ton darin, als ob ganz Wien unterminirt wäre, und das ist denn doch wahrlich, trotz der Volksversammlung im Odeon, welche die allerdings schwer realisirbare Herabsetzung des Miethzinses zum Zweck hatte, nicht der Fall. Von der Macht und Gewalt der neuen Sicherheitsbehörde, fremden und einheimischen „Aufwieglern und Tumultuanten“ gegenüber, ist überall die Rede, von ihrer Verpflichtung diese Macht und Gewalt vorsichtig zu gebrauchen und, im Fall des Mißbrauchs, d. h. des übereilten Gebrauchs, denn beides ist identisch, die in constitutionellen Staaten schuldige Genugthuung zu geben, kommt kein Wort vor. Die öffentliche Sicherheit ist sehr wichtig, aber die Achtung der persönlichen Freiheit nicht minder, sogar an Fremden, und es ist kein Ersatz für eine Verhaftung ohne zureichenden Grund, daß der Verhaftete wieder entlassen wird; derjenige, der sie vorgenommen hat, muß bestraft werden, damit er nicht leichtsinnig in das höchste Menschenrecht hineingreife.

Um mit einem freundlichen Eindruck zu schließen, so haben wir heute die Auferstehung des Herrn auf eine Weise gefeiert, wie seit Jahren nicht mehr. Es war der schönste Frühlingstag, im Prater stehen die Kastanienbäume schon in voller Blüthe, und das Grün der Glacis, die sich um Wien herumziehen, ist bezaubernd. Auch die Kirche schien mir mehr zu thun wie gewöhnlich. In wenigen Tagen werden nun die Theater wieder eröffnet, und auch das Hofburgtheater, auf das Hr. von Holbein jetzt wieder den nöthigen Einfluß hat, wird eine bedeutendere Thätigkeit entfalten, um sich, wo möglich, noch vom Untergang zu retten. Die Karlsschüler kommen am Ostermontag, die Valentine und die Maria Magdalena werden folgen, und es wird sich zeigen, daß die Aufführung dieser

Stücke, einige Monate früher durchgesetzt, den Umschwung der Dinge nicht um einen Tag beschleunigt haben würde, aber hoffentlich auch, daß sie das Publicum mehr interessiren als die hundert und tausend Mal durchgespielten Kotzebuiaden.

VI.

N. A. Z. Beilage vom 2./5.

Wien, 25. April. Ein epochemachender Tag naht seinem Ende, die Stadt ist beleuchtet, in allen Straßen drängen sich die Menschen; man sieht mehr fröhliche als mißvergnügte Gesichter. Die akademische Legion ist nicht zusammengeschossen worden, der Stadtgraben steht nicht voll vom Bürgerblut, die Kanonen haben nicht den Tod ausgespien, es ist nichts von allem eingetroffen, was einige unserer politischen Propheten auf heute so bestimmt vorausgesagt hatten wie die Sternkundigen eine Sonnenfinsterniß. Dagegen sind wir jetzt im Besitz unseres Staatsgrundgesetzes, und ein glänzender Fackelzug hat dem Kaiser soeben den Dank für dasselbe abgestattet. Die Gabe ist auch wirklich dankenswert, wenn man sie aus dem richtigen Gesichtspunkt auffaßt. Zwar nehmen manche schon an der Art, wie sie geboten ward, Anstoß; diese haben aber ohne allen Zweifel die bestehenden Verhältnisse nicht gehörig erwogen. Sie meinen, das Staatsgrundgesetz hätte nicht das letzte Resultat der absoluten Monarchie sein sollen, sondern das erste des Reichstags. Wieviel diese ihre Ansicht aber auch im allgemeinen für sich haben, wie richtig es sein mag, daß Constitutionen Errungenschaften, keine Gnadengeschenke sind: auf unsern Fall leidet es keine Anwendung. Der oesterreichische Reichstag wird aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt, und das deutsche, das doch für die Monarchie maßgebend ist und bleiben muß, wird auf demselben verhältnißmäßig nur schwach vertreten werden. Es hätte sicher zu endlosen Discussionen geführt, wenn der Reichstag das Staatsgrundgesetz zu entwerfen, statt zu modificieren und zu ergänzen gehabt hätte. Jetzt ist ein unverrückbarer Ausgangspunkt gegeben, und der nicht unwahrscheinliche Ausbruch nationaler Gehässigkeiten, von dem wir schon Vorspiele sehen, kann das hochwichtige Verfassungs-

werk nur noch in seinem letzten Ausbau stören, nicht aber mehr völlig verhindern, was sonst sehr möglich gewesen wäre. Da nun dem Reichstag in dem Staatsgrundgesetz das Recht der Modification und Ergänzung ausdrücklich vindicirt ist, und da er namentlich, einstweilen nach einer provisorischen Wahlordnung einberufen, die definitive selbst festzustellen, also das eigentliche Fundament der Constitution zu legen hat, so liegt gewiß in der Form der Erlassung kein Präjudiz, dem er nicht hinterdrein begegnen könnte.

Motivierter sind die Einwendungen gegen einzelne Bestimmungen. Gegen die Einführung des Zweikammersystems in Oesterreich wird sich freilich niemand erklären, der zwischen einem großen Staatenconglomerat und einem kleinen Staat zu unterscheiden weiß; darüber ist Dahlmann's Ausspruch in seiner Politik wohl entscheidend.*) Die Zusammensetzung der ersten Kammer, hier Senat genannt, wird aber sicher noch der schärfsten Kritik unterworfen werden, und mit gutem Grund, denn der § 35, der sich mit ihr beschäftigt, ist äußerst lückenhaft und unbestimmt. — Die Freunde der unbedingten Juden-Emancipation werden auch mit dem § 27, der die Beseitigung der hierbei obwaltenden Schwierigkeiten noch an einen dem Reichstag vorzulegenden Gesetzvorschlag knüpft, statt ohne weiteres aufzuräumen, nicht zufrieden sein. Wer jedoch die Stimmung der Provinzen kennt, wer sich an die Vorgänge erinnert, die in Preßburg bereits stattfanden, der wird ein vorsichtiges Berücksichtigen noch bestehender Vorurtheile nicht mißbilligen; die Humanität läßt sich nun einmal nicht decretiren, und ein Gesetz, das in dieser Angelegenheit vom Reichstag ausgeht, wird nicht auf so viel Widerspruch stoßen wie der § 27 unzweifelhaft gefunden hätte, wenn er entschiedener abgefaßt gewesen wäre; denn es kann sich ins Einzelne und Einzelnste einlassen. Der § 33 dürfte ebenfalls seiner Fassung wegen Bedenklichkeiten erregen. Er handelt von der Verantwortlichkeit der Minister und spricht von einer „anklagenden“ und richtenden Behörde, die erst durch ein besonderes Gesetz

*) „Die Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Von F. C. Dahlmann. Erster Band: Staatsverfassung. Volksbildung. Göttingen, 1835.“ Aus verschiedenen Stellen der politischen Artikel Hebbel's läßt sich mit Sicherheit schließen, daß er dieses Buch damals auf das eindringlichste studierte. D. H.

geregelt werden solle. Ihm correspondirt der § 13, der das dem Kaiser zustehende Begnadigungsrecht hinsichtlich verurtheilter Minister von dem Einschreiten einer der beiden Kammern abhängig macht. Unschätzbar und durchaus befriedigend sind die §§ 17 bis 24 einschließlich, welche die staatsbürgerlichen und die allgemeinen Menschenrechte feststellen. Der § 20 lautet: das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Der § 28 knüpft die Entlassung der Richter, sowie ihre Versetzung und Quiescirung an ein Erkenntniß der „Gerichtsbehörden". Das ist nun freilich zur völligen Unabhängigkeit der Justiz nur ein halber Schritt. Für die Criminalrechtspflege werden Geschwornengerichte eingeführt. Damit ist zugleich der Hauptmangel des provisorischen Preßgesetzes beseitigt. Die Nationalgarde tritt im ganzen Umfang der Monarchie in's Leben. Sie leistet dem Kaiser auf die Verfassung den Eid und die Beamten thun dasselbe. Der Eid der Armee auf die Verfassung wird, wie es im § 59 heißt, in den Fahneneid aufgenommen. Uebrigens zählt das Staatsgrundgesetz nur 59 Paragraphen, während das provisorische Preßgesetz deren 88 enthielt; es übertrifft das letztere daher auch an Bündigkeit. Ich glaube, man braucht nicht an die Metternichsche Zeit zu denken, um es liberal zu finden. Daß es Lücken und Unbestimmtheiten enthält, ist nicht zu leugnen, ebensowenig jedoch, daß diese durch das Lebendigwerden der constitutionellen Institutionen von selbst wegfallen müßten. Der Billige wird anerkennen, daß geschehen ist, was einstweilen geschehen konnte; er wird hoffen, daß der Senat auf die rechte Weise zusammengesetzt werden und also nicht das ausschließliche Organ der Aristokratie abgeben wird; er wird aber auch, falls er sich hierin täuschen sollte, noch immer lieber den offenen Kampf wollen, wie er dann ausbrechen würde, als die geheime Reaction. *)

---

*) Die längere Lücke zwischen diesen 6 ersten Berichten und den folgenden findet in dem 7. Artikel ihre Erklärung. Es muß außerdem aber darauf hingewiesen werden, daß in die Zwischenzeit die Deputation des Wiener Schriftsteller-Vereins nach Innsbruck fiel, an welcher Hebbel sich hervorragend betheiligte, sowie seine erfolglose Canditatur für das frankfurter Parlament in der Josephstadt, wo er damals wohnte. D. H.

VII.

A. A. Z. Hauptblatt vom 29./6.

Wien, 25. Juni. Sie wünschen eine Fortsetzung meiner Berichte über die hiesigen Zustände und gern entspreche ich Ihrer Aufforderung. Wenn ich, seit ich meine Meinung über die Verfassungsurkunde in Ihren Spalten abgab, nicht fortfuhr die Ereignisse mit meinen Bemerkungen zu begleiten, so hatte das einen doppelten Grund. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß die Hastigkeit, womit man Krisen herbeizuführen suchte, die zur rechten Zeit auch ohne künstliche Mittel eingetreten wären, eine nothwendige, eine auch nur ungefährliche sei. Mir kam das so vor, als ob man, um den Frühling zu anticipiren, den kaum gepflanzten Baum, dem er Blüthen und Früchte entlocken sollte, in Brand steckte; ich zweifelte und zweifle, ob man ihm dadurch wirklich Blüthen und Früchte abgewinnt, denn ich glaube, daß menschliche Institutionen so gut wie Naturgewächse dem Gesetz der organischen Entwicklung unterworfen sind und kenne kein Surrogat für das Lebendige, das allein auf diesem Wege entsteht. Ich konnte mir aber ebensowenig verhehlen, daß ich mit meiner Ansicht ziemlich allein stand, daß wenigstens momentan keine Möglichkeit vorhanden war, sie geltend zu machen und mußte dies auch, wenn ich die Faktoren unserer Bewegung in's Auge faßte, natürlich finden. Der Mann kann dem Jüngling Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er ist selbst Jüngling gewesen; der Jüngling nicht dem Mann, denn er soll erst Mann werden und er wird die besonnene Mäßigung, an welche die Geschichte den wahren Fortschritt nun einmal geknüpft hat, nur zu leicht mit zaghafter Unentschlossenheit, die sich ohne Aufhören im Kreis herumdreht, verwechseln. Ich hatte daher nur die Wahl, ob ich das, was ich selbst aus psychologischen Gründen für unvermeidlich erklären mußte, wenn ich es auch nicht für notwendig halten konnte, nutzlos bekämpfen oder die Entscheidung ruhig abwarten wollte, und mein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein. Das war die Ursache meines Stillschweigens. Der Terrorismus, womit eine hiesige Partei Ihre Zeitung zu verfolgen anfängt, hatte wahrlich nicht den mindesten Einfluß darauf, er würde mich eher zum Gegenteil bestimmt haben. Ich will Ihnen freilich nicht verbergen, daß eine Reihe von Korrespondenzartikeln aus Wien auch im größeren Publikum Unwillen

erregt und Ihrer Zeitung geschadet hat. Ich selbst fand den Ton, in dem cavalièrement über die folgenschwersten Ereignisse abgesprochen wurde, als ob von einer Ameisenwirthschaft die Rede wäre, durchaus unangemessen. Dennoch irren Ihre terroristischen Verfolger, wenn sie glauben auf diesen allerdings vorhandenen Unwillen hin das Aeußerste gegen Sie wagen zu dürfen. Man fahre nur fort Sedlnitzkische*) Mittel in Anwendung zu bringen, zu ächten, zu verdächtigen und mit Verdikten, den Kaffee- und Gasthäusern diktiert, zu endigen. Die Meinung wird schnell umschlagen. Mein Gott! Wollten wir ein Erinnerungsvermögen über den 13. März hinaus haben, in welcher Gestalt würden wir die meisten unserer Radicalen erblicken! Ich bin billig, ich betrachte und behandle alle, als ob sie erst am 13. März auf die Welt gekommen wären, als ob das frühere System wie eine Naturnothwendigkeit auf ihnen gelastet hätte. Dennoch wüßte ich die Linie der Zurechnungsfähigkeit sehr wohl zu ziehen und hätte persönlich nichts dabei zu wagen, denn ich habe nie das geringste Zugeständniß gemacht und bin auf alle Weise in meiner Thätigkeit gehemmt worden; der Absolutismus hat mir seine Theater verschlossen, er hat meine Stücke, denen Niemand den ethischen Ernst absprechen kann, mag ihr poetischer Werth so zweifelhaft sein wie er will, durch seine Schergen ins Geschrei der Unsittlichkeit gebracht und mir durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel gezeigt, daß ich ihm mit meinen auf die Aufdeckung der socialen Schäden gerichteten Bestrebungen lästig und unbequem war. Die Leute, welche der Billigkeit so sehr bedürfen, sollten sich der Billigkeit doch auch selbst befleißigen, sonst könnten sie den Anspruch auf Billigkeit verwirken. Sie wissen es wahrscheinlich selbst, wie wenig die Berichte, welche die Allg. Zeitung unter Metternich aus Oesterreich brachte, gerechten Anforderungen genügten. Nichtsdestoweniger dürfen Sie Sich sagen, daß Ihre Zeitung auch hier des Guten viel gewirkt hat, denn sie berichtete ja nicht allein über Oesterreich und sie bot Gelegenheit genug Analogien zu ziehen. Was hätte man in Wien noch lesen sollen, wenn auch sie verboten worden wäre? Sie haben ohne Zweifel die H. H. Jarcke, Hurter u. s. w., die das frühere System, mit oder ohne Ueberzeugung, vertraten und vertheidigten, verabschiedet sobald Sie konnten und sich um andere Correspondenten bemüht, die der

---

*) Sedlnitzki war Polizeichef unter Metternich. D. H.

constitutionellen Monarchie, wie ich, von Herzen zugethan sind. Wenn unsere Radicalen von Ihnen und Ihren Correspondenten mehr verlangen, so sei ihnen gesagt, daß zum Radicalismus jetzt gar kein Muth mehr gehört, wohl aber dazu, ihm in seinen aus dem Mangel aller politischen Bildung hervorgehenden Excessen entgegenzutreten! Und daran seien sie auch gemahnt, daß für jede Blase die schreckliche Stunde kommt wo sie zerplatzt, und daß diese Stunde immer eintritt, wenn das erste Ziel erreicht, wenn die Position errungen und nun der Beweis zu geben ist, daß man ihrer würdig und ihr gewachsen sei. Revolutionszeiten unterscheiden sich dadurch von andern, daß der Weg zu einem solchen Ziel schneller zurückgelegt, nicht aber dadurch, daß am Ziel weniger gefordert wird. Es ist leicht, grauenhaft leicht, eine abstracte, alles und jedes versprechende Devise auf die Fahne zu sticken und unter einer solchen Fahne vorwärts zu kommen. Aber es ist unmöglich die Devise praktisch zu machen, und sobald diese Unmöglichkeit sich aufdeckt, ereilt den unwissenden und gewissenlosen Fahnenträger das Gericht.

Soweit über das Verhältniß Ihrer Zeitung zum hiesigen Publikum und über mein Verhältniß zu Ihrer Zeitung! Ich werde Ihnen von nun an treu über das, was hier vorfällt, referiren, ich werde meine aufrichtigen Bemerkungen hinzufügen und jedesmal meinen Namen unterzeichnen.*) Wir sind noch immer mit den Wahlen zum Reichstag beschäftigt. Sie waren leider zu wenig vorbereitet, um den so nöthigen raschen Fortgang haben zu können. Die Folge ist gewesen, daß der Reichstag hat verschoben werden müssen. Der Erzherzog Johann, der ihn an des Kaisers Statt eröffnen soll, ist gestern abend eingetroffen. Es knüpfen sich viele Hoffnungen an ihn. Namentlich erwartet man, daß er energische Schritte zur Aufklärung der Prager Ereignisse thun oder vielmehr, da es an Aufklärung nicht fehlt, daß er ein Exempel statuieren wird. Es steht fest, daß es in Prag auf die Ausrottung der Deutschen und den Abfall von Oesterreich abgesehen war, und nie hätten wir eine größere Schmach auf uns geladen, als wenn wir uns jetzt hinterdrein, nun der Streich mißlang, vom Gegentheil überreden ließen, wie es die

---

*) Anm. der Redaktion der A. A. Z.: „Dieß widerspricht dem Gebrauch in der Allg. Zeitung. Das Zeichen H wird genügen."

Frechheit der Tschechen allerdings versucht. Ich habe Privatbriefe zu Dutzenden gelesen, die das bestätigten und bei denen jeder Gedanke an Täuschung, an absichtliche oder unfreiwillige, wegfiel; ich habe Augen- und Ohrenzeugen gesprochen, und selbst in Wien sind Beispiele tschechischen Uebermuthes vorgekommen, die ohne ein solches Endziel unbegreiflich sein würden, die aber in einem nationalen Fanatismus, der sich des Siegs, wegen genauer Bekanntschaft mit den bereitgehaltenen Mitteln, schon für sicher hielt und zum voraus triumphirte, eine sehr natürliche Erklärung finden. Ueber diesen höchst wichtigen Gegenstand nächstens mehr. Handelte es sich bloß um Rache, die wegen dessen, was unsere deutschen Brüder in Böhmen bereits von den Tschechen erlitten, zu nehmen wäre, so bedürfte es nicht des augenblicklichen Einschreitens; es handelt sich aber darum, sie gegen das Aergste zu schützen, denn das haben sie noch immer zu fürchten, und jetzt vielleicht mehr als je.

F. Hebbel.

VIII.

A. A. Z. Hauptblatt vom 9./7.

Wien, 5. Juli. Die Prager Ereignisse beschäftigen noch immer die Gemüther. Ich kann von meiner Ueberzeugung nicht abgehen, daß die Tschechen, wie sich mehrere mir vorliegende Privatbriefe ausdrückten, es auf einen großen Schlag abgesehen. Es ist mir jedoch wahrscheinlich geworden, daß die reactionäre Partei die aus dem Nationalfanatismus hervorgegangene Bewegung eine zeitlang unterstützt und sich ihr erst entgegengesetzt hat, als sie ihr selbst gefährlich zu werden drohte. Das erklärt beides, das Benehmen und das Schicksal des Grafen Leo Thun; das erklärt es, wie er eine, auf's gelindeste ausgedrückt, so räthselhafte Rolle spielen und doch bis auf den gegenwärtigen Tag unangefochten Gouverneur von Böhmen bleiben konnte. Man erwartete mit Zuversicht, daß gleich nach Ankunft des Erzherzogs Johann die Untersuchung wider ihn eingeleitet werden würde; es ist nicht geschehen und man beginnt daraus den Schluß zu ziehen, daß es nicht geschehen kann. Ich glaube nicht an den Sieg der Reaction, so wenig wie an den Sieg der Republik; wir sind für

die eine zu reif, für die andere, mag sie nun im allgemeinen wünschenswerth sein oder nicht, auf keinen Fall reif genug. Das schließt aber bei der einen wie bei der andern nicht aus, daß sie sich momentan geltend machen können, und wenn ich auch in Bezug auf das letzte Resultat eine Furcht nicht begreife, die gar nichts von den Schlachten zu wissen scheint, die Kunst und Wissenschaft ein halbes Jahrhundert lang geschlagen haben, und ohne welche die factische Revolution unmöglich gewesen wäre, so liegt bei der drohenden Constellation des politischen Himmels der Gedanke an eine vorübergehende Niederlage doch keineswegs so fern, daß er nicht mit in Rechnung kommen dürfte. Das Mißtrauen der Völker ist nun so groß und, wenn man sich der seit 1815 unerfüllt gebliebenen Versprechungen erinnert, so wohl berechtigt, daß eine Regierung, die ihre wichtigste Aufgabe kennt, nicht den kleinsten Vorfall, der einmal die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, unerörtert und unaufgeklärt lassen sollte, geschweige ein Bombardement. Die Patrioten hoffen noch, daß der Antrag, den der Sicherheitsausschuß deßfalls nun bereits zum zweiten Mal stellte, nicht unberücksichtigt bleiben wird; es wäre sehr schlimm, wenn sie sich in dieser Hoffnung täuschten, denn sie würden dann dem brutalen Empfang der Wiener Deputirten in Prag, der zweideutigen Fassung einiger Erlasse des Fürsten Windischgrätz und mehreren anderen Umständen nothgedrungen ein größeres Gewicht beilegen müssen, als sie bisher thaten. Eile thut aber noth; man hört schon jetzt von Swornostacten, dem Prager Magistrat anvertraut, die nicht wieder aufzutreiben seien, und am Ende könnten, wie die papiernen, gar auch die lebendigen Zeugen verschwinden.

Die auf den Erzherzog Johann gefallene Wahl des deutschen Parlaments als Reichsverweser hat hier große Freude erregt und nicht bloß darum, weil er ein oesterreichischer Prinz ist. Der deutsche Verein hat ihm im Verlauf des gestrigen Tags eine Adresse überreicht. Er hat der Deputation erklärt, daß er die Annahme der Wahl für seine Pflicht halte und daß er für die deutsche Sache alles thun werde. Ein Glück, daß dieser Mann, der allen Parteien seinem Charakter und seiner Position nach recht sein kann und muß, uns für die Tage der Verwirrung und der Gefahr aufgespart blieb! Ein ebenso großes Glück, daß man sich im Parlament endlich vereinigt, daß auch die Linke ein rühmliches Beispiel der Selbstüberwindung gegeben hat! Nun

werden wir hoffentlich bald auch im Felde gerüstet dastehen! Wer konnte ohne Knirschen an den Stand unserer Angelegenheiten in Schleswig-Holstein denken, an den Trotz des winzigen Dänemarks, der sich nicht auf das Gefühl eigener Kraft stützte, sondern auf die Hoffnung fremder Ohnmacht! Wer hat ohne Empörung die schamlosen Entstellungen unserer gerechten Sache in den französischen Blättern gelesen; wen konnte, nachdem diese vorhergingen, die freundschaftliche Aufnahme des dänischen Gesandten bei der Republik noch überraschen! So viel offener Hohn konnte nicht aus Geringschätzung der deutschen Kraft hervorgehen, denn, wenn wir auch erst den Saxo Grammaticus und seine Fabeln von den Seekönigen durchstudieren müßten, um vor den Dänen Respect zu bekommen, sie selbst, die Dänen, haben es bequemer und die Franzosen auch! Aber man rechnete darauf, daß bei uns die Linke sich wieder gegen die Rechte bewaffnen würde, und das bringt dann selbst einen Riesen in eine Lage, in der ein Zwerg ihn gefahrlos mit Ruthen streichen und ein anderer Riese ihn viertheilen kann. Man hat sich getäuscht, wir haben seit 1648 etwas gelernt und werden den Beweis zu geben wissen, wenn er gefordert wird.

Sie wünschten von mir zu hören, welch einen Einfluß der Umschwung der Dinge bei uns auf Wissenschaft und Kunst gehabt hat. Ich sollte vorsichtig sein und diesen Punkt nicht berühren, denn es gibt hier Leute die erklären, es sei mit Kunst und Wissenschaft vorbei, und diese Leute führen das Wort öfter als ich. Wenn Grillparzer ein Gedicht auf Radetzky drucken läßt,*) so verurtheilen sie den Dichter nach dem einzelnen Gedicht, die Dichtkunst nach dem einzelnen Dichter, und ebenso die Akademie der Wissenschaften nach ihrer Organisation durch Metternich, und die Wissenschaft nach der Akademie. Glücklicherweise loben sie die Kinder, obgleich sie die Mütter schelten; die Thaten gefallen ihnen, und da diese ohne die durch Wissenschaft und Kunst erzeugten Gedanken nicht zur Welt gekommen sein und noch weniger die Kraft sich zu behaupten besitzen würden, so läßt sich eine gütliche Beilegung des Handels hoffen. Freilich haben die Institute, die Kunst und Wissenschaft bei uns vertreten, sich seit den März-

*) Im Juni 1848 veröffentlichte die Constitutionelle Donau-Zeitung das bekannte Gedicht Grillparzer's: „Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich“ 2c. 2c., auf welches Hebbel auch im Artikel X zurückkommt. D. H.

tagen nur noch wenig oder garnicht geregt, und ich möchte sie keineswegs gegen jeden Angriff, der ihnen widerfuhr, vertheidigen; man soll nur nicht das Princip selbst mit seiner mangelhaften Repräsentation, nur nicht den Geist mit seinem vielleicht unförmlichen und gichtbrüchigen Körper verwechseln. Ueber die Akademie werde ich mich äußern, sobald ich genau unterrichtet bin, wie es mit ihrer Reorganisation steht; diese soll im Werke sein und ist freilich nöthig, denn den Rock, welchen Metternich ihr anmaß, darf sie nicht länger tragen, er ist zu eng und hat zu große Aehnlichkeit mit einer Livrée. Der Schriftstellerverein ist bis jetzt eine Null; ich sitze selbst im Ausschuß, aber ich muß es sagen. Und das Hofburgtheater mit seinen schönen Kräften und reichen Mitteln ist unter Holbein geblieben, was es unter Dietrichstein war. Das Repertoir ist fortwährend mit seltenen Unterbrechungen elend, und die oft unglaublich widersinnigen Besetzungen werden nicht verändert. Ehemals begriff man das, denn die Regel: Da du ein guter Flötenspieler bist, so stell' ich dich als Geiger an! wurde consequent festgehalten. Jetzt ist es nicht mehr zu begreifen. Man hat dem Hofburgtheater einen Vorwurf daraus gemacht, daß es auch diesmal, während des Reichstags, seine gewöhnlichen Juliusferien einhält; man hat sogar die Schauspieler, die zum Theil wenigstens gern bereit waren, auf ihren Erholungs- und Reisemonat Verzicht zu leisten, deßhalb angegriffen. Aber es war sehr wohlgethan zu schließen. Auf Iffland und Kotzebue konnte die Direction die Gäste doch nicht zum tausend und eintenmal einladen, und auf Shakespeare, auf Coriolan und Caesar, auf Antonius und Cleopatra war sie nicht vorbereitet. Ganz zuletzt brachte sie eine Carricatur des Königs Lear, die Tiphonia des Improvisators Lanzenschwarz, worin ein Stein, die Heldin nämlich, sich in Butter verwandelt, ohne daß man über das Wie belehrt wird. Achtung vor der Bildung! Die Censur legt kein Hinderniß mehr in den Weg, und der Schlüssel zu den classischen Schätzen der Vergangenheit ist nicht verloren gegangen, er ist in jeder Literaturgeschichte zu finden. Ich will nicht, daß man uns die letzten Meßkataloge ihrem dramatischen Inhalt nach vorspiele, aber ich will das sehen, was die Anerkennung der Jahrhunderte errungen und darum doch die Frische, die alles einmal lebendig Gewordene untrennbar begleitet, nicht verloren hat.

Mich unterbricht ein Kanonenschuß. Noch einer! Das bedeutet, die Frankfurter Deputation war beim Erzherzog Johann, und er hat angenommen. Welche Erinnerung an die Misere! Hundert Schüsse! Glockengeläute von allen Thürmen! Einer der größten Tage in der Geschichte Deutschlands! Vergiß das nicht, Erzherzog Johann! Nicht hoch genug kannst Du in dieser Zeit des allgemeinen Mißtrauens ein Vertrauen anschlagen, das Deutschlands Schicksal in Deine Hände legt! Du hast nun für eine hart geprüfte Vergangenheit den Lohn; Du wirst auch dem deutschen Volk zu dem seinigen verhelfen. Das hoffen und erwarten Millionen von Dir! Ich bin tief bewegt.

IX.

A. A. Z. Beilage vom 19./7.

Wien, 11. Juli. Das Ministerium Pillersdorff ist gestürzt oder vielmehr gefallen. Ich war Sonnabends auf einige Tage nach Reichenau gegangen und hörte bereits Sonntags in der Frühe, daß der Minister Nachts dort angekommen sei. Daß er sein Portefeuille nicht mit herausgebracht habe, konnte ich mir denken, ehe ich es aus der noch ganz zuletzt von ihm zum Regierungsorgane erhobenen Wiener Zeitung erfuhr. Dieser Ausgang war vorherzusehen. Eine spätere Zeit wird ihm guten Willen und redliche Gesinnung sicher nicht absprechen, sie wird aber schwerlich sein charakterloses Hin- und Herschwanken zwischen den unvereinbarsten Extremen für Staatsweisheit erklären. Nichtsdestoweniger wird sie ihm die Bürgerkrone auf den Sarg legen, denn wenn die Ereignisse ihn an einen Platz stellten, dem er nicht gewachsen war, so war das nicht seine Schuld, und wenn er auf diesem Platz nur wenig gethan hat, so hat er doch ohne allen Zweifel viel auf demselben gelitten. Am räthselhaftesten war mir und vielen mit mir sein Benehmen in Bezug auf den Grafen Thun. Dieß und seine in den wichtigsten Punkten unhaltbare provisorische Geschäftsordnung für den Reichstag hat auch die Krisis herbeigeführt. Der Graf Thun muß und wird zur Verantwortung gezogen werden. Trifft ihn auch nur ein Zehntheil der von den verschiedensten Seiten gegen ihn vorge-

brachten Anschuldigungen mit Recht, so kann er nimmermehr Gouverneur bleiben. Lösen sich alle, was schwer zu glauben ist, in ein Nichts auf, so gewinnt er bei der öffentlichen Meinung wieder soviel Credit als er braucht, um sich in seinem Posten zu behaupten. Jedenfalls ist die Untersuchung nothwendig, und da er sie seltsamerweise nicht selbst fordert, so wird der neue Minister=präsident Doblhoff sie verhängen müssen. Pillersdorff hat, wie es scheint, einen vornehmen Herrn nicht verletzen mögen und lieber das Volk verletzt. Es ist ihm schlecht bekommen. Doblhoff wird sich eine Lehre daraus ziehen, die Lehre, daß in einer wahr=haft constitutionellen Monarchie ein jeder, wer er auch sei, zur Rechenschaft gezogen werden muß, wenn er sich verdächtig ge=macht hat.

Die Eröffnung des Reichstags ist vor der Thür. Daß viele der erwählten Deputirten nicht lesen und schreiben können, wissen Sie schon. Von diesen ist also nicht zu besorgen, daß sie durch Dahlmann und andere „Verbrauchte" verdorben worden sind. Eine Neuigkeit wird es für Sie sein, daß auch ein ehemaliger Censurscherge auf diesem wundersamen Reichstag in der Person eines Herrn Umlauft als Volksvertreter erscheinen wird. Der Mann gehört jetzt, wie sich von selbst versteht, zur äußersten Linken, ist ebenfalls Mitglied des Sicherheitsausschusses und zeichnet sich bei jeder Gelegenheit aus. Ein hiesiger Schriftsteller, Eduard Mautner, empört über die Vor= und Zudringlichkeit des so plötzlich und ohne Uebergang in einen Radicalen umgeschlagenen Absolutisten, gab kürzlich in einem wohlgeschriebenen Artikel seine Biographie und zog ihn vor das Forum des Publikums. Der Radicale rief Mautner siegsgewiß wegen „böswilliger Verleum=dung" vor ein Ehrengericht der Nationalgarde, das Ehrengericht sprach den Angeklagten aber frei und erklärte dadurch die von ihm mitgetheilten Thatsachen für wahr, die daraus abgeleiteten Schlüsse für begründet. Nun wird es sich zeigen, ob das für den Reichstag und den Sicherheitsausschuß ohne Folgen bleibt oder nicht. Der Polizeirath Duncker in Berlin stürzte sich, nach einem Bericht Ihrer Zeitung, gleich nach der Revolution unter tragikomischen Umständen aus dem Fenster, statt sich in den Thiergarten zu begeben und dort ultra=demokratische Reden zu halten. Vermuthlich wußte er, daß das Volk ihn gesteinigt haben würde, wenn er das letztere versucht hätte. Hier scheint es für die Ueberläufer besser zu stehen, und das gereicht uns

nicht zur Ehre und noch weniger zum Vortheil. Es beweist, schlagender als irgend etwas anderes, was bei uns zum Nachtheil der guten Sache mit Wortgeklingel ausgerichtet werden kann, und nur darum rüg' ich's. Wer wollte für Fälle wie der vorliegende die Möglichkeit einer Sinnesänderung unbedingt in Abrede stellen! Das Evangelium weist dem, der erst in der letzten Stunde kommt, seinen Groschen an, und die tiefste Speculation trifft in diesem Punkt mit ihm zusammen; sie erkennt es an, daß der Mensch sich in jedem Moment frei zu machen und die Vergangenheit abzuwerfen vermag. Aber eine solche Sinnesänderung ist immer von psychologischen Erscheinungen begleitet, deren gänzlicher Mangel ihre Aufrichtigkeit mehr als verdächtigt. Sie ist vor allem mit Zurückhaltung und einer Art von Scham verbunden, die ihr nur ein schüchternes Eingreifen in's Triebrad der Dinge gestattet, weil sie fühlt, daß sie dem unbescholtenen Mann nicht in den Weg treten darf. Wo das Gegentheil sich zeigt, hat man Grund und Recht den Kopf zu schütteln.

X.

A. A. Z. Hauptblatt vom 19./7.

Wien, 13. Juli. Die letzten Tage sind zwar äußerlich ruhig verstrichen, aber die ängstlichste Spannung hat sich der Gemüther bemächtigt, und die Stimmung ist bedenklich. Das ist die Folge davon, daß die Prager Ereignisse bis jetzt so gut wie völlig unaufgeklärt geblieben sind und daß der Graf Thun nicht zur Verantwortung gezogen wird. Mit den Schlüssen, welche die radicale Partei daraus zieht, will ich Sie nicht behelligen, aber auch den Gemäßigten wird unheimlich zu Muthe. Sie wollen freilich keine Republik, aber eine constitutionelle Monarchie, die in ihrer demokratischen Grundlage die nöthige Garantie für ihre Dauer darbietet, und keine mit einer Charte beklebte spanische Wand, hinter welcher der eingeschüchterte Absolutismus die abgelegten Waffen heimlich wieder anlegen kann. In einer wahrhaft konstitutionellen Monarchie kann nun zwar, wenn ein äußerster Fall eintritt, eine Stadt in Belagerungszustand erklärt, sie kann

sogar bombardirt werden; es kann aber nicht vorkommen, daß man über die Motive solcher Maßregeln wochenlang im Unklaren bleibt, denn über die Stichhaltigkeit dieser Motive hat die öffentliche Meinung zu entscheiden, nicht der Platzkommandant. Man hat den hier lebenden oder aus Prag eintreffenden Tschechen wirklich nicht viel mehr entgegenzusetzen, wenn sie behaupten, die Verschwörungsacten kämen nur deßhalb nicht zum Vorschein, weil keine vorhanden seien, und die berüchtigte Proscriptionsliste habe es nur mit dem Slavenball, mit den zu diesem einzuladenden Personen, zu thun gehabt, wie mir ein achtungswerthes und wohlunterrichtetes Reichstagsmitglied versicherte. Ich, für meine Person, glaube keineswegs, daß die Verschwörung durchaus aus der Luft gegriffen war, aber diese Meinung fängt an sich auszubreiten, und es ist dringend nothwendig, ihr in kürzester Zeit mit den schlagendsten Beweisen entgegenzutreten, wenn man das allgemeine Mißtrauen nicht unsäglich vergrößern will. Ein Schreiben des Fürsten Windischgrätz ans Ministerium, von Doblhoff mitgetheilt, worin er für den Grafen Thun die Garantie übernimmt und zugleich der Wiener Deputation, die in Prag um ihre Waffen kam, für diese einen Gelderſatz in Aussicht stellt, hat begreiflicherweise nicht versöhnend gewirkt und war nach Inhalt und Form gleich wenig am Platz. Ein Brief eines österreichischen Offiziers aus Galizien, den die Allgemeine Oesterreichische Zeitung gestern brachte, kam ganz zur rechten Zeit, wenn es nöthig war, die schon vorhandene Gährung noch zu vermehren. Er enthält Stellen wie: „Die Wiener Revolution begann mit einer Lüge, setzte fort mit dem Raube und droht mit dem Mord zu endigen". Nach einer Anmerkung der Redaction wäre er amtlich allen Truppenkörpern, obgleich nur in einem einzigen Exemplar, kommunizirt worden; das Kriegsministerium stellt das aber entschieden in Abrede und erklärt, daß gegen den noch freilich anonymen Verfasser die Untersuchung verhängt werden solle. Die hiesige Garnison hat, wahrscheinlich in Anlaß dieser Vorgänge, heute durch einen Maueranschlag einen in würdigem Ton gehaltenen Protest gegen böswillige Verdächtigungen ihrer Gesinnungen erlassen. Sie spricht in demselben kräftig und warm ihre Sympathien mit der Partei des Fortschritts aus, beklagt sich aber zugleich bitter über die Anfeindungen der schlechten Presse und meint, diese seien in einem Moment, wie dem gegenwärtigen, wo die Soldaten in Italien fürs Vaterland bluten, doppelt

ungehörig. Darin hat sie ohne allen Zweifel recht, denn wenn es auch auf einer beklagenswerthen Begriffsverwechslung beruhte, als Grillparzer in der Subordination einen begeisternden Hymnenstoff erblickte, so geht es doch aus einem noch weit schlimmeren Irrthum hervor, wenn man die unbedingte Nothwendigkeit der innigsten Verbrüderung mit dem Militär verkennt und eine unheilvolle Spaltung zu erregen sucht.

XI.

A. A. Z. vom 31./7.

Wien, 25. Juli. Der Reichstag ist eröffnet. Der Andrang des Publikums zu den Galerien ist so stark gewesen, daß man von eingedrückten Rippen und von Blutstürzen erzählt. Ein schönes Zeichen, wenn dieß lebhafte Interesse der Sache gegolten hat, nicht dem Schauspiel! Die Thronrede berührte zwei wichtige Punkte, den italienischen Krieg und die Finanzen. Was den Krieg betrifft, so hob sie nicht das glücklichste Motiv hervor, als sie die Nothwendigkeit seiner Fortsetzung darthun wollte. Die Ehre der oesterreichischen Armee, auf die sie hinwies, ist nie befleckt gewesen, denn wenn der Soldat im Straßenkampf siedendem Oel und von oben auf ihn herabgeworfenen Tischen und Bänken nicht Stand hält, so ist das keine Schande für ihn. Sie bedurfte daher keiner Purifikation; wenn das aber Widerspruch finden sollte, so wird es doch niemand bestreiten wollen, daß sie sich längst die glänzendste verschafft hat. Ein anderes freilich als die Ehre der Armee ist die Wohlfahrt des Staates. Ob diese eine unbedingte Freilassung der italienischen Provinzen gestattet, ist eine Frage, die wenigstens so lange entschieden verneint werden muß, als ein Königreich Italien problematisch, ja chimärisch scheint. Sie würden früher oder später mit Notwendigkeit dem einen oder dem andern habgierigen Nachbar zufallen müssen, und man kann es nur beklagen, daß Deutsche, die unter den Italienern leben und ihnen dieß begreiflich machen sollten, es vorziehen dem Frankfurter Parlament Rathschläge zu geben, die das ganz übersehen. So macht es z. B. Stieglitz in einer mir

aus Venedig zugeschickten Broschüre; er hat ohne Zweifel die besten Absichten, aber es ist nicht der rechte Weg, den er einschlägt. — Was die Finanzen anlangt, so ist es gut, daß das entscheidende Wort endlich einmal gefallen ist. Man wußte längst, in welch einem Zustande sie sich befinden, aber es wurde immer noch als eine Art von öffentlichem Geheimnis behandelt. Nun ist das vorbei, und man erwartet mit ängstlicher Spannung, zu welchen Maßregeln die Regierung greifen und ob sie noch lange fortfahren wird, die geistlichen Güter zu respectieren, als ob sie auf dem Monde lägen. Opfer sind nicht zu vermeiden, und willig wird jeder Stand die seinigen bringen, aber erst, wenn die Reihe an ihn kommt und wenn den allgemeinen, die den Armen wie den Reichen treffen, die besonderen, die jene auf ein nicht mehr zu verringerndes Minimum herabsetzen, vorangingen. Das ist wohl zu erwägen. Die Stimmung ist hier im gegenwärtigen Moment sehr gedrückt, besonders in den mittleren Classen, deren Nahrungsquelle schon so lange stockt. Man würde sich aber gewaltig irren, wenn man glaubte, daß der Wiener seine Revolution bereue, weil sie der Aristokratie die Hauptstadt verhaßt gemacht und ihn dadurch für seine Industrieerzeugnisse um die besten Abnehmer gebracht hat. Er fühlt den Abgang, das ist gewiß, aber er sieht darin keine Strafe für einen verübten Frevel, sondern die unedle Rache eines erbitterten Feindes, der ihn die Freiheit mit dem Hungertode bezahlen lassen möchte. Er begleitet alles, was im übrigen Deutschland geschieht, mit seiner regsten Teilnahme, er ist empört über die Absonderungsgelüste der Cabinette, wie sie in Preußen und Hannover schon wieder hervortreten, und über die polizeilichen Eingriffe in das Associations-Recht, die in Baden und Württemberg vorgekommen zu sein scheinen. Am meisten freilich beschäftigt er sich mit seinen eignen Angelegenheiten. Daß Leo Thun seines Amtes endlich entsetzt und der Belagerungszustand von Prag aufgehoben ist, hat hier viel Misvergnügen gedämpft. Beruhigt sind die Gemüther dadurch aber nur halb, denn noch ist keine Rechenschaft abgelegt, und die Proclamation, die der Fürst Windischgrätz bei dieser Gelegenheit erlassen hat, hatte vielleicht in einer constitutionellen Monarchie noch nie ihres gleichen. Sobald die kleinste Unruhe in Prag wieder eintritt, ist auch der Belagerungszustand wieder da, und dann verkündigt der erste Kanonenschuß das Standrecht. Das ist ein Verfahren, das sich so wenig vor der

juristischen wie vor der logischen Instanz rechtfertigen ließe, und paßt in seiner Ueberstürztheit und martialischen Willkürlichkeit durchaus nicht zu der von allen Parteien ohne Widerspruch anerkannten männlich-würdigen Haltung, die der Fürst in dem schweren Moment bewies, in welchem ihm seine Gattin meuchlerisch erschossen worden war. Da eine solche Drohung keine Wahrheit werden kann, wenn die constitutionelle Monarchie, um deren Vertheidigung es sich doch nach dem Wortinhalt der Proclamation handelt, eine Wahrheit bleiben soll, so wollen wir es nicht so genau mit ihr nehmen, sondern nur einfach bemerken, daß sie nicht wiederkehren darf. Wir wollen es um so eher so machen, als der Fürst Windischgrätz leider nicht der einzige ist, der sich in die neue Form des Staats nicht zu finden weiß. Bald wird hier in Wien ein Reichstagsmitglied auf offener Straße insultirt, weil es mißfällige Meinungen vertritt, bald wird ein Redacteur in seiner Wohnung überfallen, bald in einem Gasthause ein Klub gesprengt. Das beweist, daß Gedanken- und Preßfreiheit einigen unter uns nur noch im Sedlnitzkischen Sinn heilig sind, so weit nämlich, als beide sie nicht geniren, und daß dieselben Leute auch das Associations-Recht gern auf ihre Freunde beschränken möchten. Es beweist aber auch nicht mehr; denn diese selbstmörderischen Attentate haben allgemeine Entrüstung erregt und werden der gebührenden Strafe nicht entgehen. Zu wünschen ist dabei, daß die schlechte Presse, durch deren Excesse sie zum Teil hervorgerufen wurden, endlich auch einmal an die Existenz des Preßgesetzes erinnert werde, damit der sich bereits bis zu den niederträchtigsten Perfidien versteigende Radicalismus aufhöre, ein Broderwerb elender Subjecte zu sein. Der Staatsanwalt will, wie man hört, nur mit einem eclatanten, zweifellosen Fall anfangen, er will voraus wissen, daß er nicht den Kürzeren ziehen kann. Das ist seltsam! Processe sind deßwegen Processe, weil sie so gut verloren gehen als gewonnen werden können. Uebrigens dürfte er auch, wenn er die ihm angeschuldigte Grille festhält, nicht in Verlegenheit sein, und die Gerechtigkeit verlangt, daß an demselben Tage, wo einem Redacteur wegen des in seinem Hause erlittenen Ueberfalls Genugthuung zuteil wird, auch die Bildung die ihrige erhalte, damit der wahre Freund der Freiheit, der eben darum, weil er dieses ist, nicht alle Tage va banque sagt, gegen die Verdächtigungen und Be-

schimpfungen des falschen geschützt sei, wie er es sein muß, wenn er wirken soll.

XII.

A. A. Z. Hauptblatt vom 5./8.

Wien, 30. Juli. Die gestrige fünfte Sitzung der constituirenden Reichsversammlung war die wichtigste, die bis jetzt vorkam. Das Detail der Vorgänge wird Ihnen ohne Zweifel von einer andern Seite vollständiger und genauer berichtet werden, als es durch mich geschehen könnte; ich will nur einige Reflexionen über den Gang der Verhandlungen machen, sowie über den Stand der Dinge überhaupt. Sie wissen, der Erzherzog Johann erklärt, daß er nicht zugleich Verweser des deutschen Reiches und Stellvertreter des Kaisers von Oesterreich sein kann; er hat daher bei der Rückreise von Frankfurt nach Wien im voraus die Eröffnung des Reichstags als die Gränze seiner hiesigen Wirksamkeit bezeichnet. Nichtsdestoweniger bleibt der Kaiser in Innsbruck. Dutzende von Deputationen sind aus der Residenz im Mai an ihn abgeordnet worden; ich selbst war Mitglied der ersten und nahm aus seinem Munde die Versicherung entgegen, daß er zurückkehren werde, sobald in Wien Ruhe und Ordnung wiederhergestellt seien; jeder, die auf die unsrige folgte, erklärte er das nämliche. Ruhe und Ordnung haben seitdem keine Störung erlitten, die Arbeiter haben Beschäftigung gefunden, der zum Teil völlig nahrungslose Mittelstand, der viel schlimmer daran ist als die untersten Klassen, duldet und thut seine Pflicht; es sind Fälle vorgekommen, daß ein Mann mit zwei Kreuzern in der Tasche als Nationalgardist auf 24 Stunden die Wache bezogen hat, und das sind doch wohl Proben eines gesetzlichen Sinnes. Dennoch bleibt der Kaiser in Innsbruck, als ob er alle diese Versicherungen nicht abgegeben, oder als ob er über Wien nicht ein Wort der Wahrheit gehört, nicht einen Zeitungsartikel gelesen hätte. Das Volk, das so bereit war zwischen dem Kaiserhaus und der Camarilla zu unterscheiden, fängt an zu stutzen und zu reflectiren. Die Versöhnung, die sich so leicht, so ganz von selbst gemacht haben würde, wird wegen der nach und nach eintretenden Kälte

von Tag zu Tag schwieriger, und der Kaiser bleibt in Innsbruck, als ob ihm das alles gleichgültig wäre. Nun hat obendrein das neue Ministerium selbst gleich bei Uebernahme der Geschäfte eine Adresse an den Kaiser erlassen, worin es auf die dringende Nothwendigkeit seiner Rückkehr aufmerksam macht, und die Antwort ist wieder die alte, ja nicht einmal ganz die alte, denn es wird in ihr nur die Sendung des Erzherzogs Franz Karl als Stellvertreters in Aussicht gestellt und die Realisirung dieser Aussicht an die vollständigste Garantie des Reichstags für seine freie Handlungsweise geknüpft. Hierüber erstattete das Ministerium in der jetzigen Sitzung, unter Mittheilung der zwischen ihm und dem Hof gewechselten Actenstücke, Bericht und forderte die Versammlung auf, nun auch ihrerseits die nöthigen Schritte zu thun. Man war schnell entschieden, es ward eine Adresse beschlossen, die den Charakter einer Petition überschreiten und den Kaiser geradezu zur Rückkehr auffordern soll. Graf Stadion, auch Pillersdorff, waren anderer Meinung, sie drangen aber nicht allein nicht durch, sondern riefen auf allen Seiten lebhafte Aeußerungen des Mißfallens hervor. Die Adresse wird durch eine Deputation des Reichstages überbracht werden; das ist denn eine stillschweigende Erklärung, daß der Reichstag sich in Wien für sicher hält. Die Debatte war höchst interessant, nicht durch glänzende Reden, in denen sich auftauchende Talente ankündigten, die sich bis jetzt noch nirgends zeigten, sondern durch den gesunden Sinn, der sie auszeichnete, und auf den freilich auch am meisten ankommt. Am glücklichsten war die Wendung, die Klaudy aus Böhmen nahm; er bemerkte, man müßte die Freiheit des Kaisers, seine Unabhängigkeit von der Camarilla garantirt sehen und parodirte dadurch den in Innsbruck vorgebrachten Einwand: daß der Reichstag in Wien nicht völlig frei sein, auf die schlagendste Weise. Das Resultat kann jetzt nicht füglich mehr zweifelhaft sein; der Kaiser muß kommen oder zum wenigsten den Stellvertreter schicken, er muß wieder nothgedrungen thun, was er freiwillig hätte thun sollen. Ist das ein Gewinn? Aber das sind die Folgen unseliger Einflüsterungen. Menschen, die der Bildung gegenüber so argumentiren: welches Eigenthum wäre in Oesterreich wohl noch heilig, nun man dem Kaiser das seinige, die absolute Herrschaft nämlich, genommen hat! — solche Menschen sind nicht geeignet, vernünftige Rathschläge zu ertheilen. Dieß Argument aber ist, wie ich verbürgen kann, von einer hohen Person mit einem Ernst

vorgebracht worden, als ob es die reinste Consequenz des logischen Gesetzes wäre. Es lag schon eine wunderliche Naivetät darin, als der Kaiser nach seiner Abreise aus Wien erklärte: er wolle erst dann dahin zurückkehren, wenn Ruhe und Ordnung wieder hergestellt seien. Man übersah sie damals, aber man bemerkte sie wohl. Hätte er sich an die von ihm selbst gesetzte Bedingung gehalten und wäre zur rechten Zeit eingetroffen, so würde man diese Naivetät keiner Dialectik unterworfen haben. Er zog das Gegentheil vor, und nun werden seine Pflichten und Rechte in offener Reichsversammlung erörtert. Man meint, der Steuermann dürfe deßwegen, weil die See hoch gehe, so wenig das Schiff verlassen als einen beliebigen Stellvertreter ernennen; er sei eben des Wetters halber da.

XIII.

A. A. Z. vom 7./8. 1848. (Beilage).

Wien, 1. August. Der Erzherzog Johann hat Abschied von Wien und von Oesterreich genommen. Die Proclamation, worin er dieß that, war dadurch charakteristisch, daß sie zum Vertrauen auf das Ministerium und die Reichsversammlung ermahnte, ohne des Kaisers und des Regentenhauses anders als nebenbei zu erwähnen. Das ist ohne Zweifel ein beachtungswerthes Zeichen, das schlagender als jedes andere beweist, wie weit man es in Innsbruck gebracht hat. Man sieht den Erzherzog mit schwerem Herzen scheiden, aber weniger, weil man das Schicksal Oesterreichs noch an seine Person geknüpft glaubt, als weil er hier von jeher allgemeine Sympathie einflößte und weil man weiß, daß er jetzt auf immer geht. Wenn, wie behauptet wird, die Camarilla ihn nur deßwegen nach Wien schickte, weil er sich in dem schweren Zeitmoment abnutzen und seine Popularität einbüßen sollte, so hat sie sich schmählich verrechnet; er hat sie nur gesteigert. Uebrigens hat die Furcht vor Reaction hier, trotz der mysteriösen Stellung des Hofes, sichtlich abgenommen. Je mehr man sich überzeugt, daß es in Oesterreich an allen und jeden Elementen für ein voreiliges republikanisches Experimentiren fehlt, desto mehr hört man auch auf, vor dem Rückschlag zu zittern, der sich an

solche Unbesonnenheiten knüpfen könnte, und desto fester wird die Zuversicht, daß der Absolutismus selbst momentan nicht wiederkehren kann. Mit dieser Versicherung könnte die allerdings große Erbitterung, mit der man gerade jetzt die lange stillschweigend geduldeten Schmutz= und Schandblätter und, weil einige derselben von jüdischen Literaten redigiert werden, sogar die Juden zu verfolgen anfängt, in Widerspruch zu stehen scheinen. Man könnte daraus schließen, daß sie mehr und mehr Terrain gewonnen und sich gefährlicher als je gemacht hätten. Es ist aber das Gegentheil der Fall, und diese Erbitterung beweist keineswegs, daß man sie noch fürchtet, sondern nur, daß man über die Frechheit, womit sie selbst ein verlornes Spiel noch fortsetzen, empört ist. Hierbei begeht man nun freilich eine große Unbilligkeit, auf die, der möglichen Folgen wegen, entschieden aufmerksam gemacht werden muß. Man gewöhnt sich, die Ausdrücke „schlechte Presse“ und „jüdische Presse“ als Synonyma zu gebrauchen und dadurch im größeren Publikum die Meinung zu verbreiten, daß es ausschließlich die Juden seien, welche die heilige Errungenschaft der Preßfreiheit besudeln. Es ist wahr, die Juden thun redlich das ihrige, damit vor dem definitiven Preßgesetz, das wir vom Reichstag erwarten, zur allfälligen Berücksichtigung beim Entwurf desselben ein vollständiges Register aller möglichen Preßvergehen zu Stande komme; man darf ihnen dies Zeugnis nicht versagen. Aber auch die Nichtjuden lassen es an sich nicht fehlen, und, was der Hauptpunkt ist, sie alle, Juden wie Christen, sündigen an Vernunft und Geschichte, nicht deßhalb weil sie Juden oder Christen sind, sondern weil und soweit sie Menschen ohne Bildung und ohne Kenntnisse sind. Es steht hier jetzt zum Theil mit der Kritik des Staates, wie es hier ehemals mit der Kritik der Literatur und der Kunst stand; die Leutchen sind dieselben geblieben, nur die Objekte haben sich verändert. Wie sie sonst vornehm über das tiefsinnigste Kunstwerk absprachen, ohne jemals eine Aesthetik in der Hand gehabt zu haben und ohne sich an den Widerspruch, in den sie durch ihr hohles Geschwätz mit den anerkanntesten Autoritäten geriethen, im mindesten zu kehren, so thun sie jetzt die höchsten Probleme der Staatswissenschaft mit einer Phrase ab und dünken sich nicht wenig, wenn sie alle, die das Wünschenswerthe nach dem Möglichen abmessen und das Mögliche aus dem Verhältniß des Menschengeschlechts zum Planeten und zu seiner Zeugungskraft entwickeln, durch einen salto mortale

überholen. Aber mit der Religion hat das alles wahrlich nichts zu thun, und diejenigen Subjekte, die hier durch Maueranschläge und Flugblätter niedriger Art gegen die Juden zu Felde ziehen und mit seltenen Ausnahmen der Bildung nach noch unter dem geringsten von diesen zu stehen scheinen, könnten dieß schon aus dem Umstand entnehmen, daß auch der exaltirteste Jude keine speziell jüdischen Interessen versicht, sondern diejenigen, über die alle Ultras einstimmig sind. Man hüte sich daher eine ganze Nation für die Excesse einzelner Individuen, die zu ihr gehören, verantwortlich zu machen und Blatternarben mit Gesichtszügen zu verwechseln, wenn man nicht in der dumpfen, vorurtheilvollen Masse, welche, wenigstens in den Provinzen, die politischen Pamphlete jetzt ebenso andächtig auswendig lernt wie ehemals die religiösen Tractätchen und die vom Himmel gefallenen Briefe, Brutalitäten der maßlosesten Art hervorrufen will. Ich bin nicht etwa der Ansicht, daß man die Schandpresse ungestört fortwirthschaften lassen soll; im Gegentheil. So wenig ich dem Staatsanwalt das Recht einräume, erst dann einzuschreiten, wenn er weiß, daß er seinen Proceß nicht verlieren kann, ebensowenig lege ich der Bildung die Pflicht auf, das Niederträchtige, seiner Verächtlichkeit und Ohnmacht wegen, geduldig zu tolerieren; wenn es nicht schadet, so schändet es. Ich hege sogar die Ueberzeugung, daß ein jeder, er sei wer er wolle, an dem durch die Presse ein wirkliches Verbrechen begangen wird, gesetzliche Genugthuung fordern muß, und daß Keiner auf Kosten des Gemeinwesens den Großmüthigen spielen darf. Aber man soll das Mittelalter nicht wieder aufwecken, man soll nicht zwischen Christen und Juden unterscheiden.

XIV.

A. A. Z. vom 14./8. 1848 (Beilage).

Wien, 7. August. Der sechste August war da und die Feier in Wien ist vorüber.*) Welch einen Eindruck würde sie ge-

*) Der 6. August war von dem Reichsministerium in Frankfurt als Nationalfeiertag angesetzt worden. T. P.

macht haben, wenn man sich hätte sagen dürfen: so wie hier findet sie im ganzen Deutschland statt, und zum ersten Mal geben wir den fremden Nationen, die unseren Entwicklungskämpfen mit Spannung zusehen, das imponirende Schauspiel eines einigen, zu Schutz und Trutz in allen seinen zahlreichen Stämmen engverbundenen Volks. Leider durfte man das nicht: die einzige Reaktion, die zu fürchten ist, die mit gleicher Nothwendigkeit aus dem Kosmopolitismus wie aus dem Particularismus hervorgehende, hat vielleicht eben heute ihren ersten Triumph gefeiert. Wenigstens muß man das nach den Berichten, welche die Journale in der letzten Zeit aus Preußen brachten, für möglich halten, und es wäre ja am Ende auch nur die einfache Consequenz unseres bekannten Erbfehlers, ohne den unsere Geschichte von jeher eine andere gewesen sein würde, und der uns, wenn er so unausrottbar sein sollte, wie er scheint, um jede Zukunft bringen, uns, wie die Polen, zu einem historischen Warnungszeichen herabsetzen muß. Denn man täusche sich nicht, die gegenwärtige Krisis Europa's, allumfassend, wie sie sich mehr und mehr darstellt, hatte noch nicht ihres Gleichen, und wenn wir uns nicht vollständig regeneriren, so sind wir auch verloren. Es kommt zuweilen für ein ganzes Volk, wie für ein Individuum, ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann; das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt, und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da, und man hat jetzt schon mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung. Fangen sie doch schon alle lustig wieder an sich zu regen, unsere alten Eingeweidewürmer, die wir endlich einmal mit dem Kopf abgetrieben zu haben glaubten; wird doch jedes Band, das sich zwischen Glied und Glied bilden und einen Organismus zu Stande bringen helfen will, schon wieder angefressen und zernagt! Da ist auf der einen Seite der abstrakte Kosmopolitismus, der, weil er allerdings das Wünschenswerte und als solches Anzustrebende vertritt, den Zeitmoment und die absoluten und relativen Gesetze, die er uns für den aufzuführenden neuen Bau auflegt, nicht der mindesten Berücksichtigung werth findet. Wer weiß es denn nicht, daß die Völker sich gegenseitig ergänzen, wer hofft nicht, daß dieß auch noch einmal von den Massen erkannt werden und daß dann ein Völker-Areopag zu Stande

kommen wird. Ist das aber jetzt schon der Fall? Stehen die Völker einander in dem europäischen Staatensystem bis jetzt nicht noch gerade so trotzig abgeschlossen gegenüber, wie früher die Stände im einzelnen Staat? Zeigt sich in der jetzigen Krisis auch nur die kleinste Spur von einer Bereitwilligkeit der Nationalitäten, sich aufzulösen und in die Menschheit aufzugehen? Besinnen sich im Gegentheil nicht sogar diejenigen, die aufgelöst und mit andern verschmolzen schienen, wieder auf sich selbst? Und würde das Volk, das, bevor die übrigen reif sind, damit den Anfang machen wollte, sich nicht dadurch vernichten? Die Lehre: „Liebt alle andern Völker mehr als euch selbst!“ muß erst allgemein gepredigt werden, ehe sie befolgt werden kann, und wir, die wie ihr bisher immer mehr als billig zugethan waren, thun sehr wohl sie endlich aufzugeben. Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmüthigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dächte, es wäre einmal Zeit ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagirt wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben. Es ist gewiß, wir, die wir so oft, während wir uns in den Haaren lagen, von unsern Nachbarn beraubt und bestohlen wurden, besitzen auch einiges, wofür sich der Rechtstitel nicht aufzeigen läßt. Aber ich bin der Meinung, unser Parlament wurde von einem sehr richtigen Tact geleitet, wenn es die Herausgabe bis auf den Tag verschob, wo Frankreich und Rußland in sich gehen und das, was sie von Deutschland verschluckten, wieder ausspeien werden. Nach Gefühlen, die sich nicht auf Ideen zurückführen lassen, soll man keine welthistorischen Processe schlichten, man soll solche Gefühle nicht einmal, wie zuweilen geschieht, für poetisch ausgeben wollen; es ist etwas nicht gleich poetisch, weil es unverständig ist, wenn es sich auch auf eine an sich nicht unedle, aber mit höheren Pflichten in Widerspruch befindliche Sympathie stützen kann. Es gab einmal einen Narren, der Gewissensbisse darüber empfand, daß er so viele unschuldige Thiere verzehrt hatte, und der nun anderen Thieren — denn diejenigen, an denen er gesündigt zu haben glaubte, lebten natürlich nicht mehr — in seinem auf so unrechtmäßige Weise erworbenen Fleisch und Blut Satisfaction gab. Vor einer solchen Reue und Buße, zu der uns der Kos=

mopolitismus verführen möchte, bewahre uns der Himmel! — Auf der entgegengesetzten Seite erhebt der stumpfe Particularismus wieder sein Haupt! Der ist nur noch widerwärtiger und unverzeihlicher, da er die Erfahrungen, die der Kosmopolitismus doch zum Teil, bei der neuen Lage der Welt, anticipiren soll, schon alle gemacht hat, da er gründlich unterrichtet ist, was bei ihm herauskommt. Preußen will, wie man aller Orten liest und hört, nicht mehr in Deutschland aufgehen, weil das in Oesterreich aufgehen heiße. Hat das einen Sinn? Hat überhaupt ein Volksstamm von einem andern etwas zu besorgen, solange sie alle gleichmäßig im Parlament vertreten sind? Und hat Preußen namentlich das mindeste von Oesterreich zu fürchten? Der Vorwand zerfällt in sich selbst, denn mehr als ein Vorwand kann es nicht sein! Aber einerlei, die üble separatistische Stimmung ist vorhanden und kann die schlimmsten Folgen haben. Ob sie wirklich, wie manche meinen, durch die Zügellosigkeiten der süddeutschen Presse hervorgerufen wurde, bleibe dahingestellt; es ist mir bei der in Preußen so weit verbreiteten Intelligenz kaum glaublich, da diese Zügellosigkeiten fast alle von Leuten herrührten, die lieber einen Tag rasen als ein ganzes Menschenleben hindurch der wahren Freiheit genießen wollten, und da solche Leute doch wohl zu erkennen sind. Soviel ist gewiß, sie ist reactionsträchtiger als alle Umtriebe von Junkern und Bureaukraten, die sich nicht auf sich selbst stützen. Darum wird jeder Patriot auf die Nachrichten aus Preußen über den Ausfall des 6. August mit der größten Spannung harren. Freilich läßt sich hoffen, daß der gesunde Sinn des Volks, als der Moment der Entscheidung kam, über eine unmotivirte und krankhafte Stimmung Herr geworden ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen die Einheit Deutschlands hintertreiben und Deutschland vernichten helfen kann, wenn ihm wider alles Vermuten und Verhoffen dieses Gelüst kommen sollte. Aber es ist noch weniger zu bezweifeln, daß es dann mit untergehen müßte. Der Arm kann freilich das Herz durchbohren, aber das ist auch sicher seine letzte That. *)

---

*) Dieselben Worte hat Hebbel später dem sterbenden Siegfried in den Mund gelegt. (Bd. 5, S. 121). D. H.

XV.

A. A. Z. vom 26./8. (Hauptblatt.)

Wien, 22. August. Die Bewegung scheint hier in ein neues Stadium zu treten, in ein Stadium, das freilich vorauszusehen war. Der Wiener „Seelsorge-Klerus“ kündigt den Gläubigen heute Sonntag feierlichst mittelst großgedruckten Maueranschlags an, daß der katholischen Kirche in Wien eine „schmerzliche Wunde“ geschlagen, daß einer ihrer Söhne von ihr abgefallen und daß dieser, obgleich bis auf die letzte Zeit „fungirender Priester“, jetzt eifrigst mit Verbreitung gefährlicher Irrlehren beschäftigt sei. Der Abtrünnige wird in diesem Placat nicht mit derjenigen christlichen Liebe behandelt, die dem Klerus, wenigstens da, wo er als Korporation auftritt, wohl anstehen würde; es wird nicht der geringste Versuch gemacht ihn wieder zu gewinnen, es wird durchaus keine Rücksicht darauf genommen, daß er sich selbst „im Irrthum“ befinden und also von seinem jetzigen Standpunkt aus eine Gewissenspflicht erfüllen kann, er wird kurzweg verstoßen, geschmäht und verdammt. Dagegen werden die Gläubigen auf eine Weise vor ihm gewarnt, als ob große Gefahr von ihm zu besorgen wäre, was doch nach den von ihm selbst und seinen Konsorten ausgegangenen Veröffentlichungen, die zur Seite des Placats an den Straßenecken prangen, keineswegs der Fall ist, denn sie sind phrasenhaft und leer. Es handelt sich, wie Sie wohl schon errathen haben, um den Deutsch-Katholicismus; es hat eine Volksversammlung im Odeon stattgefunden, worin ein Hr. Pauli, wie ich glaube, ihn gepredigt und ihm Sympathien gewonnen hat, und dieß ist für Wien jedenfalls ein wichtiges Ereigniß, das nicht ohne Folgen bleiben wird. Der klerikalische Bannstrahl wird den Handel nicht abthun, selbst dann nicht, wenn er zünden, d. h. den großen Haufen in Gährung versetzen und zu Gewaltsamkeiten antreiben sollte; dieß letztere könnte aber gar wohl geschehen, und darum war es wenig angemessen ihn zu schleudern. Ein Hr. Wilhelm Gärtner*), Priester an der Universitätskirche, hat sich zu einem öffentlichen Disputatorium mit Hrn. Pauli erboten; das ist schon besser, aber auch noch nicht das Rechte, denn was kümmert ihn die Person des Hrn.

*) Gärtner wurde später mit Hebbel eng befreundet. T. H.

Pauli, er hat es bloß mit der Sache zu thun, die natürlich durch eine gute oder eine schlechte Vertheidigung nichts gewinnt und nichts verliert. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese ersten Spuren einer religiösen Bewegung in Oesterreich für sehr wichtig und consequenzenreich halte; es wird sich schon mancher gewundert haben, daß sie nicht längst hervorgetreten sind. — Mit Ihrem ϱ-Correspondenten, der in Wien die Republik schon fertig sieht, kann ich nicht übereinstimmen. Wir sind zwar, was unsere Münzen betrifft, seit lange halbe Lacedämonier, denn wir haben nur noch Kupfer, und das steht dem Eisen nicht fern; aber im übrigen ist nichts Republicanisches zu spüren.

XVI.

A. A. Z. vom 29./8. (Hauptblatt.)

Wien, 24. August. Das Ministerium der Arbeiten hat, wie Sie wissen, der gebieterischen Nothwendigkeit nachgebend, den Taglohn der seit dem Barricaden-Tag*) auf Staatskosten beschäftigten Arbeiter um fünf Kreuzer herabgesetzt. Diese Maßregel, die vielleicht zu überraschend kam und vorher hätte angekündigt werden sollen, erregte in der Klasse, die sie betraf, natürlich die größte Unzufriedenheit. Es kam bereits am Montag, wo sie proclamirt wurde, zu Ruhestörungen, die jedoch, trotzdem daß die Stadtthore geschlossen, die Vorstellungen in den Theatern ausgesetzt werden mußten, einen unblutigen Ausgang nahmen. Der Dienstag ging still, obgleich in unheimlicher Schwüle, vorüber. Heute Mittwoch, kam es zur Krisis, und leider ist es dießmal nicht wie vorgestern ohne Opfer abgegangen. Der Hergang war dieser. Am Morgen bereits machten die im Prater auf ihrem gewöhnlichen Arbeitsplatz versammelten Arbeiter, statt wie sonst ans Werk zu gehen, ihrem Unmuth dadurch Luft, daß sie aus Lehm eine Puppe kneteten, die den Minister der Arbeiten (Schwarzer) vorstellen sollte, und diese feierlich unter allerlei charakteristischen Ceremonien begruben. Dabei erhitzten sie sich mehr und mehr, tumultuarische Scenen traten ein, und zwei

*) D. h. seit dem 15. Mai. D. H.

Sicherheitswachen, die sich, wahrscheinlich der Beschwichtigung halber, unter sie gemischt hatten, wurden erschlagen, nach dem einen Gerücht aufgehängt, nach dem andern erwürgt. Inzwischen war die Nationalgarde, zunächst der Leopoldvorstadt, alarmirt worden und zahlreich ausgerückt. Die Arbeiter schickten sich an unter vorangetragenen Fahnen in die Stadt zu ziehen, und am Anfang der Jägerzeile, auf dem sich dort nach allen Seiten ausdehnenden freien Platz, kam es zum Zusammenstoß. Die Zahl der Gefallenen und Verwundeten wird so höchst verschiedenartig angegeben, daß ich nichts darüber sagen will; drei erschossene Arbeiter habe ich selbst liegen sehen. Abends um sieben Uhr war im Prater alles wieder ruhig, während in einigen andern Vorstädten die Aufregung erst begann, weil die Kunde der Tagsvorfälle erst spät, und nur entstellt und vergrößert, dahin gedrungen war. Wo ich wohne, in der Josephstadt, wußte man noch um fünf von nichts; ich erfuhr erst, nachdem ich mein Haus verlassen hatte, wie es stand. So unendlich beklagenswerth das Ereigniß ist, so sicher mußte es kommen, denn der Weg, den man gleich nach dem Barricaden-Tag einschlug, um die Lage der Handarbeiter zu erleichtern, war ein verkehrter. Ich möchte darum auch, wie man zu thun anfängt, nicht gern auf Rechnung fremder Agitatoren setzen, was, wie mir scheint, mit Nothwendigkeit aus der Natur der Sache hervorging. Einem unserer jetzigen Minister erwiderte ich gleich damals, als wir uns auf der Straße trafen, auf seine Bemerkung: nun ist der Himmel wieder heiter! die Worte: aber wie sieht der Boden aus? Es hat sich heute gezeigt, daß ich die Kraft des gewählten Palliativmittels nicht ohne Grund bezweifelte. Der hiesige demokratische Club scheint die Handarbeiter freilich als eine Art von Staatsbeamten zu betrachten, denn er spricht in einem seit dem Montag erlassenen Maueranschlag davon, daß man mit den Ersparungen im Staatshaushalt von oben anfangen müßte, nicht von unten. Ich bin nur nicht der Meinung, daß alle privilegirten Classen aufgehoben worden sind, damit eine neue eingesetzt werde, und das wäre der Fall, wenn der Staat, der sich nicht darum kümmert, ob der Maler seine Bilder, der Handwerker seine Erzeugnisse, der Landmann seine Producte anbringt, unter allen Umständen durch ein über alle Relativitäten erhabenes Ur- und Grundgesetz verpflichtet wäre, dem Handarbeiter seine Arbeitskraft abzunehmen, und obendrein zu einem von den Conjuncturen unabhängigen fixen Preis. Nach

meiner Ansicht ist die unbedingte Garantie irgend einer Art von Arbeit eine Ungerechtigkeit gegen alle übrigen Arten, und die der Arbeit überhaupt eine Unmöglichkeit, und diese Ansicht, was auch die Leute einwenden mögen, welche die verkehrte Welt wollen, weil sie nur in eine solche hineinpassen, ist hier die bei weitem überwiegende; es gehört auch nicht viel dazu, um zu erkennen, daß die entgegengesetzte den einen Proletarier zum Blutegel des andern machen würde, da ja nicht der Aristokrat allein Abgaben zu zahlen hat, sondern auch der Bürger und der Bauer, und da diese Abgaben sich steigern müßten, wie die Ausgaben sich vermehren. Man hätte also den Handarbeitern, wie drohend sie sich auch unter den Barricaden in Masse ausnehmen mochten, nie als Recht einräumen sollen, was man ihnen höchstens als Wohlthat, aus Mitleid mit den Bedrängnissen des Augenblicks, bewilligen konnte, denn ein Princip, das doch wieder aufgenommen werden muß, darf man nicht fallen lassen, um momentane Verwirrungen zu beschwören. Doch das geschah; die Unglücklichen, die vermöge ihrer Bildungsstufe keinen Blick in den Organismus des Ganzen haben können, wurden feierlich zu Privilegirten erhoben, eine niederträchtige Presse, die ihrerseits die Armuth wieder schröpft und ihr den Nothgroschen ablockt, bestärkte sie in den durch diesen unüberdachten Schritt in ihnen geweckten Ansprüchen — und nun muß man sie mit Kugeln widerlegen. Wer trägt die Schuld? Wahrlich nicht die Arbeiter selbst, denn die sind im Kern brav und gut, sondern die Hohlköpfe, die unbekümmert um die Natur der Dinge, und den in der realen Welt allein gültigen Maßstab der Gerechtigkeit und der Möglichkeit verschmähend, ihnen ihre eigenen unreifen socialistischen Träumereien einimpften, und die freilich noch unendlich viel schlechteren Speculanten, die sich durch eine Massenbewegung in die Höhe bringen möchten. Ich weiß sehr wohl, daß Blut nicht unter allen Umständen ein zu kostbarer Saft ist, und würde mich leicht darein gefunden haben, wenn im März, wo es das Heiligste galt, ganze Ströme vergossen worden wären. Aber ich habe heute nicht ohne herzzerreißenden Schmerz die drei Leichen, deren ich oben erwähnte, erblicken können, denn ich mußte mir sagen: sie haben sich allerdings Gewaltthätigkeiten erlaubt, aber sie waren in einem Irrthum befangen, den sie selbst nicht als solchen erkennen konnten, und sie sind von jedem Standpunkt aus beklagenswerth. Obendrein soll die Sicherheitswache sich, wie ich

aus sehr glaubwürdigem Munde vernahm, arge Rohheiten gestattet und sogar bei ihrer Rückkehr in die Stadt grüne Reiser aufgesteckt haben, als ob sie von einer ruhmwürdigen Schlacht käme. Unstreitig war sie in gereiztem Zustande, unstreitig war nach den aus ihrer Mitte gleich im Anfang gefallenen Opfern kein ganz kaltes Blut von ihr zu verlangen. Aber nichtsdestoweniger hätte sie die Linie des zu Entschuldigenden bei weitem überschritten, wenn das wahr wäre, was man von ihr erzählt. Ich hatte auch bei diesem Anlaß wieder Gelegenheit, den gesunden Sinn der noch immer so hart gedrückten Mittelclassen, für die gar nichts geschieht, zu bewundern. „Das alles — sagte ein alter Handwerksmann zu mir — gehört noch mit auf Metternich's Rechnung. Hätte der uns seit 1815 langsam, Knopf nach Knopf, den Rock aufgeknöpft, wie weit würden wir schon sein!" Dabei beklagte er aufs wärmste das Schicksal des Kaisers Ferdinand. „Den alten Franz hätt's treffen sollen — setzte er mit blitzenden Augen hinzu — könnt' ich den wecken, noch heute müßt' er mir heraus!"

XVII.

A. A. Z. vom 25. 9. 1848. (Beilage.)

Wien, 19. Sept. Ich habe meine Feder eine Zeit lang ruhen lassen, weil ich glaubte, daß uns mehr als eine Krisis nahe sei. Da die Entscheidung sich jedoch zu verzögern scheint, so ist ein Rückblick auf die vorbereitenden Momente vielleicht am Platz. Ich habe die schleswig-holsteinische Angelegenheit immer als den Barometer unserer deutschen Einheitsbestrebungen betrachtet. Soviel steht auch wohl fest: wer sich gegen diese Angelegenheit gleichgültig zeigt, dem liegt nichts daran, daß ein einiges Deutschland zu Stande kommt. Hier in Wien ist man gleichgültig gegen sie; gleichgültig bis auf einen kaum glaublichen Grad; nicht einmal die in der Hintansetzung der Centralgewalt liegende Verletzung des oesterreichischen Prinzen, der sie repräsentirt, wird hier gefühlt, was man doch zum wenigsten hätte erwarten

sollen. Dieß ist ein Factum, vom dem ich das Gegentheil berichten zu können wünschte, das ich aber bei den wichtigen Consequenzen, die sich an dasselbe knüpfen, in seiner ganzen Nacktheit hinstellen muß. Wenn das noch eines Beweises bedürfte, so liegt der schlagendste wohl darin, daß sich hier, gerade jetzt, wo die Sympathie für Deutschland auf alle Weise an den Tag zu legen wäre, ein hitziger Kampf zwischen Schwarz-Roth-Gold und Schwarz-Gelb entsponnen hat. Es war die Rede davon, daß am gestrigen Montag Hunderte von schwarzgelben Fahnen auf einmal ausgesteckt werden sollten; es ward durch Maueranschläge und Journalartikel dazu aufgefordert. Das hätte ein prächtiges Gegenbild jenes Tages abgegeben, an dem die deutsche Fahne zum erstenmal auf dem Stephansthurm und auf einem Balcon der Kaiserlichen Burg flatterte. Es ist unterblieben; vielleicht weil man die entgegengesetzte Partei, die noch nicht ganz zusammengeschmolzen ist, fürchtete. Ohne Excesse wäre es auch nicht abgegangen, um so weniger als schon vorher einige vorfielen, und da die Schwarz-Gelben *κατ' ἐξοχὴν* sich nicht bloß Schwarz-Gelbe, sondern auch Freunde der Ruhe und der Ordnung nennen, so konnten sie freilich für einen möglicherweise sogar blutigen Zusammenstoß die Verantwortung nicht gut übernehmen. Zwischen den Schwarz-Gelben, die sich diesen Namen selbst beilegen und ihn führen wie etwa einen Hofrathstitel, und den Schwarz-Gelben, denen er von Unverständigen und Böswilligen beigelegt wird, ist nämlich scharf zu unterscheiden. Jene sind nur eine andere Art von Ultraradicalen, die um jeden Preis die alten Zustände wieder herbeiführen möchten und denen zum Theil auch wol wirklich alles Vertrauen in den Bestand der neuen fehlt. Sie glauben alles Ernstes, der Absolutismus sei nur suspendirt, nicht für alle Zeiten aufgehoben, und er könne trotz der von ihm im Angesichte Europa's und der Geschichte gegebenen heiligen Versicherungen recht wohl zurückkehren, wenn auch einstweilen nur in der Gestalt verdienter Strafe für begangene Sünden. Sie verwechseln ein Volk mit einem Individuum, das allerdings auf eine Reihe von Ausschweifungen hin durch eine feierliche Unmündigkeits-Erklärung seiner Jünglings- oder Mannesrechte beraubt und wieder zum Kind degradirt werden kann; sie vergessen, daß in einem Volk auf einen Rasenden immer tausend Vernünftige kommen und auf hundert Rasende höchstens ein sich seiner selbst bewußter Verbrecher; sie übersehen

vor allem, daß ihr ganzer Standpunkt ein verkehrter ist und daß das numerische Verhältnis, auf das sie sich stützen, schon aus dem Grunde nichts entscheidet, weil die alten Zustände keine Bürger für die neuen erziehen konnten und deßwegen selbst die Schuld tragen, wenn keine vorhanden sind. Sie sind daher durchaus keine moralische Macht, sondern können schlimmsten Falls, und dann nur zum Nachtheil des Princips, das sie im bornirtesten Sinn vertreten, physische Gewalt erlangen, sie können verwirren und aufhalten, nicht umwälzen und siegen. Ganz anders steht es mit denjenigen Schwarz-Gelben, denen dieser Name, seiner wohlverdienten Verhaßtheit wegen, ohne Grund vom Unverstand und von der Böswilligkeit aufgedrungen wird. Zu diesen gehören alle Vernünftigen, die der soeben charakterisirten Partei die Vorwände für ihre Umtriebe rauben möchten und darum den demokratischen Ultraradicalen, die ihr natürlich nur in die Hände arbeiten, entgegentreten; auch Ihr Berichterstatter wird zuweilen dazu gerechnet, und er macht sich eine Ehre daraus. Diese glauben, eine wahrhafte, auf dem gehörigen Fundament errichtete und die Garantie ihrer Dauer in sich tragende constitutionelle Monarchie sei für das Bedürfnis der Zeiten und der Völker durchaus genügend, und ein jeder, der, ohne sich um dies Bedürfnis zu kümmern, und ausschließlich seinem subjektiven Gelüste folgend, die Republik predige, sei zu bekämpfen, solange entschieden zu bekämpfen, bis die Regierungen wider alles Verhoffen und Vermuthen durch unzweideutige Rückkehr zum Absolutismus ein va banque auf Leben und Tod unumgänglich nothwendig machen. Diese verlangen von dem Baum, der heute gepflanzt ward, nicht schon morgen die Frucht, aber sie würden dem Arm, der die Axt an ihn zu legen wagte, wohl auch zu begegnen wissen und vermuthlich besser als die Unsinnigen, die ihn vor der Zeit schütteln und den Gärtner schmähen, weil er, als er ihn pflanzte, ihn nicht zugleich von der „Sklaverei" der Naturgesetze entbunden hat. Sie wissen zwischen einem mittelmäßigen Ministerium und einem seiner Aufgabe gewachsenen sehr gut zu unterscheiden, aber sie glauben nur ein perfides oder ganz und gar unfähiges stürzen und nur einem in jeder Beziehung lebenskräftigen vorarbeiten zu dürfen. Sie tragen nicht die schwarzgelben Farben, aber sie reißen sie auch niemandem ab, dem es gefällt sie anzustecken und dadurch dem Panslavismus Vorschub zu leisten. Es ist außerordentlich

wichtig, die **wirklichen** Schwarzgelben von den nur **sogenannten** zu trennen, wenn man die hiesigen Verhältnisse richtig beurtheilen will; darum habe ich mich über diesen Punkt ausgelassen. Die letzteren haben bis jetzt nur einen Fehler begangen, aber freilich einen sehr großen, den nämlich sich nicht zur Phalanx zusammenzuschließen. Das scheinen sie jetzt thun zu wollen, indem sie einen „monarchisch-konstitutionellen“ Verein zu gründen suchen. Der Zahl nach ist dieser Verein schon sehr stark; ob er eine moralische Macht werden wird, ist noch nicht zu bestimmen. Es hängt hauptsächlich davon ab, daß er dem Absolutismus ebenso entschieden die Spitze biete als dem Republicanismus, und daß er sich auf **achtungeinflößende** und **unzweideutige** Persönlichkeiten stütze. Ich werde Ihnen über diesen Gegenstand, wenn er es verdient, weiter berichten; das von dem provisorischen Comité erlassene Programm ist zu elastisch, zu unbestimmt und ausweichend, um ein Prognostikon zu gestatten.

Wenn die schleswig-holsteinische Angelegenheit den Wiener kalt läßt, wenn sie ihn höchstens, was allerdings geschieht, zu einigen Expectorationen gegen Preußen aufstachelt, so nimmt er dagegen sehr warmen Antheil an den ungarischen Verwicklungen und faßt diese aus dem rein deutschen Gesichtspunkt auf. Die Gemäßigten mißbilligen auf's entschiedenste die von den Ungarn seit dem März beobachtete fast perfide Politik; aber sie sind nichtsdestoweniger der Ueberzeugung, daß man ihnen zu Hülfe kommen muß. Sie halten diese Ueberzeugung nicht blos deßwegen fest, weil sie es in einem treuen Gedächtnis bewahrten, daß Ungarn den Gesammtstaat zweimal aus großen Gefahren rettete und darum Anspruch auf Dankbarkeit und selbst auf Nachsicht hat; sie thun es noch mehr deßwegen, weil Ungarn, trotz seiner momentanen Uebergriffe, nie gefährlich werden, seine Vorpostenbedeutung aber auch nie für die Civilisation verlieren kann. Es befindet sich seit gestern eine ungarische Deputation in den Mauern Wiens, die, einer ihr vorangeschickten Proclamation zufolge, nicht an den Kaiser, nicht an das Ministerium, sondern an das oesterreichische Volk, soll heißen an den Reichstag, gerichtet ist. Der Reichstag hat in Anerkennung der ihm gezogenen Gränzen nach heftigen Debatten und gehaltenen langen Reden, welche von der Jugend, die es mit dem punctum saliens bekanntlich nicht genau nimmt, für ciceronianisch erklärt wurden, mit großer Stimmenmehrheit die Annahme derselben abgelehnt.

Das war durchaus richtig, denn die ungarischen Verhältnisse sind dem Reichstag bekannt und über das Detail kann er jeden Augenblick das in seiner Mitte sitzende Ministerium interpelliren; an warmer Sympathie für die Ungarn mangelt es ihm auch nicht, es war daher auch nicht der Schatten eines Grundes vorhanden, den positiven Rechtsboden zu überschreiten und sich dadurch einem Rückschlag auszusetzen. Der demokratische Verein bereitete während der bis in die Nacht hinein dauernden deßfälligen Verhandlungen einen Fackelzug für die Deputation vor, der, nach der auf der Straße herrschenden Bewegung zu urtheilen, lebhafte Unterstützung finden wird. Uebrigens ist alles wahr, was Ihre Zeitung über die gräuelhafte Art der serbischen Kriegführung in Ungarn gemeldet hat, und man hat, wenn man Augen- und Ohrenzeugen spricht, viel zu thun der inneren Entrüstung soweit Meister zu werden, daß das Herz einem nicht mit dem Kopf davonlaufe. Die rohen Horden scheinen nicht sowohl ihr Recht erkämpfen, als den alten Satz, daß der Mensch eine verkappte Bestie sei, beweisen zu wollen; ich kann eben darum dießmal mit den Demokraten nicht hadern, wenigstens mit denjenigen nicht, die unter dreißig Jahre zählen.

Seit acht Tagen ungefähr ist Johannes Ronge hier; auch Duller, der treue und eifrige Apostel des Deutsch-Katholicismus, befindet sich in unserer Mitte. So schlecht der Deutsch-Katholicismus hier auch im Anfang vertreten war, so wenig er auch bis jetzt noch in die Massen gedrungen ist, so sicher wird er Boden gewinnen. Schon hat sich eine Gemeinde gebildet, die bereits über 2000 Mitglieder zählt und sich täglich vergrößert; die Vorsteher haben sich an das Ministerium um Einräumung einer Kirche gewandt und wahrscheinlich werden sie die der Ligorianer, als die einzige leer stehende und nebst dem Kloster für Nationaleigenthum erklärte, erhalten. Jedenfalls thut der Gemeinde eine Kirche noth, denn die Versammlungen im Odeon können, so zahlreich sie auch besucht werden, nicht fortdauern, sie haben, wie es die für Bälle bestimmte Localität mit sich bringt, zu viel Profanes. Ich habe Ronge selbst gehört: ein Luther ist er nicht, nicht einmal einer des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Preßprocesse haben wir jetzt schon ein halbes Dutzend gehabt; bei einem derselben, dem ich beiwohnte, lernte ich in dem Vertheidiger des Angeklagten, dem Frhrn. Stift jun., ein glänzendes juridisch-dialektisches Talent kennen, das ich, obgleich

ich sein politisches Glaubensbekenntniß nicht theile, in der auf der deutschen Seite fast ganz von Capacitäten entblößten Reichsversammlung zu erblicken wünschte. Ich führe dieß an, damit man im übrigen Deutschland die Talente Oesterreichs nicht nach den Talenten der Reichsversammlung messe; es wäre ungerecht. Auch die Cholera, die schreckliche Geheimnißvolle, beschäftigt die Gemüther, und einer unserer geistreichsten Aerzte, Dr. Romeo Seligmann, liest an der Universität ein publicum über sie, das ohne Zweifel bei der Aufklärung, die es verbreitet, segensreich wirken wird. — Auf unsern Theatern, denen der Vorstadt natürlich, erscheinen Metternich und Joseph II.; fragen Sie mich nur nicht, in welcher Gestalt. Das Hofburgtheater ist und bleibt dagegen ein Räthsel; es scheint um jeden Preis untergehen zu wollen. Ueber die künstlerischen und wissenschaftlichen Institute nächstens etwas ausführlicheres; es ist deßwegen an der Zeit, weil nur ihre Reformirung, soweit sie noth thut, unsere Errungenschaften garantiren kann.

XVIII.

A. A. Z. vom 3./10. 1848. (Beilage).

Wien, 30. September. Iwan Wassiljewitsch, der Czar aller Reußen, blutigen Andenkens, ließ dem Gesandten Englands, als derselbe in zu treuer Befolgung seines Mandats bei der Audienz den Hut nicht vor ihm abnahm, diesen auf den Kopf nageln.*) Das war der fürchterlichste Beweis, den der Absolutismus jemals von seiner Machtvollkommenheit gab, und schaudernd trug ihn die Geschichte in ihr Denkbuch ein. Auf eine gleiche, nein, auf eine noch viel fürchterlichere Art hat jetzt in Frankfurt am Main die czarenhaft-absolutistisch agirende Minorität des deutschen Volks, die uns die Republik aufdringen will, ihre Machtvollkommenheit darzuthun versucht. Sie hat während eines ohne allen Zweifel von ihr künstlich hervorgerufenen Aufstandes zwei ihr mißfällige Parlamentsmitglieder morden, ja abschlachten lassen und für eine solche Gräuelthat, wie es scheint, in einem Turnercorps, das

*) Von Hebbel ebenfalls erwähnt in der 3. Abteilung des Gedichtes: Noch ist Polen nicht verloren. Bd. 8, S. 189. T. H.

heißt in einem Verein von deutschen Jünglingen, ein williges Werkzeug gefunden. Iwan Wasiljewitsch gab sich für keinen Verbreiter der Humanität und der Freiheit aus und hatte ohnehin in seinem Jahrhundert und in den barbarischen Zuständen seines Volks und seines Reichs eine Entschuldigung; die Zeit, wo der russische Czar dem Tartarenchan in Person den jährlichen Tribut darbringen und von ihm einen Fußtritt entgegennehmen mußte, lag noch nicht weit hinter ihm, und man weiß, welche Prinzessin die Polen ihm schickten, als er um eine anhalten ließ. Was läßt sich zur Entschuldigung von Leuten vorbringen, die im Jahre 1848 und in Deutschland leben, und die, während sie von der Ehre des deutschen Volks reden, das deutsche Volk mit Schmach bedecken! Gehen sie in Büffelhäuten einher, essen sie Zwiebelsuppen mit Talglichtern umgerührt, schlagen sich zwei von ihnen todt, wenn vier in der Branntweinschenke zusammenkommen? O nein, sie schlürfen des Morgens höchst gebildet ihre Chocolade, sie nehmen des Abends ihr Eis, sie wissen Goethe und Schiller auswendig, sie citiren Hegel und Kant und ziehen Glacé-Handschuhe an, wenn sie in Gesellschaft gehen! Denn Ihr Frankfurter Correspondent hat Recht; die Sensenmänner sind in letzter Instanz für das Vorgefallene so wenig verantwortlich wie die Sensen, und das soll die Untersuchung unverrückbar fest im Auge behalten. Ungeschehen machen läßt sich das Geschehene nicht, aber es muß vorgesorgt werden, daß es sich nicht wiederholen, sich nicht noch steigern kann.

Allerdings, und das ist ein äußerst wichtiger Punkt, hat das Parlament mehrfachen Anlaß zu gerechtem Unwillen gegeben. Es gab dringenderes zu thun als die Grundrechte in endloser Breite festzustellen, und es war ein beklagenswerthes Schauspiel, den Waffenstillstand in Frankfurt erst verwerfen und dann acceptiren zu sehen. Das Parlament kann seinen doctrinären Charakter nicht schnell genug ablegen, sich vor Inconsequenzen nicht sorgfältig genug hüten. Das ist seine heiligste Pflicht, an deren Erfüllung sich seine moralische Macht, vielleicht sogar seine Existenz in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung knüpft. Die lasse es sich angelegen sein, dann wird das allgemeine Vertrauen, das jetzt erschüttert ist, wie man sich nicht ableugnen darf, bald wiederkehren. Es gehe zur That über und thue das einfachste zuerst, d. h. es mache sich unabhängig von seiner Galerie, es belehre das tumultuarische Publikum, das sich dort versammelt,

auf nachdrückliche Weise, daß es unten im Schiff der Kirche mit vertreten wird, wie jeder andere Bruchtheil des Volks, und daß es kein doppeltes Stimmrecht besitzt. Dann reinige es sich, es stoße die Mitglieder, die „bluttriefende“ Reden auf der Pfingstweide gehalten und „blutlechzende“ Artikel in die Presse geschleudert haben, unerbittlich aus, wenn sich das gräuelhafte Factum beweisen läßt, und es lasse sich dadurch nicht verblenden, daß sie sich nicht persönlich am Aufstand betheiligten und ihn wohl gar zu beschwichtigen versuchten, als es zu spät war. Nichts ist kläglicher als erst den Feuerbrand zu werfen und dann, wenn das Haus in Flammen steht, einen Eimer voll Wasser zum Löschen herbeizuschleppen; das zeigt nur, daß man nicht für seine Thaten einzustehen wagt und sich, den Gerichten gegenüber, decken möchte. Dieß verlangen neun Zehntheile der deutschen Nation vom Parlament, dieß verlangt ein jeder, der es müde ist, unsere Errungenschaften fort und fort durch eine zum Theil bornirte, zum Theil zweideutige Fraction in Frage gestellt und der höchsten Gefahr ausgesetzt zu sehen. Wir wollen nicht länger mit uns experimentiren lassen; das Volk hat sich thatsächlich durch die denkbar größte Majorität für die constitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage ausgesprochen, und wer sich wie ein Hecker, ein Struve, dieser Majorität nicht fügt, ist ein Absolutist und frevelt nicht bloß an seinem Vaterlande, sondern an der gesammten Menschheit, weil er das Fundament aller Gesellschaft auflockert. Darum muthig vorwärts auf der eingeschlagenen Bahn, Heinrich von Gagern; hinter dir steht die Nation, nicht hinter jenen Leuten, die, wenn sie mit ihren zur größern Hälfte ausländischen Gewalthaufen irgend ein unbeschütztes Städtchen an der Grenze überfallen, Republik und Standrecht zugleich verkündigen und allerdings auch verkündigen mußten.

Ich wollte Ihnen dießmal, meinem Versprechen gemäß, einen Kunstbericht schicken, aber ich hielt es für Pflicht mich über das Frankfurter Attentat auszusprechen und ich glaube, ein jeder sollte das thun, der irgend ein Verhältniß zur Oeffentlichkeit hat; Schweigen und Zaudern ist nicht mehr erlaubt. Hier wird es von allen auf gleiche Weise beurtheilt, die Ultraradicalen kaum ausgenommen, soviel ich wenigstens, der ich ihre Blätter nicht regelmäßig lese, erfuhr. Ueber die hiesige Journalistenbewegung wird Ihnen schon berichtet worden sein. Das Hofburgtheater brachte und bringt in diesen Tagen die erste dem Zeitmoment ange-

messene Vorstellung, Schiller's Wallenstein in seinen drei Abtheilungen, unverkürzt und unverstümmelt; das Lager war gestern, die Piccolomini sind heute, Wallenstein's Tod ist morgen. Darauf wird Shakespeare's Julius Caesar schnellstens folgen. So ist's Recht, und auch die Casse wird sich gut dabei stehen, denn das Wiener Publikum weiß sehr wohl zwischen Machwerken und Meisterstücken zu unterscheiden, und das Haus ist immer voll, oft überfüllt, wenn einer der „geharnischten" Geister der Vergangenheit über die Bretter schreitet. Das zeigte sich gestern wieder auf's glänzendste.

XIX.

A. A. Z. vom 22. 10. (Hauptblatt).

Wien, 18. Oct. Eine große Entscheidung rückt heran, und da niemand wissen kann wie sie ausfallen wird, so ist es wohl nicht überflüssig das ins Auge zu fassen, was bei jedem Ausgang als feststehend betrachtet werden muß. Eine Schlacht steht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit bevor, und daß sich an dieser die Bürgerwehr auf das ernstlichste zu betheiligen gedenkt, ist außer Zweifel; auch wird sie bei der Einmüthigkeit, die in ihr herrscht, und bei der glänzenden Muthprobe, die sie am 6. October abgelegt hat, kein kleines Gewicht in die Wagschale werfen. Die auswärtigen Gesandten, von denen es anfangs hieß, daß sie gegen die Beschießung der Stadt protestirt hätten, sind dem Vernehmen nach heute abgereist; das ist wohl ein Zeichen mehr, daß die Würfel bald fallen werden. Uebrigens bieten die Straßen, wenn auch natürlich von dem bunten Treiben der früheren Zeit noch nicht wieder die Rede ist, durchaus keinen öden Anblick mehr dar; daß Jellachich seine Croatenhorden sowenig hineinlassen als mit vergifteten Kugeln seine Gewehre laden darf, leuchtet jedermann ein, und daß die Anwesenheit des Reichstags den Commandirenden, die ihm unterworfen sind, in jedem Fall eine wenigstens ebenso große Schonung zur Pflicht macht wie die des diplomatischen Corps, ist ebenfalls niemand unklar. Dagegen sagt sich mancher, wenn er die Folgen der bevorstehenden Katastrophe nach beiden Seiten überschlägt: gewonnen werden kann nichts, verloren gehen kann alles! Ich theile diese Ansicht nur halb. Freilich wüßte

auch ich kein positives Resultat anzugeben, das bei einem günstigen Ausgang zu erwarten wäre, wenn es anders nicht in die mir sehr vag vorkommende Kräftigung der deutschen Interessen gesetzt werden soll, aber ich fürchte auch das negative nicht. Zunächst steht es fest, daß der 6. October, mag man ihn nun betrachten, wie man will, provocirt ward, provocirt durch das kaiserliche Manifest, das drei Unmöglichkeiten auf einmal anordnete, und durch die ganze in Bezug auf Ungarn vorhergegangene Politik. Ob eine nochmalige Volkserhebung nothwendig war, ob der infolge der ersten zusammenberufene Reichstag nicht wie befugt, so auch mächtig genug gewesen wäre einzuschreiten, das will ich nicht untersuchen; daß sie aber ohne dieß Manifest und bei einem den Ungarn gegenüber beobachteten offenen und ehrlichen, wenn auch strengen und zurückweisenden Benehmen nicht stattgefunden haben würde, davon halte ich mich überzeugt. Es ist wohl keiner in Wien, der die am 6. October vorgefallenen Excesse, der namentlich die an Latour, dem lebenden und dem todten, verübten Scheußlichkeiten nicht beklagt und verabscheut; daß diese Vorgänge aber den constitutionellen Kaiser nicht berechtigen konnten die Hauptstadt, oder vielmehr die Nähe derselben, abermals zu verlassen, ist über allen Zweifel erhaben. Ein solcher Schritt kann höchstens entschuldigt werden; er steht aber in schneidendem Widerspruch mit den höchsten Pflichten eines Herrschers, der wahrlich nicht sein Alles gethan hat, wenn er dafür sorgte, daß die Vergoldung des Thronhimmels nicht leidet; er geht aus der durchaus absolutistischen Anschauung hervor, daß das Reich die Privatdomäne des Monarchen sei, der gegenüber er nur Rechte habe, und daß er nichts als seine persönliche Wohlfahrt zu berücksichtigen brauche. Wenn man erwägt, was seit einem halben Jahrhundert principiell für die Darniederhaltung aller Bildung im oesterreichischen Volk, ja positiv für seine Entsittlichung geschehen ist, wenn man nur die Wiener Vorstadttheater mit ihrem Nestroy kennt, so ist eine Furcht, die am 6. October das Hereinbrechen der ungezügeltsten Anarchie für möglich hielt, allerdings gerechtfertigt, denn freilich ist der durch Opiate Berauschte nur in Fesseln ungefährlich; was aber solch ein Berauschter in seinem unzurechnungsfähigen Zustand vollbringt, ist auf Rechnung dessen oder derer zu setzen, die ihm das Gift in sein natürliches Getränk mischten, ja es ihm in sein Brot hineinbuken; und wenn er ihnen zu Leibe ginge, sie wären kaum befugt den Degen gegen

ihn zu ziehen! Es ist nothwendig in der gegenwärtigen Krisis hieran zu erinnern, und ich, der ich nicht müde geworden bin, in Ihrer Zeitung alle ultraradicalen Tendenzen nach Kräften zu bekämpfen, kann es am ersten thun. Daß das Heer vor den Thoren Wiens kein Lustlager bezogen hat, hat es heute morgen bereits bewiesen; es sind schon dreißig Kanonenschüsse von seiner Seite gegen die Stadt gefallen. Was beabsichtigt das drohende militärische Manöver? Es gibt hin und wieder eine furchtsame Seele, die meint, man wolle der Freiheit soviel Wunden versetzen, wie der unglückliche Latour am Laternenpfahl aufzuzeigen hatte. Lächerlich! In Wien kann nicht verloren gehen, was der oesterreichischen Gesammtmonarchie angehört, und die Wiener haben sich Preßfreiheit, Nationalbewaffnung, Associationsrecht und constituirende Versammlung nicht als Wiener, sondern als oesterreichische Staatsbürger erkämpft, die Preßfreiheit nicht einmal blos als oesterreichische Staatsbürger, sondern als Menschen; denn wo die Preßfreiheit ungebührlich beschränkt wird, da wird nicht blos ein Volk, da wird die Menschheit selbst verkürzt und an einem ihrer Glieder verstümmelt, in einem ihrer Organe gelähmt. Was beabsichtigt es denn sonst? Will es die allerdings vorhandenen einzelnen Anarchisten einschüchtern und ihrer Thätigkeit, soweit sie verbrecherisch ist, den gesetzlichen Damm entgegenstellen? Das wäre an sich löblich und wünschenswerth, aber ob dieses Ziel durch ein Heer erreicht werden kann, ob es durch ein rothes Meer hindurch, in dem das Blut aller Parteien zusammenfließen würde, verfolgt werden darf, das ist zu bezweifeln, und um so mehr, wenn man den gegenwärtigen Zustand der Stadt, die allgemein herrschende Ruhe und Ordnung, sowie das in fast jeder Beziehung tadellose Benehmen des Reichstags gebührend in Anschlag bringt. Man kann nur noch fragen, aber die Antwort wird nicht lange mehr ausbleiben. Eins steht fest: Caspar Hauser hätte sein ganzes Leben in seiner finstern Zelle zubringen können, ohne daran zu denken, wozu er Arme und Beine habe; aber einmal herausgekommen, wäre er nur noch todt wieder einzukerkern gewesen, und ein solcher Caspar Hauser ist das oesterreichische Volk. Und weiter steht fest: wenn die Intelligenz durch Gewaltmaßregeln zum Schweigen gebracht und geknebelt wird, so treten alle dämonischen Mächte, die sie bis jetzt doch noch im Ganzen darniederhielt, an ihre Stelle, und sie selbst muß sich zu ihnen schlagen.

XX.

A. A. Z. v. 23./11. (Beilage.)

Wien, 18. November. Also auch Berlin in Belagerungsstand erklärt! Die Art, wie diese Maßregel dort durchgeführt wurde, ist die beste Kritik des hier eingeschlagenen Weges. Unvermeidlich war sie hier, darüber konnte sich seit der im August vorgefallenen Arbeiteremeute, über die ich Ihnen ausführlich berichtete, kein Vernünftiger mehr täuschen. Warum man sie nicht am 26. September ergriff, an dem eine schüchterne Probe des 6. Oktobers stattfand, ist mir ein Räthsel; angezeigt war sie niemals mehr als an dem Tage, wo alles grund- und zwecklos durcheinanderlief, wo die Aula, um doch irgend etwas positives zu erlangen, die Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses forderte und wo das bloße Aufmarschieren der Grenadiere die Ruhe wiederherstellte. Damals hätte man wahrscheinlich ohne Blutvergießen zum Ziel kommen und dem Entsetzlichsten vorbeugen können. Die Geschichte wird bei diesem Umstand verweilen und ihn höchst wichtig finden. Doch, das ist, jetzt auch, eben nur noch ihre Sache.

Die Würfel sind gefallen: wie liegen sie? Die Wiener Bewegung kam mir in ihren letzten Stadien wie das Gehen der Kinder vor; sie brauchen die Beine und freuen sich, daß sie welche haben, warum sich incommodiren mit dem leidigen Wohin und Wozu? Damit hat es nun ein Ende, und das ist gut. Es war für Männer von Bildung und Charakter schon längst ein peinlicher, zuletzt ein durchaus widerwärtiger Zustand. Man sah den Aristophanes auf der Straße, und wahrlich, er hatte dadurch nicht an Würde gewonnen, daß er blutbespritzte Gewänder trug. Wenn man, unbekümmert um die Sophismen unserer abstrakten Philosophen vom zweiten Rang, auf die „verbrauchte“ konstitutionelle Monarchie zurückkam, so erhielt man die Antwort: lieber russische Despotie! Wenn man auf die Geschichte und die Nothwendigkeit organischer Entwicklung hinwies, so hieß es, das eben sei das Charakteristische der Gegenwart, daß sie mit aller und jeder Geschichte gebrochen habe. Wenn man dem oft citirten Ausspruch Ludwig's XIV.: „L' état c'est moi“ den ebenso bezeichnenden des athenischen Bürgers: „ich verurtheile den Aristides, weil es mich verdrießt ihn immer den gerechten nennen zu hören“

entgegensetzte, um zu beweisen, daß auch die Republik nicht ohne ihre Extreme sei, so wurde die Consequenz nicht eingeräumt. Und Leute, an denen man dieß und ärgeres erlebte, gehörten mit zu den Führern der Presse, waren auch so wenig dumm als schlecht, sondern blos berauscht und freilich auch unwissend, wenigstens confus. Die verderbten denn dadurch das Volk, daß sie, ohne sich an die Natur der Dinge und an das Maß des Möglichen zu kehren, ihre unreifen, in keiner Staatsform der Welt realisirbaren sogenannten socialen Ideen predigten. Ihre Logik war die: da es wünschenswerth ist, daß die Erde in einen Pflaumenkuchen verwandelt wird, den jeder Hungrige blos anzuschneiden braucht, und der Ocean in einen ungeheuren Weinkübel, so muß die Gesellschaft auf den Kopf gestellt und die Republik vorbereitet werden. Ihr Publikum fragte nicht viel nach dem Tertium Comparationis, es klatschte dem Schluß Beifall zu, weil die Prämisse sich von selbst empfahl. Sie hatten zum Theil vielleicht die besten Absichten, säeten aber darum nicht weniger Unheil und waren darum auch um nichts weniger strafbar. Denn wie es Länder gibt, in welchen die Trunkenheit als solche bestraft wird, eben weil das Gesetz die in der Trunkenheit verübten Verbrechen, wegen der Unzurechnungsfähigkeit des Subjects, nicht strafen kann, so sollte die Preßgesetzgebung, wenigstens in Staaten, die an die freie Presse noch nicht gewöhnt sind, die Bildungslosigkeit auch für ihre politischen Räusche verantwortlich machen. Es wäre wenigstens seltsam, wenn man, um ein Recept schreiben, einen Proceß führen zu dürfen, jahrelang studiren und ein strenges Examen bestehen müßte, als Volkslehrer aber — und was ist der Schriftsteller, was ist namentlich der Journalist anders? — trotz der grassesten Ignoranz jederzeit hervortreten und sich mit dem leidigen: „ich hab's wohl gemeint" in kitzlichen Fällen aus der Schlinge ziehen könnte. Aber es zeigt sich jetzt, daß ich nicht so ganz unrecht hatte, wenn ich schon vor Jahren die bei uns in literarischen Dingen einreißende Barbarei für aesthetisch gleichgültig, aber für ethisch bedeutsam und folgenschwer erklärte. Was sollte das Bürschchen, das gewöhnt war grünschnäbelig über einen Dichter abzusprechen und dem es nicht einmal übel bekam, wenn es bei der Gelegenheit mit den ersten kritischen Autoritäten in den schneidendsten Widerspruch gerieth, was sollte ein solches Bürschchen abhalten einen Staatsmann vor sein Forum zu ziehen? Es hatte nie nöthig

gehabt sich um Aristoteles und Lessing zu bekümmern; wie sollte es ihm einfallen sich nach Adam Smith und Dahlmann umzusehen? Die Literatur wird bei uns seit geraumer Zeit als eine Art von Ablagerungskolonie für das geistige Proletariat betrachtet: daraus folgt, daß der Novize, der gefragt wird: hast du Talent und Kenntnisse? antworten zu dürfen glaubt: ich habe einen hungrigen Magen und eine leere Tasche. Das muß ein Ende nehmen; wohin es führt, haben wir in Wien erfahren: der Frechheit ist die Freiheit, wenigstens momentan, als Opfer gefallen! Ich weiß sehr wohl, wie schwer die Linie zwischen Maßregeln, die den Mißbrauch möglichst verhüten, und solchen, die den Gebrauch hemmen, zu ziehen ist, nichtsdestoweniger muß sie gezogen werden. Das Unausführbare wird nicht verlangt; der Staat kann sich durch kein Mittel der Welt vergewissern, daß der Arzt nie ein falsches Recept schreibe, der Richter nie ein falsches oder ein ungerechtes Urtheil spreche. Wohl aber kann er sich die Gewißheit verschaffen, daß der eine den Galenus, der andere den Gajus kenne. Die Consequenz ergibt sich von selbst. — Wir befinden uns denn jetzt — Dank unserem Indifferentismus, der uns dem demokratischen Treiben ruhig zuschauen ließ — mitten im Belagerungszustand. Wer leidet darunter? Nicht die Ultraradicalen, von denen sind die meisten davongelaufen — „ausgewandert“, wie es einer mit pfiffigem Euphemismus nannte; aber nicht nach Texas in die Schlangenhöhle, sondern nach Berlin oder wo sonst Geschäfte zu machen sind. Nur die Gemäßigten und Besonnenen, diejenigen, die sich nicht im demokratischen Club, sondern im juridisch-politischen Leseverein zu versammeln, die nicht Brandfackeln zu gießen, sondern Brunnen zu graben pflegten; denn sogar dieser Verein ist geschlossen und scheint es zu bleiben. Nun, ganz unverdient ist die Strafe nicht; auch Schweigen und Gewährenlassen ist zu Zeiten Sünde, wie der große Grieche wohl wußte, als er aussprach, daß jeder Staatsbürger in gefährlichen Krisen Partei ergreifen müsse. Warum standen die HH. Grillparzer, Bauernfeld u. s. w. im Winkel und legten die Hände in den Schooß? Sie gehören mit zur oesterreichischen, zum Theil sogar zur deutschen geistigen Nationalgarde, und es hängt nicht von ihrem Belieben ab, ob sie ausrücken wollen oder nicht! Dem „constitutionell-monarchischen“ Verein mache ich keine Vorwürfe: der hat dadurch genug gethan, daß er bis zum 6. Oktober durch Plakate an den Straßenecken und durch Zeitungsartikel sich

selbst lobte, um dann auf seinen Lorbeeren ausruhen zu dürfen; hoffentlich wird er auferstehen, sobald es mühe- und gefahrlos geschehen kann. Uebrigens bin und bleibe ich der Meinung, die ich bereits in meinem letzten oder vorletzten Artikel aussprach: in Wien kann nicht verloren gehen, was der gesammten oesterreichischen Monarchie angehört, und was der Belagerungszustand auch mit sich bringt, es ist nur momentan, wie er selbst. Den Maßlosigkeiten der Anarchisten mußte ein Damm gesetzt werden, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte, das ist gewiß, und die Geschichte wird entscheiden, ob das im rechten Moment und auf die rechte Weise geschah. Aber ein Zurückkehren ins alte Gleis ist nicht mehr möglich. Im Burgtheater, das vorgestern mit: „Leichtsinn aus Liebe" wieder eröffnet wurde, hat eine Rede, die von den „guten alten Zeiten" sprach, freilich Enthusiasmus erregt. Aber dieser Enthusiasmus dürfte sich nicht weit über die Theaterräume hinaus verbreiten. Wer es mit der Dynastie und dem Volk wohl meint, der ruft: das Gute der alten und das Vernünftige der neuen Zeit: Nur so kommt ein Staatsbau zu Stand, dessen Dauer nicht vom Zufall abhängt.

XXI.

A. A. Z. vom 28. 11. (Hauptblatt.)

Wien, 24. Nov. Endlich ein Ministerium! Mögen die Männer, die es bilden, unverrückt und entschieden die constitutionelle Bahn wandeln und mögen sie gleich ihren ersten Schritt durch versöhnende Maßregeln im allerausgedehntesten Sinne bezeichnen! Ihre Aufgabe ist eine ungeheure, und so wenig die Wiener Katastrophe, wie früher unter Doblhoff's Präsidium der Weltgeist, hat ihnen vorgearbeitet. Mit Wien und seiner Aula war leicht fertig zu werden, denn es stand seit dem 6. October allein. Das war die natürliche und verdiente Folge des rohen, anarchischen Treibens auf der einen Seite, welches bewußt oder unbewußt die Basis der Freiheit und der Gesellschaft überhaupt unterhöhlte, und des feigen oder bornirten Indifferentismus auf der andern, bei den Wohlgesinnten, die den Schiffbruch garnicht

vorherzusehen oder zu glauben schienen, es gebe auch während eines solchen noch verassecurirte Plätze. Wie hätte eine Wirthschaft dieser Art allgemeine Sympathien erwecken sollen? Nicht weil sie factisch mißlang, muß man die sogenannte October-Erhebung verdammen, denn der äußere Erfolg ist ein höchst trügerischer Maßstab, sondern weil sie garnicht gelingen, weil das, was sie anzustreben vorgab, durch sie garnicht erreicht werden konnte. Oder würde, wenn sie gesiegt hätte, Oesterreich in Deutschland aufgegangen, würde man diesem Ziel dadurch auch nur um einen Schritt näher gekommen sein? Mehr kann man aber nicht thun als daß man den Werth einer Idee, die in einer Krisis als die leitende hervortritt, nach ihrer ganzen innern Tragweite, nach den Consequenzen, die sie im allergünstigsten Fall gehabt haben würde, abmißt; muß man sie auch dann verwerfen, so geschieht es immer mit Recht. Die October-Bewegung war daher in und durch sich selbst gerichtet; sie war ein Stein, der, einmal aus dem Wege geschleudert, für immer beseitigt ist, keine Pflanze, die Wurzeln hinterläßt. Ganz anders würde sich alles stellen, wenn das Ministerium in den Völkern Oesterreichs das Mißtrauen in seine constitutionellen Gesinnungen und Absichten nicht darniederzuhalten wüßte, denn in dem Augenblick, wo dieß erwachte, würden alle Spaltungen zwischen Residenz und Provinzen und alle nationalen Zwistigkeiten aufhören, und Preußen scheint gerade jetzt das Beispiel zu geben, daß man wohl einzelne Städte, nicht aber ein ganzes Land, in dem Intelligenz und Besitz für die wahre Freiheit zu zittern anfangen, in Belagerungszustand versetzen kann. Möge das Ministerium denn nicht blos ehrlich — daran ist nach allem, was ich aus guter Quelle vernehme, nicht zu zweifeln — sondern auch offen zu Werke gehen; dann ist ihm die Unterstützung aller derjenigen, die nur das Mögliche wollen, gewiß. Möge zu seinen ersten Functionen die Verkündigung einer allgemeinen, nur die Mörder Latour's und die allenfallsigen bestochenen Emissäre ausschließenden Amnestie gehören! Wenn man erwägt, welch ein unentwirrbarer Knäuel von Recht und Unrecht im ganzen, und von Schuld und Unschuld, d. h. von freiem Entschluß und blinder Nöthigung im einzelnen, sich aus dem 6. October während der vielen und sehr scharf von einander zu unterscheidenden Stadien der Bewegung entwickeln mußte, so erscheint der Wunsch nach einer solchen Amnestie ohne

allen Zweifel auf jedem Standpunkt als wohlbegründet, ja als unabweisbar.

XXII.

A. A. Z. vom 30./11. (Hauptblatt.)

Wien, 26. November. Wien hat wieder sein altes „gemüthliches“ Ansehen. Auf den Trottoirs drängen sich elegante Spaziergänger, in den Straßen rollen die Carrossen, die Läden glänzen in gewohnter Pracht, es gibt nicht blos Verkäufer mehr, es gibt wieder Käufer. An den Fenstern, hinter welchen die Ciceros unseres Reichstags, die Commandirenden der akademischen Legion, ein Dutzend Magyaren und einige unserer letzten Staatspiloten, der Unsterblichkeit gewiß, zu prangen pflegten, paradiren jetzt Windischgrätz, Jellachich und Radetzki. Das hiesige Straßenpflaster, von dem mir in Neapel einst ein Pole, ein doch gewiß unverwerflicher Zeuge, versicherte, er wolle lieber davon essen als von einer italienischen Schüssel, ist wieder so sauber und so fest wie es war. Wenn auch die Regenwürmer noch darunter kriechen: man sieht sie nicht, sie sind mit den Barricaden verschwunden. Wäre nicht die Jägerzeil, wären nicht Matzleinsdorf und Hundsthurm, was könnte man sich nicht alles einbilden! Man könnte glauben, man sei mit in Baden gewesen, man habe aus lauter Anhänglichkeit an die gute Sache den Vertretern der schlimmen ohne weiteres, wie der constitutionell monarchische Verein und seine große Armee, das Feld geräumt und von der Belagerung und dem Bombardement der kaiserlich-königlichen Residenzstadt nur geträumt, etwa in Folge einer unvorsichtig gewählten Nacht-Lectüre, alles sei aber friedlich abgegangen.*) Tritt man freilich

---

*) Während der Schreckensscenen des Bombardements dichtete Hebbel die schönsten Scenen seines Trauerspiels: Herodes und Mariamne: „Um mich von dem Widerwärtigen, das in den unvernünftigen Zuständen für mich lag, zu befreien, flüchtete ich mich in die Kunst. Mein Talent hat mir nie größere Dienste geleistet, es war die Schwimmblase, die mich über dem Wasser erhielt.“ (Brief an Bamberg vom 3. Februar 49. Briefwechsel I, S. 312.) D. H.

in ein Café, so wird man in diesem Glauben schon bedeutend gestört, denn man findet fast gar keine Wiener Zeitungen mehr, und wenn man für seine eigene Person auch nur die wenigsten davon vermißt, so weiß man doch, daß viele Leute auch in den Hornissen Bienen erblickten und fast jedes bedruckte Blatt für eine mit Kopf und Herz in unmittelbarer Verbindung stehende Zunge des Volkes hielten. Mustert man nun gar an den Straßenecken die Theaterzettel, so braucht man den Stephansthurm mit seiner schwarz-gelben Fahne, den juridisch-politischen Leseverein mit seiner verschlossenen Thür und den sonst so stillen, so unbeachteten, seit einiger Zeit aber auf unheimliche Weise in den Vordergrund getretenen Stadtgraben garnicht erst in Erwägung zu ziehen, um von jeder Einbildung solcher Art geheilt zu werden. Das Hofburgtheater, die Anstalt, die anderthalb Monate Zeit hatte sich zu rüsten, und die an der Spitze aller übrigen steht, bringt „Leichtsinn aus Liebe", „Dorf und Stadt", „Hôtel de Wiborg", „Er muß auf's Land", „Pauline" und ähnliche Erbärmlichkeiten. Shakespeare's „Julius Caesar" wurde vorbereitet, ist aber, um einem aufdringlichen Machwerk Platz zu machen, wieder zurückgeschoben; dennoch wäre kein Stück mehr an der Zeit wie dieses, denn wenn es auch allerdings den Absolutismus nicht predigt, so veranschaulicht es doch so eindringlich wie möglich, was bei einem unmotivirten republicanischen Experimente herauskommt und was die Folge davon ist, wenn die Irren ihren Arzt erschlagen. Es fehlt nur noch, daß auch die Buchhändler wieder statt der Werke, welche die deutsche Literatur anerkennt, die alten Geister- und Rittergeschichten an ihre Fenster stellen. Man wird mir nicht zutrauen, daß ich in einem Moment, wo Ereignisse und Vorfälle der ungeheuersten Art sowohl innerhalb als außerhalb der oesterreichischen Monarchie das menschliche Gemüth beschäftigen und erschüttern, aus andern als den allgemeinen politischen Gründen auf das Theater komme. Aber ich erblicke in demselben eine Art von Zifferblatt, das mir freilich nicht zeigt, wieviel es an der Zeit ist, aber doch, wieviel es nach der Meinung derer, welche die Uhr stellen, an der Zeit sein soll. Daß der Director den Zeiger eigenmächtig und aus bloßer Vorliebe für die idyllische Vergangenheit zurückschiebt, kann ich mir nicht denken; ich glaube Hrn. v. Holbein als einen einsichtigen, tüchtigen Mann zu kennen und habe, als ich zuerst die Namen der beiden Leutchen hörte, welche die sogenannte öffentliche Stimme der beiden letzten

Monate ihm und seinem Chef zu Nachfolgern bestimmt hatte, unwillkürlich an die berühmte Ministerliste gedacht, die mit Häfner anfing und mit Tuvora schloß. Daß ihn aber wieder jene vermaledeiten „Rücksichten" beirren und binden sollten, die Oesterreichs ganzes Unglück, und zwar für alle Parteien, herbeiführten, mag ich nicht glauben. Sei dem wie ihm sei, es ist jedenfalls Grund vorhanden daran zu erinnern daß, wenn das Palladium der Bildung und des Fortschritts, die Preßfreiheit, in den Händen der Ultra-Radicalen ein so gefährliches Werkzeug wurde, die Ursache dieser betrübenden Erscheinung ebensosehr in der völligen Unreife des Volks gesucht werden muß, als in der Exaltation und Verblendung seiner neuen Vormünder, seiner blindlings auf ihre klingenden Phrasen hin angenommenen demokratischen Führer. Wäre das Volk vorbereitet gewesen, hätte es zwischen seinen wahren Interessen und falschen Vorspielungen zu unterscheiden gewußt, so würde alles ganz anders gekommen sein. Das gilt von der akademischen Jugend, wie von allen übrigen Volksclassen, auch ihr waren die Quellen der Wissenschaft viel zu kärglich gesprudelt, als daß sie sich gehörig hätte tränken können, und sie mußte den Schwerpunkt in einer Krisis wie die gegenwärtige umso eher verlieren, als man ihr von allen Seiten vorsagte und vorsang, daß sie, und sie allein, die Revolution gemacht, die Wiedergeburt des Staats herbeigeführt habe. Dieß alles muß man erwägen, dann wird man den Grund des Unheils nicht in dem neuen Licht, sondern in der alten Finsterniß erblicken und die bereits geöffneten Fensterläden nicht wieder schließen, sondern die noch geschlossenen öffnen. Um Gottes willen nicht das Gegentheil! Die Wiener Katastrophe war im höheren Sinn keine; Alles steht wie es stand, und wer es mit Volk und Dynastie wohl meint, darf nicht ermüden auf die Nothwendigkeit einer Heilung von innen heraus hinzuweisen. Das Gesetz mußte wieder in seine Würde eingesetzt werden, die Ordnung mußte wiederkehren; das ist geschehen. Damit sind aber nur die Bedingungen einer Lösung gegeben, nicht die Lösung selbst. Wer thut muß leiden, sagt Aeschylos. Das Gesetz, von dem das Leiden, das der große Dichter hier im Auge hat, ausgeht, darf kein Popanz sein, den jeder ungestraft verhöhnen kann; es darf das Thun aber auch nicht verhindern wollen.

XXIII.

A. A. Z. v. 6. 12. (Hauptblatt.)

Wien, 30. Nov. Das Programm des neuen Ministeriums entspricht den Erwartungen, die ich hegte, vollkommen. Mitgetheilt wird es Ihnen wohl von anderer Seite werden. Wer, wie das Ministerium selbst, die constitutionelle Monarchie „aufrichtig und ohne Rückhalt“ will, der wird zufrieden sein. Wer sie nicht will, dem war auf diesem Weg überhaupt nicht zu helfen. Die Frankfurter Linke wird viel dagegen einzuwenden haben, daß das Programm das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland zu einer Frage der Zukunft macht. Es blieb aber nichts anderes übrig, wie jeder einräumen muß, der auch nur berücksichtigt, wie viele Slaven und wie wenig Deutsche zu Oesterreich gehören. Ich bin mit Ludwig Uhland allerdings der Meinung, daß das Frankfurter Parlament Deutschland nicht noch mehr zerstückeln und schwächen, sondern es stärken und der Einheit entgegenführen soll. Ich weiß aber auch, daß dies nicht durch Beschlüsse geschieht, denen der Nachdruck fehlt, und die kaum von der Geographie Notiz nehmen. Es sind in Oesterreich nun einmal, was die „im Guß begriffene Germania“ betrifft, unassimilirbare Elemente vorhanden, die sich so wenig bewältigen als ausscheiden lassen, und mit denen man sich also abfinden muß. Der Modus dieser Abfindung kann sich aber nur aus dem Gesammtresultat der deutschen Einheitsbestrebungen ergeben, darum konnte das Ministerium sich nicht definitiver aussprechen als es that. Die meisten Controversen gehen bei uns daraus hervor, daß die eine Partei, diejenige, welche an der Spitze der Bewegung zu stehen glaubt, eigentlich aber an der Spitze des Rückschritts steht, einseitig nur die Zwecke in's Auge faßt, während die ihr entgegengesetzte, von ihr geschmähte und bekämpfte, auch die Mittel, durch die sie realisirt werden sollen, einiger Rücksicht würdigt. Die Sterne sind wunderschön; nichtsdestoweniger ist der ein Narr, der sein Leben und seine Zeit auf die Erfindung eines Flugapparats verwendet.

Höchst gespannt ist hier alles auf die Schritte, die das Ministerium in Bezug auf Ungarn zu thun gedenkt. Wie die Entscheidung auf dem Schlachtfeld ausfallen wird, unterliegt, trotz der respectablen Anstrengungen Kossuth's und seiner Magyaren, wohl kaum noch einem Zweifel. Es handelt sich nur noch darum.

was nach dem Sieg geschehen soll. Mir scheint, diese Frage hat, mehr wie jede andere, die sich an Oesterreich knüpft, eine allgemeine deutsche, ja eine europäische Seite. Es ist bekannt, wie sehr die Ungarn sich von jeher gegen das Colonisiren gesträubt haben. Dafür ist jezt der rechte Moment gekommen. Der Magyar wird den Deutschen mit seinem Pflug, ich sag' es ihm voraus, beim Erscheinen nicht freundlich begrüßen, er wird sich aller seiner in den Octobertagen nach Wien geschickten Freundschaftsversicherungen und Liebesbriefe nicht mehr erinnern. Doch daran braucht der Deutsche sich nicht zu kehren, er hat ein gutes Recht einen Boden zu betreten, der brach liegt, und positive Gesetze werden dafür zu sorgen wissen, daß auch seine Nationalität nicht unterdrückt werde. Das gehört für mich mit in die mittelalterliche Rumpelkammer, daß es ganz und gar vom Belieben der Völker abhange, ob sie ihr Land ordentlich bewirthschaften wollen oder nicht. Wenn Ungarn, wenn Italien, wenn Spanien und Portugal nicht produciren, was sie produciren können, so müssen Deutschland und Frankreich es so gut büßen wie sie selbst, darum haben sie auf ihre Trägheit kein Privilegium. Eine organisirte Völkerwanderung ist das einzige Mittel, einer unorganisirten, einem rohen Drängen und Stoßen der Massen vorzubeugen und Europa aus der größten Gefahr, die ihm droht, zu retten.*) Einer solchen müßte allerdings ein Völkercongreß, aber nicht aus abstracten Philosophen vom zweiten Rang, sondern aus Nationalökonomen zusammengesezt, vorangehen, in Ungarn könnte jedoch einstweilen practisch ein Anfang gemacht werden.

---

*) Denselben Gedanken entwickelt das um diese Zeit entstandene, Ernst Brücke gewidmete Gedicht Hebbel's. Die Erde und der Mensch (Bd. 7, S. 163). D. H.

XXIV.

A. A. Z. vom 9./12. (Beilage.)

Wien, 3. Dec. Wie wird es mit der Huldigung werden? Wie mit der Vereidigung des neuen Monarchen auf die Constitution? Die ehemaligen Stände repräsentiren das Volk nicht mehr und können also auch für dasselbe nicht mehr schwören. Eine neue Charte aber ist nicht fertig. Es gäbe freilich noch ein Mittel, und ich, der ich im Frühling mit der von Pillersdorff ausgearbeiteten Verfassungsurkunde zufrieden sein zu können glaubte, würde an und für sich kein Unglück darin erblicken, wenn man es ergriffe. Unsere constituirenden Versammlungen, in denen leider auf hundert Mirabeaus nicht ein Sieyès kommt, bringen nun einmal, wie Frankfurt, Berlin und Wien gleichmäßig beweisen, nichts zu Ende, und wenn dem Reichstag in Kremsier nur das Rechte vorgelegt würde: ich wüßte nicht, warum er es von sich stoßen, warum er die dann angebahnte Vermittlung und Ausgleichung, auf die der große Umbildungsproceß der Zeit doch zuletzt hinauslaufen muß, verschmähen sollte. Die Weltgeschichte kennt das nicht, was die Jurisprudenz ein Präjudiz nennt; man braucht sich wahrlich nicht zu fürchten, daß die Sache an der Form zu Grunde ginge. Aber ich wüßte diese Maßregel nicht mit dem Programm des Ministeriums in Einklang zu bringen, darum ist sie mir unwahrscheinlich; denn wenn ich auch recht wohl weiß, daß ein ministerielles Programm nichts als ein Wechsel ist, von dem es, wie bei jedem Wechsel, dahin steht, ob er bezahlt werden wird, so glaube ich dießmal doch fest auf den guten Willen und die Solvenz derer, die ihn ausstellten, bauen zu dürfen. Ich kann nicht schließen, ohne ein Wort über unsere jetzige schlechte Presse hinzuzufügen; wer den Radikalen der Demokratie die Wahrheit sagte, der darf den Radikalen des Conservatismus gegenüber auch nicht schweigen. Sie wird, mit einigen äußerst sparsamen Ausnahmen, die aber doch zu zaghaft sind, um die Auswüchse zur Verantwortung zu ziehen, wieder vormärzlich. Das Kapitel ist wichtig, und ich werde darauf zurückkommen müssen, sogern ich es auch vermiede. Einstweilen nur dieß: Männer, die im Kampfe gegen die Anarchisten fast allein standen und die ihn nur führten, weil sie sich, trotz der persönlichen Gefahr, die mit dem Handeln verbunden war, nicht

zum müssigen Zuseher berechtigt glaubten, solche Männer kann nach der Krisis nichts empfindlicheres treffen als mit Wetterhähnen in eine und dieselbe Gesellschaft zu gerathen, und wenn irgend etwas sie veranlassen könnte, ihre Thätigkeit aufzugeben, so wäre es diese Schmach. Dieß sollten die Regierungen nie außer Acht lassen; ein Wetterhahn leistet keinem Zephyr Widerstand, geschweige einem Sturm, von ihm ist zu keiner Zeit etwas zu hoffen, er verscheucht aber, wenn er auf Menschenbeinen einherwandelt, alles was wahrhaft tüchtig und wohlgesinnt ist. Das Publikum sollte sich die Wetterhähne aber auch merken, und es ist ja eine leichte Sache, den redlichen Mann, der geradeaus geht, von demjenigen, der die Schlangenstraße kriecht, zu unterscheiden.

XXV.

A. A. Z. vom 13. 12. (Hauptblatt.)

Wien, 9. Dec. Ich lese soeben an den Straßenecken eine Kundmachung des Gouverneurs, worin Fremden und Einheimischen, die an öffentlichen Orten, namentlich in Wirths- und Kaffeehäusern, aufrührerische Reden führen, wiederholt mit dem Standrecht gedroht wird. Sie hat mich im höchsten Grade überrascht, da ich in Uebereinstimmung mit einer früher erlassenen Proclamation des Fürsten Windischgrätz glaubte, die Zeit des Standrechts sei für Wien vorüber, und da ich in Folge des eingetretenen Thronwechsels sogar mit Zuversicht der Aufhebung des ganzen exceptionellen Zustandes entgegensah. Wozu das? Nimmermehr kann eine von 40,000 Bayonetten und obendrein von Mörsern und Kanonen bewachte Stadt einen Aufruhr zu befürchten haben; wenn wirkliche Agitatoren vorhanden wären, und wenn O'Connel und Mirabeau sich darunter befänden, sie würden keinen Aufstand zu Stande bringen. Ich zweifle jedoch sehr stark daran, daß für jetzt noch Agitatoren thätig sind, und gegen Personen, die entweder aus jugendlicher Unvorsichtigkeit, oder weil sie in ein durchaus unfruchtbares Märtyrerthum eine Ehre setzen, bei Wein und Bier sich lauter machen als sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen thun sollten, reicht man durch das noch bestehende Kriegsrecht doch wohl vollkommen aus. Die Ab-

schreckungstheorie aber, wenn diese die Maßregel etwa bestimmt hat, ist gegen Wölfe noch viel weniger mit Nutzen anzuwenden als gegen Empörer. Soeben lese ich, während ich schreibe, aus der heutigen Nummer der Presse, daß noch am 7. d. M. an Johann Horvath aus Ungarn wegen „vorsätzlicher Verhehlung von Waffen und Munition" ein standrechtliches Todesurtheil vollzogen worden ist. Freilich ist dieß ein anderer Fall, und an Warnungen haben Militärcommando und Gemeinderath es nicht fehlen lassen; da man aber in Deutschland zu glauben scheint, daß das Standrecht ganz allgemein, nicht bloß für die Kategorie der an der October-Bewegung Betheiligten aufgehoben sei, so berichte ich Ihnen zur Berichtigung dieser irrigen Ansicht die Thatsache. —

Mit Freuden hat man hier in Ihrer Zeitung mehrere Artikel gelesen, die sich mit Entrüstung über die von Tag zu Tag steigende Niedrigkeit und Gemeinheit unserer ultraconservativen Journale aussprechen. Wohl kann ich mir denken, daß Ihnen kein Blatt davon zu Gesicht kommt, bei uns liegen sie aber in allen Kaffeehäusern herum und werden, wie vor dem März, aus Langeweile und weil es an besserer Lectüre fehlt, in die Hand genommen. Wenn das Bewußtsein, nach Ueberzeugung und Gewissen gehandelt zu haben, nicht unter allen Umständen genügte, man könnte es jetzt bereuen gegen die Radicalen in die Schranken getreten zu sein. Denn diese verirrten sich doch gewissermaßen nur aus Verblendung und Fanatismus über die Grenze des Menschenmöglichen hinaus; was soll man aber von Subjecten sagen, die nun der Denunciation beflissen sind, die am Leben Gebliebenen mit öffentlichen Denunciationen verfolgen und die Todten in ihren Gräbern mit Schmach bedecken! Gewiß hat ein jeder, der während der letzten sechs Monate zur Beschwichtigung der hereinbrechenden Anarchie sein Scherflein beitrug, den einen oder andern jugendlichen Freund verloren, den er nicht zu sich herüberziehen und noch weniger auf der Straße, die derselbe in seinem Fieber-Paroxysmus einschlug, begleiten konnte.*) Aber wenn ein solcher

---

*) Die politischen Ereignisse dieses Jahres trennten Hebbel von seinem innigsten Freunde und treuesten Anhänger Siegmund Engländer, der sich tief in das revolutionäre Treiben der Radicalen eingelassen hatte und schließlich vor der Kriegsjustiz aus Wien geflüchtet war. Erst nach Jahren wurde das Freundschaftsverhältniß, welches zeitweilig ganz gestört war, brieflich wieder angeknüpft. D. H.

Verlust ein schmerzlicher war, so ist der Ersatz, der neue Bundesgenosse, der sich für den alten Freund einstellte, fast immer ein heilloser, und wem seine Ehre etwas gilt, der muß den Ultra-Conservativen ebenso entschieden den Fehdehandschuh hinwerfen wie den Ultra-Radicalen. Wahrlich, der schlechteste, der von diesen gefallen ist, war noch zu gut, als daß der beste von jenen den Finger in sein Blut tauchen und Karrikaturen damit an die Wand malen dürfte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das Ministerium die allgemeine Entrüstung über das in jeder Beziehung verwerfliche und bedenkliche Treiben dieser Leute theilt; die geistreichen Männer, die darin sitzen, müssen ja erkennen, daß niemand, der nicht zu ihnen gehört, auf der Seite thätig sein kann, wo sie stehen, und daß Talente wie Bodenstedt, Landesmann, Kuranda u. s. w. schweigen müssen, solange die Quirin, Endlich u. s. w. das große Wort führen. Aber es geschieht doch nichts vom Ministerium, was das Hervortreten eines Oppositionsorgans möglich macht, und dennoch ist ein solches schon jetzt eine Nothwendigkeit, eine dringende Nothwendigkeit. Dadurch daß er den Kranken am Schreien und Klagen verhinderte, hat der Arzt noch keinen geheilt: im Gegentheil, er muß aus seinem eignen Munde hören, wo es ihm weh thut, wenn er sich im Mittel nicht irren soll.

Auch die kräftige Vertheidigung des deutschen Princips in Ihrer Zeitung hat hier vielen Anklang gefunden. Ich, für meine Person, sehe freilich, was Oesterreich betrifft, kaum die Möglichkeit einer Lösung, wenn das Parlament die Paragraphen 2 und 3 nicht modificirt. Ebenso wenig aber verkenne ich die ungeheure Gefahr, die für die deutsch-oesterreichischen Provinzen in der Bewegung der Slaven liegt, und die eine innige Verbindung mit dem Mutterlande doppelt nothwendig macht. Mäßigung und Berücksichtigung der realen Verhältnisse ist den Frankfurtern unter allen Umständen anzurathen. Jedesmal, wenn die Giskra ihre Phrasen aussprudeln, büßt die deutsche Sache in Oesterreich tausend Anhänger ein, und es gibt auch nichts absurderes als ein Schwert ziehen zu wollen, das erst geschmiedet werden soll. — An die Abdankung des Kaisers hat sich, nebst wichtigeren Ereignissen, auch der Rücktritt des Grafen Dietrichstein vom Hofburgtheater geknüpft. Nun erst ist Holbein für die Leitung der Anstalt unbedingt verantwortlich, wenigstens solange bis ihm ein neuer Intendant wieder vorgesetzt und etwa auch ein der Aufgabe ge-

wachsener Dramaturg beigegeben wird. Der Raphael Sanzio von Wollheim, den uns die letzten Tage brachten, kommt aber noch auf Dietrichstein's Rechnung. Er ging wirklich ziemlich wirkungslos vorüber, wahrscheinlich weil das hiesige Publicum das Genre des Künstler-Dramas durch Deinhardstein's sehr gerne gesehenen Hans Sachs und Oehlenschläger's Correggio genügend vertreten glaubt. Das Stück enthält alte Charaktere, alte Situationen, aber neue Schmerzen, solche, an denen noch nie ein Mensch gelitten hat.

XXVI.

A. A. Z. vom 22./12. (Hauptblatt.)

Wien, 18. Dec. Aus Ungarn Siegesnachrichten. Heute spricht man schon von der Einnahme Preßburgs. So rasch wird es nun wohl nicht gehen, denn einen Verzweiflungskampf sind die Ungarn ihrer Ehre schuldig, es gibt keinen Ausweg mehr — das tragische Gesetz will sein Recht. Doch welchen Heldenmuth, welche Todesverachtung sie auch entwickeln mögen, sie haben das durchaus Unmögliche, das selbst unter den günstigsten Verhältnissen Unausführbare gewollt und werden die Strafe dafür erleiden müssen. Es kann nicht fehlen, daß ihre Führer dieß selbst fühlen, wie trotzig und siegsgewiß sie sich auch der tausend und abertausend Augen wegen, die auf sie schauen, gebärden. Hätten sie es bloß mit „dem Stück Papier", mit der pragmatischen Sanction zu thun, hätten sie sich nicht geradezu mit der Natur der Dinge in Widerspruch gesetzt, so könnten sie allerdings mit Fug und Grund an Thermopylä und Marathon oder an den uns näher liegenden und ebenso schlagenden Sieg der Dithmarscher bei Hemmingstedt erinnern. Aber wenn sie selbst im Stande wären, sich gegen die von außen auf sie eindringende Uebermacht zu behaupten, ja sie zurückzudrängen, was wäre damit ausgerichtet? Wie wollten sie im Innern den Kampf der Nationalitäten darniederhalten, wie die aus diesem mit Nothwendigkeit

hervorgehenden, jetzt schon vorhandenen und nur durch terroristische Maßregeln verdeckten Zwistigkeiten und Spaltungen beseitigen? Es gäbe kein Mittel als die Tyrannei; die Tyrannei ist es ja aber eben, die sie nach ihrer Versicherung befehden, von der sie ihr Land freimachen wollen. Es gibt noch immer Leute, die bei der gegenwärtigen Constellation des politischen Himmels für Ungarn auf irgend eine Diversion rechnen zu können glauben. Das ist nun freilich an und für sich nicht anders, als wenn jemand, der den Etat eines Freundes überschlägt, sich über eine bedenkliche Lücke in der Einnahme durch den Gedanken an die Lotterie zu trösten suchte. Doch man kann in der Lotterie gewinnen, es ist daher selbst ein solcher Trost nicht unbedingt abzuweisen. Aber sogar eine Diversion würde nur den äußern Feind verjagen helfen, im Innern dagegen nichts verändern, die widerspenstigen Elemente, aus denen das neue, unabhängige Magyarenreich aufgebaut werden soll, nicht mit einander verschmelzen können. Es ist unmöglich, daß die Ungarn sich das verhehlen, noch unmöglicher, daß es nicht einen bedeutenden Einfluß auf ihre Haltung ausüben sollte. Sie haben keinen festen Boden unter sich, sie stehen wie auf hohlem Eise, das jeden Augenblick zu brechen droht, und auf hohlem Eise kann es selbst dem geprüftesten Helden nicht geheuer sein.

XXVII.

A. A. Z. vom 24. 12. (Hauptblatt.)

Wien, d. 20. Dez. Die Armee wird, allem Anschein nach, schneller zum Ziele kommen, als bei Kossuth's großem Talent und den ungeheuren Anstrengungen seiner Magyaren selbst von Offizieren erwartet wurde. Dann hat das Ministerium seine Aufgabe zu lösen, und diese ist die bei weitem schwierigere. Nur durch Verstärkung und Kräftigung des deutschen Elements in Ungarn und also durch Colonisirung im großartigsten Sinne des Wortes kann es geschehen. Von Schritten, die darauf abzielten, hört man jedoch bis jetzt nicht das mindeste. Dagegen

ist durch ein kaiserliches Patent vom 15. d. M., das ich heute mitgetheilt finde, um die serbische Nationalität wieder der erste zusammenhaltende Reif geschlagen worden. In Anerkennung ihrer bewiesenen Anhänglichkeit hat man ihnen ihr Patriarchat und ihre Woiwodenschaft wieder zurückgegeben, altgeschichtliche Institute, die sich schon eine geraume Zeit in der Rumpelkammer befanden. Das Princip der Gleichberechtigung aller Völker hat zwei Seiten. Wenn es nicht maßlos ausgedehnt wird, so schließt es allerdings eine nothwendige und den Regierungen sehr wohl anstehende Anerkennung eines Gesetzes in sich, das als ein höchstes und letztes in allen Lebenskreisen waltet, ja das die innerste Natur des Lebens ausdrückt. Was unsere abstracten Philosophen vom zweiten Rang auch dagegen einwenden mögen: nur im Individualisiren entbinden sich die ewigen Kräfte, als deren Produkt die Welt zu betrachten ist, und sie geben den Völkern so gut eine Physiognomie wie den einzelnen Menschen. Aber man muß nicht zu weit gehen, man muß nicht vergessen, daß Völker und kleine Volksstämme von einander zu unterscheiden sind, daß die Zahl ihr Recht hat und daß unter allen Umständen der Fortschritt in der Kultur einen temporären Vorzug im Staat bedingt. Sonst ist dieses Princip nichts weiter als eine neue nur die Kurzsichtigkeit blendende Formel des alten divide et impera, und die konsequente Durchführung desselben könnte zwar einstweilen glücken und über manche peinliche Verlegenheit hinweghelfen, da der Kopf trotz seiner Augen und seines Gehirns natürlich überall den kürzeren ziehen muß, wo Arme und Beine als gleichberechtigt mit im Rath sitzen; für die Dauer würde damit aber nicht mehr ausgerichtet als durch die Temporal- und Local-Cur eines Quacksalbers. Hoffen wir daher, daß man in diesem wie in allen andern kritischen Punkten das rechte Maß einzuhalten wisse.

Der leitende Artikel, den die gestern hier ausgegebene Nummer Ihrer Zeitung (vom 16. Dec.) über Deutschlands Lage, dem Ausland gegenüber, brachte, war mir aus der Seele geschrieben. Betrübend wirkten dagegen auf mich die neuesten Nachrichten aus Frankfurt. Das Gewitter, welches längst am politischen Horizont drohte, fängt an sich zu entladen — und noch keine Rückkehr zur Vernunft bei der Linken? Ein deutscher Kaiser und ein bloßes Suspensiv-Veto — nun, ich bin begierig, ob sich für diese Papierkrone ein Haupt findet! Die Nähe des

Christabends, an dem Goldschaum und Flitterstaat allerdings im Preise zu steigen pflegen, hat mehr als billig auf das Parlament eingewirkt. Daß man nun noch obendrein bei der Wahl an Oesterreich denkt, würde absurd sein, wenn es nicht leider etwas ganz anderes wäre. Für das Provisorium war ein oesterreichischer Prinz, noch ganz abgesehen von der Persönlichkeit des Erzherzogs Johann, ohne allen Zweifel der geeignetste Candidat. Es wurde dadurch versuchsweise eine Brücke geschlagen, und zugleich fand man sich mit der Geschichte ab, mit der man niemals ohne Noth brechen soll. Der Kaiser von Oesterreich hat die Brücke nicht betreten, er hat es nicht gethan, weil er es nicht thun konnte. Kann er es jetzt, steht er auf dem Standpunkt der subjectiven Beliebigkeit, der sich freilich mit dem Personenwechsel verändert haben könnte, ist ihm nicht durch die Natur des Völker- und Länder-Conglomerats, an dessen Spitze er sich befindet, seine Bahn vorgezeichnet? —

Eben erfahre ich, daß auch Raab genommen ist. Die Ungarn scheinen erst vor Ofen und Pesth Stand halten zu wollen, in Pesth selbst soll aber die Nationalgarde ihre Waffen auf den „Altar des Vaterlandes" niedergelegt haben, wahrscheinlich für die Engel des Herrn. Die Preßburger Zeitung ist hier heute schon wieder eingetroffen; in einem Artikel, Locales überschrieben, lobt sie die Haltung und das Benehmen der eingezogenen Truppen. — Der Hauptmann Möhring in Frankfurt, einer unserer gebildetsten Officiere, hat eine Art von Mißtrauens-Votum erhalten; seine Wahlmänner haben nämlich in einer Adresse an den Kaiser Gesinnungen ausgesprochen, die sich mit der von ihm im Parlament vertretenen nicht ganz im Einklang befinden. Nun meint ein Theil der hiesigen Journalistik, er sei es seiner Ehre schuldig, sein Mandat niederzulegen. Der Ansicht bin ich nicht. Im Wahlgesetz war ausdrücklich ausgesprochen, daß die nach Frankfurt zu sendenden Abgeordneten nicht einmal an Instructionen gebunden werden **könnten**; da wäre es doch seltsam, wenn sie sich um jede Stimmung — und mehr drückt eine Adresse selten aus — bekümmern müßten, welche die momentane Lage der Dinge in ihren Wahlmännern erregt. Zwischen einem Deputirten und einer Faber'schen Sprechmaschine besteht ein Unterschied. Wer seinem Charakter und seinem politischen Glaubensbekenntniß treu bleibt, der mag stehen wo er steht: seine Ehre ist gewahrt.

XXVIII.

A. A. Z. vom 5./1. 1849 (Beilage).

Wien, 30. Dez. Also in Berlin beginnt der friedliche Belagerungszustand sich in Hochverraths- und Aufruhrprocessen zu entladen! Das ist eine schlimme Wendung der Dinge. Das angemessenste Siegel unter der Verfassungsurkunde wäre eine allgemeine Amnestie gewesen. Ich sah mit einer Art von boshafter Freude den Bemühungen der dortigen Ultra-Conservativen zu, sich um jeden Preis lächerlich zu machen, und wo möglich mehr. Ich fand es collegialisch-freundlich vom Obertribunal, daß es die Akademie der Wissenschaften, die seit der Raumerschen Rede so eigenthümlich dasteht, endlich aus ihrer peinlichen Stellung erlöste, indem es statt ihrer in den Vorgrund trat. Ich las mit wahrem Vergnügen die loyalen und überloyalen Adressen, die sich in Katzenbuckeln zu überbieten suchten. Ich dachte, und mancher that es mit mir: wie wird der König darein fahren, wenn er endlich des Spaßes genug und des Ekels zu viel hat! Eine schönere Gelegenheit, das beneidenswertheste Recht der Krone auszuüben, kann ihm sein ganzes Leben ja nicht bringen; wie sollte er nicht seinen Stolz darein setzen sie zu ergreifen! Es ist ja so leicht, denn um Raub und Mord handelt es sich ja nicht, sondern um einen Schritt, der anfangs erhaben aussah und sich dann in eine Posse auflöste. Es ist ja so nothwendig obendrein, denn dieser Schritt fiel in die Zeit des Interregnums, wo doch eigentlich alle Mächte und Gewalten des Staats ihre Gränzen nicht mehr kannten! Nun, vielleicht thut der König es noch, trotz des Circulär-Schreibens seines Justizministers, der schon wieder im alten polizeilichen Sinn auf „Erhebungen" Jagd zu machen scheint. Man muß nicht vergessen, wenn man nicht aus lauter Gerechtigkeit ungerecht werden will, daß wir uns alle während der letzten sechs Monate auf dem dampfenden vulcanischen Boden befanden. Der erzeugt eine Atmosphäre, die an Fieberstoff reichhaltiger ist als an reiner und gesunder Lebensluft. Wenn die Fieberkranken in ihrer Raserei die Welt auf den Kopf stellen wollten, so durfte man sie freilich nicht gewähren lassen, aber grausam und unmenschlich wäre es, wenn man sie, nun sie genesen, wenigstens unschädlich gemacht worden sind, wegen ihrer mißlungenen, phantastisch-tollkühnen Streiche zur Rechenschaft zöge, ohne die allgemeinen Zustände gebührend in Anschlag zu

bringen, die alles erklären und entschuldigen! Bei uns in Wien gehen, wie wir aus einem Plakat des Gouverneurs erfahren, die „Buben“ damit um, die Kanonen zu vernageln. Aufrichtig gestanden, mir würde ein solcher Plan vor acht Tagen noch ebenso absurd vorgekommen sein wie der den Stephansthurm in die Tasche zu stecken, und ich würde den warnenden Erlaß des Militärcommandos nicht begriffen haben. Doch seit ich weiß, welch eine Aufnahme der dem National von der Wiener Zeitung entlehnte Aufsatz hier gefunden hat, halte ich vieles für möglich und manches für nöthig, was ich sonst wohl nicht dafür gehalten hätte. Daß Schmerling an Pillersdorffs Stelle in den Reichstag gewählt worden ist, werden Sie schon wissen. Pillersdorff hat für seine Coketterie, auf die bloße Möglichkeit eines Mißtrauensvotums hin sein Mandat niederzulegen, durch die Ausschließung seine verdiente Strafe empfangen. Uebrigens ist es bei dem Wahlakt heißer hergegangen als je zuvor bei einem andern. Professor Seligmann, der den Staatsmann in einer improvisirten Rede etwas hart beurtheilte, muß sich namentlich in den Journalen viel empfindliches darüber sagen lassen. Er hatte aber Recht. Pillersdorff ist, wie ich in Ihren Blättern schon früher aussprach, ohne allen Zweifel ein ehrenhafter Charakter und in seinem Fach eine Specialität, jedoch nicht mehr.*)

Die Wiener Schriftsteller-Deputation in Innsbruck.

Von Dr. Friedr. Hebbel.

Aus der Constitutionellen Donauzeitung vom 15./6. 1848 Nr. 74, redig. v. Dr. C. E. Schindler, Dr. J. R. Schiner u. F. M. Malven.

Es ist bekannt, daß der Kaiser von Oesterreich einige Tage nach dem 15. Mai die Residenzstadt Wien verließ, ohne das Ministerium von dieser plötzlichen Abreise in Kenntniß gesetzt, ohne auch nur zu Vermeidung der jetzt doppelt und dreifach unheilvollen Stockungen im Geschäfts-Mechanismus über den Ort, wohin er sich verfügen würde, etwas hinterlassen zu haben. Ein späterer Geschichtsschreiber der gegenwärtigen Zeit wird es nicht in

*) Ueber die Gründe des plötzlichen Abbrechens der Berichte an dieser Stelle bringen die Anmerkungen am Schlusse dieses Bandes das Nötige. T. H.

Abrede stellen, daß die Abreise des Kaisers, wenn sie gleich nach dem 15. Mai eingetreten wäre, in den Vorgängen des 15. Mai als ein Aeußerstes, das durch ein Aeußerstes hervorgerufen wurde, ihre Begründung gefunden hätte, denn selbst bei Sturm-Petitionen sollen die Waffen zu Hause bleiben. Als der Kaiser diesen Moment verstreichen ließ, ohne sich von Wien zu entfernen, erblickte Jedermann darin einen Beweis für seine billige Beurteilung der Dinge; er weiß — sagte man sich — daß die geladenen Musketen der Petitionäre nicht zum Angriff sondern zur Vertheidigung bestimmt waren, und er verzeiht ein zu weit gegangenes Mißtrauen mit dem gewichtigen Umstand, daß das Militär noch nicht auf die Verfassung beeidet ist! Man glaubte es kaum, als man am 18. Mai erfuhr, daß der Kaiser nun doch noch abgereist sei: man stand mit Erstaunen vor dem ministeriellen Maueranschlag, der das jetzt mit Recht schon für unmöglich gehaltene Ereignis verkündigte; man sah mit unheimlicher Spannung dem weiteren Verlauf eines mit dem Unerhörten beginnenden Tages entgegen. Der Tag verging trotz der Aufregung, die in allen Classen des Volkes herrschte, in Ordnung und Ruhe; denn die anfängliche natürliche Befremdung über den Kaiser verwandelte sich bald in Erbitterung gegen diejenige Partei, die, da sie um ihre Existenz und ihre Existenz-Bedingungen kämpft, reactionär sein muß; man schrieb, vorläufig noch instinctmäßig, dem Einflusse dieser Partei die Abreise zu; man fühlte, daß Excesse, die in Folge der Abreise einträten, von dieser Partei später gar wol als von ihr vorhergesehene Ursachen der Abreise geltend gemacht werden könnten, und die Massen, wie die Einzelnen benahmen sich demgemäß, als ob gar nichts geschehen wäre. Darüber war man jedoch auch sogleich einstimmig, daß nicht blos das Wohl der Residenz, sondern nicht weniger das Heil der gesammten Monarchie und der constitutionellen Dynastie selbst die schnelle Rückkehr des Kaisers nach Wien erheische. Es wurden ihm daher schon Deputationen mit Petitionen in diesem Sinn nachgeschickt, bevor man noch mit Bestimmtheit wußte, wo er seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen gedenke, ja, wo er überall nur anzutreffen sei.

Als es bekannt wurde, daß der Kaiser sich nach Tirol begeben und in Innsbruck auf längere Zeit seine Residenz aufgeschlagen habe, gesellte sich zu der ersten Ueberraschung die zweite. Tirol, das Land der hochragenden Berge, ist leider noch immer nicht das der freiblickenden Menschen, und Innsbruck wird all-

gemein als die Stadt bezeichnet, worin Priester und Mönche mächtiger sind, als sie sein sollten. Konnte man sich nun schon nicht entschließen, die Abreise des Kaisers als einen unmittelbaren, aus ungetrübter Würdigung der unparteiisch vorstellig gemachten Sachlage hervorgegangenen Willensact zu betrachten, so war es noch schwerer, die getroffene Wahl des Aufenthalts für einen solchen gelten zu lassen. „Wie — fragte man sich — Oesterreichs constitutioneller Kaiser, an dessen redlichem Willen Niemand zweifelt, hätte sich, wenn er Wien nun einmal mit einem andern Ort vertauschen wollte, gerade für Innsbruck entschieden? Er hätte seine Zuflucht zu einer Provinz genommen, die bei den in ihr vorherrschenden, den gesunden Sinn des an sich biedern und tüchtigen Volkes darnieder haltenden reactionären Elementen durchaus inconstitutionell gesinnt sein muß? Er hätte sich den, aus dieser Wahl fast mit Nothwendigkeit hervorgehenden Mißdeutungen seiner letzten Absichten wohlbedacht ausgesetzt? Er hätte sich sogar freiwillig bei dem ungewissen und unter allen Umständen wechselnden Kriegs- und Waffenspiel hart an die Grenze des im vollen Aufstand begriffenen Italiens begeben, um nur recht fern von Wien zu sein?" „Nein — antwortete man sich selbst — das ist nicht der Kaiser, nicht das Kaiserl. Haus, das ist die Camarilla, vor der uns der Instinct längst warnte, die Camarilla, der, wenn es sich um ihre Interessen handelt, am Kaiser gerade so viel liegt, wie an uns, die ihr Aeußerstes versucht, die den Kaiser hintergangen und sein Volk bei ihm verleumdet hat!" Man mußte es daher für Pflicht halten, den Kaiser zu enttäuschen, und durfte überzeugt sein, daß er einen Schritt, den er gewiß nicht gethan hätte, wenn er nicht falsch berichtet gewesen wäre, nach gewonnener Aufklärung gern zurück thun werde. Der Wiener Schriftsteller-Verein glaubte hiebei vorangehen zu müssen, da er diejenige Corporation ist, welche die Intelligenz dem Prinzip nach vor den meisten andern vertritt; er vereinigte sich also zu einer angemessenen Petition, wählte zur Ueberbringung derselben Deputirte aus seiner Mitte und forderte die übrigen Körperschaften der Residenz durch einen Maueranschlag auf, sie mit zu unterzeichnen und sich seiner Deputation anzuschließen. Die Petition lautete, wie folgt:

„Ew. kaiserl. Majestät!

Die von Niemand geahnte Abreise E. k. Maj. aus der Re-

sidenzstadt Wien hat die gesammte Bevölkerung überrascht, bestürzt und im Innersten betrübt.

Diejenigen, die zu diesem Schritte riethen, haben jedoch die unbegrenzte Hingebung, Treue und Liebe des Wiener Volks für den constitutionellen Kaiser Oesterreichs nicht gekannt.

Die etwa beabsichtigten Folgen eines solchen Raths wurden zu nichte gemacht; denn das Volk bewährt sich neuerdings durch musterhafte Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Darlegung der unbegrenzten Liebe für das angestammte Kaiserhaus.

E. Maj.! Die Treue und Liebe eines freien Volkes ist die einzig wahre; frei geworden durch E. Maj. kommen wir in solcher Liebe und Treue mit der Bitte, daß unser gütigster Kaiser nach Wien zurückkehre.

Das Wohl der seit Jahrhunderten treuest ergebnen Residenzstadt; die oft erprobte Aufopferung der Bevölkerung Wiens für Herrscher und Thron; das Heil unsrer Zukunft; die Wohlfahrt von Millionen; der bedrohte Handel und Erwerb, der Flor von Kunst und Wissenschaft rufen E. Maj. dringendst zurück.

Wir waren und sind jederzeit bereit, für E. Maj. Sicherheit in unsrer Mitte Gut und Blut zu opfern, und senden die heißesten Bitten zum Himmel empor, E. Maj. wollen durch diesen Ausdruck unsrer unwandelbaren Ergebenheit sich bewegen lassen, ehestens zurückzukehren zu Ihrer getreuen Bevölkerung Wiens."

Sie fand zahllose Unterschriften, der Deputation selbst schloß sich aber bis auf zwei Arbeiter, die bis Linz mitgingen, Niemand an. Sie bestand aus den Herrn Otto Prechtler, Dr. Wildner-Maithstein, M. G. Saphir und mir und machte sich am 26. Mai morgens in der Frühe auf den Weg.

Soweit die nothwendige historische Einleitung. Der Bericht, der nun folgt, wird sich natürlich streng wie diese an die Wahrheit halten, er wird jedoch, soweit es kein bloßes Referat gilt, wie bei den Audienzen, auch subjective Eindrücke wiedergeben und Meinungen aussprechen, für die ich allein hafte. Vom schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir in heiterer, bunt gemischter Gesellschaft die Donau hinauf. Ich machte die Fahrt zum erstenmal! Wie reizend ist sie, wie einladend zum Schweigen und Genießen! Wäre die Devise des Nichtsthuns nicht längst unter italienischem Himmel erfunden worden, Einer von uns hätte ausgerufen: dolce far niente! und sich den größten Philosophen der Welt gedeucht! Ich selbst freilich wäre nicht soweit

gekommen, denn dem unendlichen Segen gegenüber, der sich an beiden Ufern des Flusses vor mir ausbreitete, packte mich der unheimliche Gedanke an die hier doppelt unbegreifliche Staatsschuld mit einer Gewalt, als ob ich sie allein zu bezahlen hätte. Lange hatte ich mit diesem Gedanken zu kämpfen, doch endlich besiegte ich ihn; zur Verwunderung — rief jeder Weinberg, jedes Ackerfeld mir zu — ist Grund vorhanden, zur Verzweiflung nicht, wir sind noch immer da, und an fleißigen Händen, die uns pflegen und bebauen, wird es auch niemals fehlen, sorgt Ihr nur, daß in Zukunft besser hausgehalten werde, wie bisher. Rasch trug uns das Schiff dahin, jedoch nicht so rasch, daß wir das Kloster Mölk nicht bequem hätten betrachten und dem Geschmack der geistlichen Herren, die sich dort einrichteten, unsere stille Anerkennung hätten darbringen können. Was die Legate, die die Furcht vor der Hölle den Sterbenden in der letzten Stunde abdringt, der Zehente, an dem oft mehr Schweiß hängt, wie Morgenthau an der Aehre, der Beichtpfennig gewissensschwacher Fürsten — und welchen Titel die Klostereinkünfte weiter führen mögen — was die doch für Prachtgebäude hervorrufen! Das alles hatte seine Zeit, war einmal nothwendig, ist aber jetzt dem Gericht der Geschichte verfallen und hat nur die Wahl, ob es sich ihrem Spruch beugen und ehrenvoll abtreten, oder ob es ihr trotzen und nach einem Kampf, dessen Resultat nicht zweifelhaft bleibt, mit Schmach in die Grube fahren will.

Hinter Mölk wurde mir neben andern Burgen, die im Gegensatz zu den gleich Schneckenhäusern in den Ebenen behaglich hingestreckten Klöstern wie Geiernester an den Felsen kleben, auch diejenige gezeigt, in der einst Richard Löwenherz gefangen gesessen haben soll. Richard! Blondel! Das ist längst hinab, Ritter gibt es nicht mehr und es wird niemals welche wieder geben; denn die Welt der Schießgewehre und Kanonen kann keine brauchen, und Helm und Schild passen nur noch als Zierrath auf Siegelringe. Von Allem, was einst unleugbar groß und gewaltig war, sind nur noch die Carricaturen übrig geblieben und alles, was in Zukunft groß und gewaltig werden soll, ist bis jetzt nur noch als Carricatur hervorgetreten, denn die Carricatur ist wie die letzte, so die erste Gestalt, in der sich die Idee verleiblicht.*)

---

*) Derselbe Gedanke kehrt, ebenso ausgedrückt, wieder in der Besprechung des Romanes von Gisete: Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. (Bd. 11, S. 190). D. H.

Daher kommen die unendlichen Verwirrungen einer Crisis, wie unsere gegenwärtige; die Individuen, die das Neue repräsentiren, sind selten reiner entwickelt, als diejenigen, die das Alte festhalten, nun stellen sie sich einander, Individuum dem Individuum, entgegen, ohne zu untersuchen, wie sich denn jedes Individuum zu der Idee, für die es streitet, persönlich verhält, und die Ausgleichung ist unmöglich. Unter solchen Betrachtungen, die sich wohl Jedem aufdrängen, der nicht gewohnt ist, historische Fragen mit den banalen Phrasen: recht und unrecht! ohne weiteres abzufertigen, verbrachte ich den Tag. Am nächsten Morgen, in aller Frühe, kamen wir nach Linz. Hier wurden wir auf eine Weise empfangen, von der ich schweigen würde, wenn die Residenz nicht erfahren müßte, wie sie vorkommendenfalls eine Deputation aus Linz zu empfangen hat. Fahnen wurden uns vorangetragen, Böller gelöst, Ehrenwachen vor unser Gasthaus gestellt. Uns war wohlbekannt, wie ehrenhaft die Linzer Bürgerschaft sich benommen hatte, als Wien gleich nach dem 15. Mai schmachvoll durch den Baron Hohenbruck bei ihr verläumdet worden war. Dennoch waren wir auf eine solche Aufnahme nicht gefaßt und mußten die ihr zu Grunde liegenden Sympathieen für die Residenz um so höher anschlagen, als wir erst an Ort und Stelle aus der durch Ohren- und Augenzeugen von der Linzer Nationalgarde aufgeschriebnen, zur Drucklegung bestimmten und uns vorläufig mitgetheilten Rede des Baron Hohenbruck uns überzeugten, welch eine Probe diese Sympathieen in jenem Moment zu bestehen gehabt hatten. Baron Hohenbruck hat in dieser Rede nemlich nicht blos wirkliche facta vergrößert und entstellt, er hat ganz neue und unerhörte erdichtet; er hätte, da der Mißtrauischeste wol Uebertreibungen, aber doch nicht offenbare Unwahrheiten für möglich hält, Glauben finden können und dürfen; Wien ist den Linzern daher für ihr dessenungeachtet unerschüttert gebliebenes Vertrauen einen doppelten Dank schuldig geworden. Dieser Dank wurde ihnen auch im Redoutensaal durch zwei Mitglieder der Deputation, Herrn M. G. Saphir und Herrn O. Prechtler warm und herzlich ausgedrückt und von Ersterem in improvisirtem Vortrag eine Darstellung der damaligen Lage der Dinge, so weit sie uns bekannt sein konnte, hinzugefügt, die allgemein Beifall fand. So weit sie uns bekannt sein konnte! Daß Wien in demselben Augenblick Barricaden baute, wußten wir nicht, sonst wäre sie etwas anders ausgefallen. Kaum waren wir in unsern Gasthof zurück-

gekehrt, als ein Postbeamter bei uns erschien und gleich beim Eintritt mit verstörtem Gesicht zurief, daß er uns schreckliche Dinge mitzutheilen habe. Nun vernahmen wir, teils durch ihn, teils durch Andre, die ihm folgten, den Klimax: Courier—Barricaden in Wien — Galgen — Republik! Für Ueberbringer einer Petition um Rückkehr des Kaisers, die sich auf Versicherungen der herrschenden Ruhe und Ordnung stützte, waren das Aphorismen bedenklicher Art. Vertraut genug mit der Natur des Gerüchtes, um auf der Stelle den nötigen Abzug zu machen, blieb doch jedenfalls ein nicht wegzuläugnendes Factum übrig: es kamen keine Posten! Ohnehin fehlte es uns nicht ganz am Schlüssel, denn noch am Morgen unserer Abreise hatten wir von einem die gewaltsame Auflösung der akademischen Legion befehlenden, im Auftrag des Ministeriums erlassenen Placat gehört, auf das wir Alles, was an dem Gerüchte wahr sein möchte, zurückführen zu dürfen glaubten. So viel stand fest: ehe wir weiter reisen konnten, mußten wir klarer sehen, denn daß wir in Innsbruck die neuesten Ereignisse nicht mit Stillschweigen würden übergehen können, lag auf der Hand. Wir blieben also in Linz, bis die ersten Briefe und Zeitungen eintrafen, denen bald ein unterrichteter und glaubwürdiger Augenzeuge folgte.

So zum Theil mit verbürgten Nachrichten, zum Theil mit haltbaren Combinationen ausgerüstet, machten wir uns wieder auf den Weg, mußten jedoch, einer ernsten Unpäßlichkeit halber, Herrn M. G. Saphir in Linz zurücklassen. Auf unsrer Weiterreise hatten wir, dieselbe Route verfolgend, die der Kaiser eingeschlagen hatte, und die nemlichen Wirthshäuser berührend, ungesucht Gelegenheit, characteristische Thatsachen einzusammeln. Es sind unterwegs wirklich, wie schon in Wien verlautete, für Mitglieder der kaiserl. Familie Mäntel und Shawls geborgt worden, man hat wirklich, wie z. B. in Salzburg, von bewaffneten Verfolgern gesprochen! Das hat den von der Camarilla ohne allen Zweifel beabsichtigten Eindruck, als ob man nicht auf der Reise, sondern auf der Flucht wäre, denn auch hervorgebracht, aber wie bald wurden die anfangs maßlos gegen die Residenz erbitterten Provinzbewohner enttäuscht und wie schwer werden sie, jetzt vorsichtig geworden, noch einmal zu täuschen sein. Man begreift wol das Schlechte dieser Fiction, die sicher von einigen Lakaien von Stand herrührt, aber nicht das Dumme; sie konnte ja nicht einmal vor dem Kalender bestehen. In Tirol fanden wir einen

Willkommen, wie Deputirte, die fast zugleich mit der ersten Nachricht von Barricaden eintrafen, ihn erwarten können; finstere Gesichter, spitzige Reden, unwirsche Bedienung, säumige Weiterbeförderung. In jedem Wirthshaus trafen wir einige Kutten, die entweder spähend hinter den Fenstern hockten, oder sich horchend unter die uns umringenden Landsturmleute mischten. Für Land und Volk bezeichnend waren auch die Inschriften, die ich nach einander in verschiedenen Dörfern an mehreren Häusern bemerkte: Hier hat ein Erzherzog eine Nacht geschlafen, hier zu Mittag gegessen u. s. w. Ebenfalls die Kirchhöfe, die der von Josef dem Zweiten gegebnen Vorschrift schnurstracks entgegen, zum Beweis, wie viel er den treuen Tirolern gegolten hat, vielfältig noch mitten im Ort angelegt sind. Am 30. trafen wir in Innsbruck ein und begaben uns gleich nach unserer Ankunft zum Minister Baron v. Doblhof. Auf unser Eintreffen schon vorbereitet, gab er uns freundlichst über den Stand der Dinge Auskunft und erbot sich, uns bei dem Kaiser die gewünschte Audienz zu vermitteln. Dies that er auch und verwies uns zur Einholung der Stunde für den folgenden Tag an den das Oberstkämmereramt interimistisch versehenden Grafen Mitrowski. Bei diesem fanden wir freilich, wie wir am andern Morgen anfragten, eine Aufnahme, als ob er so wenig von uns als von unsrer Petition etwas wüßte; statt uns die Stunde anzugeben, stellte er uns die Audienz nur noch als nicht unwahrscheinlich für den nächsten (dritten) Tag in Aussicht und als wir der mitgebrachten 100000 Unterschriften erwähnten, um ihn daran zu erinnern, daß wir den Kaiser nicht mit Privatangelegenheiten zu behelligen gedächten, erwiderte er: ich meinte, es wären nur 80000! Das war nicht blos im mathematischen Sinn ein Unterschied für ihn. Ein Mitglied der Deputation, die Muße, die uns so zur Besichtigung der Martinswand und des durch Andreas Hofer geheiligten Iselberges gegeben war, verwünschend und den Vorgang auf dem Heimweg rezitirend und commentirend, gerieth außer sich; ich, wissend, daß von den Meisten dem Herrn angerechnet zu werden pflegt, was der Thürsteher verbricht, konnte nur beklagen, daß ein solcher, in mehr als einem Sinne wichtiger Posten nicht immer mit der nötigen Vorsicht besetzt wird. Dennoch gingen die zwei Tage, die wir auf die Audienz warten mußten, uns nicht verloren. Den ersten Tag stellten wir uns dem Fürsten Esterhazy vor und hatten die Freude, uns mit ihm von unseren sehr ver-

schiedenen Standpunkten aus über die zur Lösung der gegenwärtigen Verwirrungen vor allem nötigen Maßregeln in einem langen, von beiden Seiten mit Billigkeit und Gründlichkeit geführten Gespräch zu verständigen. Er modifizirte nach den ihm von uns dargebotenen Aufklärungen seine Ansichten über den 15. und 26. Mai und trat unsrer Meinung, daß der Kaiser nicht in Innsbruck bleiben dürfe, sondern sich der Residenz wenigstens wieder nähern müßte, entschieden bei, wenn er auch von der augenblicklichen Rückkehr nach Wien noch nicht hören wollte. Den zweiten Tag hatten wir eine Audienz bei dem Erzherzog Johann, die wenigstens mir unvergeßlich sein wird. Die Wünsche, die wir dem Erzherzog vorzutragen, die Gründe, womit wir sie zu unterstützen gedachten, kamen uns aus seinem Munde bereits als gefaßte Pläne und wohlerwogne Motive entgegen; wir hatten bei ihm fast nur zu hören und die Offenheit und Geradheit, womit er jeden, auch den bedenklichsten Gegenstand berührte, zu verehren, mußten es aber freilich angemessen finden, wenn er zuletzt die Erwartung gegen uns aussprach, daß wir seine Aeußerungen als nur gegen uns gerichtet betrachten würden. Ich weiß sehr wohl, daß auch dieser durch eine dreißigjährige Ungnade erprobte Character in unsrer Zeit der Verdächtigung nicht ganz hat entgehen können; mir hat er durchaus den Eindruck eines Mannes gemacht, der auf der Höhe der Erkenntnis steht und darin liegt die beste Rechtfertigung, denn, wer erkennt, der will, der Notwendigkeit trotzt nur, wer sie nicht sieht. Wir sind überzeugt, daß der Erzherzog Johann sowol wie der Fürst Esterhazy uns auf alle Weise vorgearbeitet haben. Den dritten Tag unserer Anwesenheit in Innsbruck erhielten wir endlich die Audienz beim Kaiser und gleich darauf die ebenfalls nachgesuchte bei dem Erzherzog Franz Karl, vermittelt durch den Grafen Falkenhain. Se. Maj. empfing uns in Anwesenheit des Baron Doblhoff und erwiderte auf die von uns gehaltene kurze Anrede, was folgt:

„Die in Ihrem und im Namen Ihrer Sender geäußerten Gefühle von Treue und Anhänglichkeit nehme ich mit Wohlgefallen auf und gebe Ihnen gerne die Versicherung, daß es Niemandem mehr willkommen sein wird, als mir, sobald wieder völlige Ruhe, Ordnung und Sicherheit hergestellt sind, Mich in die Mitte Meiner treuen Wiener zu verfügen.“

Dann wurden wir entlassen und verfügten uns zum Erzherzog. Hier gab es erst ein lustiges Vorgemachgefecht mit einem Grafen

Morzin, der seinen Conversationslexicon-Degen übrigens recht geschickt zu führen verstand. Er hätte die Intelligenz gar zu gern für die Schäden der Gesellschaft, die sie aufgedeckt hat, ohne sie darum gleich zu beseitigen zu wissen, verantwortlich gemacht; mit demselben Recht natürlich, womit man den Arzt für diejenigen Krankheiten, die er nur kennt, die er aber noch nicht heilen kann, verantwortlich machen würde. Ich ging, mit dem kleinen Finger parirend, gefällig auf das artig angebotene Geplänkel ein, der Jurist unsrer Deputation hätte aber, obgleich die Würde der Wissenschaft das kaum erlaubte, ohne Zweifel noch blank gezogen, wenn wir nicht zu früh zum Erzherzog berufen worden wären. Sr. kais. Hoheit theilten wir den Bescheid Sr. Maj. mit, machten aber zugleich vorstellig, daß, wenn der Kaiser eine Rückkunft nach Wien von der völligen Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung abhängig machte, die Wiener umgekehrt und nach unserm Ermessen mit Recht der Ueberzeugung lebten, dieser Zustand sei nur durch die Rückkunft des Kaisers herbeizuführen, und knüpften hieran die Bitte um ein kräftiges Fürwort in Bezug auf unsere Petition. Dieses wurde uns von dem Erzherzog bereitwilligst mit dem Hinzufügen zugesagt, daß das kais. Haus an eine lange oder gar bleibende Entfernung von der Residenz nie gedacht hätte. Wie glaubten ferner den Grund des so weit verbreiteten Mißtrauens und der Furcht vor reactionären Umtrieben berühren und ihn in die Beschaffenheit der nächsten Umgebungen des Hofes setzen zu müssen; wir bemerkten, die Personen, die diese bildeten, seien nun einmal größtenteils dem allgemeinen Haß verfallen und jeder Pfeil, der aus dem Volke abgeschossen werde, gelte ihnen, da sie sich aber so dicht um den Kaiser schaarten, so sähe es oft aus, als sei auf den Kaiser gezielt worden. Der Erzherzog erwiderte hierauf: Ich verstehe! Wir baten endlich um ein dieß Mißtrauen und diese Furcht beschwichtigendes und im Gegensatz zu dem zuletzt publizirten in streng constitutionellen Formen zu haltendes Manifest; dieß, so wie Annäherung des Kaisers an Wien ward uns von dem Erzherzog in nahe und nächste Aussicht gestellt und des Wünschenswerten noch manches hinzugefügt, dann wurden wir entlassen. Jetzt traten wir gutes Muthes sogleich die Rückreise an, jedoch nicht, ohne mit uns darüber zu Rathe zu geben, ob wir den Tirolern nicht dafür, daß sie uns nicht erschossen hatten, nicht ein Dankvotum schuldig seien. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir auch in Innsbruck

genug anständige Männer fanden, die unsrer Sache von ganzem Herzen zugethan waren. Diesen wurden wir manche Aufklärung dortiger Zustände schuldig. So ging zur Zeit unsrer Anwesenheit im ganzen Lande eine Riesenpetition um Beibehaltung der Jesuiten u. s. w. herum, die zahllose Unterschriften fand, aber, wie man uns erzählte, einzig und allein, weil von den Kanzeln herab verkündigt wurde, daß ein Jeder sich unterschreiben müßte, der nicht Lutheraner werden wolle. Dann erfuhren wir, daß die Priester dort in vorkommenden Fällen zweimal zu stimmen pflegen, einmal als Geistliche und noch einmal als besitzende Gemeinde-Mitglieder, als Quasi-Bürger und Bauern. Weiter wurde uns berichtet, daß die Censur in Tirol noch immer factisch besteht, das Preßgesetz selbst wurde erst zur Zeit unseres dortigen Aufenthalts veröffentlicht, ebenso die Verfassungsurkunde, und die einem Wirth in den Mund gelegte malcontente Aeußerung: Unser Landl hat so viel für den Kaiser gethan und nun gibt er uns zum Dank eine Constitution! mag nicht erfunden sein! Bei alledem ist an Tirol nicht zu verzweifeln, eine Vendée würde es aus vielen Gründen nur auf kurze Zeit abgeben. Wir fanden auf der Rückreise schon viel freundlichere Gesichter und das bewies uns, daß die Leute inzwischen Zeitungen gelesen hatten. Auch diesesmal erfuhren wir unterwegs manches Interessante. In Salzburg z. B., wo wir uns einen halben Rasttag vergönnten, hörten wir das Nähere über die berüchtigte Rede des Dompredigers Sander. Der heilige Eiferer hatte vor 5000 Zeugen Constitution, Preßfreiheit und Nationalbewaffnung als Teufelsinstitutionen in den tiefsten Höllenschlund hinab geflucht. Sollte er wissen, daß das Hochverrath begehen heißt? Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern. Die Nationalgarde hat beim Präsidenten auf Satisfaction gedrungen, ohne sie erhalten zu haben. Kennt der Präsident seine Pflicht? Von Linz aus veröffentlichten wir einen kurzen Bericht über den Erfolg unsrer Sendung. Das uns vom Erzherzog Franz Carl in Aussicht gestellte Manifest, dessen wir am Schluß dieses Berichts gedachten, wurde einen Tag nach Erscheinung desselben bereits in Wien publizirt und hat Jeden befriedigt, dem das Maß noch nicht ganz verloren ging. Die Deputation der Schriftsteller ist daher keine vergebliche gewesen.

Aus meinem Tagebuche.



1. Ueber Gleichnisse.*)

Mit Nichts wird in der Poesie des Tags größerer Mißbrauch getrieben, als mit den Gleichnissen, es ist darum gewiß nicht unzeitgemäß, über die richtige Anwendung derselben Etwas fest zu stellen. Es wäre hier nun freilich Unendliches zu sagen; ich will dieß Mal nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Jedes Gleichniß erheischt einen Stillstand des Gedankens, und diesen lassen wir uns nicht überall, und noch weniger aus jedem Grunde gefallen. Wenn unser Geist schon in die größte Thätigkeit versetzt ist, wenn er ungeduldig an's Ziel zu kommen wünscht und dieses Ziel bereits ahnt oder gar sieht: wie sollte ihm noch ein willkürlicher Aufenthalt zugemuthet werden können, wie sollte man ihm Aufmerksamkeit für diese oder jene Schönheit des Wegs, die den Spaziergänger vielleicht entzückt, den Läufer aber nicht kümmert, abdringen dürfen? Hier ist daher jedes Gleichniß vom Uebel, es sei an und für sich, was es sei. Wenn wir aber auch noch zum Stillstehen geneigt sind, so wollen wir es doch in jedem Fall bezahlt erhalten; wenn sich der rechte Ort für ein Gleichniß findet, so kommt Alles darauf an, daß sich auch das rechte Gleichniß einstelle, und es ist ungleich besser, eine Lücke zu lassen, die Niemand bemerkt, als sie ungeschickt auszufüllen. Ein rechtes Gleichniß ist aber nur ein solches, das nicht blos im verwandtschaftlichen Verhältniß zum Gegenstand steht, das also nicht, wie es z. B. Klopstock zu thun liebte, Sinnliches und Uebersinnliches unvermittelt zusammenknüpft, sondern das auch einen Reichthum von Nebenbeziehungen enthält, in die der rasch vorübereilende Gedanke sich nicht vertiefen konnte. Gleichnisse, die Nichts thun, als daß sie das einmal Gesagte noch in der Bilder=

*) Die folgenden Bruchstücke aus den Tagebüchern wurden von Hebbel bei seinen Lebzeiten in Rötscher's Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur und in Kühne's Europa veröffentlicht. Sie zeigen sich teils gekürzt, teils erheblich erweitert, gegenüber den Originalen, welche sämmtlich im 2. Bande der Tagebücher enthalten sind: S. 176–77; 174–75; 123; 152–53; 130–33. D. H.

sprache wiederholen, sind völlig unfruchtbar und darum durchaus verwerflich; es ist ein Beweis mehr von der Nichtigkeit unsrer gewöhnlichen ästhetischen Kritik, daß sie nach der Neuheit und Ursprünglichkeit der Anschauungen bei Dichtungen kaum noch zu fragen pflegt, sondern ihren Kranz der abgetragensten Phrase, der gehaltlosesten Consequenz einer verjährten oder einer fremden Idee, unter Posaunenstößen aufdrückt, wenn sie nur in neuem Flitterstaat einher stolzirt, und daß sie die Keuschheit des echten Dichters, der das Nackte schon aus Einsicht in die Vergänglichkeit alles Putzes vorzieht, gar nicht mehr versteht. Dieß ist meine Bemerkung; die Anwendung auf die verschiedenen Dichtungsarten ergibt sich von selbst. Wer im Epos durch seine Gleichnisse nicht langweilig wird, in der Lyrik nicht frostig und im Drama nicht unnatürlich, ist ein vollendeter Künstler.

2. Ueber Schröder's Leben von Meyer.

Es ist in neuerer Zeit auf das Meyer'sche Buch: Friedrich Wilhelm Schröder zu wiederholten Malen wieder aufmerksam gemacht worden, und mit großem Recht. Auch ich habe es wieder gelesen und es hat einen äußerst wohlthätigen Eindruck in mir erregt. Der Verfasser an und für sich ist ein gebildeter Mann und zeigt sich seinem Gegenstand durchaus gewachsen, ja man kann vermuthen, daß er ihn ungenügender behandelt haben würde, wenn seine Bildung in ästhetischen Dingen tiefer gegriffen hätte. Jetzt steht er seinem Herrn und Meister als ein kindlicher Schüler gegenüber, der über abweichende Gedanken und Meinungen, die sich ihm aus dem eigenen Kopf heraus entwickeln, eher erschrickt, als sich ihrer freut, sie aber dessenungeachtet nicht unterdrückt, weil er nicht zweifelt, daß sie sich zur rechten Zeit schon wieder mit dem Uebrigen harmonisch verbinden werden. Biographieen sollen keine Recensionen sein, darum muß die Liebe sie schreiben, was denn ja auch nicht blos bei Autobiographieen zu geschehen pflegt. Rührend ist die Pietät, womit Meyer sein Geschäft vollbringt, so rührend, daß man kaum lächelt, wenn ihm vor lauter Bewunderung die Hand zu zittern anfängt und die Züge, die er herausheben soll, in einander fließen, denn er selbst, der Maler, interessirt uns eben so sehr, wie sein Bild. Er könnte auf seinem Standpunkt einen Beweis nöthig gefunden haben, daß Schröder in seinem dreiundsiebzigsten Jahr, ungeachtet der

auf der Hamburger Bühne eingerissenen Unordnungen, berechtigt gewesen sei, abzutreten, nämlich zu sterben, und man hätte auch diesen nicht verspottet. Schröder selbst tritt bei allen seinen Mängeln zu seinem höchsten Vortheil hervor; man fühlt und erkennt, daß er von seiner, wie von aller Kunst, den ehrwürdigsten Begriff hatte, daß er unglücklich geworden wäre, wenn er ihn hätte aufgeben, wenn er sich zu dem Pöbelglauben an ihren ausschließlichen Unterhaltungszweck hätte herablassen müssen, und ohne diese Gesinnung gibt es keinen Künstler. Klar wird dem Leser freilich, daß er der Poesie fremd war, daß Schiller und Goethe ihm gerade so fern standen, wie Kotzebue und Iffland nah, und daß er selbst in Shakespeare Nichts erkannt haben kann, was er nicht auch in diesen bürgerlichen Dichtern abgeschwächt und verblaßt aufzufinden verstanden hätte. Den Hintergrund des Buchs bildet der damalige Parnaß, aus Unsterblichen zusammengesetzt, die jetzt begraben sind; in unantastbarer Würde thronen Gotter und Bode, ja Schink und Bock, Großmann und Andere neben Lessing und Wieland; Klopstock, obgleich in Hamburg lebend und also Mitbürger Schröders, kommt nicht vor, und die Lücke deutet auf finst're Augbraunen des heiligen Sängers; Schiller und Goethe tauchen hin und wieder auf, aber sie sind nur halb willkommen in ihrer kometarisch-drohenden Gestalt.

3. Ueber das Semikolon.

Die tiefsten Bemerkungen über die Sprache ließen sich an die Unterscheidungszeichen knüpfen. Am schwersten von diesen ist das Semikolon stylrichtig zu gebrauchen und nur ein Meister weiß es zu handhaben. Im gemeinen Ausdruck ist es die Deichsel am Beiwagen, auf dem die Nebengedanken, wie man sie nennt, oder die Nachgeburten nachgekarrt werden. Da wird denn oft wieder Beiwagen an Beiwagen gehängt, und es gibt einen ganzen Train. Es soll aber nur Zwillings- und Drillings-Gedanken verbinden, die alle ein Recht auf selbstständige Existenz haben und deshalb nicht in einen und denselben Ober-Rock, dessen Knopf der Punkt ist, gesteckt werden können. Ich sage Zwillings- und Drillings-Gedanken, denn darin liegt, daß sie sehr nah mit einander verwandt sind und also trotzdem, daß jeder seinen eigenen Kopf aufgesetzt hat, auf Vereinigung angewiesen sein müssen. Bequemer ist es freilich, statt auf solche allerdings feine

aber darum nicht minder wohl begründete Unterschiede einzugehen, sich ohne Weiteres von allen Gesetzen des Periodenbaus loszusprechen und ihn mit Hülfe des Semikolons zu zerhacken.

4. Ueber Byron.

Ich lese jetzt wieder die Sachen von Byron. Seine erstaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Respect eingeflößt, aber ich finde jetzt, daß sie mit der Scott'schen einen und denselben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewissen Einförmigkeit, um nicht zu sagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsstufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und diese ebenfalls auszusprechen, sondern er blieb bis zum Don Juan so ziemlich auf der nämlichen stehen, und sein Produciren besteht in dem etwas unfruchtbaren Geschäft, dieser einen immer neuen Ausdruck zu geben. Er stellte im Childe Harold, dessen beschreibende Seite, wie alle Beschreibung, im höheren Sinn gar nicht in Betracht kommt, einen Menschen dar, der durch Sünde zum Trotz, durch Trotz zur Beharrlichkeit, aber nicht zum Frieden gelangt ist, und sich, ohne innerlich etwas abzumachen, nach außen hin zu behaupten sucht. Dieser Charakter kehrt beständig wieder und erscheint nicht einmal vertieft oder gesteigert, wenn man den Cain und den Manfred ausnimmt, in welchen aus Gründen der Form, der Beide angehören, die tiefere Motivirung und die schärfere Entwicklung der Consequenzen versucht und zum Theil auch vollbracht wird. So Lara, der Corsar u. s. w. Mitunter erzählt Byron auch blos Geschichten und thut in Versen, was der gewöhnliche Romanschreiber in Prosa thut, indem er uns Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten ohne Hintergrund vorführt. Dahin rechne ich Mazeppa, Parisina &c., die mir durchaus trivial erscheinen. Im Drama kann man nicht einseitig sein, es ist der charakteristische Vorzug dieser höchsten Form der Kunst, daß sich das Individuum nicht in ihr, wie in den anderen, austoben kann, ohne sie zu vernichten, d. h. zum dialogisirten Monolog, den der Dichter auf Bauchrednermanier mit sich selbst hält, herabzusetzen. Das Drama riß Byron daher aus seiner Selbstgefälligkeit heraus, wenigstens in so weit als er sich gezwungen

sah, den großen Gegensatz, dem er das Individuum bisher mit verschränkten Armen gegenübergestellt hatte, in's Auge zu fassen und zu skizziren. Hierbei benahm er sich nun freilich sonderbar genug. Im Cain stellte er dem trotzigen Individuum einen Gott gegenüber, der diesem Individuum auf ein Haar gleicht und nur die Macht vor ihm voraus hat. Die Macht macht den Gott, die Ohnmacht den Menschen und auch den Teufel, und Beide kennen keinen andern Schmerz als den der Sclaven, es dem Herrn nicht heimgeben zu können, während sie dem Herrn auch keinen anderen Genuß zuschreiben als den: tyrannisiren zu dürfen, den einzigen, dessen sie selbst fähig wären. Im Manfred that er allerdings einen Schritt vorwärts und veranschaulichte mit der von ihm zu erwartenden Energie die innerste Natur des Geistes, seine unbedingte Freiheit und den Uebergang, den er von der Sünde zu einem sittlichen Zustand nehmen kann, der denjenigen, in dem er der Sünde verfiel, unendlich übertrifft: aber es geschah nicht durch die rechten Mittel, es geschah, statt durch einen Lebensproceß, durch einen speculativen, der sich nur dürftig auf einen solchen zurückbezieht: das Werk ist ein glänzenderes Zeugniß für seine Intelligenz als für sein Darstellungsvermögen. Im Marino Faliero und den beiden Foscari, so wie im Werner, tritt das Schicksal auf wie im Cain der Gott. Es vernichtet und zerstört, aber es schmiedet sein Schwert nachher nicht zur Pflugschaar um, es schneidet, wie es im Drama geschehen soll, die Hälse ab, die zu anmaßend hervorragen, aber es ist viel zu vornehm, um uns über das Warum und Wozu zu belehren und uns trotz unseres Schauders unsere Zustimmung abzudringen. Keine Spur von jener großen Versöhnung, die in der Nothwendigkeit liegt, wenn der Poet nur die rohe äußere in die innere aufzulösen und in dem sterblichen Menschen den unsterblichen Geist zum Sprechen zu bringen weiß. Sardanapal macht einen minder verletzenden Eindruck, aus dem einfachen Grunde, weil er lyrischer gehalten und der Conflict weniger scharf ausgesprochen ist. Dagegen mußte ein Individuum, wie das Byron'sche, das sich selbst in unerheuchelter Naivität als ein einmal gegebenes hinnahm, im subjectiven Epos, dem einzigen noch möglichen, Außerordentliches leisten, und das ist im Don Juan geschehen. Denn es ist ein Anderes, ob sich dieses Individuum den höchsten Mächten, oder ob es sich dem gemeinen Weltlauf entgegenstemmt und ihm sein Bild vorhält. Diesem

gegenüber hat es in seiner Kraft und Consequenz eine unantastbare Berechtigung, und da es eben sowohl mit ihm zusammenhängt, als es sich wieder hoch über ihn erhebt, so sind in ihm alle Bedingungen einer vollendeten Darstellung desselben vorhanden. Der Don Juan ist daher als das höchste Resultat des Byron'schen Geistes zu betrachten und er gehört sicher zu denjenigen Werken der modernen Literatur, die noch Jahrhunderte lang im Preise steigen werden, während manche andere, die man jetzt vielleicht über ihn stellt, früher als man denkt im Strom der Zeit versinken mögen.

5. Das Käthchen von Heilbronn.

O, wie mich das schmerzt! Käthchen, du mein liebes Käthchen von Heilbronn, dich muß ich verstoßen, dir darf ich nicht mehr so gut bleiben, als ich dir wurde, da ich dir, fast noch Knabe, zum ersten Mal in die süßen, blauen Augen schaute und mir dein rührendes Bild Alles aufopfernder, und darum vom Himmel nach langer, schmerzlicher Probe gekrönter Liebe, ich glaubte für ewig, in die Seele drückte! Wie ein Stern bist du in einer trüben Zeit über meinem Haupt aufgegangen und hast jene Seligkeit, die mir das Leben noch verweigerte, und nach der mein Herz doch schon ungeduldig schmachtete, in meine Brust hinein gelächelt; deine Schmerzen habe ich getheilt, denn mir war, als ob ich eben so hinter dem Glück herzöge, wie du hinter deinem spröden Geliebten, und auf deiner Hochzeit war ich der fröhlichste, wenn auch zugleich der stillste Gast, denn ich glaubte fest, wie du, wenn ich mich auch nicht so klar auf den prophetischen Traum besinnen konnte, der meinen Wünschen die Erfüllung verhieß, an endliche Erhörung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die linden Frühlings- und Sommertage, die oft selbst in dem von der fernen Eider bespülten kleinen Dithmarschen, meinem Vaterlande, so schön waren, und die mir noch Nichts brachten, als erhöhte Sehnsucht und zuweilen auch erhöhtes Vertrauen; wie goldene Rahmen kommen sie mir jetzt vor, die sich nicht um ein Bild, sondern um die leere Luft zusammenschlossen. Aber damals empfand ich das nicht so, ich schaute durch diese Rahmen hindurch in die abendröthlich dämmernde Welt hinein, wo die Zaubergestalten tanzen und schweben, die

der Dichter schafft, weil die Natur sie nicht unmittelbar schaffen kann, und von diesen Gestalten warst du lange der Mittelpunkt. Jahre sind inzwischen vergangen, sie haben mir ernste Geschenke gebracht und mir andere Gesichter gezeigt, als ich erwartete, sie waren grau und düster, und die Vergangenheit, die auf ihre Rechnung zu leben, die sich im Voraus mit ihrem Glanz zu schmücken glaubte, könnte ihnen noch borgen. Sie thut es auch oft, ich wende mich oft noch nach jener Zeit des unbegränzten Verlangens und unbestimmten Vermögens zurück, aber nicht immer duften die Blumen mir, die ich auf den Gräbern meiner jugendlichen Freuden pflücke, nicht selten zerfallen sie vor meinem Finger, ja vor meinem Auge, in Staub, und dann ist es mir, als ob sie nie gewesen sind, und ich verarme, wo man es für unmöglich halten sollte, noch verarmen zu können. So, nein, nicht gerade so, aber doch anders, als ich gewünscht hätte, ging es mir auch heute Morgen mit dir, mein Käthchen, als ich nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder dein Kinn faßte und dein Köpfchen mit den blonden Locken in die Höhe hob. Nicht du hast dich verändert, du bist und bleibst eine rührende, von dem Liebreiz himmlischer Unschuld umflossene Gestalt, eine echtgeborene Tochter der Poesie, der die Mutter ihre eigenen Züge geborgt hat, aber die Welt, in der du dich bewegst, und die dich hebt und trägt, will mir nicht mehr wie früher gefallen, ja nicht einmal ganz mehr, dieß wird dir am wehsten thun, dein Vetter von Strahl, der dich erst zu heirathen wagt, nun du eine Kaisertochter bist. Ja, Kind, hiermit ist Alles gesagt; gerade dieß behagt mir nicht in deiner Welt, daß es darin hergeht, als ob der liebe Gott, der doch bekanntlich ganz ohne Ahnen ist, wenn nicht Jupiter und Moloch als solche gelten sollen, ein Ritter wäre und seine Garde von Cherubinen und Seraphinen hauptsächlich dazu hielte, die Sündenfrüchte großer Herren zu überwachen, damit das erlauchte Blut, das in ihnen fließt, nicht zu Schanden werde, sondern nach vorhergegangener strenger Gradirung zu den angestammten Ehren gelange. Ich gönne es dir, Kind, daß du eine Kaisertochter bist, denn ich weiß es von dir ganz gewiß, daß du darüber so wenig deinen wackeren Pflegevater, als jenen höheren, der die Kaiser macht wie die Bettler, vergessen wirst; ich fechte es auch nicht an, weil ich antiaristokratisch gesinnt bin, denn ich gehöre nicht zu den politischen Poeten, die es von der Höhe der Gesinnung herunter den Malern bei Strafe des Hochverraths

verbieten könnten, Adler oder Geier zu malen, weil diese Vögel nicht blos auf Kirchthürmen und Stadtthoren, sondern auch auf Wappenschildern auszuruhen pflegen; ich tadle es nur, weil dadurch dein ganzes Thun aufgehoben wird. Mir däucht, du kamst in die Welt, um zu zeigen, daß die Liebe eben darum, weil sie Alles hingibt, Alles gewinnt, und wohl auch, um zu beweisen, daß der alte Plato, als er über dem Geheimniß der Neigung brütete und sich zu der Idee der Wiedererinnerung verstieg, kein ganzer Narr war, wenn auch vielleicht ein halber. Aber, so viel du auch wagst, so rührend du dich auch opferst, du hast so wenig das Eine als das Andere dargethan, denn du siegst nicht durch dich selbst, nicht durch die Magie der Schönheit, nicht durch die höhere des Edelmuths, nicht einmal durch das Cherubim-Geleite von oben; du siegst durch eine Pergamentrolle, durch den kaiserlichen Brief, der dich zur Prinzessin von Schwaben erhebt, und daß kaiserliche Briefe dieser Art und Prinzessinnen-Titel unwiderstehlich sind, hat die sonst so ungläubige Welt nie bezweifelt und bedurfte nicht erst des Beweises durch dich. Du zeigst also eigentlich das Gegentheil von Allem was du zeigen solltest, dein Beispiel lehrt, daß Schönheit und Edelmuth, ja Wechselneigung und der erklärte Wille des Himmels selbst Nichts bedeuten, wenn sich nicht Rang und Stand hinzugesellen, und darum wünscht' ich, du wärst die simple Waffenschmiedstochter geblieben, du hättest wenigstens als solche deinen Vetter von Strahl zu deinen Füßen gesehen, und deine Erhöhung wäre ihm erst als ein Lohn für seine eigne Erniedrigung, um es so zu nennen, zu Theil geworden. Doch das ist nicht deine Schuld, sondern die Schuld dessen, der dich erzeugte und ein Schicksal über dich verhängte, das dich mit dir selbst in Widerspruch setzte. Zu diesem, dem Dichter, wende ich mich nun jetzt.

Es ist lächerlich, obgleich gewöhnlich, eine in sich abgerundete und auf sich selbst beruhende Schöpfung zu verurtheilen, weil sie feindlich mit Ideen zusammen stößt, die außerhalb ihres Kreises liegen. Aber diese unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit nach außen muß eben mit der größten Gebundenheit nach innen, d. h. mit der vollkommensten und unbedingtesten Harmonie der Elemente, woraus sie besteht, bezahlt werden, und wenn diese sich statt dessen unter einander aufheben, wie es im Kätchen von Heilbronn unläugbar der Fall ist, so kann es nichts Schlimmeres geben. Die Einwendung, daß der Dichter ja eben ein Bild aus

der Ritterzeit habe aufstellen wollen, kommt nicht in Betracht, denn man darf den Keim nicht in's Wasser werfen, von dem man eine Blume will, und einen Lebensproceß nicht an Bedingungen knüpfen, die ihn unmöglich machen. Das Reinmenschliche des Käthchens hätte das Stockritterliche des Wetter von Strahl besiegen, oder gar nicht damit in Verbindung gebracht werden müssen; es ist nicht blos widerwärtig, denn dieß würde nur relativ geltend zu machen sein, nicht auf jedem Standpunkt als Fehler erscheinen; es ist absolut widersinnig, daß Jenes auf Dieses, als ob es nur daraus hervorgehen könne, zurückgeführt, daß die Mutter zur Tochter herabgesetzt wird. Und das geschieht. Vielleicht sollte ich diesem verneinenden Urtheil über das einzelne Stück einen Panegyricus auf den Verfasser zu meiner Verwahrung hinzufügen. Aber es gibt Geister von solcher Bedeutung, daß nur die Unverschämtheit oder die Dummheit sie zu loben wagt, Namen, die jedes ganz gehorsamste Adjectiv, das sich ihnen mit Räucherfaß und Fliegenwedel zur Seite stellen wollte, verzehren würde, wie das Feuer den Kranz, wenn Jemand die Abgeschmacktheit beginge, ihm einen aufzusetzen. Zu diesen rechne ich, — mit aller Achtung vor Goethe's bekannten und relativ allerdings begründeten Ausstellungen sei es ausgesprochen, — Heinrich von Kleist. Ich werde nie zum Frühling sagen: Verzeihen Sie, Sie haben dort ein welkes Blatt! Oder zum Herbst: Nehmen Sie es ja nicht übel, aber dieser Apfel ist nur zur Hälfte roth!



Anmerkungen.

Die in diesem Bande enthaltenen Literaturbriefe wurden von Hebbel anonym veröffentlicht, doch legte er, wie ich weiß, auf diese Arbeiten Gewicht, namentlich auf die letzten Nummern derselben. — Daß ich die ersten kritischen Arbeiten Hebbel's nicht unter die Kritiken schlechtweg gereiht, sondern ihnen eine eigene Rubrik angewiesen habe, wird man, wie ich hoffe, billigen. Denn als Erstlingsproducte seiner kritischen Thätigkeit haben sie einen eigenthümlichen Reiz. Sie sind aber auch für sich betrachtet von Belang, ja der Styl ist auffallend frischer und leichter geschwungen, als sonst irgendwo in seinen prosaischen Schriften. Der in der Rubrik „Bunte Aufsätze" vorkommende Artikel „Das deutsche Theater" war anonym veröffentlicht worden. Auch die Briefe „Aus Wien und Oesterreich" waren ohne Hebbel's Namen erschienen. Der Artikel „Das Hofburgtheater" fand sich im Nachlasse des Dichters bei seinen kritischen Aufsätzen als Manuscript vor und war bestimmt, eine Reihe von Artikeln über die Wiener Kunstinstitute zu eröffnen.

E. Kuh.

Die Berichte Hebbel's an die Augsburger Allgemeine Zeitung aus dem Jahre 1848 wurden von mir nach dem auf der Königlichen Universitätsbibliothek zu Kiel befindlichen Exemplar dieser Zeitung zusammengestellt, in dem allerdings die außerordentlichen Beilagen fehlen. Die vorhandenen Lücken wurden durch Herrn Professor Karl Werner in Salzburg aus dem Exemplar der dortigen Museumsbibliothek ergänzt. Auch für liebenswürdige und thatkräftige Unterstützung bei der Auffindung dieser Artikel, wofür als einziger äußerer Anhaltspunkt nur die Notiz Hebbel's in der Jahresübersicht des Tagebuches von 1848: „Verfaßt für die Allg. Zeitung circa 30 Artikel" dienen konnte, schulde ich dem genannten Freunde und Verehrer des Dichters aufrichtigen Dank.

Mit dem 30. Dezember des Jahres 1848 brechen die Berichte ab. Ueber die Gründe, aus denen sie nicht fortgesetzt wurden, erhält man Aufklärung durch verschiedene Stellen aus Briefen Hebbel's an Bamberg und Kühne: Briefwechsel I, S. 429: . . . Die Redaktion der Allg. Zeitung legte zwei Sendungen von mir zurück und da verging mir auf lange die Lust, weiter für sie zu schreiben. Vorgestern habe ich ihr seit Monaten den ersten Brief wieder geschickt, weil ich es für meine Pflicht hielt, mich über den Radikalismus von oben zu äußern; ob sie ihn aber aufnehmen wird, weiß ich nicht, denn ich nahm freilich kein Blatt vor den Mund. (Brief an Kühne vom 30. Mai 49.) Ferner Briefwechsel, S. 430: Die Allg. Zeitung verschließt jetzt Jedem ihre Spalten, der sich von hier aus über die deutsche

Sache äußern will; ich habe es schon 2 Mal erfahren. . . . Ich bin für Preußen und seine Bestrebungen, mögen sie nun Motive haben, wie sie wollen; nur der Bundesstaat kann uns retten, und Alles, sogar die materielle Existenz, steht auf dem Spiel. (Brief an Kühne ohne Datum aus dem Jahre 1849). Am bezeichnendsten für Hebbel's politische Stellung in jener Zeit sind aber die folgenden beiden Stellen aus Briefen an Bamberg: Briefwechsel I, S. 312: . . . Ich habe Alles mit durchgemacht: Studenten- und Pöbelherrschaft, Belagerung, Bombardement und Einnahme der Stadt . . . . Auf welcher Seite ich mich befand, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, eher würde ich mich noch dem russischen Czaren anschließen als der scham- und sittenlosen Brutalität, die hier für die Trägerin der Freiheit galt. Ich stand eigentlich allein und thu' es jetzt, nun das Heft in andere Hände gekommen ist, schon wieder. (Brief vom 3. Februar 49. . . . Ich selbst leide am meisten unter dem Umschwung, denn meine dramatische Thätigkeit ist auf lange wieder paralysirt. Doch werde ich wahrlich meine Weltanschauung nicht deshalb verändern, weil ich ungerecht und undankbar behandelt werde: das widerfuhr mir im Jahre 1848 von den Radicalen ja auch, das wird Jedem von jeder Partei widerfahren, der das Mark der Geschichte in den Adern trägt und nicht vom Zeitungsblatt lebt. (Brief vom 12. Februar 1850.)

Der Artikel über die Schriftsteller-Deputation nach Innsbruck war nicht leicht aufzutreiben, doch gelang es mir schließlich eine Abschrift davon, ebenfalls durch die Vermittelung von Professor Werner, zu erlangen.

H. Krumm.

Schlußwort.

Länger als ursprünglich geplant, hat sich das Erscheinen dieser Neuausgabe von Hebbel's Werken verzögert; die schleunige Fertigstellung des Ganzen noch im Jahre 1891 wurde durch die unliebsame Störung des Strikes im vorigen Herbst vereitelt. Diese unvorhergesehene Verzögerung hatte wenigstens einen wesentlichen Vortheil im Gefolge. Es war dadurch die nöthige Zeit gewonnen, um das in den letzten Band Neuaufzunehmende, dessen Beschaffung zum Theil mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verknüpft war, vollständiger zu sammeln und sorgfältiger zu redigiren, als sonst möglich gewesen wäre.

Als ich im Frühling des verflossenen Jahres mit der Redaktion der nunmehr abgeschlossenen Neuausgabe betraut wurde, ahnte ich nicht, wie umfangreich und tiefeinschneidend meine redaktionelle Thätigkeit werden würde. Die erste Gesammtausgabe, durch den langjährigen Freund des verstorbenen Dichters, Emil Kuh, veranstaltet, der für diese Aufgabe wie kein Zweiter berufen und geeignet war, verdient im allgemeinen das höchste Lob; der unermüdliche Fleiß des Herausgebers ist ebensosehr anzuerkennen wie seine Sachkenntniß und seine Pietät. Dennoch konnte ich mich, nachdem mir durch jahrelanges eingehendes Studium und innige Versenkung in diesen Dichter und seine Schöpfungen auch die Mängel und vor allem die Lücken dieser ersten Gesammtausgabe klar geworden waren, aus Gründen, die ich bereits in der Einleitung zum siebenten Bande entwickelt habe, nicht dazu verstehen mich innerhalb des Rahmens derselben zu halten oder die dort befolgten Grundsätze überall festzuhalten. Der Versuch einer Erweiterung und theilweisen Neuordnung mußte gemacht werden. Wie weit diese Absicht in verhältnißmäßig so kurzer Zeit sich ausführen ließe, mußte allerdings zunächst fraglich erscheinen und hing vor allem von der thatkräftigen Mitwirkung und Unterstützung der Freunde und Kenner des Dichters ab. Meine

Erwartungen sind weit übertroffen worden. Mit besonderer Genugthuung und aufrichtiger Freude erfüllt es mich, daß der von mir sofort bei Beginn der Arbeit skizzirte Plan in allen Punkten hat ausgeführt werden können. Es hat sich sogar im Laufe der Arbeit neues, ursprünglich nicht ins Auge gefaßtes Material in Hülle und Fülle gehäuft und zwanglos in den Rahmen einfügen lassen. Um so mehr halte ich es für meine Pflicht, an dieser Stelle noch einmal allen denen, die mich so bereitwillig unterstützten, für das mir bewiesene Vertrauen zu danken. Dank schulde ich vor allen dem Herausgeber der Tagebücher und des Briefwechsels, Herrn Dr. Felix Bamberg, für die Uebersendung der bedeutsamen und reichhaltigen Sammlung von Jugendgedichten aus der Wesselburener Periode (abgedruckt in Band 8), sowie für manche brieflich ertheilten Rathschläge und Aufklärungen; ferner Herrn Prof. Karl Werner in Salzburg für Uebersendung der Abschrift der Novelle: Barbier Zitterlein (abgedruckt in Band 9) und insbesondere für thatkräftigste und liebenswürdigste Unterstützung bei Auffindung und Redaktion der im Schlußbande abgedruckten politischen Artikel, sowie Herrn Prof. Klaus Groth in Kiel für das rege Interesse, mit welchem er diese Neuausgabe von Anfang an begleitete, und für manche freundliche Winke und Erläuterungen schwierigerer Stellen in den Jugendgedichten.

In den Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Bänden ist über die Abfassungszeit und Entstehung des Neuaufgenommenen, über die Gründe der Neuordnung und Umstellung des bereits früher Gedruckten das Wesentliche zusammengestellt worden, sodaß ich mich weiterer Bemerkungen hierüber enthalten kann. Betonen möchte ich nur noch, daß, nach meiner Ueberzeugung, Niemand, der ein tieferes Interesse an Hebbel nimmt, eins der hier neu veröffentlichten Dokumente für überflüssig erachten wird. Tragen sie doch alle ihr Scherflein zur Vervollständigung und klareren Beleuchtung seiner dichterischen und menschlichen Physiognomie bei, sodaß der Vorwurf mich schwerlich treffen kann, werthlose Abfälle, die besser unberücksichtigt geblieben wären, in diese für das große literarische Publikum und für möglichst weite Verbreitung bestimmte Ausgabe aufgenommen zu haben. Im Gegentheil werden spätere vollständigere Ausgaben noch Manches aus dem ungedruckten Nachlaß, was sich jetzt bei der Kürze der Zeit nicht hat beschaffen lassen, aufnehmen müssen. Diese Ausgabe wird ihren Zweck erfüllt haben, wenn es ihr

gelingt in weitere Kreise zu dringen und alle diejenigen, denen die Beschäftigung mit der deutschen Literatur Herzenssache ist, zu veranlassen, Hebbel zu lesen und sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. Ein eigenartig tragisches Schicksal hat nicht nur über dem Leben, sondern mindestens ebensosehr über der literarischen Thätigkeit und dem literarischen Rufe dieses größten Vertreters unserer nachklassischen Dichtung geschwebt. Selten dürfte ein zum Höchsten emporstrebendes Genie mit so widerstrebenden Elementen in den allgemeinen Verhältnissen der Zeit und den besonderen Umständen seines Lebens im Kampfe gelegen haben. Es ist hier nicht der Ort, dies ausführlich zu entwickeln. Auf eine der Hauptursachen der Theilnahmlosigkeit des großen Publikums gegenüber Hebbel kann ich mit den Worten von Professor Michael Bernays hinweisen, dessen Anerkennung allein die Gleichgültigkeit der „Million" aufwiegen kann. Derselbe schrieb mir, als ich mit dieser Ausgabe beschäftigt war: „Die damals herrschende Kritik, welche durch ihre freche Oberflächlichkeit die Zaghaften einzuschüchtern wußte, trug nicht am wenigsten dazu bei, dem unerschrockenen Poeten die verdiente äußere Anerkennung zu verkümmern." In dem Banne dieser Kritik des sogenannten Literarhistorikers Julian Schmidt und seiner Nachtreter stehen, mit seltenen Ausnahmen, auch jetzt noch alle, welche sich über unseren Dichter und seine literarische, insbesondere ästhetische Bedeutung äußern — und zwar nicht nur die Tageskritiker in Zeitungen und Zeitschriften, sondern selbst ein Mann wie Bulthaupt, dessen Kritik ganz andere Erwartungen und Ansprüche befriedigen sollte. Die lieblose, zum Theil nachweisbar auf Flüchtigkeit und Unkenntniß beruhende Beurtheilung Hebbel's von Seiten dieses mit Recht hochgeachteten Kritikers, im dritten Bande der „Dramaturgie der Klassiker", läßt nicht auf Vertrautsein mit dem innersten Kerne des Hebbelschen Genius schließen, der sich freilich nicht Jedem leicht und mühelos eröffnet, und beweist unwiderleglich, wie schwer, ja unmöglich es selbst für tieferblickende Männer ist, sich von früh aufgenommenen irreführenden und feindseligen Einflüssen zu befreien. — Erfreulich ist es, daß, trotz dieser im Ganzen ablehnenden Haltung der zünftigen Kritik, der Kreis der überzeugten Anhänger und Verehrer Hebbel's sich stetig erweitert hat. Auch die Bühnen scheinen sich in letzter Zeit wieder mehr an die Ehrenpflicht zu erinnern, die sie diesem Dramatiker gegenüber zu erfüllen haben, sodaß zu hoffen steht, daß

auf diesem einfachsten und praktischesten Wege die literarische Kritik überholt und überwunden werde. Vor allem aber ist es wünschenswerth, daß Hebbel von allen wahren Literaturfreunden, nicht nur von Kennern und literarischen Feinschmeckern, für welche die erste Gesammtausgabe, bei ihrem hohen Preise, allein existirte, gelesen werde. Hoffentlich bedeutet die vorliegende Ausgabe einen Schritt vorwärts diesem Ziele entgegen. Wenigstens hat der Herausgeber — falls es einem Herausgeber überhaupt erlaubt ist Ehrgeiz zu hegen — keinen anderen Ehrgeiz, als daß es ihr vergönnt sein möge der Hebbelschen Muse recht viele neue Freunde zu gewinnen!

Ebenso nothwendig und zeitgemäß wie eine billige Gesammtausgabe würde, meines Erachtens, eine biographisch-ästhetische Arbeit sein, welche aus dem weitverstreuten, von Kuh seinerzeit mit unermüdlichem Eifer gesammelten und verarbeiteten, seitdem aber noch bedeutend vermehrten Material ein einheitliches Bild zu schaffen versuchte und den inneren Zusammenhang, der zwischen des Dichters Leben und seinen Schöpfungen obwaltet, nachwiese. Das umfangreiche Werk Kuh's, ein unvergängliches Denkmal seines staunenswerthen Fleißes, leidet, außer an seinem übermäßigen Umfange, vor allem daran, daß ein falsches Streben nach Vollständigkeit den Verfasser verführt hat, wesentliche und unwesentliche Elemente in gleicher Breite vorzuführen, eigene und fremde Urtheile und Eindrücke unvermittelt nebeneinander zu stellen, wodurch die für eine Biographie wie für jedes andere Kunstwerk unerläßliche Einheitlichkeit und Concentration der Darstellung vollständig verloren geht. Bei der Sichtung dieser überreichlichen Fülle biographischen Materials hat Kuh es auch nicht selten an dem nöthigen Takt und Geschmack fehlen lassen und dadurch, ohne es zu wollen, pietätlos gehandelt. Kein Menschenleben, sicherlich kein geniales, ungestüm nach Entfaltung der eingepflanzten Keime und Kräfte ringendes, verträgt eine gleichmäßig grelle und scharfe Beleuchtung aller, auch der häßlichen und minder schönen Elemente. Für den tieferdringenden Blick des Freundes und Kenners, der die Forderung des Hebbelschen Epigrammes erfüllt hat:

Zwölf der Monde bedarf's, so heißt es, die Welt zu umsegeln,
Zwölf der Jahre jedoch, eh' du den Menschen umgehst,

lösen sich solche Disharmonien einzelner Momente des Lebens in der klaren Anschauung seiner gesammten Entwicklung von

selbst auf. Welche Carricaturen hingegen aus boshafter Zusammensetzung der aus dem Zusammenhang gerissenen biographischen Fetzen entstehen, das beweist zum Ueberdrusse jene Fluth von hämischen und kurzsichtigen Beurtheilungen des Menschen Hebbel, welche die Unvorsichtigkeiten und Taktlosigkeiten der Kuhschen Biographie hervorgerufen haben. Für solche Beurtheilungen gilt ein anderes Wort Hebbel's in den Tagebüchern: „Wahrheit freilich, aber eine von Hunden zu Fetzen zerrissene Wahrheit.“ Auch würde Derartiges sicherlich Niemanden mehr bekümmert und entrüstet haben als den Biographen selbst, den warmherzigen Freund des dahingeschiedenen Dichters, welchen der Tod von der „Arbeit seines Lebens“, wie er die Biographie gerne nannte, abrief. Am schwächsten in dem Buche sind die eingestreuten ästhetischen Bemerkungen, vor allem die haarspaltenden und doch dürftigen Analysen der Dramen. Kuh war eine durchaus lyrisch angelegte Natur. Kein Wunder, daß er den Lyriker Hebbel mit tiefem Scharfblick erkannte und umschrieb, während es ihm, trotz jahrelangen innigen Zusammenlebens mit dem Dichter, an ursprünglicher Congenialität des Fühlens und Denkens und somit auch an dem Organ zur Erfassung seiner ganzen männlich rauhen Individualität mangelte. Es soll ihm selbstverständlich aus all diesem kein Vorwurf gemacht, es soll hier nur in Kürze auf die Hauptgründe verwiesen werden, aus denen die Mängel dieses im Uebrigen hochbedeutsamen Werkes abzuleiten und zu erklären sind. In knappen, kurzen Strichen die menschliche und künstlerische Physiognomie Hebbel's zeichnen, von dem klar erkannten Mittelpunkte seiner Persönlichkeit aus Licht ausstrahlen lassen auf die entferntesten und dunkelsten Punkte seiner Biographie und seines Geisteslebens, sich bei der ästhetischen Beurtheilung überall auf den Standpunkt stellen, den der Dichter selbst einnahm, — das ist eine höchst schwierige und bis jetzt wenigstens ungelöste Aufgabe, für die nur der vortreffliche Essay Bamberg's über Hebbel in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ als Vorarbeit zu betrachten ist. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß der Herausgeber nicht die Kraft in sich fühlt, eine solche Aufgabe zu lösen, wenn er auch die Ziele, denen eine solche Arbeit nachstreben müßte, klar zu erkennen glaubt. Möge sich bald ein Berufenerer finden, der das hier entwickelte Programm ausführt! Ich werde zufrieden sein, wenn es mir, bei hinlänglich Zeit und Muße, gelingen sollte eine kurze biographisch-ästhetische Skizze zu entwerfen, die allerdings die von mir gerügten Fehler Kuh's

vermiede, im Uebrigen aber, in bescheidenem Abstande von jener immerhin hervorragenden Leistung, sich damit begnügte, ein augenblicklich gefühltes Bedürfniß vorläufig zu befriedigen. Dieselbe würde, wenn möglich, im Laufe des nächsten Jahres, ebenfalls in dem Verlage von Hoffmann und Campe erscheinen.

Zum Schlusse einige Bemerkungen über die kritische Behandlung des Textes in der vorliegenden Ausgabe! Auf die Original-Manuscripte, die übrigens nicht vollzählig mehr vorhanden sind, hat der Herausgeber, wegen der Kürze der Zeit und der Schwierigkeit ihrer Beschaffung, nirgends zurückgehen können, sodaß einige wenige offenbare Versehen bis auf weiteres uncorrigirt bleiben mußten. Dagegen sind alle früheren Drucke und Einzelausgaben gewissenhaft verglichen worden, wodurch die Correctur einer nicht unbedeutenden Anzahl von Druckfehlern in dem Texte der ersten Gesammtausgabe ermöglicht wurde. Nur selten habe ich, auch ohne äußere Autorität, da, wo mir die Correctur des Versehens evident schien, dieselbe in den Text aufgenommen und muß mich trösten, wenn mich darüber später, bei der Herstellung einer kritischen Ausgabe, die philologische Gerechtigkeit ereilen sollte. Im Ganzen darf ich ruhig aussprechen, daß der Text correcter geworden und dadurch ein Hauptmangel der Kuhschen Ausgabe beseitigt ist. Nur muß ich dringend bitten, die gelegentlich am Schlusse von Band 1, 7 und 8 verzeichneten Versehen sowie die Liste der Berichtigungen am Schlusse dieses Bandes berücksichtigen zu wollen. Niemand, der eine ähnliche Aufgabe in so kurzer Zeit, zumal unter so ungünstigen Umständen, wie sie der verflossene Herbst brachte, ausführen mußte, wird sich wundern, daß Derartiges mit unterlaufen konnte. Am meisten sind die Bände 7 u. 8 davon betroffen, aus leicht erklärlichen Gründen. Die ersten Bände weisen nur eine sehr mäßige Zahl derartiger Versehen auf, die letzten sind ungefähr ganz frei davon. — Was die Orthographie anbelangt, so hat sich der Herausgeber bestrebt, dieselbe möglichst einheitlich zu gestalten. Eine genaue Vergleichung der Orthographie der Einzeldrucke ergiebt, daß Hebbel selbst, wie die meisten Deutschen, zu verschiedenen Zeiten seines Lebens eine verschiedene Rechtschreibung gehabt hat. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, zugleich die Eigenart des Schriftstellers zu schonen und den verwirrenden Eindruck der Inconsequenz zu vermeiden. Manche

Eigenthümlichkeit der Hebbelschen Orthographie widerspricht auch so sehr dem heute allgemein üblichen Gebrauche, daß ich sie unbedenklich geopfert habe, da möglicherweise, wie ich aus eigener Erfahrung wußte, selbst eine falsche Auffassung der betreffenden Textstelle durch ihre Beibehaltung zu befürchten war. Daß ein erster Versuch, hierin eine gewisse Einheit zu erzielen, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, ist begreiflich, zumal da dem Herausgeber erst im Verlaufe der Arbeit die Grundsätze, die hier zu befolgen wären, ganz klar wurden. Für einige kleinere Inconsequenzen, namentlich der ersten Bände, muß ich deshalb um Absolution bitten. Der Text der letzten Bände wird allen Freunden des Dichters, welche sich für diese Sache überhaupt interessiren, zeigen, welchen Zielen ich zustrebte. — Dasselbe gilt von der Interpunction. Auch in diesem Punkte suchte der Herausgeber vor allem die Eigenart des Schriftstellers zu schonen, zugleich aber ein möglichst folgerichtiges System durchzuführen. Ob ich bei dieser minutiösen Arbeit, die doch für das müheloſere Verständniß des Textes von nicht unwesentlicher Bedeutung ist, das Richtige getroffen habe, muß ebenfalls die philologische Kritik, welche in absehbarer Zeit wohl anfangen wird, sich mit Hebbel zu beschäftigen, entscheiden. Für die Leser wird die Versicherung genügen, daß ich auch hierin bestrebt gewesen bin, ihnen, wo es mir nöthig schien, in die Hände zu arbeiten.

Was endlich die Anmerkungen betrifft, welche ich unter den Text der letzten 6 Bände zu setzen für nöthig fand, so darf ich in Bezug auf die Gedichte in Band 7 u. 8 auf das in der Einleitung zu Band 7 Gesagte verweisen. Die in den letzten 4 Bänden abgedruckten Prosaschriften Hebbel's setzen die Leser nicht selten durch die Reichhaltigkeit und Menge der literarischen Anspielungen, die der Verfasser aus dem staunenswerthen Schatze seiner umfassenden Belesenheit mühelos schöpfte, in eine gewisse Verlegenheit, sodaß schon aus diesem Grunde gelegentliche Erläuterungen und Verweisungen unentbehrlich scheinen. Der Herausgeber hat deshalb, trotz seiner theoretischen Ueberzeugung, daß Noten unter dem Texte bei Klassikerausgaben besser zu vermeiden sind, aus praktischen Gründen die Schwierigkeiten, die er vor Jahren beim ersten Lesen gefunden hatte, durch kurze Noten hinwegräumen wollen. Derartige Anmerkungen sind aber sehr sparsam gegeben worden, weil es mir von höchster Wichtigkeit schien, nicht den Eindruck zu erwecken, als ob der Heraus=

geber, durch Auskramen eigenen Wissens, sich in ungebührlicher Weise zwischen den Verfasser und den Leser drängen wolle. Ganz anders verhält es sich mit den recht häufigen Citaten aus den Tagebüchern und dem Briefwechsel. Hier befürchtete der Herausgeber eher zu wenig als zu viel thun zu können, da nichts belehrender und anregender sein kann, als so dem Verfasser selbst zur Erläuterung, Erweiterung oder Einschränkung der im Texte ausgesprochenen Anschauungen das Wort zu verstatten. Auch scheint es mir, nachdem die reichen Schatzkammern der Tagebücher und des Briefwechsels zum größten Theil dem Publicum erschlossen worden sind, durchaus geboten, in einer Ausgabe, die leider diese hochbedeutsamen Documente des Hebbelschen Geisteslebens nicht aufnehmen kann, mit Verweisungen auf dieselben nicht zu sparen. Hoffentlich wird so in jedem Leser die Ueberzeugung hervorgerufen, daß in jenen Veröffentlichungen eine wesentliche Ergänzung zu den hier vorliegenden gesammelten Werken zu finden ist.

Kiel, im April 1892.

H. Krumm.

Berichtigungen und Zusätze.

Bd. I:

S. 198, Z. 8 v. o. ist die Lesart des Einzeldrucks vom Jahre 1843 ward anstatt war einzusetzen.

Bd. II:

Im „Diamant" sind S. 70 u. S. 75 falsche Zahlen bei den Scenen-Ueberschriften stehen geblieben, wozu ein Versehen der ersten Gesammtausgabe Veranlassung gab. Die dritte Scene hätte als zweite, die fünfte als dritte bezeichnet sein sollen. Darnach corrigiren sich die folgenden Ziffern von selbst.

S. 119, Z. 10 v. u. anstatt des Lex lies: der Lex.

Bd. IV:

Die letzte Rede Albrechts auf S. 89 soll lauten: Vater, nicht vor Kaiser und Reich, anstatt: Nicht, nicht ꝛc.

S. 101, Z. 9 v. u. anstatt drohte ihn lies: drehte ihn.

Bd. V:

S. 24, Z. 13 v. o. anstatt mir lies: mit.

S. 50, Z. 3 v. o. anstatt Du lies: Und.

S. 141, Z. 11 v. o. anstatt Dir lies: Die.

S. 160, Z. 9 v. o. anstatt kein lies: Dein.

S. 213, Z. 4 v. u. müssen die Worte Kriemhild's lauten: Ist das der Muth? anstatt: Ist das Muth?

Bd. VI:

S. 95, Z. 5 v. u. muß lauten: Und er erhielt den goldbetreßten Buben, anstatt: Und erhielt ꝛc.

Bd. VII:

S. 39, Z. 6 v. o. anstatt Der lies: Den.

S. 162, Z. 7 v. u. ist vor: Schein aus Versehen das Wort: leeren ausgefallen.

Bd. VIII:

S. 207, Z. 12 v. u. anstatt: Nicht verloren für sein lies: Nicht verloren sein für.

S. 216, Z. 15 v. u. anstatt: ihren lies: Ihren.

S. 231, Z. 12 v. o. anstatt: ihm ich lies: ich ihm.

S. 255, Z. 11 v. o. anstatt: bestätigten lies: bestätigen.

Bd. IX:

S. 42, Z. 4 v. u. anstatt: antwortete lies: antwortet.

S. 58, Z. 1 v. o. anstatt: ist „das recht lies: „das ist recht.

S. 78, Z. 3 v. o. anstatt: den lies: der.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

